E III 12

Coburger
Landes
Bücherei

12

J: Gundlach del: S: Halle sculps: Berol: 1789.

Oekonomisch = technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Stats= Stadt= Haus= und Land = Wirthschaft,

und der Kunst=Geschichte,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der k. k. ökon. Gesellsch. in Krain, der russisch = kaiserl. freyen ökon. Gesellsch. zu St. Petersb. und der kurf. maynz. Akad. der Wissensch. Mitglied, der märkischen ökonom. Gesellsch. zu Potsd. Ehren=Mitglied u. Correspondent, der kön. preuß. gelehrt. Gesellsch. in Frankf. a. d. O. Beysitzer, der Gött. deutsch. Gesellsch. der Oberlausitzer Bienengesellschaft, und der kursächs. ökonom. Soc. in Leipz. Ehren=Mitglied, wie auch der ökonom. patriot. Soc. in Schles. ordentliches Mitglied und Correspondent.

Fünf und sechzigster Theil,

von Lar bis Lauer.

Nebst 23 Kupfertafeln auf 5⅞ Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1794.

in der Buchhandl. des kön. preuß. geh. Commercien=Rathes Pauli.

E III 12/12

L. L.

Lar, siehe Laren.

Lar, Laar, eine Stadt in Persien, in der Provinz Ghermes, von der sie sowohl, als der Provinz Laristan, die Haupt-Stadt ist. Sie liegt in einer Ebene, die mit Bergen umgeben, und mit vielen Bäumen, insonderheit Palmen, Pomeranzen, Citronen und Tamarinden ganz bedeckt ist, dergestalt, daß man sie von weitem für ein Dorf halten sollte, welchem sie auch, da sie offen (ohne Mauern) ist, ähnlicher sieht, als einer Stadt. Sie ist nicht groß, und auch nicht sonderlich gebauet; doch hat sie sehr schöne, breite, und mit großen, sehr ebenen Steinen gepflasterte und gut bedeckte Bazars. Sie wird von einem Citadell, welches auf einem steilen Felsen liegt, und zu dessen Thor nur ein einziger, in Fels gehauener, Weg führt, und welches zugleich auch die Verwahrung der Stats-Gefangenen ist, beschützt. Sie ist ein wichtiger Handels-Platz, wo viele Seiden-Manufacturen und die besten Feuer-Röhre in ganz Persien gemacht wer-

den; auch wird, wie Thevenot versichert, daselbst gutes Schieß-Pulver gemacht. Hiernächst ist daselbst der gewöhnliche Sammel-Platz der Karavanen, die aus Persien und Caramanien, und von andern Orten nach Persien ziehen, deswegen finden sich auch in dieser Stadt sehr viele Kaufleute von verschiedenen Nationen, als: Perssaner, Armenianer, Araber, Heiden, Benjanen und Juden, ein. Die Leztern sind insonderheit daselbst in großer Anzahl anzutreffen. Unter den europäischen Nationen haben die Holländer ein eigenes Haus und Comtoir daselbst, welches wohl gebauet ist. Nahe bey dieser Stadt ist ein Gebirge, aus welchem ein herrliches Oehl, oder ein köstlicher Balsam, durch eine kleine Ader ausschwißt, welcher die höchste Medicin wider alles Gift ist. Die Perser nennen diesen Balsam Mummay Kobas; siehe Mumie. Er wird im Junius, und zwar nur für den Schach, aufgesammelt, welcher auch eine starke Wache dabey hält, und bisweilen etlichen Personen, die er sehr werth hält, etwas davon zum Geschenk giebt.

Lar, Lari, Larin, eine Münze; s. Larin.

Lararium, s. Laren.

Lärche, (die) der Lärchenbaum (*), Lärbaum, Leerbaum, Leertanne, (weil der Stamm während des Winters von Blättern entblößt und leer ist,) Lierbaum, in Schlesien Löhrbaum, die Lerche, der Lerchenbaum, die Lerchtanne, Lorchbaum, Rothbaum, (wegen der rothen Farbe des Holzes,) Schönholz, Griech. Λαρίξ, L. Larix, im mittlern Lat. Lare-

(*) Da der Nahme dieses Baumes mit der Lerche nichts gemein hat, (wiewohl Einige die Benennung Lerchenbaum von der gestreiften Farbe der jungen Stämme und Aeste, und deren Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer jungen Lerche herleiten wollen,) so schreibt man ihn, wegen der Verwandtschaft mit den ältern Nahmen fremder Völker, billig mit einem ä.

Laresus; Ital. Larice; Fr. Larege, Méleſe, Meleze, Mesle, la Larche, la Lerche in der Franche Comté und dem an Frankreich gränzenden Theile der Schweiz; Engl. Larch-Tree; eine Art Tangel- oder Nadel-Holzes mit vielen unzählbaren Nadeln, welche wie ein Quaſt aus einem Puncte und aus einer Scheide wachſen, welches aber von den übrigen Nadel-Hölzern darin abweicht, daß es ſeine Nadeln im Herbſte fallen läßt, und im Frühlinge andere treibt; auch ſich von andern Nadel-Hölzern durch ſeine vorzügliche Feſtigkeit des Holzes, beſonders zum Bauen, und wo man ſonſt recht zähes Holz nöthig hat, unterſcheidet.

Daß Tournefort, und auch einige neuere Schriftſteller den Lärchenbaum als eine eigene Gattung vorgetragen, Andere aber mit Linné dieſen mit der Fichte und Tanne vereinigt haben, und in wie fern dieſe Bäume mit einander übereinkommen, oder von einander unterſchieden ſind, habe ich bereits bey der Fichte, im XIII Th. S. 267, fgg. angemerkt. Ich wiederhohle nur, wie die zwey bey einander liegenden Samen bey dem Lärchenbaume und der Tanne von einer zweyfachen, bey der Fichte aber nur von Einer Schuppe bedeckt werden, und daher, wenn dieſes Unterſcheidungs-Zeichen, wie Trew (*) anzurathen ſcheint, einige Achtung verdienen ſollte, und man die Gattungen daraus beſtimmen wollte, der Lärchenbaum mit der Tanne, Abies, vereiniget werden müßte, wie Böhmer in den Ludwigſchen Definitionen

(*) CPH. JAC. TREW obſ. ſiſtens Cedri montis Libani characteres cum illis Laricis, Abietis, Pinique comparatos, ſ. n. e. N. T. in *Nov. Act. phyſ. med. Acad. Caeſ. N. C.* To. I. (Norimb. 1757, 4.) obſ. 101, S. 409 — 437.

Eb. Deſſ. Cedrorum Libani hiſtoria, eorumque character botanicus cum illo laricis, abietis pinique comparatus, Norimb. 1757, 4.

tionen auch gethan hat. Hr. v. Haller hat in der ersten Ausgabe der schweizerischen Pflanzengeschichte die drey Tournefortischen Gattungen beybehalten, in der neuen aber ist er dem Linné gefolgt. In dem Verzeichnisse der göttingischen Pflanzen vereinigt er den Lärchenbaum mit der Tanne, und führt die Fichte besonders an. Wenn man den Unterschied der Gattungen nicht von der Blüthe und Frucht entlehnen müßte, würde der Lärchenbaum von den verwandten leicht abgesondert werden können, indem dieser nicht immergrünend, sondern den Winter über kahl ist, und in jedem Frühlinge neue Nadeln hervor treibt. Linné hat auch nur eine, du Roi aber zwey, wirklich verschiedene Arten des eigentlich sogenannten Lärchen-Baumes angeführt, nähmlich: den gemeinen, und den nordamerikanischen so genannten schwarzen.

1. Der gemeine, oder der europäische Lärchenbaum, den man auch, wenn man ihn mit den Fichten-Arten vereinigen wollte, die Fichte mit abfallenden Blätterbüscheln nennen könnte, Larix folio deciduo conifera *J. Bauh. & Duham.* Pinus Larix, foliis fasciculatis obtusis *Linn.* Pinus foliis fasciculatis deciduis *Hall.* Larix foliis deciduis, conis ovatis obtusis *Mill.* Abies foliis fasciculatis obtusis *Gmel.* Engl. Common Cone-bearing Larch-Tree, der König der Nadel-Hölzer, und nebst der Weiß-Tanne, unter den deutschen hohen Nadel-Hölzern, der ansehnlichste und schönste, auch zugleich der nützlichste Baum, wächst in Böhmen, Schlesien, Steyermark, Kärnthen, Tyrol, der Schweiz auf Bergen von mittlerer Höhe, ferner in Frankreich, Ungarn auf den karpathischen Gebirgen, und in Sibirien, besonders auf erhabenen Gegenden dieser Länder, hingegen selten in der Ebene. Er treibt unter den Nadel-Hölzern, bey uns am stärksten und frühesten, nähmlich im März, und seine Wurzel hat mit der Weißtannen-

Wurzel viele, und fast die meisten Eigenschaften gemein; er treibt auch tief, und tiefer in den Grund, als die Weiß und Roth-Tanne, daher er auch nicht leicht vom Winde umgeworfen wird. Der Stamm ist gerade, schlank, und wächst sehr geschwinde; ja, er kann, nach Beschaffenheit des Bodens, in einem einzigen Jahre öfters 4 bis 5 Fuß schießen, folglich ist er eben so schnellwüchsig, als Tannen, Fichten und Kiefern nur immer seyn mögen. Die Aeste hangen, wie bey den Fichten, über einander hin, und biegen sich etwas abwärts gegen die Erde. Die Rinde ist ziemlich stark und dick, braunroth, und bekommt, wenn der Wuchs stark ist, äusserlich viele Risse; sie ist der Rinde der gemeinen Kiefer sehr ähnlich. Das Holz ist hart, braunroth, oder auch rothgelblich, zuweilen weiß, obgleich Hr. v. Haller (*) solches nicht zugeben will. Gesundes Holz ist vielleicht niemahls weiß; wenn es aber die harzigen Bestand-Theile verloren hat, kann es wohl eine fremde Farbe annehmen. In der Schwere hat ein Kubik-Fuß grünes Holz 41 Pfund 2 Quent; und ein Kubik-Fuß trocknes Holz, 26 Pfund 1 Loth und 2 Quent, und ist also schwerer als Fichten- und Kiefern-Holz. Der Splint ist weißlich. Die Blätter, oder Nadeln, 10, 12, auch mehrere, entspringen aus einem gemeinschaftlichen Puncte, machen unter sich ein Büschelchen, und dergleichen Büschel sitzen rund um die Zweige herum; sie sind hellgrün, ihrer Gestalt nach schmahl und zugespitzt, obgleich verschiedene Schriftsteller dieselben als stumpf beschreiben, und fallen gegen den Winter ab (**). Wenn diese Büschel im Frühlinge hervor brechen, haben sie einen sehr ange-

(*) Hist. stirp. Helv. To. II.

(**) Der Lärchenbaum und die Cupressus disticha *Linn.* sind, so viel man weis, die einzigen bekannten Nadelhölzer, welche im Herbste ihr Laub verlieren. Der Lärchenbaum, welcher

nehmen Geruch; und deswegen pflegen die Bewohner derjenigen Gegenden, wo er, wie z. B. in Ungarn, häufig anzutreffen ist, die Zweige in die Stuben zu setzen, so wie bey uns der Landmann diese für Förste schädliche Gewohnheit mit Birken-Stämmen oder sogenannten Mayen unternimmt.

Dieser Baum gehört, nach Linné, unter die Classe derjenigen, welche ihre männliche und weibliche Blüthen auf Einem Stamme tragen. Die männlichen Blumen sind in Gestalt eines kleinen zirkelrunden Ballens an einem gemeinschaftlichen Stiele befestigt, und bestehen aus vielen kleinen Schuppen, deren jede zwey gelbliche Staubbeutel führt. Sie erscheinen zu Ende des März, oder im Anfange des Aprils, vor dem Ausbruche der Blätter aus den Augen der Blätterbüschel. Eben dieses gilt von den weiblichen Blumen, welche an denselben Zweigen neben einander, als kleine, längliche, schuppige Zapfen sitzen, und theils gelblich, theils röthlich, theils purpurfarbig sind; sie bestehen ebenfalls aus kleinen Schuppen, davon die äußere länglich und mit drey Spitzen versehen ist, deren mittlere als ein feiner Faden hervor raget, die innere aber mehr rundlich ist. Ist die Befruchtung durch den Samenstaub gehörig geschehen, so werden die Frucht-Zapfen im October und Anfange des Novembers reif, und stehen an gebogenen Stielen gerade in die Höhe. Ihre Größe beträgt in der Länge etwas über einen, und die Breite auf einen Zoll. Oefters, wenn der Trieb des Baumes stark ist, wachsen aus den Spitzen der Zapfen neue Zweige.

Ueber die sprossenden Früchte des Lärchenbaumes, findet man in dem vom Leg. Rath Lichtenberg zuerst her-

cher so viel harziaen Saft enthält, dient zum Beweise, daß die Menge des Harzes nicht die Ursache des immerwährenden Grünens seyn könne.

herausgegebenen, und vom Prof. Voigt zu Gotha fortgef. Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgesch. 4 B. 2 St. (Gotha, 1787, 8.) S. 107, fgg. folgende Beobachtung von Hrn. Reygnier.

Hr. Reygnier ging zu Ausgang des Herbstes in einem englischen Garten im Geldernschen spazieren, und bemerkte, daß alle daselbst befindliche Lärchenbäume über ihren Früchten kleine Zweige hatten. Ueber diese Sonderbarkeit betroffen, pflückte er mehrere ab, und sahe, daß sie sprossend waren. Sie wichen in Absicht ihrer äussern Gestalt nicht von den gewöhnlichen ab, waren aber viel kleiner, und trugen keinen Samen. Ueber ihrer Spitze erhob sich ein kleiner Zweig von 4 bis 8 Zoll und drüber, hoch, sehr gut beblättert und frisch im Wachsthum. Dieser Zweig war eigentlich ein Fortsatz von der Axe des Zapfens, und hatte auch dieselbe Stärke. An seinem Fuße war er mit einer Art von Wulst umgeben, der aus nicht sonderlich entwickelten Schuppen bestand. Es hält schwer, diese Monstrosität von einem Fehler des Fruchtknotens herzuleiten, weil alle Früchte der hier befindlichen Lärchen-Bäume sprossend waren. Man kennt nur zwey äussere Ursachen, welche Einfluß auf die Pflanzen haben können, nähmlich: die Wirkungen der Elemente, und den Stich der Insecten; allein alle Auswüchse dieser leztern Art haben eine Art von Ungestaltheit an sich. Der Lärchen-Baum wächst ohne Unterschied in jedem Boden, zwischen den dürresten Felsen und auch im besten Erdreich, im Mohrgrunde und selbst in Sümpfen, wo er fast halb im Wasser steht; und allenthalben kommt er gut fort, ohne die obige Sonderbarkeit zu zeigen. Der Boden, wo der hier beobachtete wuchs, war sandig. Die Luft muß also wohl einen Aufschluß über die Erscheinung geben, da ihn die Erde versagt, so wie man überhaupt eine Menge Natur-Begebenheiten aus diesem Element erklärt hat, die vor der Entdeckung der künstlichen Luft-Arten völlig räthselhaft waren.

„Die fixe Luft begünstigt, wie man weis, das Wachsthum der Pflanzen ungemein, und giebt ihnen eine ganz besondere Lebhaftigkeit. Diese Wirkung bringt sie vermuthlich in sofern bey ihnen hervor, als sie ihnen eine reichlichere und mit ungleichartigen Theilen weniger vermischte Nahrung darreicht. Diese Nahrung ist die Luft-

Säure, welche den Grundstoff aller Salze ausmacht, und sich in eben dem Maße kräftig erzeigt, in welchem sie von der Beymischung fremder Substanzen frey ist. Bey dieser Voraussetzung ist es nun nicht schwer zu begreifen, daß ein Alpen-Gewächs, welches in einer dünnen und von entzündbarer Luft weit mehr als von fixer, geschwängerten Atmosphäre zu Hause ist, und daher eine diesem Klima angemessene Beschaffenheit hat, allerdings einige Veränderung erleiden muß, wenn es in eine niedrigere und morastige Gegend kommt, wo die Atmosphäre mit einer sehr beträchtlichen Menge Luft-Säure gesättigt ist. Diese so überflüssige Nahrung wirkt denn unstreitig auf seine Organisation, und die Frucht, welche derjenige Theil ist, wo sie ihre größte Wirksamkeit äussert, wird der erste Gegenstand seyn, an welchem man jene Veränderung bemerkt. Hr. Reygnier giebt indeß diese Erklärung für nichts als eine bloße Vermuthung aus, die sich auf keine Versuche gründet, aber dabey doch nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit ist."

Die äußerlichen Schuppen dieser Zapfen sind länglich, dreyspitzig, kürzer als die innern, und haben einen, aus der Mitte hervorragenden feinen Stachel, welcher den ganzen Zapfen rauh macht. Die innern Schuppen sind stumpf und sehr kurz; sie werden aber, fast bis zur Reife des Samens, immer größer, und erhalten eine grüne Farbe.

Unter jeder Schuppe eines solchen reif gewordenen braungelblichen Zapfens liegen zwey geflügelte Samenkörner, welche aber nicht groß, und gegen den Tannen- Fichten- und Kiefern-Samen gerechnet, klein sind; sie sind die leichtesten und kleinsten unter den Nadel-Hölzern, so daß von ihnen, nach den angestellten Proben, 76800 Körner auf ein Pfund-Gewicht gehen sollen. Im Geschmacke gleichen sie den Pinien, und werden deswegen von Vögeln, und vornehmlich den Meisen-Arten vorzüglich geliebet und aufgesuchet, welche leztere sie mit besonderer Geschicklichkeit zwischen den Schuppen heraus hohlen, indem sie die

Za-

Zapfen zwischen die schuppige Rinde des Stammes zwingen, und alsdann durch das öftere Hacken mit dem Schnabel die Schuppen lösen. Die Zapfen fallen nicht alle Jahre ab, und man findet also an Einem Aste alte und junge Zapfen, jene leer, diese mit Samenkörnern angefüllt. Sind die leztern noch im Frühlinge verschlossen und mit Samen versehen, so ist der Grund hiervon wohl in der abwechselnden Witterung zu suchen.

Wegen der weißen, rothen und röthlichen Blüthen, haben Einige verschiedene Sorten und Varietäten dieses Lärchenbaumes annehmen, und behaupten wollen, wie solche beständig einerley Farbe zeigten; Andere haben solche für zufällig gehalten, und den Grund davon in der Stärke oder Schwäche des Baumes suchen wollen. Miller erwähnt Bäume mit weißen und rothen Blüthen, die sich nach der Farbe der Blätter von einander unterscheiden, indem diese bey den weißen Blüthen heller, bey den rothen aber dunkler ausfallen. Bäume mit weißen Blüthen haben demselben auch niemahls so stark, als die übrigen, geschienen. Bekmann, in den Versuchen von der Holz-Saat, erwähnt einen weichen und harten Lärchen-Baum; bey jenem sollen die Blüthen anfangs roth und purpurfarbig seyn, endlich aber braun werden; bey diesem aber anfangs grün, und zulezt gelblich erscheinen; der weiche soll auch die Nadeln zeitiger und schon im October, der harte aber erst in der Mitte des Novembers, fallen lassen. Hr. du Roi (*) ist auf diese Verschiedenheit besonders aufmerksam gewesen, und hat die weiblichen Blüthen oder sogenannten Zapfen bald weißgelblich, bald hellroth, bald purpurfarbig, bemerkt, und zugleich wahrgenommen, daß

(*) S. Dessen Harbkeische wilde Baumzucht, 2 B. (Brschw. 1772, gr. 8.) S. 66, fgg.

die Nadeln derjenigen Stämme, welche weißgelbliche Blüthen trugen, in ihrem Bau feiner und von Farbe heller, als bey den übrigen beyden, ausfielen, und sowohl die Blüthe als der reif gewordene Zapfen kleiner, als bey andern von gleichem Alter, war, dabey aber auch bemerkt, daß viele dergleichen Bäume nach etlichen Jahren abgestorben sind; daher Derselbe höchst wahrscheinlich urtheilt, daß die mehr schwache Farbe der Blüthen und Nadeln eine Schwäche des Baumes anzeige. Es ist demnach diese Verschiedenheit der Blüthe sowohl, als auch des Holzes, für unbeständig anzusehen, und die Vermuthung, daß durch den Samen, Bäume mit gleichfarbigen Blumen zu erhalten seyn, fällt folglich von selbst weg. Dü Hamel will zwar bemerkt haben, daß in der Provence weißes und rothes Lärchen-Holz beydes bey gesunden Stämmen angetroffen werde, und diese Verschiedenheit der Farbe von dem verschiedenen Alter der Bäume herleiten; dü Roi aber erinnert nicht unbillig, daß dieses mit gleichem Rechte von ihrer Schwäche hergeleitet werden könne, zumahl, nach dü Hamel's Berichte, das rothe Holz viel harzreicher, als das weiße, gewesen ist.

Der vielfache Nutzen des Lärchenbaumes verdient alle Achtung, deswegen ist solcher auch bereits in verschiedenen Gegenden angebauet worden, und es wäre zu wünschen, daß der Anbau noch weiter vermehrt würde. Dieser Baum treibt bisweilen Schößlinge aus den Wurzeln; man schätzt aber diejenigen Bäume höher, die aus Samen kommen. Der Same, welcher zu Ende des Octobers reif ist, und mit dem Anfange des Novembers in seinen Zapfen eingesammelt werden muß, kommt zwar in allerley Arten von Erdreiche fort, und die daraus erzogenen Stämme wachsen ohne viele Wartung gedeihlich; doch ist in einem thonigen, kaltgründigen, insonderheit in nassem Boden,

den, das Wachsthum schlechter, als in einem warmen, leichten, mit Sande vermischten, allenfalls auch steinigen, Erdreiche. Daß er auch in dem leztern Wurzeln schlagen kann, beweiset, nach du Roi Versicherung, der einige Zoll hoch mit grobem Gries (Grand) überfahrne harbkesche Garten, in welchem noch jährlich aus den von den Bäumen abgefallenen Samen-Körnern viele junge Pflanzen freywillig entsprossen sind.

Bey dem Aussäen kommt es aber, um nicht Zeit zu verlieren, und die Mühe vergeblich anzuwenden, auf die Güte und Vollkommenheit des Samens hauptsächlich an, wenn man eine gehörige Anzahl junger Stämme erhalten will. Um hierin sicher zu gehen, ist die Erforschung durch das Wasser das bequemste und beste Mittel, und es wird schwerlich eine Hülse, welche auf der Fläche desselben als ein leichterer Körper schwimmt, aufkeimen. Man verliert zwar dadurch etwas, und vielleicht zu einigen Zeiten ziemlich viel, da der Same alle Jahre nicht gleich gut gerathen kann, allein man kann nach der angegebenen Handlung seine Erwartungen gewisser befriedigt zu sehen hoffen, und zugleich eine unnöthige Bemühung und eine Stelle des Landes ersparen. Die Liebhaber haben hin und wieder, jeder nach seiner Vorschrift, die Aussäung des Lärchenbaum-Samens versucht. Einigen sind ihre Versuche geglückt. Andere sind durch den schlechten Erfolg von weitern Proben abgeschrecket worden.

Zuförderst verdient die Art und Weise, die Samenkörner aus den Zapfen zu erhalten, Aufmerksamkeit. Man findet bey den Schriftstellern hiervon verschiedene Angaben, sie lassen den Leser aber auch am Ende in Zweifel, welche Methode unter den vorgeschlagenen die bequemste und zuträglichste sey. Die beste und der Natur gemäßeste, ist wohl die, daß man die Zapfen so lange liegen lasse, bis die Schup-

pen

pen sich von selbst öffnen, und den Samen fallen lassen; allein, da das Harz leicht zwischen denselben flüssig wird, so kann dadurch die Spitze des Samenkornes zwischen den Schuppen noch mehr befestiget werden, und diese Bemühung unnütz machen. Man kann und will mit dem Aussäen nicht allezeit Jahr und Tag warten, und es fällt also dieser Versuch, wegen seiner Langwierigkeit und Unbequemlichkeit, von selbst weg. Am leichtesten hingegen erreicht man seinen Endzweck, wenn man die Zapfen kurze Zeit vorher, ehe man das Säen unternehmen will, einige Tage im Wasser erweicht, sie auf Bretern ausbreitet, und durch die Sonne trocknen und aufplatzen läßt, oder auch eben dieses durch die Wärme, die sich in geheizten Treib-Häusern findet, verrichtet. Die Zapfen werden dadurch dürre, öffnen sich, und man kann den Samen sehr leicht ausschütteln. Einige wollen zwar dieses Trocknen geschwinder bewerkstelligen, wenn sie, an statt in dieser angerathenen mäßigen Wärme die Zapfen zu trocknen, dieselben der Hitze des Ofens aussetzen; sie verlieren aber dadurch offenbar, da durch diesen stärkern Grad der Wärme die oehligen Harz-Behältnisse des Samenkornes zersprenget und zusammengezogen werden, der Keim der künftigen Pflanze folglich vertrocknet, und der Same niemahls aufgeht. Man kann indessen diese Absicht erreichen, wenn man die gesammleten Zapfen, der Länge nach, in vier Theile durchschneidet, oder mit einem schmahlen Messer oder Meißel durchschlägt, und die Samenkörner unter den Schuppen mit einem Messer losbohren läßt, obgleich nicht zu läugnen ist, daß dabey auch allezeit viel guter Same verloren geht.

Das Aussäen des gewonnenen (oder von sichern Personen gekauften) Samens geschieht folgender Gestalt. Man wählt ein ohne frische Düngung wohl gegrabenes und aufgelockertes Garten-Beet oder

Stück

Stück Landes, macht es fein gerade, und säet im Frühlinge, oder, wenn man den Samen noch im Herbste erhalten kann, noch besser zu dieser Jahrs-Zeit, den Samen oben auf das Feld und zwar etwas weitläuftig (*), damit die künftigen Pflanzen nicht klumpenweise zu stehen kommen, sondern zum Bewurzeln Platz behalten. Ueber diesen Samen streuet oder siebet man hierauf, einen halben Zoll hoch, weißen oder andern reinen Sand, der aber in seinen Körnern nicht zu klein seyn muß, weil ihn sonst ein einziger etwas starker Wind von seiner Stelle weg, und auf eine andere zu häufig führen würde; und wenn es (ein sonst seltener Fall!) an Sande fehlen sollte, so kann man auch, an statt desselben, die trocknen abgefallenen Nadeln von Tannen, Fichten, Kiefern und Lärchen, zum Ueberstreuen gebrauchen. Dieses Aufstreuen des Sandes, oder alter Nadeln, ist der Bedeckung mit Erde deswegen vorzuziehen, weil

(*) Bey Anlegung ganzer Waldungen, werden 10, 12, 13 bis 14 Pfund Samen auf einen Morgen von 120 □ Ruthen erfordert. Da ein etwas magerer Boden festeres und dauerhafteres Holz erzeugt, als der fette Boden, so gilt auch dieses bey dem Lärchen-Holze. Ein melirter warmer lockerer Sand-Boden, der in einer gemäßigten, lieber zu kalt, als zu warmen Lage sich befindet, ist dem Lärchen-Holze am zuträglichsten. Es ist ein großer Unterschied zwischen kaltem Boden, und kalter Lage des Bodens; und man trifft, vornehmlich in Gebirgen kalte Lagen, Nord-Seiten, an, welche doch keinen kalten Boden, sondern einen melirten Sand haben, und dieser ist es, welcher hier gemeint wird. Da alles Nadel-Holz einen größern Grad Kälte, als Hitze, ertragen kann, so wähle man, wo man eine Nord-Seite, Nord-Ost- oder Nord-West-Seite mit melirtem Sand-Boden antrifft, diesen zur Lärchen-Saat. Ist der Boden sehr verraset, so darf nur der obere Filz mit Hacken leicht abgeschärfet werden, so ist derselbe zum Empfange des Samens tüchtig genug; denn ein umgeackerter, sehr lockerer Boden taugt nicht, weil in demselben die dünnen Wurzeln nicht fest genug stehen, und die aufgekeimten Pflanzen von dem geringsten Regenguße weggeschwemmet, oder von einem harten Froste mit dem lockern Boden in die Höhe gezogen werden.

weil der junge aufkeimende Stamm diese allezeit locker bleibende Decke viel leichter durchdringen kann, welches aber eine in einander gepackte Erde nicht so gut erlauben würde (*). Bis dahin, daß die jungen Pflanzen mit ihren langen Stielen in die Höhe gekommen sind, und ihre ersten 6 bis 8 Nadeln ausgebreitet haben, hat man weiter nichts zu bearbeiten; denn zum Begießen schreitet man nicht eher, als bey großer Dürre, und mit der Vorsicht, daß es nicht bey Sonnenschein, sondern allenfalls des Abends, geschehe. Alles Nadel-Holz verträgt überhaupt das Begießen nicht gern, und man thut dasselbe also nur im höchsten Nothfalle. Große Hitze und strenger Sonnenschein bekommt den ganz jungen Pflanzen auch nicht wohl, und es ist daher anzurathen, daß man die Samen-Beete so auswähle, daß keine Mittags-Sonne dieselben treffe; wofern dieses aber nicht zu vermeiden ist, so kann man zur Mittagszeit bey Sonnenschein, vermittelst einer auf kurze Pfähle und Quer-Latten ausgebreiteten Stroh-Decke sie überdecken, in der übrigen Zeit aber sie frey und unbedeckt stehen lassen, damit sie Kühlung und den fruchtbaren Thau genießen.

Der Same, wenn er gut und schwer ist, pflegt im Frühlinge nach Verlauf von 4 bis 5 Wochen aufzugehen, wie solches fast bey allen Gattungen des Nadel-Holzes geschieht. Im ersten Sommer schießen die jungen Bäumchen 4 bis 5 Zoll hoch, und behalten in dem ersten Winter ihre noch nicht zur Vollkommenheit gediehenen einzelnen Nadeln, welches besonders merk-

(*) Vielleicht ließen sich auch, an statt des Sandes, Säge-Späne gebrauchen, wofern nicht etwa die daraus erfolgende Lauge den jungen Stämmen zu scharf ist, da solche, wie bey allem Nadel-Holze, ohnedies geneigt sind, dicht an der Oberfläche des Erdreiches anzufaulen, und sodann umzufallen.

merkwürdig ist, daß sie in den folgenden allezeit ihre Blätter verlieren. Den Winter hindurch bleiben sie ohne Bedeckung stehen, denn sie können die Kälte vertragen. Sollten jedoch starke Fröste ohne Schnee sich einfinden, so äussert sich in dem darauf folgenden Frühlinge wohl der Umstand, daß, da die Ober-Fläche des Bodens durch die gefrornen Feuchtigkeiten in die Höhe getrieben ist, und diese bey der Auflösung derselben in solcher Richtung einige Zeit erhaben bleibt, die jungen Pflanzen dadurch ebenfalls mit ausgehoben, und mit ihren zarten Wurzeln losgemacht und von Erde entblößet werden. Dieses Uebel trifft zwar bey allen jungen Bäumen ein, nur ist es bey zarten Nadel-Hölzern merklicher schädlich, als bey Laubholz-Gattungen, bey welchen leztern die Wurzeln tiefer fassen, und dem Stamme mehr Hältniß und Nahrung geben. Um den hieraus zu befürchtenden Schaden zu verhüten, darf man nur bey der ersten gelinden Witterung mit dem Finger das Erdreich um die jungen Stämme niederdrücken, und dadurch dieselben mit ihren Wurzeln von neuem befestigen; auch ist es gut, wenn man hiernächst ein wenig frische und lockere Erde auf das Land herum streuet.

Nach dem Auflaufen der jungen Bäume, und überhaupt so lange sie noch nicht zu einer guten Größe gekommen sind, daß ihre Wurzeln ihre Nahrung tiefer herauf hohlen, muß der Platz, so viel als möglich, von Unkraute rein gehalten werden. Das Ausgäten geschieht aber nur durch vorsichtige Leute, damit sie die zarten Wurzeln nicht mit beschädigen. Auf einem auf solche Art behandelten Beete können die jungen Lärchenbäume bis zum dritten Frühlinge zur Verstärkung stehen bleiben, in welcher Zeit sie eine Höhe von 2 bis 3 Fuß erhalten. Alsdann, und zwar am Ende des Märzes, oder mit Anfange des Aprils, kurz zuvor, ehe die Knospen der Bäume grün zu wer-

den

den anfangen, hebt man sie zum Verpflanzen mit gehöriger Vorsicht aus, damit, so viel als möglich, nichts an den Wurzeln beschädiget werde, und verpflanzt sie, ohne an den Wurzeln oder Zweigen das geringste zu beschneiden, es sey denn, daß aus Versehen etwas zerquetschet oder abgerissen werde. Bey der ersten Verpflanzung kann man sie alle auf die Halbscheid desjenigen Platzes, wo sie auf beständig bleiben sollen, 4 Fuß im Quadrat von einander bringen. Nach 2 bis 3 Jahren nehme man alsdann die Hälfte dieser gepflanzten Bäume wieder weg, und besetze den übrigen Theil des bestimmten Platzes mit ihnen auf 4 F. im Quadrat, welches für ihren Wuchs die beste Entfernung ist. Eben dieses kann gleichergestalt geschehen, wenn man einen bequemen Ort zur Baumschule hat, dahin die zweyjährigen Pflanzen reihenweise auf 1 Fuß von einander entfernt bringt, sie darauf zwey Sommer hindurch stehen läßt, und mit ihnen im fünften Frühlinge den Platz auf 4 Fuß im Quadrat auf ein Mahl bepflanzt. Das doppelte Umpflanzen geschieht zu dem Ende, damit die Stämme in der Jugend durch ihren engen Stand sich gegen Wind und Wetter selbst schützen können, auch sich nicht durch die Seiten-Aeste zu stark ausbreiten, sondern desto gerader in die Höhe wachsen. Eine Haupt-Anmerkung bey dem Verpflanzen ist noch diese, daß man das Erdreich um den Stamm mehr erhöhe, als erniedrige; es sammeln sich in solchen Höhlen leicht Wasser und Schnee, und beydes ist sowohl vor sich im Ueberflusse, als bey einfallendem Froste schädlich, und kann junge Stämme tödten. Alle auf diese vorgeschriebene Weise gepflanzte junge Lärchenbäume kommen gut fort, wenn der Boden nicht zu mager ist, und sie wachsen, auch im mittelmäßigen Erdreiche, jährlich 1 bis 2 F. hoch, und bey guten warmen Jahren noch höher.

J. G.

J. G. M. Nachricht von einem mit Verpflanzung junger Lärchenbäume im Kleinen gemachten Versuch, st. im 46 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 727, f.

Man sieht aus der jezt ertheilten Vorschrift, daß sie nur auf kleine Proben gerichtet ist, und daß derjenige, welcher eine Waldung von Lärchenbäumen anlegen will, sich nicht mit so mannigfaltigen Bemühungen abgeben kann. Allein, wer nun diese Behandlung im Großen als völlig unbrauchbar ansehen wollte, würde fehlen, weil nicht zu zweifeln ist, daß bey großen Unternehmungen dergleichen Besamung nicht eben so in Absicht der vornehmsten Handgriffe vorgenommen werden könnte. Tannen, Fichten und Kiefern werden ja gemeiniglich auf diese Art gewonnen; denn im Großen kommt es, nach den gemeinen Forst-Lehren, nicht darauf an, ob tausend Körner oder kleine Pflanzen verloren gehen, und Lärchen-Bäume werden mit diesen doch wohl gleiches Vorrecht haben.

Von der Erziehung des Lärchenbaumes, um ihn zu Wald anzulegen, s. August Petri auf Erfahrung gegründete Anleitung, nützliche Waldungen von allerlei Holzarten, welche in unserm Himmelsstrich gedeihen, anzupflanzen, (Frf. 1793, 8.) S. 47, fgg.

Das Wachsthum der jungen Stämme kann durch das Wegnehmen der untern Aeste, bis auf die Hälfte des Schaftes, vermehret werden; doch darf dieses nicht vor dem 10ten oder 12ten Jahre, und alsdann nur allein in den Winter-Monathen, als: im Jan. und Febr., geschehen, damit die harzigen Bestand-Theile nicht auslaufen, und dadurch der Wuchs verhindert werde. Da auch solche Lärchenbäume oft schon im 7ten oder 8ten Jahre ihres Alters blühen und Früchte ansetzen, dadurch aber merklich entkräftet werden, so ist für sie, nach du Roi Rath, von gutem Nutzen, die weiblichen Blumen oder kleinen angehenden Zapfen auszubrechen, doch dieses mit Vorsicht zu thun, damit die Bäume nicht gar zu merkliche Wunden bekommen. Es bestätigt Derselbe die Vor-

theile hiervon nach der Erfahrung, nach welcher diejenigen, denen die Zapfen genommen waren, sich von den neben ihnen stehenden durch den frischen Wuchs merklich unterschieden haben.

In denen Ländern, wo die Lärchenbäume wild wachsen, finden sie sich auf gebirgigen Stellen gegen Norden zu, und besonders, nach glaubwürdigen Berichten, auf den karpathischen Bergen, zwischen Ungarn und Pohlen, an solchen Oertern, wo keine Fichte und Tanne wächst. Die Bewohner der dortigen Gegenden theilen deswegen diese Berge in 3 Theile ein, nähmlich: in den kalten aber doch gemäßigten Strich, wo Tannen-Arten wachsen; in den kältern, in welchen unser Lärchenbaum zu Hause gehört; und in den kältesten, welcher nur Zirbelnuß-Kiefern (Pinus Cembra *Linn.*) und Krummholz-Bäume (Pinus montana) vertragen können. Es erhellt hieraus deutlich, daß die Lärchenbäume von unsern Frösten gewiß nicht beschädiget werden, und da sie, wegen der im Winter blätterleeren und dabey biegsamen Zweige, nicht leicht von starken Winden zu fassen und nieder zu werfen sind, auch noch weniger durch Schnee, Rauhreif und Glatteis verstümmelt werden können, so schicken sie sich für unsern Himmelsstrich recht gut, und verdienen einen häufigern Anbau, gegen die gemeine Fichte gerechnet, gesetzt auch sie hätten nicht einmahl einen schnellen Wuchs, und ein so schönes und brauchbares Holz. Sie haben ferner darin vor Fichten und Kiefern den Vorzug, weil sie gegen Insecten gesichert bleiben. Werden die jungen Stämmchen durch Muthwillen oder ein anderes böses Ungefähr abgebrochen, oder sonst verstümmelt, so treiben sie, wider die Natur des Nadel-Holzes, aus den Wurzeln neue Sprößlinge. Die jungen Bäume halten sich auch in frischem Mose über 2 Monathe außerhalb der Erde, ohne zu verderben.

Die

Die Lärchen-Bäume könnten unter andern auch, wie ich im LXII Th., S. 616, erwähnt habe, zur Besetzung der Land-Straßen dienen.

Der krumme oder sogenannte spannrückige Wuchs, der von dem schnellen Triebe herrührt, verliert sich, wenn die Bäume stärker und alsdann gerader werden.

Der Wuchs eines jungen Stammes bis zum dritten Jahre, geschieht ungefähr in folgender Progression. Im ersten Jahre wächst er nur bis einen halben Finger oder 3 Zoll lang; im zweyten wird er noch einmahl so hoch, verdoppelt dabey seine Schüsse immer mehr und mehr, und im dritten Frühlinge ist er zum Verpflanzen stark genug. Er wächst also sehr geschwinde, welches sowohl die Erfahrung, als folgende hierher gehörige, und von du Roi angeführte, Beyspiele, bestätigen.

Die in dem Thier-Garten bey Blankenburg befindlichen Bäume, waren, nach der Anzeige des Wild-Meisters Gerlach, im Frühjahre 1764, nach ihrer ersten Anpflanzung 31 Jahr alt, 67 Fuß hoch, und 4 Fuß 6 Zoll im Umkreise stark, welches einen Durchmesser von $17\frac{2}{11}$ Zoll giebt.

So hat der gräfl. stollberg-wernigerodische Ober-Forst- und Jäger-Meister, v. Zanthier, zu der Verkohlungs-Probe, deren weiter unten Erwähnung geschehen wird, einen 24jährigen Stamm fällen lassen, welcher 40 Fuß Höhe, und im Durchmesser $13\frac{1}{2}$ Z. Dicke hatte, im Umkreise also vollkommen über 40 Zoll stark war. Er bemerkte zugleich, daß bey diesem die Jahr-Ringe vom 10ten bis zum 20sten Jahre, gegen die übrigen gerechnet, am weitesten von einander entfernt sich zeigten. Eine in gleichem Boden gestandene und eben so alte Fichte betrug in der Höhe nicht über 22 Fuß, und in ihrem Durchmesser nur $6\frac{1}{2}$ Zoll.

Nach der von dem herzogl. braunschweigischen Forst-Meister v. Hanstein mitgetheilten Nachricht, ist in der Pflanzung des negenborger Holzes, in der Forst des Klosters Amelunxborn, der stärkste 18jährige Stamm sogar 55 F. 4 Z. hoch, und 3 Fuß über der Erde gemessen 4 F.

2 Z. im Umkreise dick, da hingegen die größte Fichte in gleichem Alter 36 F. Höhe und 2 F. Dicke, und die größte Kiefer 43 F. 4 Z. Höhe, und 2 F. 9 Z. Dicke hatte.

In der Pflanzung auf dem Orthfelde eben dieser Forst, ist die im J. 1756 zu 1 Fuß hoch gepflanzte, also ungefähr im J. 1770 sechzehnjährige Lärche 49 F. 8 Z. hoch, und 3 F. 6 Z. dick, die stärkste Fichte 31 F. hoch, und 2 F. 4 Z. dick, und die stärkste der daselbst im J. 1759 ausgesäeten, also neunzehnjährigen Kiefern 18 F. 9 Zoll hoch, und 1 F. 5 Z. dick, gewesen.

In der Pflanzung am Holzberge der wangelstädter Forst, betrug, in eben diesem Jahre die Höhe des größten 17jährigen Lärchenbaumes 36 F., und die Dicke 2 F. 5 Z.; die größte Fichte von gleichem Alter war $23\frac{1}{2}$ F. lang und 24 Z. dick; und die größte Tanne $16\frac{1}{2}$ F. lang, und 11 Z. dick.

In der Pflanzung in der einer Forst am Elfoß, hatte der größte, im J. 1756 zu 1 Fuß hoch gepflanzte, also ungefähr 16 Jahr alte Lärchen-Stamm 46 F. Länge, und 2 F. 5 Z. Dicke; da hingegen die zu eben dieser Zeit gepflanzten, 3 F. hohen, also viel älteren Fichten und Kiefern, jene 30 F. lang, und 1 F. 8 Z. dick, und diese 28 F. lang, und 1 F. 8 Z. dick, waren.

Um zugleich auch von Harbke aus, solche Erfahrungen angeben zu können, sind zu verschiedenen Zeiten, als: im Frühlinge 1764, im Frühlinge 1767, und im Herbste 1770, die stärksten Lärchenbäume des Gartens gemessen worden. In dem ersten angegebenen Jahre waren sie 19 Jahr alt, hatten 51 braunschw. Fuß Höhe, und im Umkreise 3 F. Dicke; in dem zweyten bey einem 22jährigen Alter, 57 F. Höhe, und 2 Fuß hoch von der Erde gemessen, im Umkreise 4 F. Dicke; und im dritten, 66 F. Höhe, und 5 F. Dicke.

Aus diesen Erfahrungen und Beyspielen schließt du Roi, daß der Stamm eines Lärchenbaumes, ein Jahr in das andere gerechnet, 2 Fuß Höhe, und beynahe 1 Fuß Stärke im Umkreise, erlange. An diesem schnellen Wuchse wollen jedoch manche zweifeln. Dem Hrn. v. Haller z. B. scheint solches deswegen nicht glaublich zu seyn, weil die Festigkeit des Holzes

und

und ein solcher schneller Wuchs nicht wohl beysammen seyn können. So viel ist gewiß, ist bey dem Anbau in den ersten Jahren irgend ein Fehler vorgegangen, und stehen sie auch in nassem Boden, so bleiben die Stämme allezeit schwach, niedrig, und kränklich, weil sie einen trocknen Boden lieben; und wenn sie auf erhabenen, offenen, im Grunde trocknen Gegenden, die für sie sonst vorzüglich gut sind, in zu geringer Anzahl und zu weit von einander entfernt gesäet oder verpflanzt sind, so werden sie wegen Mangel des Schutzes ebenfalls leiden.

Ob und in wie weit diejenigen aber Recht haben, welche die Worte des Dühamel zu ihrer Vertheidigung anführen, muß die Folge der Zeit lehren. Diese Worte sind nach der v. Oelhafenschen Uebersetzung folgende: „Im „guten Erdreiche, das gegen Norden liegt, wo der „Schnee nicht sogleich schmelzt, wachsen die Lärchenbäume bis 80 Fuß hoch; wenn sie aber diese Höhe erreicht „haben, mehr in die Dicke.“ Aus diesen Worten schließen Einige: Wächst der Lärchenbaum nur 80 Fuß hoch schnell, ohne in der Dicke merklich zuzunehmen, so sind im Wuchse ihm unsere Edel-Tannen vorzuziehen, und er verdient also keine besondere Anpreisung. Allein, gesetzt auch, daß Dühamel die ihm gegebene Nachricht in der Erfahrung gegründet befunden hat, da er sie doch eben so leicht auf guten Glauben annehmen kann, können wir, bey dem mehr und mehr sich ereignenden Mangel an gutem Holze, nicht zufrieden seyn, wenn wir einen Baum anziehen können, der in einer so kurzen Zeit eine so brauchbare Höhe und Dicke erreicht? Der Einwurf, daß sein Preis nicht hoch genug seyn, und daß ihn kein Baumeister, Tischler, oder Drechsler, gehörig schätzen würde, ist von geringer Erheblichkeit, denn die Güte des Holzes wird in der Folge den wahren Werth kennen lehren. Auch die zu Harbke angestellten Untersuchungen auf einem Platze, der mit Lärchenbäumen, Edel-Tannen, Fichten und Kiefern unter einander theils besäet, theils bepflanzt war, machen die von Dühamel angeführte Erzählung zweifelhaft; nach diesen waren die 18 Jahr später gepflanzten Lärchen mit den älteren gesäeten, sonst gesunden

Tannen und Fichten von gleicher Höhe und Dicke. Selbst der Verf. der in den Samml. der berner oekon. Gesellsch. 1761, S. 170, befindlichen Abh. vom Holzmangel, liefert zu dessen Bestätigung einen Beytrag, wenn er anführt: „daß auf dem Bizokelberge, nahe bey der Stadt Chur, „Lärchen mit Tannen vermischt wachsen, die an Höhe und „Dicke den größten lezteren nichts nachgeben."

Daß das Lärchen-Holz schwerer, mithin auch dichter und härter, als Fichten- und Kiefern-Holz, sey, habe ich bereits angemerkt, und dü Roi hat aus eingezogenen Nachrichten dieses auch durch die Kohlen bestätigt. Um zu wissen, wie das Lärchen-Holz in Vergleichung mit den übrigen Nadel-Hölzern sich in der Verkohlung verhalte, wandte sich der Besitzer der harbkeschen Pflanzungen an den gräfl. stollberg-wernigerodischen Ober-Forst- und Jäger-Meister v. Zanthier zu Ilsenburg, den herzogl. braunschweig-lüneburg. Forst-Meister an der Weser, v. Hanstein, und den ebenfalls in diesen herzoglichen Diensten stehenden Forst-Meister zu Blankenburg, v. Baumbach, und bat Dieselben, darüber einige Versuche anzustellen. Diese drey Herren unterzogen sich solcher Untersuchung mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, und ihre Berichte wurden Hrn. dü Roi vom Hof-Richter v. Veltheim mitgetheilet. Die daraus zu nehmenden Schlüsse und Verhältnisse sind folgende. Das Lärchen-Holz verhält sich, nach den Berechnungen, gegen das Fichten-Holz in der Schwere, wie 8 zu 7. Die daraus gebrannten Kohlen betragen in dem Maße gegen Fichten und Kiefern $\frac{6}{18}$ mehr, und sind im Gewichte wiederum gegen Fichten-Kohlen wie 8 zu 5, und gegen Kiefer-Kohlen wie 8 zu 6. Die Lärchen-Kohlen geben auch ein stärkeres Feuer, als die von den beyden übrigen Arten; denn der Forst-Meister v. Hanstein hat in der Blankschmiede der holzmünder Eisen-Hütte damit zwey Schneide-Messer in 21 Minuten schmieden

lassen,

lassen, da zu solchen bey Fichten-Kohlen 22, und bey Kiefer-Kohlen 23 Minuten erfordert werden. Bey Bley- und Zinn-Arbeiten würden sie daher von vorzüglichem Nutzen seyn, bey strengflüssiger Berg-Art hingegen würden sie zu leicht schwinden. Zum Frischen des Eisens können sie mit den Kiefer-Kohlen gleich gut angewendet werden. Das erhaltene oehlige Wasser bey der Verkohlung, verhielt sich bey dem Lärchen-Holze wie 6 zu 3⅝ gegen Fichten, und wie 6 zu 5 gegen Kiefer; dennoch gaben, nach dem Versuche des Hrn. v. Zanthier 5 Maß dieses beym Verkohlen des Lärchen-Holzes aufgesammleten oehligen Wassers, nur 7 Loth Pech, da aus fünftehalb Maß Wasser des Fichten-Holzes 8 Loth kamen; es enthält also das Lärchen-Holz mehr wässerige Theile als das Fichten-Holz. Zu den Versuchen waren Bäume von gleichem Alter und gleichem Boden gewählet. Die Berechnungen, ungeachtet man aus Mangel älterer Stämme nur solche von einigen Jahren anwenden konnte, können nach dieser Vorsicht auf älteres Holz ziemlich gleichlautend passen.

Der Nutzen, der aus dem Anbaue der Lärchenbäume gezogen werden kann, ist, theils nach diesen erwähnten guten Eigenschaften, theils nach dem Gebrauche einiger Völker, von weitläuftigem Umfange.

Unter dem Lärchen-Baume wächst häufiges und gutes Gras, indem die kahlen Bäume im Winter dem Schnee und Regen zur Befeuchtung der Erde Raum lassen. Auch die abfallenden Nadeln sind weich, verfaulen schnell, und geben dem Erdreiche mehrere Düngung, als die harzigen Nadeln von andern Bäumen.

Vitruvius (*) und *Plinius* (**) glaubten, daß das Lärchen-Holz vor sich nicht brenne, und daß es im Wasser untersinke. Des *Vitruvius* Vorgeben nach, ist es allein in der Gegend des Flusses Padi zu finden. *Rivius*, in seinem Commentario über den *Vitruvium*, S. 173, versichert, daß er in dieser Gegend vielmahls wegen desselben Holzes Nachfrage gethan, und man den Tamarisken ihm dafür ausgegeben habe, woraus in Italien Trink-Geschirre und andere Gefäße gemacht werden. Nicht allein *Rivius*, a. ang. O., S. 174, sondern auch *Perrault*, in den Anmerk. über den Vitruv, S. 53, zweifeln billig daran, daß des *Vitruvii* Larix, der Deutschen Lärchenbaum, und der Franzosen Meleze, einerley seyn, weil dem deutschen und französischen Holze die Eigenschaft fehlt, die *Vitruvius* seinem Larix beylegt, daß er nähmlich vor sich nicht brenne.

Petr. Andr. Matthioli epist. qua disputatur: an Larix nostra sit Larix Plinii et antiquorum, st. in Dessen *Epistol. medicinal.* Libro IV.

Es ist aber längst bekannt, daß dieses Holz sich vortrefflich zu Brenn-Holze und Kohlen schicke, auch überdies vorzüglich zum Bauen nützlich zu gebrauchen sey. Es dauert lange in der Erde, im Wasser und in der Luft, wird auch nicht leicht von Würmern angefressen, weshalb auch die italiänischen Mahler dasselbe vorzüglich zu wählen pflegen. Es ist schwer und fest, besonders wenn es von guten harzreichen Stämmen genommen wird. In den fest in einander gewachsenen Fibern des Holzes ist auch der Grund zu suchen, weswegen es nicht so leicht brennt, und, wenn es brennt, doch noch ein Prasseln verursachet; daß man es aber deswegen für unverbrennlich hat ausgeben wollen, dies heißt den Schluß zu hoch getrieben.

(*) L. 2, c. 9. (**) Hist. natur. L. XVI.

trieben. Wegen des geraden Wuchses dient es insbesondre zu Bau-Holz, und ist dem Tannen- und Eichen-Holze vorzuziehen, weil es von keinem Wurme berührt wird, auch nicht leicht fault. Daß das Holz ungemein dauerhaft ist, davon findet man einen Beweis in der ersten christlichen Kirche Schlesiens, welche im Dorfe Schmograu im 10ten Jahrh. von diesem Holze erbauet wurde, und von der Zeit noch vorhanden ist. Die davon gehauenen Balken tragen, nach neuern Berichten, 10 Mahl mehr Last, als Eichen. In Archangel nutzet man die großen Stämme zu Masten und dem übrigen Schiffbaue; die Russen lassen sie daher auch von Archangel nach St. Petersburg zu Mast-Bäumen für die Schiffe kommen; auch die Anwohner des Genfer-Sees ziehen es dazu allem übrigen Holze vor. Im Wasser dauert es überhaupt länger, als wenn es der Luft allein ausgesetzt bleibt; und Gmelin (*) sagt von demselben, daß es darin eine beynahe steinartige Härte erhielte; es soll auch mit der Zeit, wie das Eichen-Holz, eine ganz schwarze Farbe erhalten, wenn es viele Jahre von Feuchtigkeiten umgeben worden ist. Es kann daher mit Vortheile bey Salzwerken, und mit gleichem Rechte beym Bergbau über und unter der Erde, folglich auch zu allen Gesinder, Striegeln, Fluthbetten, Kunstgestängen, Wasserrädern ꝛc. gebraucht werden; nur wird es gut seyn, beym innern Gruben-Bau vorher die Rinde abzuschälen. Besonders werden die stärksten Mühlen-Wellen daraus gearbeitet, und sind dergleichen an vielen Orten in Schlesien außer Freudenthal und Eulenburg, welche dem deutschen Orden gehören, zu finden. Die Einwohner Sibiriens verfertigen daraus ihre tauglichsten Bier-Fässer; und in der Schweiz bedient man sich dieses

(*) Flor. Sibir. To. I. p. 176.

Holzes zu Wein-Fässern mit so gutem Erfolge, daß sie überaus dauerhafte Gefäße abgeben, in welchen sich der Wein sehr gut erhält. Daraus geschnittene Schindeln sollen ganze Geschlechter ausdauern. In Tyrol werden zu den untern Boden der Geigen die Breter von Lärchen-Holze genommen. In Schlesien wählt man das Holz zu Wasser-Rinnen an den Dächern, die auf 60 bis 70 Jahr dauerhaft bleiben, hernach aber noch zu Eimern, Kannen und dergleichen Geräthe dienen sollen. Das Holz läßt sich auch gut polieren, wie du Roi gegen Gmelin's Vorgeben, daß das Schneiden des Stammes in Breter und das Polieren desselben, des Harzes wegen, schwer sey, an den zu Harbke verfertigten Tisch-Platten beweiset. Gleditsch (*) will das Holz auch, wegen des beständig ausschwitzenden Balsames, zu feiner Arbeit, als zum Fourniren und zu Täfelwerk nicht empfehlen, es müßte denn das Holz mager seyn.

Die Rinde (der Bast) ist an Geschmack herbe, grob und zusammenziehend, wie die Frucht-Zapfen und Nadeln selbst, weshalb sie auch, wie die Eichen-Rinde, zum Leder-Gärben genutzet werden kann. In Rußland sollen, wie Hanow (**) berichtet, aus der innern Rinde, eben so feine weiße Handschuhe, als an andern Orten von Leder, gemacht werden.

So gar das Mos, welches an den Bäumen wächst, giebt Ehrhart (***) als brauchbar an, daß es einen starken, den Kopf betäubenden Geruch habe, beißend sey, und deswegen dienen könnte, wo man das Niesen erregen wollte. Ich zweifle indessen, daß das Mos an Lärchenbäumen vor dem an andern Stämmen befindlichen darin einen besondern Vorzug haben

(*) Im 2 Th. seiner Einleit. in die Forstwissenschaft, S. 498.

(**) In den Seltenheiten der Natur, Th. 2, S. 44.

(***) In der oekon. Pflanzenhistorie, B. 7, S. 212, §. 97.

ben sollte; und in dergleichen Fällen nimmt man überdem seine Zuflucht zu bekanntern und weniger heftig wirkenden Mitteln.

Das Harz, oder der harzige Saft, den der Lärchenbaum in großer Menge enthält, ist unter dem Nahmen venedischer oder venetianischer Terpenthin bekannt, den man aber, weil die Venetianer nicht allein damit handeln, eigentlich nicht Terebinthina veneta, sondern lieber Terebinthina larigna, nennen sollte. Dieses flüssige Harz ist eigentlich ein schöner heller durchsichtiger Balsam, und man sollte ihn daher billig Lärchen-Balsam nennen. Er wird auch wohl für weißen peruvianischen Balsam ausgegeben und verkauft. Er schwitzt zwar auch von selbst aus der Rinde des Baumes aus; aber man erhält ihn in weit größerer Menge, wenn man in den Stamm 2 Fuß über der Erde, oder auch höher, ein Loch bohrt, und eine Röhre hinein steckt, durch welche er dann in untergesetzte kleine Fässer fließt. Er fließt vom Frühlinge bis zum September, da man alsdann die Löcher zumacht. Die Einwohner von Briançon hauen mit einer Axt, Stücke aus dem Stamme heraus, und fangen den Terpenthin, der aus der Wunde ausfließt, auf. Bäume von mittlerm Alter geben am meisten; bey diesen sammelt er sich in eigenen großen Höhlen innerhalb des Stammes. Wenn nähmlich das Holz älter wird, macht es sogenannte Harz- oder Terpenthin-Gallen, oder Beulen, etwa 6 bis 8 Fuß hoch von der Wurzel; nach diesen Höhlungen, die eine Länge und Breite von 4 und mehr Zoll betragen, zieht sich der gedachte Balsam, aus der übrigen Substanz zusammen, weshalb man alte, überständige und sehr starke Lärchenbäume niemahls zu Schiff- und Bau-Holz nimmt, sondern nur junge, mäßig starke und reine Stämme. Man kann wohl 40 bis 50 Jahr hinter einander von einem Baume, jährlich

etli-

etliche Pfunde dieses schönen Balsams sammeln. Man läßt ihn, um ihn von Unreinigkeiten zu reinigen, durch enge Haar-Siebe laufen, destillirt davon das Oehl, und erhält zugleich auch das Colophonium. Er ist hell, durchsichtig und weißgelb, wird aber hernach dicker und citrongelb. Er bleibt lange flüssig, und hat ungefähr die Consistenz eines Syrupes. Er hat einen bitterlichen Geschmack, und einen starken unangenehmen Geruch, der bey dem frischen Balsam durchdringender ist, und den Kopf einnimmt. In Livenen, im Orte Uri, in der Schweiz, wird das Lärchen-Harz, oder wie es im Lande selbst genannt wird, das Lertsch, mit Fleiß aufgefasset, und in das Mayländische, wo diese Holz-Art so selten ist, mit ansehnlichem Gewinn verkauft. Es giebt Leute, die von den Gemeinden ganze Wälder in dieser Absicht in Pacht nehmen, um das Lertsch daraus zu ziehen; weil das Holz im Ueberfluß da ist, so achtet man den Schaden nicht, der dadurch für den Wuchs der Bäume entsteht. Derjenige Balsam oder Terpenthin, welcher, wegen der großen Hitze, in Frankreich, insonderheit in Lyon, von selbst ausläuft, wird Bijon genannt, und für besser und edler gehalten, als der durch den Einschnitt des Baumes gewonnene, wie er sich denn auch bey Verfertigung des Siegel-Lackes, vor andern Terpenthin-Arten brauchbar macht. Von dem mannigfaltigen Gebrauche des venetianischen Terpenthines sowohl, als auch der übrigen Terpenthin-Arten (*), und der daraus verfertigten Präparate und Mischungen, wird im Art. Terpenthin gehandelt werden.

Außer

(*) Man nimmt gemeiniglich dreyerley Arten des Terpenthines an. Die erste ist der ächte oder cyprische, Terebinthina cypria, welchen der Terpenthin-Baum, Pistacia Terebinthus *Linn.*, liefert. Die zweyte ist der gemeine Terpenthin, Terebinthina communis, welcher, so wie auch der

Außer dem Harze, enthält der Lärchenbaum auch ein Gummi. Pallas (*) meldet, daß die Rinde und das Holz desselben dermaßen mit Harz erfüllt sey, daß der Baum leicht Feuer fange, und man wenig alte Lärchenbäume antreffe, welche nicht durch den Brand des Grases, womit die Baschkiren im Frühlinge die Weide bereiten, oder welchen sonst ein Zufall erweckt hat, ergriffen, und an der Wurzel auf der einen Seite, mehr oder weniger, angebrannt sind. Wenn die Stämme bis auf das Mark ausgebrannt sind, tröpfelt der in dem innern Marke zurückfließende, zähe Saft von oben herab, und gerinnt unter allerley artigen Gestalten in der ausgehöhlten Brandstelle des Baumes zu einem wirklichen Gummi, welches sich verhärtet, röthlich von Farbe ist, aber je länger je bräuner wird, doch aber ziemlich durchsichtig bleibt, weniger glutinös und bindend als das arabische, im Geschmacke etwas harzicht ist, aber sich gleichwohl in Wasser ganz auflöset. Dieses Gummi wird nun gesammlet. Die Wogulen und andere Berg-Bewohner essen es, um des Wohlschmackes willen, und brauchen es auch, um ihre Bögen und andere Dinge damit zu leimen. Die Baschkirinnen käuen es, und werfen es hernach wieder aus, um ihre Zähne zu befestigen und rein zu erhalten, (worin sie also mit den griechischen Mädchen, die in eben der Absicht Mastix käuen, übereinkommen,) auch um den unangenehmen Geruch von den rohen Speisen zu bessern. Der Doctor Valeriani soll dieses Gummi zuerst bemerkt oder be-

der strasburgische, gemeiniglich aus der Pech-Fichte, Pinus picea, und die dritte der venedische oder venetianische, welcher aus dem Lärchenbaume kommt. In neuern Zeiten ist auch der canadische Terpenthin berühmt geworden.

(*) Reisen durch einige Provinzen des russischen Reichs, B. 1, S. 451. B. 2, S. 128.

bekannt gemacht haben, und es ist von dem russisch-kaiserl. medicinischen Collegio dem afrikanischen Gummi, welches den Nahmen Senegal führt, fast völlig ähnlich befunden worden, indem die ganze Verschiedenheit bloß in der gelbbraunrothen Farbe besteht. Auf Veranlassung des D. Rinder ist es vor kurzem in die russische Pharmacopöe und in die Apotheken, als Surrogat für das arabische Gummi, aufgenommen worden, wo es gemeiniglich das orenburgische Gummi, Gummi Orenburgense (*), genannt wird; richtiger aber sollte es uralisches Gummi, Gummi Uralense, oder am eigentlichsten Lärchen-Gummi, Gummi Laricis, heißen; denn es kommt aus den uralischen Wäldern von Lärchenbäumen, und diese sind von Orenburg noch sehr weit entfernt. Als Arzeney-Mittel wird es zur Befestigung der Zähne gebraucht, und hat auch eine nährende und antiscorbutische Kraft (**). Auch kann es, wie das arabische Gummi, mit Vortheile bey der Ruhr gebraucht werden, wenn diese Krankheit einen so hohen Grad erreicht hat, daß der Darm-Schleim schon abgeführt ist, die Gedärme selbst ihrer innern nöthigen Bedeckung beraubt, und von dem heftigsten Reize angegriffen und zur Entzündung geneigt sind, welches man gemeiniglich die weiße Ruhr nennt; in welchen traurigen und schmerzhaften Fällen, auch dessen und des arabischen Gummi Stelle, bey unserm Land-Volke das von den Kirsch-Bäumen gesammlete Gummi vertreten könnte.

Bald nach dem Ausbruche der Blätter schwitzt aus dem Lärchenbaume, so wie aus einigen andern Nadelbäumen, eine Art von Manna aus, welche Manna von Briançon, Manne de Briançon, Man-

(*) Pharm. Ross. p. 26.

(**) *Pallas* Flor. Ross. To. 1. P. 1. p. 5.

Manna laricea oder Brigantina, genannt wird, und, wenn sie an der Sonne getrocknet ist, aus Körnern besteht, die wie Koriander-Samen aussehen. In der Schweiz kommt diese Manna nicht hervor, oder man achtet sie wenigstens nicht. In Frankreich soll fast keine andere Manna gebraucht werden (*). Sollte das vielleicht von vorigen Zeiten zu verstehen seyn? Denn andere Schriftsteller sagen, diese Manna werde in Frankreich gar nicht gebraucht (**). Auch in Rußland, auf den uralischen Gebirgen schwitzt im Frühjahre aus den Büscheln der jungen Blätter eine solche Manna aus, welche aber selten verdickt, sondern von den dort häufigen Regengüssen abgespühlt wird (***). Auch in Ungarn hat man dasselbe bemerkt (****). Sie führt nicht so stark ab, als die gewöhnliche Manna aus Calabrien. Bey uns kommt, wie Gleditsch wahrgenommen hat, auf den Nadeln bey heißen Sommer-Tagen etwas Schneeweißes zum Vorschein, welches weich ist, und sich zwischen den Fingern zerdrücken läßt, wie die Sahne von der Milch, oder als ein Schimmel von Gestalt feiner Körner; es zerfließt aber, und vergeht leicht wieder, wenn einige Nässe dazu kommt. Es ist diese Manna der mehr wässerige und feinere Theil des Saftes; und die Ursache solcher Absonderung ist ein vermehrter Grad der Wärme, wodurch dieser Saft so stark in Bewegung gesetzt wird, daß er durch die kleinsten Oeffnungen durchzudringen, und sich von den gröbern Theilen abzusondern, vermögend ist.

An

(*) *Lobel.* Adverf. p. 26.

(**) *Chomel* plantes uſuelles, To. 1. p. 65. *Duhamel* Tr. des arbres, T. 1. p. 339.

(***) *Pallas* Fl. Roſſ. a. ang. O.

(****) S. Ungriſches Magazin, 3 B. 3 St. (Preßb. 1783, gr. 8.) S. 286, fgg.

An der Rinde alter Bäume entsteht aus den Fasern ein weißes und leichtes Gewächs von länglicher oder runder Gestalt, nähmlich der sogenannte Lärchen-Schwamm, Agaricus albus *Offic.* Fungus laricis, s. larignus; Agaricum Fungus laricis *C. B. Micheli* nov. gen. pl. p. 119, tab. 61, fig. 1. Boletus pini laricis *Linn.* Boletus laricis *Jacqu.* Miscell. Austr. Vol. 1, p. 172, sqq. Boletus conicus puluinatus leuis, inaequalis tubulis subtilissimis *Gerard.* Flor. Gallo-provinc. p. 12. Boletus Agaricum *Allion.* Fl. Pedem. To. 2, p. 351. Polyporus sessilis conuexo-planus, annulis discoloribus fuluis, poris ochroleucis *Hall.* Hist. stirp. helv. n. 2284. Agaricus (laricinus) stipitatus, pileo fuluo, angusto conuexo, lamellis angustis crassis, stipite ramoso crasso spongioso fusco *Bolton.* hist. fung. 19. tab. 19. Er ist ohne Strunk, gepolstert, ziemlich triangelförmig, flach gewölbt, grau gefärbt, auf seiner Oberfläche hin und wieder mit Höckern und horizontalen Furchen, und unterwärts mit sehr feinen Löchern versehen. So ist er gestaltet, wenn er erwachsen ist. Bis jezt hat man ihn noch an keinem andern Baume, als der Lärche, gefunden, welches schon *Bellonius* und *Matthiolus* bemerkt haben; denn diejenigen, die ihn auch an andern Fichten-Arten wollen gefunden haben, als: *Cordus* und *Anguillara*, scheinen ihn mit andern Blätter- oder Löcher-Schwämmen verwechselt zu haben. Er wächst aber nicht nur an dem untern oder mittlern Theile der Lärche, sondern auch dem Gipfel nahe. Er wächst bloß an hohen, alten und gerissenen Bäumen, die auf Alpen oder mittlern Alpen stehen, ob er gleich auch auf vielen Bäumen, die dergleichen Größe und Stand-Ort haben, nicht zu finden ist; auf jungen und niedrig stehenden Bäumen wächst er nie. Man findet ihn hingegen auch auf schon gefällten und absterbenden

Lär-

Lärchen. So verhält es sich in Kärnthen. Außer diesem Lande findet man ihn aber auch in verschiedenen Morgenländern, als: nach dem Zeugniß des *Dioscorides* und *Plinius*, in der Nachbarschaft der cimmerischen Meer-Enge, daher er viele Jahrhunderte aus Sarmatien nach Griechenland und Italien scheint gebracht zu seyn; er wächst ferner in den russischen Lärchen-Wäldern, vornehmlich in dem Gebiethe Devina und Wrala, daher er von Archangel aus verschickt wird; auch findet man ihn auf den Bergen von Verona, auf den Alpen in Piemont, in der Schweiz, in Provence, auf den Bergen in Trident, und Ungarn. Dieser Schwamm wächst viele Jahre an dem Lärchen-Baume fort. Er wird, sobald er trocken zu werden und Risse zu zeigen anfängt, von dem Baume abgenommen, einige Zeit an die Sonne gelegt, und, wenn er weiß geworden ist, mit hölzernen Hämmern geschlagen, damit er nicht weiter aufreisse. In Holland soll derselbe mit der Raspel überfahren, und mit Kreide weiß gefärbet werden.

Der Schwamm, der ehemahls in der Arzeney gebraucht wurde, kam über Venedig aus dem Oriente. Es ist doch aber wohl gewiß, daß in denen Gegenden, wo er wächst, und so auch in der Nachbarschaft derselben, der einheimische gebraucht, ja selbst in entferntere Gegenden verschickt wird. Der zu Venedig, zu den Zeiten des *Matthiolus*, verkauft wurde, war fast allein, theils auf den Bergen in Trident, theils in dem nürnberger Gebiethe gewachsen. Den man in Frankreich gebraucht, zieht man von den Gebirgen in Dauphine. Des in dem russischen Reiche wachsenden, ist bereits Erwähnung geschehen. Es giebt dann doch noch Einige, die den aus den Morgenländern vorziehen; Spielmann hält den aus Aleppo für den besten. In Kärnthen überläßt man die Einsammlung desselben Jägern, oder Bauern, die im

Herbste oder Frühlinge, um Holz zu fällen, in die bergigen Wälder gehen, wo die schönsten Lärchen in Menge wachsen. Daselbst ist die Structur des jüngern Schwammes weicher, des ältern aber trockner; so ist auch die äusserliche Farbe bey jenem blaß orange, nachher weiß-aschenfarben oder dunkler, auch ist er voller Risse. Der alte Schwamm besteht gleichsam aus mehrern Absätzen, welche dunkelgefärbte Streifen bilden, (nicht aber wirkliche Kringe, wie Haller angiebt). Die innere Substanz ist anfangs gelbweißlich, und wird zulezt höchstweiß; getrocknet, zerfällt sie in ein gröberes Mehl, welches sich mit den Fingern zerreiben läßt. Eben so wird auch wohl die Beschaffenheit der ausserhalb Kärnthen wachsenden Lärchen-Schwämme seyn. Die Behauptung des *Bellonius* (*), daß dieser Schwamm so selten sey, daß von 10000 Lärchenbäumen kaum einer denselben trüge, möchte wohl zu übertrieben seyn, ungeachtet es wahr ist, daß man ihn eben nicht häufig findet.

Der in den Apotheken befindliche ist mannigfaltig gestaltet; gewöhnlich aber ist er triangelförmig, hinterwärts ist er ausgehöhlt, welches von der Lage herrührt, in der er an dem Baume sitzt, so, daß man zuweilen noch ein Stück von der Baum-Rinde in dieser Aushöhlung findet; vorn hat er parallele Furchen, zwischen welche bald flache, bald mehr erhöhete Hervorragungen befindlich sind. Seine Größe ist sehr verschieden; er ist aber sehr leicht, so, daß z. B. ein 1 Fuß und eine Handbreit langer Schwamm, dessen Basis die Größe eines Fußes beträgt, nur 3 Pfund und einige Unzen wiegt. Er ist mit einer ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken Rinde umgeben, die voller Risse, und weit dichter, als der innere markige Theil, ist, so, daß man mit dem Nagel am Finger sie nicht durchbohren kann;

(*) De arbor. conif. fol. 26.

kann; äusserlich ist diese Rinde aschfarben, inwendig aber gelblich. Unter dieser Rinde ist der markige Theil befindlich, welcher höchst weiß, und theils schwammig, theils zaserig ist, sich leicht mit dem Messer zerschneiden, und auch mit den Fingern, die er weißlich färbt, zu Mehl zerreiben läßt. Die Zasern laufen nicht den ganzen Schwamm der Länge nach durch, sondern bilden nur gewisse, bald längere, bald kürzere Streifen. Man trifft ihn oft, vornehmlich seinen rindigen Theil, von Würmern zerfressen in Apotheken an; auch selbst in dem markigen Theile findet man zuweilen Wurm-Löcher. Die Löcher auf der Basis der Oberfläche, die den wesentlichen Charakter dieser Schwamm-Art ausmachen, sind schwer zu entdecken, weil sie schon an und vor sich klein sind, und durch das Trocknen sich noch mehr zusammengezogen haben. Einige unterscheiden Männlein und Weiblein, ohne allen Grund. Diejenige Sorte, welche man für das Männlein ausgiebt, ist viel schwerer, härter, gröber, grauschwärzlich, und weit heftiger von Wirkung. *Boulduc* nennt solchen den falschen Lärchen-Schwamm, und berichtet, daß derselbe das Wasser schwarz färbe, wenn damit aufgelöseter Vitriol vermischt würde, und zum Schwarzfärben dienen könne. Der Schwamm, den man über Venedig und Triest erhält, wird daselbst in den guten, Agarico fino, Agaricus finus, in den schlechten, Agarico Mezzano, Agaricus Mesianus, und in Rasura dell' Agarico, Rasura Agarici, unterschieden; diese leztere Sorte enthält eigentlich die kleinen Abschnittsel, oder es sind auch die kleinen Schwämme, welche noch nicht ihre gehörige Vollkommenheit erlangt haben, und welche daher weniger geachtet werden.

Der Lärchen-Schwamm hat keinen Geruch; sein Geschmack ist anfänglich süß, hernach aber ekelhaft, scharf und bitterlich. Kleine Stückchen von ihm

brennen leicht; auf Kohlen geworfen schwißen sie gleichsam ein Oehl aus, und verbrennen mit Zurücklassung weniger Asche. Wenn man die Resultate der Versuche der berühmten Männer, Geoffroy, Neumann und Cartheuser mit einander vergleicht, so findet man ein verschiedenes Verhältniß seiner Bestand-Theile; hauptsächlich aber enthält er harzige Theile, denn nach Neumann's Versuchen, bekommt man aus dem markigen Theile fast $\frac{3}{4}$ harziges Extract, welches einen unangenehmen bitterlichen Geschmack hat; das Ueberbleibsel ist schleimiger Natur mit Erde vermischt, aus dem man 2 Quent und 2 Scrupel wässeriges Extract erhält. Wie wenig dieser Schwamm dem Wasser von seinen Kräften mittheilt, erhellt daraus, daß er auch seinen Geschmack größtentheils behält und sehr zähe wird, wenn er auch anhaltend im Wasser gekocht worden ist. Dem gereinigten Weingeiste hingegen theilt er eine gelbliche Farbe und einen unangenehmen süßlichen Geschmack mit. Nach dem *Boulduc* (*) erhält man aus dem rindigen Theile mit Weingeist eine so höchst ekelhafte Tinctur, daß nur ein Tropfen von ihr, der Zunge applicirt, schon Erbrechen verursachet, womit aber die Versuche des *Jacquin* (**), die er mit der Rinde des in Kärnthen gewachsenen Schwammes angestellt hat, nicht übereinkommen; Lezterer hat auch noch andere ähnliche Versuche gemacht.

Wenn er gestoßen wird, so verursachen die von ihm aufsteigenden Dämpfe einen leichten Husten und anhaltende Uebelkeit; auch bewirken sie Niesen, und Thränen der Augen. Weil er sich aber sehr schwer pül-

(*) Memoir. de l'Acad. r. d. Sc. de Paris, 1714, S. 28.

(**) *Jacquin* diss. de Agarico officinali. Resp. *Rabel*. Vindob. 1778, 8. 3 B. u. e. K. T. ist in den Miscell. Austr. mit mancherley Veränderungen wieder abgedruckt.

pülvern läßt, so pflegt man ihn zuvor mit Schleime von Traganth-Gummi zu überziehen, wieder trocken werden zu lassen, und dann zu pülvern.

Ueber den Arzeney-Gebrauch dieses Schwammes bey den Alten, findet man bey Breyn vollständige Auszüge aus dem Dioscorides, der ihn Αγαρικον nannte, Paulus von Aegina, Plinius und Mesue. Die Abtheilung, die sie von ihm, oben erwähnter Maßen, in den männlichen und weiblichen Schwamm machten, hat zu unbestimmte Gränzen. Beyde aber wurden von ihnen gar sehr geschätzet; ja, sie waren mit seinem Gebrauche wirklich zu freygebig, indem sie ihn bey allen Krankheiten als ein alterirendes und resolvirendes Arzeney-Mittel anwendeten, in welchem Irrthume man mehrere Jahrhunderte beharrete, und dadurch zu mancherley Zubereitungen von ihm, die ich weiter unten anzeigen werde, Gelegenheit gab. Wirklich besitzt er die ihm zugeschriebene purgirende Eigenschaft, wodurch sie Galle und Schleim auszuführen suchten. Sein Gebrauch soll die durch den Stuhlgang abgehenden Unreinigkeiten weiß färben (*). Aber nur langsam äussert er seine purgirende Kräfte, und zwar nicht ohne Uebelkeit, Erbrechen und Leib-Schmerzen, wenn er zu einem halben oder ganzen, oder, nach Einigen, zu 2 Quent genommen wird, wovon die Ursache in der Zähigkeit des Harzes zu suchen ist. Man hat daher allmählich aufgehört ihn zu gebrauchen, so, daß er jezt von Aerzten bey Menschen nicht anders, als in gewissen officinellen Zubereitungen von ihm, um den Reiz zu vermehren, angewandt wird. Von Vieh-Aerzten wird er als ein Laxir-Mittel, sowohl innerlich als in Klystieren, gebraucht. Die Alten-Bewohner, in deren Nachbarschaft dieser Schwamm wächst, haben ihn

(*) *Linnaei* Amoen. acad. Vol. IX, p. 266.

immer getrocknet im Hause, und gebrauchen ihn ohne Unterschied fast in allen Krankheiten, im Breye mit Pfeffer vermischt. Als Larir- oder Brech-Mittel nehmen sie ihn mit Oehl, seltener mit Milch, ein; durch ihn treiben sie die kleinen Blut-Egel, die sie mit dem Wasser eingeschluckt haben, und die ihnen die heftigsten Zufälle erregen, wieder aus (*). *Jacquin* schreibt indessen diese Zufälle mehr der giftigen Natur dieses Egels, als dem Bisse desselben, zu. Jeder vorsichtige Arzt möchte auch wohl die noch jezt übliche Gewohnheit der Russen, ihn als Brech-Mittel bey Wechsel-Fiebern, oder als revellirendes Mittel wider den weißen Fluß zu geben, nicht nachahmen. Die Baschkiren und Sibirier heilen damit ihr Vieh, indem sie das Pulver des Schwammes auf äusserliche Wunden und Schäden streuen, wodurch nicht nur die Wunde geschwinder zusammengezogen wird, sondern auch die Insecten abgehalten werden, die Wunde mit ihrer Brut zu beschmeißen, und eine Menge Würmer darin hervorzubringen.

In den spätern Zeiten ist er als ein wirksames Mittel wider schmelzende (colliquativische) Schweiße der Schwindsüchtigen empfohlen worden. Ein Beyspiel dieser Wirksamkeit erzählt Haen (**) von einem Mönche, welcher schwindsüchtig war, und auf Anrathen einer alten Frau täglich ein Stückchen von diesem Schwamme nahm, wodurch er von dem schmelzenden, ihn abmattenden Schweiße befreyet wurde. Da Haen nur einen einzigen Fall anführt, und nicht einmahl die zu nehmende Dosis bestimmt, so scheint es, daß er nur Andere zu ferneren Versuchen habe aufmuntern wollen. Hierdurch auch wirklich aufgemuntert,

(*) Miscell. Taurinens. Vol. 3, p. 203.

(**) Rat. med. P. 12, S. 251, fgg.

tert, bezeugt *Barbut* (*), daß er durch ihn in drey Fällen nächtlichen reichlichen Schweiß zurückgehalten habe. In dem einen dieser Fälle, bey einem Tage-Löhner nähmlich, war dieser Schweiß nach einem anhaltenden Fieber zurückgeblieben, wurde aber durch 2 Gran der Trochiscorum de agarico im Pulver, die man 3 Tage hinter einander des Abends in einem Löffel voll Wasser nehmen, und ein halbes Glas voll Wasser nachtrinken ließ, gehoben. Der andere Fall betraf einen Schwindsüchtigen, bey dem dieser Schweiß durch 4 Doses der Trochisc. de agar., zu eben der Zeit und in eben der Ordnung gereicht, gehoben wurde. Einer schwindsüchtigen Frau aber mußte man 6 Doses von diesem Mittel reichen. Minder günstig urtheilt Quarin (**) über diese Wirkung des Agaricus, (vermuthlich versteht er die Trochisc. de agar.) indem er sagt, daß er 2 Gran davon wider schmelzenden Schweiß bey Schwindsüchtigen niemahls wirksam gefunden, sondern hingegen vermehrte Brust-Beklemmung habe entstehen gesehen.

Da er, aus angeführten Ursachen, vor sich allein im Pulver nicht sicher zu gebrauchen ist, so gaben ihn die Alten in Wein, Wasser, Essig und Meth. Am besten soll man ihn zu 2 Quent, ja zu ½ Unze, in Leinwand eingewickelt (in petia ligatus), in Wein weicher, und diesen trinken lassen (***). Auch hat man ihn mit Gewürzen versetzt empfohlen.

Die Jakuten und russischen Landleute bedienen sich seiner, statt der Seife, wie ich im XXVIII Th. S. 699, gemeldet habe.

(*) Journ. de Med. To. 47, S. 512, fgg. Eine Uebersetz. davon, st. in der Samml. auserles. Abhandl. zum Gebrauche praktischer Aerzte, 3 B. 4 St. (Lpz. 1777, gr. 8.) S. 604 — 613.

(**) Animadv. pract. p. 91.

(***) *Cartheuser* Mat. med. Th. 1, S. 589.

Die sibirischen Jäger, welche auf Zobel ausgehen, und denen öfters bey der großen Kälte der Sauerteig friert und unbrauchbar wird, schaben, in dieser Noth, die unter der äussern Rinde befindliche saftige süße Haut mit dem Messer ab, digeriren sie eine Stunde lang mit Wasser über dem Feuer, vermischen sie alsdann mit Mehl, graben diesen Teig 12 Stunden lang in Schnee, und ersetzen dadurch, nach Gmelin's Bericht, den Mangel des Sauerteiges.

Zubereitungen und Zusammensetzungen aus dem Lärchen-Schwamme.

Trochisci de Agarico, deren Mesue erwähnt, findet man jezt noch in wenigen Apotheker-Büchern. Die im Cod. Med. Paris. p. 605 stehen, enthalten den Lärchen-Schwamm und Ingber.

Das Lärchenschwamm-Extract, Pharm. Würt. p. 88, ist harzig.

Croll's Purgir-Extract, Extractum panchymagogum Crollii, Ph. W. p. 94, enthält unter vielen andern drastischen Mitteln, auch den Lärchen-Schwamm.

Pilulae Hieras cum agarico, Ph. W. p. 139, enthalten unter dem Wuste vieler andern Mittel, auch diesen Schwamm. Sie sind aber nicht mehr gebräuchlich.

Pilulae mastichinae, Ph. W. p. 140, und Pilulae de Succino Crollii, Ph. W. p. 141, und andere, enthalten ihn auch.

Da die Cultur des Lärchenbaumes so wichtig und nützlich ist, so wird es nicht überflüssig seyn, hier noch die in den preußischen Staten publicirte Anweisung dazu, und die in neuern Zeiten in verschiedenen Gegenden deshalb gemachten Versuche und Erfahrungen von seinem Anbau und Nutzen, hier anzuführen.

Anwei-

Anweisung,

wie der Lärchenbaum-Same auszusäen ist. Auf königl. preußischen Befehl publicirt.

Der Lärchenbaum-Same kommt Ausgangs October und im November zur Reife, wird also erst im December bis im März gesammlet, und sitzt bekanntlich in kleinen Zapfen oder Aepfeln, die aber mit so vielem terpenthin-artigen, feinen Harze versehen sind, daß noch gar kein Mittel erdacht ist, den Samen, ohne ihn zu beschädigen, durch Hitze oder Wärme, so wie bey Kienen oder Fichten, von den Aepfeln zu scheiden.

Man hat zwar, besonders in Tyrol, zwey dergleichen Mittel: das eine ist, die Aepfel zu kochen; das andere, sie in einem feinen leinenen Laken über große Kessel voll stark kochenden Wassers, durch den feuchten heißen Dampf zum Aufspringen zu bewegen. Allein besser wäre es, beyde Mittel waren nie erfunden; denn obwohl der Same durch die eingezogene Feuchtigkeit sich gleichsam mästet, ein stärker und besseres Ansehen gewinnt, so wird er doch dadurch verdorben, und das Publicum dergestalt äusserst damit betrogen, daß von einem Pfunde solchen Samens oft nicht 20 Körner aufgehen.

Es bleibt demnach noch immer das beste und sicherste Mittel, den Stiel kurz an den Apfel ab-, sodann kreuzweise, jedoch nicht zu tief einzuschneiden, demnächst die Einschnitte mit dem Messer möglichst so weit aus einander zu biegen, daß man mit den Fingern knapp dazwischen kommen, den Apfel in 4 Stücke aus einander reissen, und alsdann aus jedem Stücke durch das leichtere Aufbiegen der Schuppen die Samen-Körner heraus nehmen kann.

Unter die natürlichen Folgen dieses mühsamen Aufmachens ist zu rechnen, daß der Same nie so wohlfeil, als anderer seyn kann, und daß man bey dem Einkauf desselben nie Vorsicht genug anzuwenden hat, weil er gewöhnlich, um geschwinder davon abzukommen, mit ausgekochten oder stark ausgebrüheten Samen vermengt zu seyn pflegt. Der lezere zeichnet sich indessen

bey einiger genauer Besichtigung durch seine größere Gestalt und weißlichere Farbe aus. Ferner ist zu folgern, daß es der Kostbarkeit und öfteren Zufälligkeiten halber eben nicht rathsam sey, auf ein Mahl ganze Gegenden mit diesem Samen zu besäen, besonders, da er nicht mit so allerley schlechten Boden zufrieden ist.

Die weniger kostbarste und zuverläßigste Weise, dieses Holz möglichst bald gemein zu machen, ist demnach diese. Man wählt erstlich Gegenden oder Plätze zu Kämpen, welche mit der Menge des Samens, den man hat, in Verhältniß stehen, und deren Boden sich am besten dazu schickt. Es müssen aber die Kämpe um so besser umhäget werden, da das Lärchenbaum-Holz gegen die andern Holz-Gattungen noch neu, mithin ein Gegenstand ist, welcher die Neubegierde des Wildprets und Viehes reizt, folglich leichter, als ein anderes schon gewohntes Holz, beschädiget wird. Sein bester Boden muß mehr Erd- als Sand-artig, doch weder zu fest noch zu locker seyn, und, wo möglich, so wie allen Holz-Saaten sehr nützlich ist, etwas Schutz von andern Holze haben. Der mit Holz Erde und etwas Sand melirte, weder zu sehr auf der Ebene im Freyen, noch an steilen Gebirgen belegene, ist also der beste. Die Aussaat muß allemahl im Frühjahre Ausgangs des März, oder Anfangs April geschehen, nachdem das Erdreich etwas aufgeharket ist, und geht guter Same in seinem Boden binnen 6 Wochen auf. Nur muß der Boden, so wie auch bey allen Holz-Saaten am besten ist, nicht zu tief, sondern nur ganz flach oben hin, je feiner je besser, etwas locker, unterwärts aber fest seyn, damit das Erdreich in kühlen, feuchten Nächten nicht so leicht aufquellen, und bey Sonnenschein sich nicht wieder senken könne. An das Aussäen der Aepfel ist nicht zu gedenken. Der Same ohne Flügel kann zwar durch etwas leicht überweg zu ziehendes Buschwerk füglich ein wenig unter die Erde gebracht, und dadurch gegen das Aufnehmen der Vögel und gegen die Bewegungen des Windes, zum desto bessern Aufgehen, sehr vortheilhaft gesichert werden; allein der Same mit Flügeln leidet nicht die mindeste Erde über sich. Damit er indessen fest zu liegen komme, und desto leichter sich ansauge, so wird er nach der Aussaat mit einer

Gieß-

Gieß-Kanne, so wie zu bleichende Leinwand, nach Belieben besprenget. Die Absonderung der Flügel von dem Samen geschieht übrigens eben so, wie bey den Kienen besonders vorgeschrieben ist (*). Es muß auch ein District mit Lärchen beynahe eben so dicht, als mit Kienen, bestellet werden, um recht geschlossene Oerter zu ziehen. Es folgt aber hieraus noch gar nicht, und würde sehr Schade seyn, das dichte Säen durch eben denselben kostbaren Samen zu bewirken, und darnächst so viele Tausende leicht zu verpflanzender Stämme verdorren, oder mit zu enge gestandenen, also sehr schlechten Wurzeln verpflanzen zu lassen, um den Endzweck zu erreichen, den man bey dem viel gemeinern Kienen-Samen zum Gegenstande nimmt, um geschlossene Oerter zu erhalten.

Man nimmt daher zu einen Morgen, à 180 rheinl. Quadrat-Ruthen, auf alle Fälle am sichersten 5 ℔. reinen Samen mit Flügeln, oder 3½ bis 4 ℔. ohne Flügel, vermengt ihn mit 1¾ Scheffel Birken-Samen zerriebener Schäfchen, thut kurz vor der Aussaat etwas angefeuchteten Sand dazwischen, menget alles wohl unter einander, und säet das so aus, wo möglich bey feuchter, stiller Witterung. Es geht sodann alles hinlänglich dicht auf, und man verhütet den, noch nach vielen Jahren von sehr übeln Folgen seyenden Umstand, daß sich die Bäume nicht genug bewurzeln, und ihre Wurzeln sich nicht hinlänglich ausbreiten können.

Die Regel, den Nadelholz-Samen überhaupt dicht auszusäen, damit die Stämme nicht so sehr in die Aeste wachsen, bleibt zwar immer sehr richtig; allein, ihn zu dicht auszusäen, ist einer Anlage, besonders in der Folge, höchst schädlich; denn wenn auch nach Jahren ein Stamm den andern erstickt, und viele verdorren, damit sich andere desto besser hervorthun können; und wann auch gleich die erstorbenen nicht geachtet werden, so ist doch den stehengebliebenen die Nahrung entgangen, welche ihre erstorbene zu überflüssige Nachbaren eingesogen, und wodurch sich die übrigen, besonders in schlechten Boden, gleich ursprünglich besser formiren

(*) Siehe im XXXVII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 385, fgg.

miren können. Ueberdies aber haben und behalten sie alsdann sehr schlechte Wurzeln, die doch bey einem jeglichen Stamme, der ein guter Baum werden soll, ein Haupt-Stück sind.

Die Haupt-Ursache, den Lärchenbaum erst durch Kämpe allgemein zu machen, ist diese, daß sich die jungen Lärchen im zweyten, dritten und vierten Jahre, vor Eingang des Frühlings, mithin ehe der Saft eintritt und die kleinen Knospen heraustreibt, unter allen übrigen Nadel-Hölzern am besten sehr leicht verpflanzen lassen, welches auch schon selbst aus dem Bau der Wurzeln zu urtheilen, denn diese breiten sich nicht weit aus, wachsen im Zirkel um den Stamm herum, treiben eine kleine Pfahl-Wurzel und viele Fasern, welches alles Eigenschaften solcher Bäume sind, die sich gut verpflanzen lassen. Sodann wächst auch der Lärchen-Baum nicht so sehr in die Zweige, wie anderes Nadel-Holz zu thun pflegt, wenn es nur etwas Luft hat.

Zum Verpflanzen werden die jungen Stamme, bey gelinder Witterung und feuchten Boden, mit aller Behutsamkeit durch schmahle, aber scharfe und in der Gestalt eines halben Mondes verfertigte Spaden so ausgestochen, daß, wo möglich, das Erdreich an den Wurzeln sitzen bleibe, in dem Kampe aber alle 2 bis 3 Fuß von einander ein Stamm unbeschädigt vor immer stehen gelassen werde.

Die ausgestochenen Löcher sind sogleich wiederum zu zuwerfen, und der Kamp bleibt so lange, wenigstens 10 Jahr, in Schonung, bis alles dem Wildpret und Viehe aus dem Maule gewachsen ist.

Die ausgestochenen Stämme werden so geschwinde als möglich in die dazu auserseheně Gegenden, wo möglich mit ihrer Erde, in eben so große Löcher, als diejenigen sind, woraus sie gestochen werden, 3, höchstens 4 Fuß weit aus einander so eingesetzt, daß ja kein Raum in der Erde übrig bleibe. Ist die zu bepflanzende Gegend nahe an den Kämpen, so werden die jungen Stämme bloß in Körben, sonst aber auf bretterne Wagen, welche mit Stroh ausgefüttert sind, wo möglich immer im Sande auf geraden Wegen behutsam dahin gebracht.

Die

Die bepflanzten Plätze (wozu man gern solche wählt, wo Birken-Aufschlag oder lichtes birkenes Schlag-Holz vorhanden, welches den jungen Lärchen zum Schutz dient, und sie desto besser in die Höhe treibt,) müssen aber von Stund an hinlänglich dergestalt in Schonung geleget werden, daß binnen 8 bis 10 Jahren weder Wildpret noch Vieh herein kommen kann, sonst sind sie besonders dem Fegen der Hirsche und Rehböcke sehr ausgesetzt.

Auf diese Weise erhält man möglichst bald ganze Reviere von Lärchenbäumen, insonderheit da man bemerkt hat, daß der Same nicht so gut, als die jungen mit ihrer Erde verpflanzten Stämme in schlechteren Boden fortkommen, mithin in diesem Fall das Verpflanzen dem Besäen auf schlechteren Gründen sehr vorzuziehen ist; zumahlen da die Kämpe viel leichter, als ganze Gegenden, zur allenfalls erforderlichen Güte des Bodens, durch Befahren und Vermengen der Erde, vorzubereiten sind.

Bey allen den Anlagen muß man übrigens vor allen Dingen der bey allen Holz Verpflanzungen eintretenden Haupt-Regel wohl eingedenk seyn, daß man zu den Kämpen nie zu guten noch zu feuchten Boden wählet; denn bekanntlich ist den Verpflanzungen nichts gefährlicher, als wenn junge Stämme aus ganz guten in schlechten, oder aus feuchten in trocknen Boden versetzet werden, und die Saft-Gefäße alsdann wegen Mangel vorhin gewohnter Nahrung und Feuchtigkeiten sich zusammenziehen und eintrocknen müssen. Das Holz wird auch in feuchten Boden groß-äderig, also nicht so dauerhaft. Man wähle daher guten trocknen Mittel-Boden, damit die jungen Stämme bey dem Verpflanzen auf den doch mehrentheils trocknen Grund, ihren vorhin sonst weiten Saft Gefäßen zuwider, keinen großen Unterschied im Zufluß der Nahrung finden. Berlin, d. 8 Dec. 1779.

Frh. v. d. Schulenburg.

Um die guten Eigenschaften des Lärchenbaumes zu beweisen, liefert du Roi, im 99 St des Hannov. Magaz. v. J. 1767, folgenden Auszug von zwey Brie-

Briefen, die an eine hohe Person abgelassen, und ihm zum Gebrauch mitgetheilt worden sind. Der erste hat den in kön. preuß. Diensten verstorbenen Commandeur des Leib-Carabiner-Regimentes, Hrn. Obristen v. Arnstedt zum Verfasser, und ist während seiner Kriegs-Gefangenschaft aus Riedlingen in Schwaben, v. 7 May 1761, auf die geschehene Anfrage von dem Nutzen des Lärchenbaumes abgeschickt worden.

„Von dem Lärchenbaume," sagt der verstorbene Hr. Verf.: „kann ich selbst Nachricht geben, daß ich in Ober-Schlesien große Wälder gefunden, in welchen die Stämme so stark und hoch gewachsen gewesen, wie die größten Tannen, und wird das Holz überhaupt zu Balken, Sparren und in der Tischler-Arbeit, dem Tannen-Holze vorgezogen. Man giebt mir hieselbst (zu Riedlingen) darin Beyfall, und führt zugleich das costnitzer Concilium zum Ruhm des Lärchenbaumes an, welches Gebäude durchgehends von seinem Holze ist gebauet worden, und ob es gleich bereits über 500 Jahr gestanden haben soll, dennoch im Holze unversehrt seyn soll. Allhier giebt man auch von dem Lärchenbaume an, daß er steifer und fester sey, als eine Eiche oder Tanne, und liefert zum Beweis folgende Probe: Man nehme eine junge Eiche oder Tanne, ungefähr eines Armes dick, und hänge daran so viel Gewicht, daß sie sich biegen; dagegen nehme man einen Lärchenbaum, der um den vierten Theil dünner ist, und hänge dasselbe Gewicht daran, so wird er sich lange so stark nicht biegen, als die dickere Tanne oder Eiche gethan hat." Er schließt am Ende noch mit dem Ausdrucke: „Mit dieser rühmlichen Anführung des Lärchenbaumes sollte ich glauben, daß man den Zweiflern wegen des Lärchenbaumes den Mund stopfen könnte."

Das andere Schreiben ist von einem noch lebenden kön. preuß. hohen Officier aus Böhmen, v. 12 Sept. 1762, und lautet ungefähr folgendergestalt:

„Ew. ꝛc. den wahren Nutzen, so man von dem Lärchenbaume durch viele Erfahrungen zu haben allhier vergewissert ist, habe nicht ermangeln wollen durch gegenwärtiges zu benachrichtigen. Nachdem ich auf einem Gute

des

des Grafen v. Stahremberg, ohnweit Auras. im Quartier gelegen, welcher noch eine große Anzahl dergleichen Bäume hat, und auch bereits verkauft, so giebt mir dessen Wirthschafts-Hauptmann die Versicherung, daß die meisten davon nach Breslau verlassen wären, allwo man sie zu Wasser-Rinnen an den Häusern gebrauchte, und wenn eine dergleichen nach einigen 60 Jahren verdorben wäre, verkaufte man solche an Leute, welche Wasch-Geschirre, als: Eimer, Kannen, u. d. gl. machen. Hiernächst hat mir ein Müller, welcher drey eigene Mühlen hatte, und in seinen jüngern Jahren Tyrol und andere gebirgige Gegenden durchlaufen war, für gewiß versichert, daß er in seinen Mühlen zwey Mühlen-Wellen von Lärchen-Holze bereits besitze, und da hierzu kein besseres Holz sey, würde er nach dem Frieden besorgt seyn, die übrigen ebenfalls von Lärchenbäumen anzuschaffen. Nach seiner Meinung war er gewiß, daß solche auf 80 Jahre hielten, und er behauptete überdem noch, daß die Lärchenbäume über 60 Ellen hoch wüchsen. Noch ein hauptsächlicher Gebrauch, den man in Breslau, und den umliegenden Gegenden davon macht, ist dieser, daß die Fenster-Rahmen davon verfertiget werden, weil solches Holz, nach der Beschreibung, durch das Wasser nicht leicht faulet. Die Farbe desselben ist schön hellbraun. Ich habe schon viele Bretter davon gesehen, werde auch, wenn ich wieder zu Lande komme, die Ehre haben, Ew. ꝛc. die schönste Kanne davon zu überreichen" u. s. w.

„Diese versprochene aus dem Holze des Lärchen-„Baumes verfertigte Kanne," fügt du Roi hinzu: „ist mir auch vorgezeiget worden, und sie hat ein gu-„tes Ansehen, ist fest und dauerhaft."

Eine Bemerkung über den Lärchenbaum, von H. A. Graf von Borcke (*).

„Die patriotisch-oekonomische Gesellschaft in Schlesien hat mir die Ehre erwiesen, mich zum Mitgliede anzunehmen; und ich bin dadurch verbunden, das Meinige nach

(*) Aus dem 1 B. der neuen Oekon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, a. d. J. 1780, S. 39, f88.

nach Möglichkeit beyzutragen, und der Societät auch unter andern dieses kleine Opfer darzubringen.

Die gütige Aufnahme meiner herausgegebenen Stargordtschen Wirthschafts-Beschreibung überredet mich, daß, so wie ein Hinter-Pommersches Wirthschafts-System in einem Lande Beyfall gefunden hat, in welchem die Land-Wirthschaft viel besser als bey uns, betrieben wird, so kann auch wohl eine Bemerkung über die Fortpflanzung eines der nützlichsten Bäume darin noch neu seyn, oder doch von daher eine wünschenswürdige Publicität erhalten.

Obzwar der Lärchenbaum in den Oberschlesischen Gebirgen in ganzen Wäldern anzutreffen ist, so steht doch zu vermuthen, daß er eben so, wie in andern holzreichen Gegenden andere nützliche Bäume, behandelt werde; d. i. man läßt höchstens der Natur ihren Lauf, und denkt mehr an Wegnehmen, als Anbauen. In allen übrigen Gegenden der königlichen Staten ist dieser Baum nicht einheimisch, und muß nur durch Anbau für die Nachkommenschaft gewonnen werden.

Ich will mich indessen nicht bey dem großen Nutzen und dem überaus geschwinden Wuchs dieses Baumes, noch weniger bey der Beschreibung desselben aufhalten. Duhamel, die Harbkesche Baumzucht, und viele andere, haben es gethan; welche darüber nachgelesen werden können. Ich begnüge mich, die Erfahrung, welche ich damit gemacht habe, und eine daraus gezogene Bemerkung mitzutheilen, wovon ich in denen Autoren, welche ich nachgeschlagen habe, nichts hinlänglich deutliches angemerkt finde.

Vor der Eroberung von Schlesien ist der Lärchenbaum in den übrigen Provinzen des Königs gar wenig bekannt gewesen. Ich erinnere mich niemahls einen gesehen zu haben. Nachher da der König solchen in Potsdam und Sanssouci pflanzen ließ, wurde er bekannter, und viele fiengen an, ihn in ihre Gärten zu setzen. Dieses gab den berlinischen Gärtnern und Baum-Erziehern Gelegenheit zum Anbau. Doch war bloß dabey die Absicht, die Auszierung der Gärten, welche aber bey einem nur mäßigen Alter des Baumes zum Theil verfehlt wird, da die herabhangenden Aeste und die sitzen bleibenden Zapfen die Schönheit sehr vermindern. Es hatte indessen den Nutzen, daß sich hin und wieder bis die entlegensten Gegen-

den

den Bäume, welche izt zum Samentragen taugen, erhalten haben. Unter andern befinden sich auch in meiner Nachbarschaft 4 dergleichen, welche den Stoff zu diesem Aufsatze gegeben haben. Ganz beträchtlicher Anbau ist mir außer dem bey Harbke im Magdeburgischen nicht bekannt, wo der Hr. Hof-Richter v. Veldheim ein Wäldchen von 12000 Stück angepflanzt hat. Man hat sich mit dessen Anbau zum Ernst nicht so viel abgegeben, als er es verdiente, und ich selbst würde nicht so eifrig darauf geworden seyn, wenn mich nicht ein Ungefähr dazu angefeuert hätte. Ich will die Umstände und den Erfolg erzählen, woraus die Resultate und das beste Verfahren bey Erziehung dieses Baumes von selbst hervorgehen werden.

Im May 1774 besuchte mich der Minister Graf v. Podewils. Unter andern Gesprächen mit einem so ächten Oekonom fielen wir auch auf den Lärchenbaum. Ich sagte ihm, daß mein Nachbar, der Hr. v. Bonin zu Elvershagen zween dieser Bäume hätte, welche im Winter die Blätter behielten, wie er mich dessen versichert hatte. Der Minister bat mich, über diese neue Erscheinung einige Zweige zur Erläuterung hohlen zu lassen. Es kam davon ein kleines Bündel an, doch mit der Entschuldigung, daß da Hr. v. Bonin nicht spät im Herbste und nicht frühzeitig im Frühjahr in seinen Garten käme, so hätte er geglaubt, die Nadeln säßen den ganzen Winter daran.

Die Reiser befanden sich in folgender Gestalt. Die Bürsten der neuern Nadeln hatten gut die Länge eines Zolles getrieben, und an den Aesten befanden sich viele Zapfen, welche aber noch gar nicht aufgesprungen waren. Ich beschäftigte mich mühsam, die Samen-Körner abzuklauben, und erhielt derselben eine kleine Anzahl. Ich machte gleich Anstalt, eine Rabatte, welche im Schatten lag, umgraben zu lassen, und säete sie darauf. Der Same wurde ganz leicht übergeharket; dann wurde, nach Anweisung des du Roi, weißer Sand übergestreuet, und nachdem sie bald aufgelaufen waren, fleißig von Unkraut gesäubert.

Meine Bäumchen wuchsen schnell, so daß ich 42 der besten im May 1776 verpflanzte, die schwächern noch stehen ließ, und sie 1777 ebenfalls versetzte. Hierauf wurde der Boden gegraben, und Löcher, doch nicht tief, gemacht, worin sie 4 Fuß von einander zu stehen kamen. Nun

wurde meinem Gärtner die Sache aufgetragen; diese Art Leute wollen aber immer klüger seyn, als andere; er brach die Zapfen im Herbste ab, ließ sie in einer Stube aufspringen, sammlete den Samen, säete ihn im May, und es ward nichts daraus. Dieses gieng mir sehr nahe, meine 84 Bäume prosperirten über Erwartung, und ich wünschte mir mehrere. Ich schrieb das Jahr darauf nach Ober-Schlesien, erhielt einen ziemlichen Vorrath von Samen, säete ihn, und abermahl wurde meine Hoffnung getäuscht.

Ich dachte der Sache nach, und konnte lange nicht auf die Ursachen kommen, welche einen nur so gut gelungenen Versuch nun nicht mehr glücken lassen wollten. Endlich kam ich auf den Punct und fiel darauf, daß der Erfolg von dem Moment der Reife des Samens abhängen müsse. Ich gieng also zu meiner ersten Erfahrung zurück, und nahm 1779 aus Grünhof, welches einem Hrn. v. Borcke gehört, weil zu Elvershagen keine angesetzt hatten, von ein paar Bäumen die Zapfen, zu der Zeit, als die Nadeln einen Zoll lang getrieben hatten. Ich warf solche in Siebe, und setzte sie der Luft und Sonne aus, nahm sie aber die Nacht über und wenn es regnete, herein. Hiermit mochten wohl noch 10 Tage darauf gehen, wo denn der Same gesammlet und auf obige Art gesäet wurde. Den 20sten Tag darauf zeigten sich die Pflanzen, und ich habe Hoffnung einige 100 zu erziehen, welche ich nach meiner Methode im Frühjahr 1781, wenn die Knospen zwar dick, doch noch nicht grün werden, 4 Fuß von einander auf den Ort versetzen werde, wo sie stehen bleiben sollen.

Den 1sten Oct. 1779 habe ich einen meiner 1774 gesäeten und 1776 verpflanzten Bäumchen, welcher doch noch nicht der stärkste war, von 14 Fuß Höhe und $7\frac{1}{2}$ Zoll im Umfange unten am Stamme befunden. Sie waren 5 Jahr und 5 Monathe alt, und hatten schon im Frühjahre Blüthen angesetzt, welche aber abgenommen worden. — —

Ich behaupte, daß wenn man die vorgeschriebene Sorgfalt anwendet, so müssen auf einem Platze, der im Schatten liegen muß, von 20 Fuß Breite und 100 Fuß Länge, durch welchen noch 2 Fußsteige des Reinigens halber gehen, 2000 Bäumchen gezogen werden können. Solcher Plätze müßten in der Folge 3 seyn. Im 3ten Frühjahr werden schon von dem ersten, 1000 verpflanzt; die

noch

noch zu schwachen werden das folgende Jahr in gleicher Zahl ausgehoben, dazu werden 1000 vom zweyten Platz genommen, und so fort an, daß also alle Jahre 2000 Stück aus einer mäßigen Baumschule mit mäßigen Kosten und Mühe, zu einem regelmäßigen in den meisten Gegenden gewiß nützlichen Walde accresciren.

Es ergiebt sich von selbst, daß die Kosten dabey wenig bedeuten, und daß der Anblick eines so chronologischen Waldes ergötzend ist, überdem an sich nützlich werde, und zu allerley Entdeckungen über die Naturgeschichte dieses Baumes, und über die Wirkungen der Temperatur der Jahre, obschon solche nicht abzuändern sind, Gelegenheit geben muß. Nach einer Reihe von Jahren möchte ich wohl einen solchen Wald mit einem gesäeten nach der gewöhnlichen Art vergleichen; so viel ist gewiß, daß bey jenem die Ordnung und Menge gewinnen muß, weil der Same in unserer Gegend zu selten ist, als daß man große Plätze damit in Bestand setzen könnte, wie es mit Kiefern und dergleichen Holz-Arten angeht, und wohl am besten seyn mag. Stargordt, d. 24 Oct. 1779."

Anmerkung

über den Lärchenbaum in Schlesien, und praktische Beschreibung von dem Anbau desselben in dem königl. preuß. Antheil dieser Provinz, durch den Samen und die Verpflanzung, von Matthäus Proske, königl. Forstmeister (*).

„Der Lärchenbaum wächst hier in Schlesien, wie bekannt, nicht nur in einzeln oder kleinen Partien, welche durch Kunst des Anbauens gewonnen worden, sondern es sind große weitläuftige und geschloßene Wälder damit bestanden, die ihres Orts zu Bau- und Brenn-Holz genutzet und als ordentliche Forsten abgetrieben werden.

(*) Aus dem 1 B. der neuen Oekon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, a. d. J. 1780, S. 43, flg.

Dieses ist immittelst nur lediglich ein District in dem schlesischen Gebirge des Fürstenthums Jägerndorf, hauptsächlich aber in der Gegend von Freudenthal und der gotschdorfer Herrschaft ꝛc.

Schon in der Gegend von Neustadt findet man diese Holz-Sorte auf den Vorgebirgen in den lebendigen Hauen gesprengt, und bey Kunzendorf, dem Kreuzstift in Neiße gehörig, waren einige hundert Morgen recht geschloßene brauchbare Stämme von Balken-, Riegel- und Sparren-Stärke, welche immittelst theils durch den Feind während des langen siebenjährigen Krieges, theils durch das Aushauen der besten Stämme zu Rinnen und anderem Gebrauch, dergestalt ausgelichtet und erschöpfet worden, daß in kurzem, an den noch stehenden geringeren Stämmen, nur ein Andenken des vorigen seyn wird.

Ueberhaupt findet man diesen Baum gegen die Höhen des neisser Gebirges, die Bischofskappe, und so weiter nach Hermbstadt, Einsiedel und Würbenthal, auch weiter herunter in dem Troppauischen auf den Gebirgen hinter Grätz, Fullneck ꝛc. nicht mehr. Das Gebirge zwischen Freudenthal und Jägerndorf, Bennisch und Spachendorf, ist schon viel geschlachter oder gesenkter, als ersteres, das neisser, und dieses ist eigentlich die Heimath desselben, in einem District von etwa 3 Meilen lang und breit. Im platten Lande weis ich, ausser auf dem sogenannten Butterberge bey Stolz ohnweit Frankenstein, keine alte starke Lärchenbäume; es stehen zwar nur noch etliche Stämme daselbst, immittelst sind von diesen in den lebendigen Hauen schon wieder viele junge erwachsen.

In den andern Gegenden Schlesiens sind solche nur einzeln als eine Seltenheit und Zierde gepflanzet worden, und erst seit kurzer Zeit haben die königl. Oberforstmeister die Erziehung oder den Anbau dieser Holz-Sorte in den Forsten den Forstbedienten anempfohlen.

Die ersten Versuche wurden in Ao. 1756 und 1764 durch Verpflanzung junger Stämmchen, davon ein guter Theil auf dem Ritschenberg in dem königl. Amte Brieg, auch in verschiedenen andern königl. Forsten, jedoch nur in kleiner Anzahl, gepflanzet worden, gemacht, und in den Jahren 1767, 1768 und 1769, wurde fast in allen königl. Forsten (jährlich zu 3, 4 bis 5000 Stück überhaupt) weiter damit continuiret. Der Erfolg davon war nur

mittel-

mittelmäßig, und es gieng bey jedesmahliger Verpflanzung ein großer Theil derselben aus. Zu gleicher Zeit machte man auch die ersten Versuche durch die Saat. Diese gelang nach der jeden Orts gemachten Auswahl des Bodens, der Zubereitung desselben, und der Zeit selbst, wann solcher ausgesäet worden, besser, und es wurden alljährlich, nach dem der Same gerathen und zu erhalten war, 8, 16 bis 32 Metzen bresl. reiner Same ausgesäet. Schon seit einigen Jahren ist kein tauglicher Same in nahmhafter Quantität gerathen, und es hat folglich auch in dieser Absicht solange fernerweit nichts geschehen können.

Der Lärchenbaum ist, wie bekannt, Frühjahrszeit einer der ersten, der hervorbricht, weit vor der Kiefer, Fichte und Tanne. Seine Knospen fangen, wenn die Witterung gelinde ist, schon im März an dick zu werden, im April blühet derselbe völlig, und erst einige Zeit nachher kommt sein Laub oder Nadeln hervor. Die Blüthe erfriert also bey spät einfallenden Nacht-Frösten sehr oft, und dieses ist nicht allein die Ursache, daß nur sehr selten Same geräth, sondern ich halte auch dafür, daß, wenn durch dergleichen starke Reife, die Blüthe auch nicht völlig erfriert, doch die künftige Vollkommenheit und Unvollkommenheit des Samens, ohne was derselbe während des Wachsthums selbst durch widrige Witterung etwa leidet, von daher hauptsächlich mit hergeleitet werden kann. Fallen auch wirklich keine späte Nacht-Fröste mehr ein, so geräth zwar der Same in Zapfen in gar großer Quantität, allein bey aller Beobachtung, die ich dabey gemacht habe, finde ich doch, daß das Korn desselben niemahlen die Hälfte, fast jedesmahl nur $\frac{1}{3}$tel, auch wohl gar nur $\frac{1}{4}$tel und noch weniger, vollkommen, und zur Aussaat tauglich sey; der größte Theil ist leer und vertrocknet, folglich bey der Aussaat nur als unfruchtbarer Beysatz anzusehen, welches bey Kiefern, Fichten und Tannen niemahlen so häufig vorkommt. Inmittelst ist das Korn dieses Samens sehr klein, und man kann demohngeachtet aus einer Metze dergleichen Samens eine große Menge Stämmchen erziehen.

Der Same wächst also vom April und May bis zu Ende October dieses Jahres zu seiner Vollkommenheit, und ich habe im November solchen in großen Quantitäten

zu 20, 30, 40 und mehr Scheffeln Zapfen sammeln lassen, und des Frühjahrs ausgesäet. Zu dieser Zeit, nähmlich Ende Oct. und Nov., ist der Zapfen nicht mehr grün, sondern durchgängig völlig braun, sein sonst unbeschädigtes Korn vollständig, und nach meinen gemachten Versuchen zum Auf- und Fortkommen tauglich.

Bey großen Quantitäten, die ich mühsam habe sammlen lassen, war es nicht rathsam, den Winter, der diese Arbeit nur selten erlaubt, oder das Frühjahr, als das lezte Extremum, abzuwarten, sondern ich mußte sowohl aus der Ursache der Gewißheit meiner Sammlung, als auch nächstdem den Samen selbst aus den Zapfen zu bringen, und noch zu rechter Zeit aussäen zu können, die erste Zeit dazu anwenden. Der Erfolg meiner Versuche der Aussaat desselben, sowohl im Kleinen als auch im Großen; von 10 bis 20 Morgen, beweiset die Unschädlichkeit dieser Unternehmung, und es kommt, wenn der Same sonst nur gut und tauglich geräth, gar sehr viel auf die Behandlung desselben und auf die Aussaat selbst an.

Ich gestehe ganz gern, daß es bey jeder Art Gesäme das Beste sey, solches zu sammlen, wenn es seiner Natur nach auszufallen anfängt, es hat alsdann gewiß seine größte Vollkommenheit, und man ist seiner Zeitigung wegen völlig sicher; allein hier bey dem Lärchenbaum kann man es, vorher schon angeführter Umstände wegen, im Großen nicht bis auf den lezten Zeitpunct damit ankommen lassen (*).

Sobald der Same in Zapfen gesammlet worden, habe ich solchen, zu Vermeidung mehrerer Weitläuftigkeiten, durch Weiber und etwas erwachsene Kinder unten an dem Ende des Stiels mit einem Messer übers Kreuz etwas einschnei-

(*) Dieses stößt jene Erfahrung von der rechten Reife des Samens nicht um; es kann die frühere Sammlung dennoch bey uns die Ursache werden, daß noch so viele Körner unvollkommen sind, und die Ursache seyn, daß selbige, 3 Grade mehr nordwärts, alle unvollkommen bleiben. Dabey bleibt es indessen gewiß, daß der Forsthaushalt im Großen die Beobachtung gewisser kleiner Vortheile oft nicht zuläßt; es ist aber eben so wahr, daß die Bemühung im Kleinern patriotischer Landbesitzer die wichtigsten Beyträge werden, und im einzeln sehr gut von genauen Beobachtungen Anwendung machen können. v. Wedel.

schneiden, und in 4 Theile von einander reissen, sodann aber, wenn der ganze Vorrath desselben in der Art gespalten worden, auf eine Tenne dick aufschütten, und durch anhaltendes Klopfen und öfteres Umrühren das Korn aus den Zapfen bringen lassen. Bey dieser Procedur leidet der Same selbst auf keine Art, ohnerachtet das Verfahren an sich etwas gewaltsam zu seyn scheint.

Bey dem Spalten muß nicht der ganze Zapfen, und folglich das darin befindliche Samenkörnchen, zerschnitten werden, und bey dem Ausklopfen fällt das kleine Korn aus dem Apfel sogleich herunter auf den Boden, und hat von der obern Gewalt des Klopfens nichts mehr zu leiden. Sodann wird er gerieben, gesiebet ꝛc. und zum Versenden und zur Aussaat so rein als möglich gemacht. Eine Metze bresl. dergleichen recht reiner Same hat alsdann, nach dem solcher reichlich, oder sparsam gerathen, bis 3 Rthlr., 3 Rthlr. 16 Gr., auch wohl 4 Rthlr., gekostet.

Bey dem Ausmachen dieses Samens durch Stuben-Wärme leidet das Korn desselben dergestalt, daß es zum Aufgehen völlig untauglich wird. Die kurzen, starken, holzigen Schuppen dieses Zapfens erfordern zu viel Hitze, ehe sie aus einander gehen, und bey aller Vermehrung der Wärme bleibt demohngeachtet ein großer und fast der mehreste Theil der Zapfen verschloßen. Auf Ruberten durch Luft und Sonne den Samen aus den Zapfen zu gewinnen, erfordert bey Quantitäten viel Zeit, und auch dadurch erreicht man nur einen Theil des vorhabenden Endzwecks.

Sobald der Same zur Saat vorbereitet, oder vorräthig ist, sucht man, in Betracht daß derselbe nur sparsam, und auch nicht ohne Aufwand ansehnlicher Kosten zu erhalten steht, einen guten tauglichen Fleck Landes zur Aussaat desselben aus. Ein kühler, feuchter Sandboden, der mit Lette, Lehm und Steinen melirt seyn kann, ist auf dem platten Lande am schicklichsten dazu. Im lockern schwarzen Boden kommt derselbe, seiner Natur nach und des Unkrautes wegen, nicht fort. Auf Gebirgen wählt man die Mitternacht-Seite vorzüglich dazu, wo er ebenfalls Feuchtigkeit und Schatten zu seinem Aufkommen hat; überhaupt kann man fast sicher annehmen, daß an Orten, wo die Rothbuche, auch nur die Tanne, gut fortkommt und wächst, daselbst auch der Lärchenbaum mit

Nutzen gesäet werden kann, wenn der Boden nur vorher gut aufgeackert und zubereitet worden ist.

Die Zeit der Saat hängt von der Witterung des Frühjahrs ab. Man pflegt solche gemeiniglich Ende März, auch wohl allererst Ende April, auszusäen, nach dem man etwan wegen der Nacht-Fröste in Besorgniß steht. Geht derselbe auf, und es folgt noch ein dergleichen später Frost, so ist die Aussaat größtentheils verloren; verspätet man sich damit aber auch allzuweit hinaus, so ist die heftige Sonnen-Hitze ihm das erste Jahr eben so schädlich, als der Frost. Man muß hierbey nun schon etwas wagen, und den Erfolg gewärtigen.

Bey der Aussaat selbst darf der Same weder eingeegnet, noch eingerechet, sondern wo möglich an einem Tage gesäet werden, da es regnet; er wird dadurch schon so tief in das Erdreich gebracht, als er zu seinem Fortkommen nöthig hat. Ich habe demnächst auch alle meine Saaten (außer einigen kleinen Versuchen) dergestalt eingerichtet, daß mit wenigem Samen ansehnliche Flecke besäet worden; ich habe nemlich, auf ein Stück Landes von ohngefähr 10 Morgen Flächen-Inhalt 4 Scheffel Kiefer-Samen, und unter selbigen etwann 2, auch 3 Metzen reinen Lärchen-Samen untermengt gesäet; dadurch ist lezterer auf den ganzen Fleck gesprengt, und zwischen den Kiefern bis hieher geschlossen aufgewachsen. Die Lärchen-Stämmchen erreichen bey ihrem Wachsthum vor der Kiefer einen Vorzug, und es ist folglich nicht zu risquiren, daß sie von jenen etwan erstricket werden; fast ein jedes taugliches Korn kommt auf diese Art fort, wohingegen bey ungemischter Saat auf kleinen Plätzchen nur immer einige wenige die Superiorität gewinnen, die andern aber von diesen unterdrücket werden, und in der Folge zu Grunde gehen müssen. Meines Erachtens ist dieses die beste Art, erwähnte Holz-Art an denjenigen Orten, wo solche ermangelt, zu erziehen, und allgemeiner zu machen, alle andere Mittel der Aussaat auf kleine Flecke pure, als auch der Verpflanzung, sind theils nur etwas im Kleinen, theils risquant und kostbar.

Die ersten nahmhaften Versuche der Verpflanzung in den schlesischen Forsten, preuß. Antheils, im J. 1764, 1767 ꝛc. waren, in Ermangelung näherer Gelegenheit zu Erreichung dieses Endzwecks, nur Nothmittel. Die

Stämm-

Stämmchen mußten aus dem Gebirge oesterreichschen Antheils gehohlet, weit transportiret, und sodann in einen ihnen nicht angemessenen Boden wieder verpflanzet werden. In dem Gebirge standen sie zwischen Steinen, ihre Wurzeln wurden aller Vorsicht ohngeachtet verletzet, und der Erfolg dieser Verpflanzung war, daß ein großer Theil derselben zurück blieb. Hierzu kam denn auch noch, daß diese Stämmchen, weil der Lärchenbaum, wie bekannt, Frühjahrszeit einer der zeitigsten ist, bey dem Aufgange des Schnees im Gebirge gerodet und versendet werden mußten. Traf selbige nun unterweges (wie es wirklich etlichemahl geschah) noch ein starker Frost, so war es um ihr gutes Fortkommen schon mißlich; und wurde damit etwas gezögert, so hatte die Verspätung eben so üble Folgen.

Die beste Art des Verpflanzens, wenn anders zu diesem Nothmittel geschritten werden muß, ist, daß man sich die Stämmchen hierzu jedes Ortes selbst erziehe, solche, wenn sie etwa 3 oder 4 Jahre alt sind, durch vorsichtiges Ausstechen mit einem Grabeisen von allen vier Seiten, und Beybehaltung eines guten Theils Muttererde des Frühjahrs zu gehöriger Zeit, entweder in junge Haue von Kiefern, Fichten oder Tannen (nemlich auf die jederzeit zwischen innen liegenden kleinen ledigen Plätzchen,) worin der Aufschlag der Höhe nach ihres Gleichen, oder, wo möglich, etwas niedriger seyn kann, weil sie durch das Versetzen, wenn auch diese Veränderung mit aller möglichen Vorsicht ausgeführt wird, etwas an ihrem Wachsthum leiden, oder aber, wenn sie allein, und nicht zwischen andern Holz-Sorten gepflanzet werden, 3 höchstens 4 Fuß weit versetze, und solchergestalt in der Ferne geschlossenes Holz, und nicht einzelne Stämme, die kurz und ästig bleiben, und allenfalls nur als Samen-Bäume dienen können, daraus erziehe.

Durch die Art der Verpflanzung in den Hauen der Nadel-Hölzer gewinnt man auch noch den Vortheil, daß diese Holz-Sorte sich durch ihre künftige eigene Besamung in den Forsten immer weiter, und mehr allgemein ausbreite. Ich habe solches auch auf den ledigen Flecken in lebendigen Hauen (*), bey Boden der ihnen zuträglich

(*) Lebendiger Hau heißt, in Schlesien, ein von Laub-Holz abge-

ist, versuchet, und der Erfolg scheint bis hieher gut zu seyn; die Verpflanzung muß unmittelst, wo möglich, in eben dem Jahre geschehen, da der Hau abgetrieben worden, damit diese Pflanzen vor dem lebendigen jungen Aufschlage einen Vorzug haben. Auch ist alsdann nöthig, daß von Zeit zu Zeit nachgesehen werde, inwiefern sie hierunter leiden, um ihnen, durch Hinwegräumung der hervorwachsenden Aeste, Luft und Platz zu machen.

Auf den Vorgebirgen in der Gegend von Jägerndorf, wo lebendiges Holz wächst, steht der Lärchenbaum ebenfalls mit untermengt, jedoch erreicht derselbe auf solchen Stellen niemahlen die große Höhe, als in geschlossenen Wäldern.

Die Verpflanzung dieses Baumes im Herbst, könnte in gewisser Absicht dem Frühjahr vorzuziehen seyn, wenn man wegen harten offenen Frostes nicht allzuviel risquirte. Während seines Wachsthums, hauptsächlich aber, ehe er die Zeit von 8 bis 10 Jahren erreicht, ist er vieler Beschädigung ausgesetzt. Das Rothwild, Rehe, auch Hasen beißen in den ersten Jahren dessen Spitzen ab, und der Hirsch, besonders aber der Rehbock, schlägt oder fegt sein Gehörn, wenn derselbe etwas stärker wird, vorzüglich daran, und ruiniren dadurch manches schönes Stämmchen völlig. Ein anderer kleiner Feind, den ich zwar beschreiben, aber nicht mit seinem eigentlichen Nahmen benennen kann, nemlich ein Insect, ohngefähr in der Gestalt und Größe eines starken Ameisenlöwen, von Farbe grün, harten Flügeln und Leib, mit einem langen herunterstehenden ebenfalls harten geraden Rüssel versehen, beschälet und befrißt die äussersten oder lezten Triebe an den jungen Stämmchen, vorzüglich aber allemahl den Hauptschuß oder Wipfel, bis auf das Holz, so daß der Zweig, der auf diese Art beschädiget worden, schlechterdings vertrocknen muß. Ich habe dieses Insect sehr oft darüber betroffen, ihm zugesehen, und bin folglich von der

abgetriebener Ort, in dem Alter, daß er aus den Stöcken wieder Aufschlag gewinnen kann. Der Lärchenbaum und die Tanne schicken sich recht gut zu einzelnen Oberständern darin, sie wachsen mit dem Schlagholze gerade in die Höhe, reinigen sich von ihren untern Aesten, und haben Befestigung, darin den Stürmen zu widerstehen. v. Wedel.

der Richtigkeit dieser Sache vollkommen gewiß (*). Bey harten Wintern und häufigem Schnee thun dieses auch die Feld- oder Wald-Mäuse; ihr Schade ist, wenn es geschieht, auch sehr beträchtlich.

Sonst wächst der Lärchenbaum, wenn er völlig ohnbeschädigt bleibt, in einem ihm angemessenen Boden, und wenn er geschloßen steht, nach Erreichung eines Alters von 3 bis 4 Jahren, ungemein schnell. Sein jährlicher Trieb ist 1, auch 1½ Elle bresl., und erreicht in wenig Jahren eine Höhe von 20 und 30 Fuß. Nach Verlauf etlicher 30 und 40 Jahr läßt sein schnelles Wachsthum etwas nach, er setzt schwächere Jahres- oder Holz-Ringe an, wird fest, und erlangt in einer Zeit von 90 bis 100 Jahren die Stärke von 5 bis 6 Fuß schles. im Umfange. Er wächst aber auch zu einem mächtigen oder starken Baume, und ungemein hoch. Ich habe große publique Hauptgebäude gesehen, in welchen Stämme von 1 Elle, oder 24 Zoll schles. im Quadrat, scharf beschlagen und von einer ansehnlichen Länge befindlich sind.

Die Dauer und Nützlichkeit dieses Holzes ist in der Gegend, wo Gebrauch davon gemacht wird, genüglich bekannt. Bey Landbauten dient es zu Schwellen, Säulen, Balken, und überhaupt, wenn es seyn kann und zu haben ist, zu Aufführung ganzer Gebäude durchaus. Ich kenne Gebäude, die davon gebauet sind, deren Alter aber niemand mehr anzugeben weis, fast ohne Vergang, und so, als ob es erst seit 10 Jahren erbauet worden. Man braucht es auch zu Fußboden, Decken, Thüren, Fenster-Rähmen, auch zu allerhand Schreiner- oder Tischler-Arbeit vorzüglich.

Die Büttner fertigen Kannen, Eimer, Bütten ꝛc. daraus, und es können diese Gefäße, ihrer Haltbarkeit ohnbeschadet, sehr dünn ausgearbeitet werden, besonders wenn

(*) Das Insect, von welchem der Verf. redet, ist wahrscheinlich die Curculio Pini *Linn.*, oder, wie ihn Gleditsch, in seiner systemat. Einleit. in die Forstwiss. 1. S. 505, nennt, der Rüsselkäfer des Nadelholzes, der Harzrüsselkäfer. Das Prädicat, welches der Verf. ihm beylegt, die Vergleichung der Größe desselben mit der Größe einer erwachsenen und starken Larve des Ameisenlöwen, und die Beschreibung, die er davon giebt, lassen kein anderes vermuthen. Börner.

wenn das Holz dazu von guten ausgewachsenen, und nicht allzu jung abgehauenen Stämmen genommen wird.

Bey Wasserbauen soll es, aller derjenigen Aussage nach, welche ich dieserhalb gesprochen und mehr Erfahrungen darüber gesammlet haben, mit noch mehrerm Nutzen zu gebrauchen, und, wenn es nemlich beständig unter Wasser bleibt, fast unverweslich seyn. Ueberhaupt kenne ich meiner Seits unter unsern einländischen Hölzern keins, welches dem Lärchenbaum (ausser zu Brennholz) sowohl bey Wasser- als Land-Bauen, an Dauer und an der Länge gleich zu schätzen wäre. Man kann ihn daher unsers Ortes in Ermangelung der Ceder von Libanon, selbiger ganz füglich substituiren.

Noch eine Bemerkung, welche ich im J. 1770 oder 1771, bey Gelegenheit, als ich des Frühjahrs, zu Ausgange des März, eine Quantität Lärchen-Stämmchen zur Verpflanzung, für die kön. schlesischen Forsten in der Gegend von Olbersdorf und Tropplowitz im Jägerndorfischen, ausheben ließ, gemacht, habe hiermit nachrichtlich, und zum fernern Nachdenken anfügen sollen; sie enthält Folgendes. Die Einwohner dasigen Ortes haben öfters die Gewohnheit, daß sie entlegene Stücke Landes, wenn sie solche eine Zeitlang durch die Aussaat von Roggen oder Haber benutzet haben, und ihnen nicht einträglich genug mehr ist, mit Holz bewachsen lassen, es nach Verlauf einiger Jahre wieder roden, das Holz verbrennen, und fernerweit Getreide darauf erziehen. Ich kam also bey dieser Gelegenheit auf ein dergleichen Stück Acker, worauf das verflossene Jahr Haber gestanden, und fand in dem Stoppel die zartesten Pflanzen von Lärchen-Bäumen in häufiger Anzahl. Ihre Höhe war kaum 1 Zoll, und die Nadeln, welche den Winter über daran geblieben, waren ganz blaulicht, ja einige dieser Pflanzen waren so klein und niedrig, daß sie von einem andern, der nicht besonders darauf Achtung gegeben, übersehen worden wären. Bey ordentlichen Frühjahrs-Aussaaten des Lärchen-Samens habe ich bemerkt, daß die stärksten unter den fortgekommenen Pflanzen die Höhe von 6 und mehr Zoll erreicht hatten. Es scheint also, daß der Same sehr spät, nach geschehener Bestellung der Haber-Einsaat auf diesen Acker gefallen, wegen Ueberwuchses des Getreides aber nicht sein sonst gewöhnliches Wachsthum und Fortkommen haben können, und

folg-

folglich unter dem Druck des Ueberstehenden, klein und gewisser Maßen unvollkommen geblieben war.“

Nacherinnerung.

Ich habe den Hrn. Forstmeister Proske ersucht, diese Geschichte des von seinem natürlichen Stand-Orte weiter in Schlesien verbreiteten Anbaues des Lärchenbaums aufzusetzen, da Derselbe hierin nicht nur das erste und stärkste Beyspiel gegeben hat, sondern auch das Werkzeug war, allen königl. Forsten den Samen zu verschaffen. In seinem vorigen Wirkungskreise, den Aemtern Otmachau, Wansen und Neisse, sind überaus Spuren dieses lobenswürdigen Fleißes; vorzüglich sind zu Gläsendorf beträchtliche Flächen in der gedachten Art damit in Bestand gesetzt. In den königl. Forsten ist zwar überall versucht, auch hin und wieder gelungen, aber das Gros derselben besteht aus flachen Land-Forsten, und ist natürlich dazu nicht geschickt, wenigstens nichts Ganzes und in seiner Art Vollkommnes zu erwarten.

In den königl. Forsten im Glazischen sind die Versuche sehr gut gelungen, ohnerachtet die Gebirge schon sehr rauh sind. Von den Vorgebirgen gehört sehr wenig zu den landesherrlichen Domainen, und bey der Forst Aufsicht der gelegenen königl. Städte, findet es nicht oft die nöthige sorgfältige Anwendung. Dem ohngeachtet ist die Art dieses nützlichen Holzes im ganzen Lande jezt ausgebreitet, und kann dereinst so allgemein werden, als es nützlich ist, da die Unvollkommenheit zu Feuer-Holz, die Unthunlichkeit des Flößens, diesem Wunsch auch seine Gränzen setzt, und ihn nur höchstens auf einen Theil des Bau-Holzes einschränkt. Breslau, d. 15 März 1780.“

v. Wedel.

Unter den verschiedenen Holz-Arten, über deren Wachsthum der hochfürstl. darmstädtische Regierungs-Rath und Prof. in Giessen, Hr. Schlettwein Versuche angestellt und Beobachtungen gemacht hat, waren auch die Lärchenbäume, wovon er Folgendes berichtet (*).

„Im

(*) Im Archiv für den Menschen und Bürger in allen Verhältnissen ꝛc. 5 B. (Lpz. 1782, gr. 8.) S. 418, fgg.

„Im Frühjahre 1779 säete ich etwas weniges Lärchen-Samen in meinem Haus-Garten an einen schattigen Ort. Er gieng in wenigen Tagen auf, und die Lärchen-Bäumchen wuchsen schön fort. Izt im Aug. 1782, sind sie 3 Jahre alt, und einige darunter haben eine Höhe von 3, $3\frac{3}{4}$ bis $4\frac{1}{2}$ Schuh bereits erreicht. In diesem (1782) Jahr haben einige $1\frac{1}{2}$ Sch. hoch getrieben.

Im Frühjahr 1780 säete ich wieder Lärchen-Samen in den nähmlichen Garten, theils zwischen Ahornen, theils auf ein eigenes besonderes Beet. Auch diese haben einen schönen Wuchs bisher gezeigt. Ich habe Bäumchen darunter, die schon $3\frac{1}{2}$ Sch. hoch sind, und in diesem (1782) Jahre 2 Sch. getrieben haben.

Auch säete ich im nähmlichen Frühjahr 1780 ein Ländchen voll Lärchen-Samen in einen Garten vor der Stadt, der ziemlich hoch liegt, und einen Boden von magern grauen Leimen hat, darunter sich etwas Steine befinden. Die trocknenden Winde können diesen Garten ziemlich bestreichen, und die Oberfläche des Erdreiches wird gemeiniglich ganz hart und spröde. Die Lärchen-Bäumchen, die ich da habe, sind izt $\frac{3}{4}$ bis 1 Schuh hoch, und in diesem (1782) Jahre haben einige $\frac{1}{2}$, andere $\frac{3}{4}$ Sch. hoch getrieben. Die Blätter oder Nadeln dieser Lärchen sind viel steifer und rauher, als die Blätter derer, die ich in meinem Haus-Garten gesäet habe.

Im Frühjahr 1781 verrichtete ich die dritte Lärchen-Saat auf ein besonderes Beet in meinem Haus-Garten. Diese einjährigen Lärchen haben izt (1782) eine Höhe von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Schuh, und stehen ganz unvergleichlich.

Ich mache bey meiner Lärchen-Saat nicht viel Umstände. Den Boden bereite ich sehr locker zu, und dann säe ich den Samen ziemlich dick oben auf, und egge ihn mit dem Rechen nur ein wenig in die Erde ein, oder unterlasse auch das Eineggen ganz.

Ich füge aber noch eine wichtige und neue Erfahrung hier bey. Die jungen Lärchenbäume haben im ersten und zweyten Jahre, unten nahe an der Erde schon schöne Seiten-Triebe. Ich habe diese mitten im Sommer 1781 zur Erde niedergebogen, und in die Erde eingelegt, so daß sie mit ihren Spitzen etliche Zoll aus der Erde hervorragten, und damit sie halten, habe ich sie mit einer kleinen hölzernen Gabel festgemacht, und die Erde darüber stark angedrückt.

drückt. Sie sind angewachsen, und haben in diesem laufenden (1782) Jahre schön getrieben. Wenn der Versuch ferner gelingt, wie ich hoffe, so wird dies ein Weg seyn, die Lärchenbäume geschwinde und stark zu vervielfältigen."

In der im J. 1786 bekannt gemachten ersten Fortsetzung der Beobachtungen und Versuche über das Wachsthum verschiedener Arten von Bäumen, meldet Hr. R. R. Schlettwein in Ansehung der Lärchenbäume, Folgendes (*).

„Die in den Frühjahren 1779, 1780 und 1781 gesäete Lärchen-Bäumchen, sind im Frühjahr 1783, und zwar vom 2ten bis auf den 12ten April ins Freye verpflanzt worden. Auf dem Trieb über dem Schießhause, wurden in 6 Reihen bey 500 Stück, und beym Katharinen-Wäldchen auch in 6 Reihen bey 200 Stück gesetzt. Da ich überhaupt beym Versetzen junger Bäume fordere, daß beym Ausziehen nach Möglichkeit alle ihre Wurzeln unbeschädigt bleiben, und beym Aussetzen mit großer Vorsicht ihrer natürlichen Richtung nach gestellet, geleget und ausgebreitet werden, und daß auch bey wilden Bäumen der mittlere oder Haupt-Trieb nicht abgeschnitten werde, so mußte es auch bey diesen Lärchen-Bäumchen so geschehen; doch zweifle ich sehr, ob besonders das gehörige Ausbreiten der Wurzeln besorget worden, da ich nicht bey jeder einzelnen Baum-Pflanzung gegenwärtig seyn konnte, und auch mein Freund, der dabey nachsahe, es nicht immer war. Von den Seiten-Aesten ließ ich meinen Bäumchen auch keinen abschneiden, der nicht beym Ausmachen beschädigt worden war.

Die beyden Sommer 1783 und 1784 waren, wie bekannt genug ist, dem Baumsetzen überhaupt höchst ungünstig, da die Dürre und der Hehr-Rauch so groß waren. Es war diese Witterung meinen Lärchen-Bäumchen darum vorzüglich gefährlich, weil sie so spät im Frühjahr verpflanzt wurden, und einen heißen Boden bekamen, auch auf dem Trieb besonders der Sonne beynahe den ganzen Tag ausgesetzt waren. Die Folgen waren auch wirk-

(*) Im Neuen Archiv ꝛc. 3 B. (1786) S. 141, fgg.

wirklich so, wie es bey solcher Witterung erwartet werden mußte. Die Blätterchen, oder Nadeln, und die zarten Triebe wurden braun, wie verbrannt, und so starben viele Bäumchen ganz ab. Izt stehen ihrer noch auf dem Trieb in allem 256 Stück, und am Katharinen-Wäldchen 55 St. Darunter sind viele vorzüglich schön. Einige haben diesen Sommer bis heute 2 rheinl. Schuh, auch bey 2 Zoll darüber, getrieben, und stehen so frisch und so grün, daß man nun zu ihrem Fortwachsen die beste Hoffnung haben darf. Einige sind überhaupt 3 Schuh, andere 3 Schuh 4 Zoll, bis 4 Sch. 2 Z. hoch, und haben ½ Sch. über dem Boden 2 Z. bis 2 Z. 9 Lin. im Umkreise. Eine von diesen Lärchen hat dieses (1786) Jahr schon Zapfen angesetzt, und zwar bey 18, aus deren einigen in der Mitte, ein frischer Schuß hervorgewachsen ist.

Der Versuch, die untersten Aeste der Lärchen in die Erde einzulegen, und daraus neue Bäumchen zu ziehen, von welchen ich oben geredet habe, habe ich seither noch nicht weiter fortgesetzt. Ich werde es aber nun bald im Großen verrichten.

In meinem Haus-Gärtchen habe ich noch zwey Lärchenbäume, den einen von der 1779ger, und den andern von der 1780ger Frühlings-Saat. Die Merkwürdigkeiten bey dem leztern, sind diese: 1) Sein diesjähriger Trieb beträgt 2 rheinl. Schuh 6 Zoll. 2) Seine ganze Höhe ist 8 Sch. 10 Lin. 3) Der vormjährige Trieb ist bey seinem untersten Anfange 2 Z. 8 Lin. im Umkreise. 4) Einen halben Schuh über dem Boden ist die Peripherie 4 Z. 4 Lin. 5) Ganz von unten hinauf, kaum ¼ Sch. über dem Boden anzufangen, hat er schöne Aeste getrieben, ringsherum, und ist so ganz pyramidenförmig gewachsen. Die Aeste habe ich ihm alle gelassen.

Das Merkwürdige bey dem ersten besteht darin: 1) Sein diesjähriger Trieb ist nur 8 Zoll. 2) Seine ganze Höhe macht 7 Sch. 7 Z. 3) Der vormjährige Trieb ist bey seinem untersten Anfange nur 1 Z. im Umkreise. 4) Einen halben Schuh über dem Boden ist die Peripherie 3 Z. 3 Lin. 5) Die untersten Aeste habe ich ihm schon voriges Jahr bis auf 3 Schuh hoch abgeschnitten.

Man sieht hieraus, was vom Wachsthum der Lärchenbäume zu erwarten ist. Wenn sie nur so fortwüchsen, als sie in den ersten 5 oder 6 Jahren gewachsen sind, so würde

würde der lezte in 50 Jahren eine Höhe von 63 Schuh, und der erste eine Höhe von 78 Sch. erreichen, und ½ Sch. über dem Boden würde der lezte in der Peripherie 2 Sch. 3 Z. 1 L., der erste aber 3 Sch. 5 Z. 8 L. haben. Wir dürfen aber überzeugt seyn, daß das Wachsthum in der Dicke in den folgenden gleichen Perioden nicht gleich bleibt, sondern zunimmt. Die fortgesezten Bemerkungen werden endlich in dieser Sache völlige Gewißheit geben können.

Ich habe auch am 22 März 1783 einige wenige Lärchen-Samenkörner auf einem sandig-lettigen etwas feuchten Boden an dem Katharinen-Wäldchen gesäet. Die Lärchen-Bäumchen stehen dermahlen schön, und haben eine Höhe von ½, bis beynahe 1 Schuh."

Der kön. preuß. geh. Forst-Rath Hr. Hennert (*), Dessen ich in gegenwärtigem Werke bereits einige Mahl rühmlichst zu gedenken Gelegenheit gehabt habe, und Dessen Bildniß vor dem LIV Theile desselben steht, findet die vortrefflichen Anlagen von Lärchenbäumen in Harbke, deren bereits oben, nach den von du Roi mitgetheilten Nachrichten davon, Erwähnung geschehen ist, vorzüglich bemerkenswerth. „Die stärksten und höchsten," sagt er: „stehen ohnweit „dem Teiche im harbkeschen Garten. Der größte „hat eine Höhe von 103 Fuß; dem ohnerachtet will „man nur sein Alter auf 33 Jahr rechnen. Bey alle „dem hohen Wuchse aber scheint er gewiß nicht die „Zopf-Stärke auf eine Länge von 46 Fuß zu haben, „welche ein Stück stark kiehnen Bau-Holz auf 46 „Fuß Länge haben muß. Besonders läßt sich der „Unterschied dieser Form des Lärchenbaums gegen die „Kiehnen in einer Anlage dieser harbkeschen Pflanzung abnehmen, worin Kiehnen und Lärchen zusammen aus dem Samen erwachsen sind. Der Lärchenbaum hat hier in Absicht seines längern Wuchses

(*) In seinen Bemerkungen auf einer Reise nach Harbke, (Berl. und Stett. 1792, gr. 8.) S. 58, fgg.

„ses für die Kiehne den Vorzug; die Kiehne unter„scheidet sich aber besonders von der Lärche durch ih„ren cylindrischen Wuchs, welcher ihr mehr Zopf„Stärke giebt.“

Bey dieser Gelegenheit ertheilt Hr. Hennert folgende instructive Nachrichten von dem Anbau und Fortgange dieser Holz-Art, sowohl in den magdeburgischen als in andern kön. preußischen Forsten, in welchen der Lärchenbaum nicht einheimisch ist, und durch Anpflanzung oder aus Samen gezogen worden ist.

„In der Gegend bey Berlin stehen die ältesten Lärchen-Bäume im Thiergarten und in dem Lustgarten der verwitweten Königinn Maj. zu Schönhausen. In andern Provinzen findet man sie auch noch in Privat-Gärten von nicht minderem Alter, aus Pflanz-Stämmen und aus dem Samen gezogen. Diejenigen Lärchenbäume, welche in einen Boden gepflanzet worden, der ihrer Natur angemessen war, haben in 50 Jahren eine Höhe von 60 Fuß, und eine Stamm-Stärke von 17 Zoll erreicht.

Im J. 1746, mußte der noch lebende Herr Planteur Sellow der ältere, auf Befehl des höchstsel. Königs, eine Anzahl Tannen und Lärchenbäume zu Bepflanzung des kleinen Lärchen-Wäldchens in Sans-Souci aus Schlesien hohlen; von diesen wurden auch im Thiergarten bey Berlin in der sogenannten Linden-Allee, welche ohnweit dem Bassin nach dem Exercier-Platze geht, eine Anzahl wechselweise zwischen Linden gepflanzet. Der Boden ist hier gut, nicht zu trocken nicht zu naß. Die Stämme waren, als sie gepflanzet wurden, kaum 1 Zoll stark, 5 bis 6 Fuß hoch, ohne Ballen und Erde; man schätzte sie zur Zeit ihrer Verpflanzung 6 bis 8 Jahr alt. Diese gepflanzten Stämme stehen jezt volle 45 Jahr, so daß sie gewiß 50 Jahr alt seyn können. In dieser Zeit sind sie zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß gewachsen; im untern Durchmesser haben sie eine Stärke von 12 bis 15 Zoll, 3 Fuß von der Erde gemessen. Aber auf eine Länge von 36 Fuß fallen sie so ab, daß sie kaum 5 bis 6 Zoll Zopf-Stärke behalten.

Herr

Herr Sellow will bemerkt haben, daß in unserer Gegend und unserm Boden der Lärchenbaum seinen Wachsthum im 50sten Jahre beendiget hat, und alsdann stille stehen soll; er unterstützt seine Meinung sowohl durch die vorerwähnte im Thiergarten stehende Lärchenbäume, als auch durch den Wuchs derjenigen, welche im Garten von Schönhausen gepflanzt sind. Er selbst hat einige Lärchen-Bäume in seinem Garten durch den Samen gezogen, welche jezt 30 Jahre alt sind, und eine Stärke von 6, 7 bis 8 Zoll auf dem Stamm, und eine Höhe von 40 Fuß erreichet haben.

Ob nun wohl diese Lärchenbäume hier in keinen schlechten Boden gepflanzt worden sind, so ist doch überhaupt der magdeburgsche Boden den Pflanzungen größtentheils günstiger, als in der Kurmark. Man hat es im Magdeburgschen nicht an Versuchen, den Lärchenbaum in den Forsten anzuziehen, fehlen lassen; man findet auch hin und wieder gute Lärchen-Kämpe. Unter die guten ist vorzüglich ein zwar kleiner, aber sehr gut geschlossener Lärchen-Kamp in der wollmirstädtschen Forst zu rechnen, worin die Stämme bereits zu einer Höhe von 24 bis 30 Fuß erwachsen sind. Auch in der Nachbarschaft von Harbke in der sommerschenburger Forst ist ein größerer Lärchen-Kamp, worin die aus dem Samen gezogenen Lärchen-Stämme gesund und sehr gut stehen.

Die Lärchen-Pflanzung in der petersberger Forst kann ich hier nicht unbemerkt lassen, 6840 Stämme stehen hier in dem besten Wachsthum. Die Stellen von einigen, welche ausgegangen sind, hat man mit Rothtannen bepflanzet; allein gegenwärtig sind sämmtliche leere Stellen durch Lärchenbaum-Pflanzen nachgebessert, welches auch diese schöne Lärchenbaum-Pflanzung in allem Betracht verdienet. Im Ganzen genommen, ist man aber mit dem Anbau dieser Holz-Art in den magdeburgschen Forsten nicht glücklich gewesen. Der Same, welcher ausgesäet worden, ist mehrentheils von dem benachbarten Harbke genommen, es läßt sich also nicht glauben, daß er verdorben gewesen; auch ist er von Bäumen genommen, welche an den Boden gewöhnt sind. Wie der Anbau des Lärchenbaums sowohl durch Anpflanzungen, als auch durch Besamen, in den maadeburgischen Forsten gelungen, wird die am Ende beygefügte tabellarische Nachweisung, Ta-

belle I., von den in verschiedenen Forsten ausgesäeten Lärchen- und Weihmuthskiefern-Samen zeigen. Man findet darin die Anzahl der gepflanzten Stämme, die Zeit wenn sie gepflanzt sind, und die Stärke ihres Wuchses, desgl. wie viel Samen ausgesäet worden, wie viel Pflanzen davon aufgegangen, und wie viel zurückgeblieben oder ausgegangen sind.

Aus dieser Tabelle kann man abnehmen, daß die gepflanzten Lärchenbäume am besten bekommen sind. Die ältesten Stämme sind jezt 25 Jahr, und mit dem Alter der Pflanzen kann man sie 30 Jahr rechnen; sie haben eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, und eine Stamm-Stärke von 5 bis 8 Zoll erlanget. Außerordentlich gut sind sie in Wollmirstädt in 6 bis 9 Jahren zu einer Höhe von 11 bis 20 Fuß erwachsen; das Alter derselben, in welchem sie gepflanzet worden sind, ist nicht bekannt.

Alles dieses zeigt von einer ausserordentlichen Verschiedenheit des Wuchses dieser Holz-Art, und wenn man damit die Stärke und Höhe der Stämme vergleicht, welche im harbkeschen Garten stehen, und nur 33 Jahr alt seyn sollen, so wird der Unterschied unglaublich. Das Werk, welches wir von dem Hrn. Geheimenrath Pott zu erwarten haben, wird uns vielleicht hierüber näher belehren. In den magdeburgschen Forsten sind, nach oben angeführten Tabellen, von 67 ℔. Lärchen-Samen, und von 23054 gepflanzten Stämmen nur noch 8800 bis 9000 Pflanzen aufzuweisen.

Man kann auf das Loth reinen Lärchen-Samen wenigstens 2000 Körner rechnen; also wird ein Pfund wenigstens 64000 Stück Samenkörner enthalten; es sind also von 4,288,000 Samenkörnern, welche in magdeburgschen Forsten ausgesäet sind, nicht 1000 Stämme aufzuweisen. Der Boden ist hieran nicht Schuld, denn man hat in allen Forsten denselben schicklich ausgesuchet.

In vielen kurmärkschen Forsten sind ebenfalls Lärchen-Kämpe angelegt, und man kann nicht in Abrede seyn, daß den Forst-Bedienten der Anbau dieser Holz-Art Vergnügen gemacht, und daß sie ihr Möglichstes dabey gethan haben. Wie der Anbau dieser Holz-Art in einigen Forsten bey Berlin geglücket ist, wird aus Tabelle II. erhellen.

Diese

Diese Tabelle beweiset, daß in den darin benannten Forsten 153 ℔. 18 Loth Lärchen-Samen ausgesäet worden; hiervon sind 7760 Stämme aufzuweisen. Die eilfjährigen Stämme haben eine Höhe von 10 Fuß erreichet, und diese 7760 Pflanzen sind von den ausgesäeten 9,828,000 Körnern erzeuget worden. Es ist daher noch nicht das zwölfhundertste Korn von den ausgesäeten aufgegangen, doch aber ungleich mehr als von dem ausgesäeten Lärchen-Samen in den magdeburgischen Forsten.

Noch in mehreren königl. Provinzen wurde nach einer im J. 1779 unter d. 8 Dec herausgegebenen Anweisung zum Anbau des Lärchenbaumes (*) den königl. preuß. Forst-Bedienten aufgegeben: Versuche mit dem Anbau dieser Holz-Art anzustellen. In den altmärkischen Forsten Salzwedel, Mahlpful und Diesdorf, gieng der Same gut auf, die jungen Pflanzen litten aber sehr durch den Sonnenbrand, ob man sie gleich durch Tanger-Strauch zu schützen suchte. Die Pflanzen sind bis auf die, welche in Diesdorf ausgesäet waren, wovon nur einige 100 Pflanzen übrig geblieben sind, sämmtlich ausgegangen.

Auch wurden in Preußen Versuche mit dem Anbau dieser Holz-Art gemacht. Hiezu ließ man 60 bis 70 Metzen Lärchenbaum-Samen aus Schlesien kommen. Eine breslauer Metze dieses Samens wog 4¼ ℔. nach schlesischem Gewichte. Diejenigen schlesischen Forst-Bedienten, welche dergleichen samentragendes Holz in ihren Revieren hatten, waren der Meinung, daß ein Drittel desselben mehrentheils leer sey; sie riethen, ihn mit Kiehn-Samen auszusäen, indem der Lärchenbaum durch seinen Wachsthum bald den Kiehnen vorkommen würde; welches aber in allen Gegenden nicht der Fall seyn dürfte, weil der Kiehn-Boden nicht jederzeit dem Lärchenbaum günstig ist. Man hat sich schon vor geraumer Zeit bestrebt, den Lärchenbaum fast in allen Forsten sämmtlicher königl. Provinzen anzubauen. Tabelle III. wird die Größe, Beschaffenheit und Alter sämmtlicher bis izt in den königl. preuß. Forsten befindlichen Lärchenbaum-Kämpe, welche theils rein, theils vermischt mit andern Holz-Arten, angesäet oder angepflanzet worden, vor Augen legen.

(*) Man findet diese Anweisung, oben, S. 41, fgg. R.

Aus dieser Nachweisung gehet hervor, daß man schon 1772 in der potsdamschen Forst Lärchen-Kämpe angeleget, und ebenfalls zu dieser Zeit mit dem Anbau dieser Holz-Art auch in der Neumark Versuche machte; auch wurde schon 1777 ein Lärchen-Kamp in der großschönebekschen Forst angelegt. Es hat aber auch in mehreren Provinzen an frühen Versuchen, wie die Tabelle zeigt, nicht gefehlet.

Daß der Fortgang nicht immer nach Wunsch ausgeschlagen, kann verschiedene Ursachen haben. Denn in dem Jahre, als die meisten Lärchen-Kämpe angeleget wurden, fiel ein sehr dürrer und heißer Sommer ein, so daß, wenn auch einige Pflanzen aufgiengen, sie doch bald wieder vertrockneten. Ein anderer Grund kann nach der Meinung einiger Ober-Forstmeister auch darin gelegen haben: daß die wenigsten Forst-Bedienten mit der Kultur dieser Holz-Art bekannt gewesen sind. Alles dieses würde aber doch, wenn man es wagen wollte, mit dem Anbau dieser Holz-Art ins Große zu gehen, Rücksicht verdienen, ehe der Stat so große Summen, wie hierzu nöthig seyn würden, darauf verwenden könnte.

Der Hr. Geheimeforstrath v. Burgsdorf hat sich in seinen Anpflanzungen bey Tegel durch den Anbau des Lärchenbaums vorzüglich ausgezeichnet, hat aber dabey mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, und durch das Verbeißen des Wildprets, wie auch durch ungünstige Witterung sind viele Pflanzen verdorben, wie die unten in Tabelle IV. folgende tabellarische aktenmäßige Nachweisung der in der tegelschen Forst von 1784 bis 1786 angelegten, theils ganz mit Lärchen-Samen, theils melirt mit andern Holz-Arten besäeten und bepflanzten Kämpe beweisen wird.

Damit man sich aber einen Begriff von den Kosten, welche zu diesen Besamungen und Anpflanzungen der Lärchen-Kämpe in verschiedenen kön. preuß. Forsten nöthig gewesen sind, machen könne, so führe ich hier zwey Anschläge aus zwey entfernten Provinzen an, woraus erhellen wird: daß, wenn die Kultur einigermaßen beschwerlich gewesen, der magdeburgische Morgen mit Lärchen-Holz anzubauen über 30 Thlr. gekostet hat.

An-

Anschlag

zu einem Lärchen-Kamp in einer Forst ohnweit Berlin.

M.	□R.		Thlr.	Gr.	Pf.
1	90	zu graben 8 Mann, 15½ Tag, macht	23	9	—
		Das Aussäen verrichtet der Forst-Bediente.			
1	90	mit 103 laufenden Ruthen Graben zu umziehen und mit Rasen zu belegen, à 2 Gr. 6 Pf. macht - - - - - -	10	17	6
		Zum Rückzaun um diesen Graben, die Ricke zu hauen und zu spalten, ein Mann 12 Tage, à 6 Gr. - - - -	3	—	—
		103 Stück Lochpfosten zu machen, 3mahl zu lochen, à 1 Gr. - - - - - - -	4	7	—
		1 Mann 10 Tage zu setzen, macht à 6 Gr.	2	16	—
		Für 4½ Pf. Lärchen-Samen, à 2 Thlr. 12 Gr. - - - - - - - - - -	11	6	—
		Summa	55	7	6

Nach diesem Anschlag würden die Kultur-Kosten zur Besamung eines magdeburgschen Morgens 36 Thlr. 20 Gr. 10 Pf. betragen. Auch in den äußersten Provinzen der preußischen Staten hat ein Morgen zu Lärchen-Holz anzubauen, 22 Thlr. gekostet, wie folgender Anschlag zeigt.

Anschlag

zu einem Lärchen-Kamp in einer Forst ohnweit Gumbinnen im Herzogthum Littauen.

M.	□R.		Thlr.	Gr.	Pf.
2	—	Ein Weihmuthskiefern- und Lärchenbaum-Pflanz-Kamp.			
		a) 2 magdeb. Morgen ad 22½ Ruthen breit, mit 4 Fuß breitem und eben so tiefem Graben zu umziehen, macht überhaupt 77 Ruthen Graben-Arbeit, à Ruthe 7 Gr. 9 Pf. - - - - - -	6	37	9
		b) Auf diesen 2 Morgen die Stubben zu raden, à Morgen 2 Thlr. - -	4	—	—
		Latus	10	37	9

M	□R.		Tlr.	Gr.	Pf.
2	—	Transport	10	37	9
		c) Auf dem Graben einen Stakelzaun zu machen, zu flechten, und völlig fertig zu setzen, à Ruthe 15 Gr., macht für 77 Ruthen - - - - - - - - -	12	75	—
		d) Für 3 Pf. Weihmuthskiefer-Samen, so zu verschreiben, à Pf. in Courant 2 Thlr. 60 Gr. - - - - - - - - -	8	—	—
		e) Für 3 Pf. Lärchenbaum-Samen, so zu verschreiben, p. Pf. in Courant 2 Thlr. 60 Gr. - - - - - - - - -	8	—	—
		f) Für 2 Morgen zu graben, à 2 Thlr. 45 Gr.	5	—	—
		Preuß. Münze in Summa	44	22	9

Die Verpflanzung der Lärchenbaum-Stämme ist nicht minder kostbar gewesen. Zehntausend Stück Lärchenbäume, welche von 1785 bis 1786, aus den tegelschen Baum-Schulen sind verpflanzet worden, haben mit Radung und Kultur des Plantageflecks 69 Thlr. 10 Gr. 8 Pf. gekostet. Wenn man sie auch 2 Fuß aus einander gepflanzet hat, so ist dadurch nur ein Fleck von $1\frac{1}{2}$ Morgen gedecket worden. Daß auch diese Verpflanzung der jungen Lärchen-Bäume in einem guten präparirten Boden geschehen muß, kann man daraus abnehmen: daß viele junge Lärchenbäume im Thiergarten bey Berlin, welche in Löcher von 18 Zoll im Quadrat durch einen erfahrnen Planteur gepflanzet wurden, alle im J. 1787 ausgiengen; diejenigen aber, welche in einem ragolten Lande waren gepflanzet worden, bekamen alle recht gut.

Man kann hieraus abnehmen, daß die Kosten, welche auf die Anlage der Lärchen-Kämpe in den kön. preuß. Forsten verwandt worden, nicht erlaubet haben, hierin weiter zu gehen, als nur in allen Provinzen den Nachkommen eine Quantität Samen-Bäume anzuziehen, wodurch sie Gelegenheit überkommen, mit mehrerer Zuverläßigkeit den Holz-Anbau dieser Holz-Art, wenn sie es gut finden, auszudehnen.

Ich will diese Bemerkungen über den Anbau des Lärchenbaumes mit einigen Beobachtungen schließen, welche ich bey dem ersten Wachsthum der jungen Pflanzen dieser Holz-Art zu machen Gelegenheit gehabt habe. In dem Park und in den Pflanzungen des Prinzen Heinrich

königl.

königl. Hoheit zu Rheinsberg befanden sich viele Lärchen-Bäume, die bereits zu einer Stärke und Höhe von kiehnen Latt- und Bohl-Stämmen herangewachsen waren. Sie trugen bereits guten und reichlichen Samen. Da diese Pflanzungen mit unter meiner Aufsicht standen, so stellte ich im Frühjahre 1781 verschiedene Versuche über das Aufgehen dieses Samens und den ersten Wuchs der jungen Pflanzen an. Am 7ten April 1781 wurde von diesen Lärchenbäumen frischer Same in besonders dazu bereitetem Boden, der zu gleichen Theilen mit Garten-Erde und Sand melirt war, ausgesäet. Auf einem andern Beet aber wurde der Boden mit Sand und Lehm zu gleichen Theilen vermischt. In lezterem Boden kamen die ersten Lärchen-Pflanzen den 4ten May zum Vorschein; in dem mit Sand und schwarzer Erde melirten Boden gieng der Same aber erst den 13ten May äußerst sparsam auf, und wurde den 23 May durch den damahls einfallenden harten Nacht-Frost beschädiget, so daß die Pflanzen sich innerhalb 4 Wochen fast ganz verloren. Die Pflanzen hingegen, die in dem mit Sand und Lehm vermischten Lande aufgegangen waren, zeigten einen freudigen Wuchs. Die Erd-Arten, worin die Aussaat geschah, hatten folgende Schwere:

Garten-Erde wog der Kubikfuß - - - - -	72 ℔.
Der Sand - - - - - - - - - - - -	79 -
und der Lehm - - - - - - - - - - -	91 -

Von der Zeit der Aussaat bis die Pflanzen aufgingen, d. i. vom 7ten April bis zum 4ten May, war die Witterung folgendergestalt:

Die mittlere Barometer-Höhe nach einer florentinischen Scale $12\frac{5}{12}$tel Linie.

Die mittlere Thermometer-Höhe nach Reaumür über 0 $12\frac{1}{4}$tel Grad.

Das Regen-Maß $1\frac{1}{12}\frac{3}{0}$ eines rheinländ. Zolles.

Den 11ten April war ein Gewitter bey einer Barometer-Höhe von 13 Linien. Der Wind war südlich, und der reaumürsche Thermometer 15 Grad über 0. Der Regen, der bey dem Gewitter fiel, betrug $\frac{5}{12}$tel rheinl. Duodezimalzoll. Von diesem gefallenen Regenwasser wogen $7\frac{8}{10}$tel rheinl. Duodezimal-Kubikzoll, 10 Loth 1 Gran.

Die Haupt-Winde in der Zeit, daß der Lärchen-Same in der Erde lag, waren fünfmahl Süden, viermahl Südwest, sechsmahl West, fünfmahl Nordost, fünfmahl Ost, zweymahl Südost, und einmahl Norden. Nach 40 Tagen bis zum 13 Jun. wurden einige der jungen Lärchen-Pflanzen ausgehoben; sie hatten 12, 14 bis 17 Nadeln getrieben. Die längste Nadel war $\frac{3}{10}$ Theil eines Duodezimal-Zolles. Der Stiel der Pflanze über der Erde war $\frac{7}{100}$ Th. Zoll; die Wurzel aber war 1 Zoll $\frac{7}{10}$ Theil in die Erde getrieben, woraus sie mit aller Behutsamkeit und Vorsicht gehoben wurde.

In diesen 40 Tagen war die Temperatur der Luft, oder mittlere Thermometer-Höhe, $14\frac{5}{8}$ Grad über 0.

Die mittlere Barometer-Höhe $11\frac{21}{40}$ Lin., das Regen-Maß hatte $1\frac{17}{24}$ Zoll.

Der Wind war siebenmahl Westen, eilfmahl Nordost, vierzehnmahl Ost, zweymahl Südost, zweymahl Süden, einmahl Norden, und dreymahl Nordwest; wobey zu bemerken, daß d. 23 und 24 May bey einem Nordostwind, der Frost viel Schaden that. Der reaumürsche Thermometer stand zu Mittag 10 Grad über 0.

Zur Vergleichung des Aufgehens, und ersten Wachsthums der Lärchen-Pflanzen wurde an eben dem Tage, als am 7ten Apr. 1781, Kiehnen-Same sowohl in dem halb mit Sand und schwarzer Erde präparirten Boden, als auch im bloßen Sande von oben erwähnter Art und Schwere, gesäet. Der Kiehnen-Same, welcher in halbschwarzer Erde und Sand melirten Boden gesäet worden, gieng d. 22 Apr. auf; der aber im bloßen Sande erst d. 26 April. Den 13ten Jun. wurden ebenfalls einige Pflanzen heraus gezogen. Es befand sich wenig Unterschied zwischen beyden; nur daß die eine Pflanze im Sande 15 Nadeln, die andere aber 20 getrieben hatte; sie waren $1\frac{70}{100}$ Zoll über der Erde lang, und die Wurzeln waren $3\frac{1}{7}$ Zoll tief in die Erde gedrungen.

Eben zu dieser Zeit wurden in einen melirten Boden von $\frac{1}{4}$ Lehm und $\frac{3}{4}$ Sand von obenbenannter Schwere, desgleichen in eben diesem Verhältniß, im melirten Sande und schwarzer Erde Rothtannen gesäet. In lezterem Boden gingen die Rothtannen d. 12 May, in dem mit

Lehm

Lehm melirten aber d. 4 May auf, und hatten d. 13 Jun. Pflanzen $\frac{22}{100}$ eines rheinl. Zolles über die Erde mit 23 Nadeln, wovon die längste $\frac{1}{2}$ Zoll war, getrieben. Die längste Wurzel in der Erde war $1\frac{41}{100}$ Zoll, und die längste Neben-Wurzel $\frac{45}{100}$ Zoll lang. In dem mit Lehm melirten Boden hatten die Rothtannen-Pflanzen 14 Nadeln; die Pflanzen über der Erde waren $1\frac{1}{2}$ Zoll lang; und die Wurzel hatte $1\frac{74}{100}$ Zoll in die Erde getrieben.

Es scheint aus diesen Versuchen hervorzugehen, daß ein mit Sand und Lehm gemischter Boden für die jungen Lärchen-Pflanzen am vortheilhaftesten sey. Es ist zwar auch hieraus abzunehmen: daß anfänglich die Kiehnen stärker getrieben haben, jedoch beweiset das oben erwähnte Lärchen- und Kiehnen-Revier in Harbke, daß die Lärche die Kiehne bald nachhohlet und überwächset.

Aus allen dem, was hier von der Kultur des Lärchen-Baums gesagt ist, kann man abnehmen: daß der ordinaire Kiehnen-Boden für den Wachsthum des Lärchenbaums nicht zuträglich ist; und dieses ist wohl mit die Ursache, daß man in den kön. preuß. Forsten, wo Kiehnen prädominiren, sich begnüget hat, sie in kleinen Kämpen anzuziehen. Die Ungewißheit des Fortganges und die mit dem Anbau verknüpften ansehnlichen Kosten haben auch diese Vorsicht, um die Gelder des States hiebey nicht aufs Spiel zu setzen, nothwendig gemacht.

Der Vorschlag des Hrn. Oberforstmeisters v. Wangenheim, und einiger schlesischen Forst-Bedienten, welche anrathen: ein paar Pfund Lärchen-Samen da, wo der Boden nicht zu schlecht ist, mit dem Kiehnen-Samen auszusäen, verdient aber, meines Erachtens, in Erwägung gezogen zu werden; denn auf dem ordinairen Kiehnen-Boden, wenn er so, wie es gewöhnlich zur Kiehnen-Saat geschieht, bearbeitet wird, könnte man sich von dem Lärchenbaum wohl keinen sonderbaren Fortgang versprechen.

Die Nutzbarkeit des Lärchenbaum-Holzes ist wohl ohne allen Zweifel, wenn er auch gleich nicht die wunderbaren Eigenschaften hat, welche die Alten an diesem Baum zu finden glaubten.

Vitruvius hält dieses Holz für unverbrennlich. Daß aber der Larix des Vitruvius nicht unser Lärchen-

Baum

Baum sey, daran zweifelt schon Perrault. Vitruvius weiset ihm sein Vaterland an den Ufern des adriatischen Meeres an (*). Er sagt: man müsse ihn zu Schiffe transportiren, weil das Holz so schwer sey, daß es im Wasser unterstinke. Plinius schreibt die angedichteten Eigenschaften dieses Baumes dem Vitruvius nach (**), und vermehrt noch seine wunderbaren Eigenschaften mit dem seltsamen Zusatze: daß, wenn seine Wurzeln verbrannt sind, er nicht wieder ausschlage, wie man wohl an andern Harz-Bäumen gesehen, als der pyrenäische Wald abgebrannt wäre. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, die Schwere dieses Holzes an ausgewachsenen Stämmen und in großen Stücken zu prüfen, sondern nur mit Holz von jungen Stämmen, in der Stärke eines schwachen kiehnen Latt-Stammes versuchet, woraus ich einen Kubum von $2\frac{1}{2}$ rheinl. Duodezimal-Zoll schneiden ließ, wovon ich zwar die Resultate hier anführe, allein keinesweges als eine gewisse Norm empfehle.

Der Baum, woraus dieser Kubus von obiger Größe geschnitten wurde, wurde im Nov. 1780 abgehauen, und gedachter Kubus wog frisch 18 Loth 96 Gran. Nachdem derselbe an einem trockenen und schattigen Orte bis im März 1782 gelegen hatte, habe ich denselben wieder gemessen, und fand, daß er um $\frac{7}{100}$ eines rheinl. Duodezimal-Zolles eingetrocknet war. Das Gewicht betrug 13 Loth und 31 Gran; der Kubikfuß würde also hiernach von frischem Holze $67\frac{1}{2}$ ℔, und von trockenem 51 ℔ 14 Loth wiegen.

Dieser ansehnliche Unterschied des Gewichtes läßt mich glauben, daß solches bloß daher rühre, weil das Holz zu jung gewesen, und daher viel Splint und wenig Herz gehabt hat, welches sich nach Versuchen mit größeren Kubis von altem Holze näher ergeben wird. Wenn hiernach ein Kubikfuß frischgehauenes Lärchenbaum-Holz $67\frac{1}{2}$ ℔ wiegen sollte, so würde Vitruvius ganz Recht haben, daß dieses Holz im Wasser untergehen müßte; aber auch trocken würde dieses Holz schwerer seyn, als das kiehnene Holz.

Die

(*) *Vitruvius*, de *Perrault*, L. II. Art. IX.

(**) *Plinii* Histor. Lib. XVI.

Die sichersten Proben und Versuche von der Schwere des Lärchenbaum-Holzes werden wir vermuthlich durch die Bemühungen des Hrn. Geheimenraths Pott erhalten; denn der Lärchenbaum-Wald in Harbke, welcher mir zu dieser Abweichung Gelegenheit gegeben hat, ist gewiß mit dem stärksten und größesten Holze dieser Art da, wo es nicht einheimisch ist, bestanden. Sehr nützlich wäre es, wenn man sich zugleich auch von der Last, welche dieses Holz tragen kann, durch Versuche zu überzeugen suchte.

Tabelle

Tabel

der seit einigen Jahren in verschiedenen königl. Forsten feld ausgesäeten und angepflanzten Lärchen- und

N.	Nahmen der Reviere.	Darin ist ausgesäet:		Gepflanzt.	
		Lärchen-Same.	Weymuthskiefernsame.	Lärchen-Bäume	Weymuthskiefern.
		Pfund.	Pfund.	Stück.	Stück.
1	Altenplatowsch. Rev.	5	—	—	—
		15	—	—	—
			1	—	—
2	Ampfurtsches Revier	10	—	—	—
3	Wanzleber Revier	—	—	14	—
4	Paxförder Revier	5	—	—	—
5	Güsensches Revier	2	—	—	—
6	Löbjüner Revier	2	—	—	—
7	Petersberger Revier	8	—	—	—
		—	—	6840	—
8	Kolbitzer Revier	—	—	11400	—
					152
9	Wolmirstädtsch. Rev.	10	—	—	—
				4800	—
10	Sommerschenburgisches Revier	10	—	—	—
		67	1	23054	152

Tabelle I.

des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mans-
Weihmuthskiefern von 1789. Siehe oben, S. 68.

Alter derselben.	Höhe.	Stam-Stärke	Anmerkungen.
Jahr.	Fuß.	Zoll.	
9	—	—	Von diesem Samen ist gar nichts aufgegangen.
7	15	3	Von diesen 15 ℔. sind nicht mehr als 47 Stück Stämme gezogen.
7	—	—	Dieser Same ist nicht aufgegangen.
5 und 6	4 — 5	¼	Nur sehr wenig ist von diesem Samen aufgegangen und fortgekommen.
25	30 — 40	5 — 8	
6	—	—	Dieser Same ist zwar hin und wieder aufgegangen, die Pflanzen aber haben sich, aller Pflege ohnerachtet völlig wieder verloren.
6	—	—	Eben dies ist der Fall im Güsenschen Revier gewesen.
3	2	⅛	Von diesem Samen ist nur sehr wenig aufgegangen.
6	—	—	Ist gar nicht aufgegangen.
6	4 — 10	2 — 4	Die Hälfte von diesen Pflanzen ist ausgegangen, und ist die Plantage mit Rothtannen completiret.
11 u. 7	5 u. 17	½ u. 2½	Von dieser Pflanzung sind nur noch 2372 Stück vorhanden.
3	—	—	Die Höhe und Stärke ist von keiner Bedeutung.
9	—	—	Dieser Same ist nicht aufgegangen.
6 und 9	12 — 20	3 — 6	Von dieser Pflanzung ist nur noch die Hälfte vorhanden.
6	5 — 6	1 u. 1½	Diese Aussaat ist ebenfalls nicht zum besten gerathen, doch aber sind mehrere Schock Pflanzen davon aufzuweisen.

Tabel

Wie viel seit dem 8ten December 1779 an Lärchen- und
ischen Forsten ohnweit Berlin aus

No.	Nahmen der Forst-Reviere.	Wie viel überhaupt an Lärchen-Samen seit 1779 ausgesäet worden.
1	Potsdam - - - -	von Ao. $17\frac{79}{80}$ ad $178\frac{8}{9}$ $129\frac{1}{2}$ Pfund.
2	Bornim - - - -	von Ao. $17\frac{79}{80}$ ad $178\frac{8}{9}$ 10 Pfund.
3	Lehnin - - - - -	von Ao. $17\frac{79}{80}$ ad $178\frac{8}{9}$ 2 Pfund.
4	Kunersdorf - - -	von Ao. 1779 ad 1789 12 Pfund.
5	Ahrensdorf - - -	— — —
6	Trebbin - - - -	— — —
7	Zinna - - - - -	von Ao. 1779 ad 1789 2 Loth.
8	Zossen - - - - -	— — —

Tab. II.

andern ausländischen Holz-Samen in den königl. preuß. gesäet worden. Siehe oben, S. 68.

Was davon aufgegangen, und wie viel Stämme noch gegenwärtig in der Forst vorhanden.	Wie greß und hoch die Stämme bereits herangewachsen sind.
Davon sind vorhanden 6910 Stück.	von $\frac{1}{2}$ — 4 — 6 bis 10 Fuß hoch.
Davon sind vorhanden 400 Stück.	von 1 bis 2 Fuß Höhe.
Ist nichts aufgegangen.	
Davon sind vorhanden 450 Stück.	von $\frac{1}{2}$ — 2 bis 3 Fuß hoch.
— — —	— — —
— — —	— — —
Ist nichts aufgegangen.	— — —
— — —	— — —

Tabel

Von den in sämmtlichen königl. preuß. Forsten vorhan
mit andern Holz-Arten vermischt

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forsten.	Lit. und Nr. des Blocks.	Nr. des Schlages od. des Jagens.	Größe der Schonungen und Kämpe.	
				M.	□ R.
Litthauen	Dingken	II.	30	2	8
— —	Warnen	—	—	2	—
— —	Nassawen	—	—	2	—
Ostpreußen	Neuhauß	—	4	2	—
— —	Mehlsack	—	—	1	—
Pommern	Eggesin	—	—	1	90
— —	Jädekemühl	A.	70	4	—
— —	Torgelow	B.	66	4	54
— —	Korschwand	B.	12	3	120
— —	Golchen und Seltzer	—	69. 68.	4	90
— —	— — —	—	33. 42. 51.	4	—
— —	Neukrug	—	—	1	—
Neumark	Drewitz	D.	67. 37.	4	—
— —	Massin	S.	52. 53.	19	117
— —	Wildeno	W. 1.	2	11	52
— —	Kartzig	K. 1.	113	17	—
— —	Neuhauß	B. 2.	21	16	—
Kurmark	Mühlenbeck	D.	9. 19.	3	24

Tabelle III.

denen Lärchen-Kämpen, welche jedoch verschiedentlich sind. Siehe oben, S. 69.

Die Schon. ist angelegt Anno	Die Schonungen sind angebauet mit Holz-Arten.	Der Fortgang ist
1789	mit Lärchen aus der Hand.	gut.
1790	Weihmuthskiefern u. Lärchen.	
1790	desgleichen.	
1785	mit 7 ℔. Lärchenbaum-Samen besäet.	ganz schlecht, bedarf Nachbesserung.
1786	mit Lärchenbaum-Samen.	gut.
1782	Lärchenbäume.	nur mit wenigen Pflanzen versehn.
1781	mit Rothtannen und Lärchen, 1783 mit Kien-Samen besäet.	nicht sonderlich.
1783	Rothtannen u. Lärchenbäume.	ziemlich gut.
1786	mit Lärchen und Kienen aus der Hand besäet.	Lärchen gut, Kienen mittelmäßig.
17$\frac{12}{90}$	Eichen-Rüstern-Lärchen und welsche Nußbäume.	
178$\frac{2}{3}$	Lärchenbäume.	gut.
1790	Lärchen.	
1782	Tannen, Eichen und Lärchen.	gut.
1782	Eichen, Rothtannen, Birken, Lärchen.	mittelmäßig.
1772	Eichen, Tannen, Lärchen und Kienen.	gut.
1768	Elsen, Birken, Lärchen und Kienen.	sehr gut.
1784	Eichen, Büchen, Birken, Lärchen und Kienen.	gut.
178$\frac{6}{7}$	Lärchen und Eichen.	gut.

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forsten.	Lit. und Nr. des Blocks.	Nr. des Schlages od. des Jagens.	Größe der Schonungen und Kämpe. M.	□ R.
Noch Kurm.	Mühlenbeck	D.	8	2	110
— —	Heiligensee	A.	—	19	57
— —	— — —	A.	16. 17.	38	22
— —	— — —	B.	20	2	93
— —	— — —	A.	59	2	61
— —	— — —	B.	4 bis 7	120	—
— —	— — —	A.	exim.	2	75
— —	— — —	A.	18. 19.	12	51
— —	— — —	A.	1	1	—
— —	Oranienburg	—	41. 42.	11	39
— —	— — —	H.	14. 15.	6	—
— —	— — —	H.	21	6	—
— —	— — —	—	22. 23.	2	40
— —	Charlottenb.	A.	46	1	90
— —	Falkenhagen	F.	10	5	—
— —	— — —	G.	1	3	—
— —	Krämer	—	13	2	100
— —	Groß Schöneb	D. VI.	8	8	—
— —	— — —	D. VII.	54	2	—
— —	— — —	D. VI.	58	2	—
— —	Biesenthal	A. 4	7 und 8	2	—
— —	Zechlin	C III.	29	—	63
— —	— — —	D. IV.	28	—	60
— —	— — —	—	1	—	144
— —	Ruppin	I. XIII.	in 19	2	—
— —	Zehdenik	B. II.	55	2	90
— —	— — —	B. II.	55	2	90
— —	— — —	B. II.	54	2	90

Die Schon. ist angelegt Anno	Die Schonungen sind angebauet mit Holz-Arten.	Der Fortgang ist
$17\frac{89}{90}$	Lärchen, Eichen und Büchen.	zu erwarten.
$178\frac{3}{4}$	Eichen, Rüstern, Akazien- und Lärchenbäume.	sehr gut.
1784	Erstere mit Lärchen ausgebessert und leztere mit Lärchen u. Weihmuthskiefern besäet.	gut.
$178\frac{3}{4}$	Eichen, Lärchen, und allerhand ein- und ausländische Holz-Arten.	gut.
$178\frac{3}{4}$	Kiefern und Lärchen.	gut.
1783	allerhand Laubhölzer und Lärchenbäume.	sehr gut.
$178\frac{4}{5}$	Kienen und Lärchen.	sehr gut.
1779	Kienen und Lärchen.	gut.
$178\frac{3}{4}$	Eichen, Büchen, Lärchen und Eschen.	gut.
1781	Eichen und Lärchen.	gut.
$178\frac{7}{8}$	desgleichen.	gut.
$178\frac{5}{6}$	Lärchen, Tannen, Rüstern.	gut.
1782	Lärchen.	mittelmäßig.
$17\frac{85}{90}$	Eichen, Büchen, Rüstern, Weiß-Büchen, Weihmuthsfichten und Lärchen.	gut.
$178\frac{3}{4}$	Lärchen und Kastanien.	schlecht.
$178\frac{4}{5}$	Eichen, Lärchen, Tannen.	gut.
1777	Lärchen und Rothtannen.	gut.
1784	Lärchen.	mittelmäßig.
1785	Lärchen, Tannen.	gut.
$178\frac{3}{4}$	mit Lärchenbäumen.	schlecht.
1785	Lärchen-Samen und Ahorn.	sehr gut.
1785	desgleichen.	desgleichen.
1785	Lärchen.	schlecht.
$178\frac{3}{4}$	Lärchen u. etwas Weißtannen.	gut.
1785	mit Lärchen.	gut.
1785	mit Lärchen und Rothtannen.	gut.
$17\frac{89}{90}$	Weihmuthskiefern u. Lärchen.	mittelmäßig.

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forsten.	Lit. und Nr. des Blocks.	Nr. des Schlages od. des Jagens.	Größe der Schonungen und Kämpe.	
				M.	□ R.
Noch Kurm.	Zehdenik	B. IV.	2	3	90
— —	Rödelin	E. I.	2. 3.	83	10
— —	Potsdam	—	—	50	178
— —	— — —	—	—	3	87
— —	Köpenick	E.	1	4	145
		—	2	3	157
— —	Bornim	B. II.	2—5	25	84
		—	2—5	21	37
		—	4—5	2	69
		A.	12. 13.	1	—
— —	Kunersdorf	A.	13	1	—
— —	Hangelsberg	D.	19	—	96
Altmark	Abbendorf	—	16	1	60
— —	Bohldamm	A.	17	—	135
— —	Grünau	A. I.	48	1	—
Magdeburg.	Amsfurth und Schermke.	—	—	15	4
— —	Wandsleben.	—	—	4	2
— —	Somerschenb.	—	—	4	—
— —	Wollmirstädt	—	—	2	—
— —	Kolbitz	—	—	2	—
— —	Petersberg	—	—	2	90
Halberstadt.	Wefferlingen	—	—	1	—
— —	Thale	—	—	1	—

Die Schon. ist angelegt Anno	Die Schonungen sind angebauet mit Holz-Arten.	Der Fortgang ist
$17\frac{83}{90}$	mit Lärchen, Eichen und Rüstern nachgebessert.	
$178\frac{4}{7}$	Eichen, Büchen, Birken, Lärchen, Tannen, Kienen.	gut.
1783	Balsamtannen, Weihmuths-Kiefern, Lärchenbäume, Rothtannen, Eichen, Rüstern, Eschen, Linden, Birken, Pappeln, Elsen.	gut.
1770	Espen, Linden, Rüstern, Lärchen und Kastanien.	gut.
1770	Lärchenbaum-Kamp.	gut.
1787, 1781, 1789	Eichen, Büchen, Kastanien, Weihmuthskiefern, weiße Eichern, Rüstern und Lärchen.	gut.
1783	Lärchen.	gut.
1784	Lärchen.	gut.
1784	Lärchen.	gut.
1784	Lärchenbaum-Same gesäet.	ziemlich.
1783	Lärchen.	mittelmäßig.
1784	mit Lärchen-Samen besäet.	schlecht.
1783	mit Eichen, Lärchen und Birken besäet und Anflug.	Eichen, nichts. Lärch. schlecht. Birk. gut.
$17\frac{65}{71}$	Tannen, Eichen, Birken und Lärchen, erstere gesäet und die Lärchen gepflanzt.	gut.
1784	mit Lärchen und Tannen aus der Hand.	mittelmäßig.
1783	mit Lärch. u. Tannen bepflanzt.	gut.
1789	Lärchen-Kamp.	ewiges Gehege.
1785	Lärchen.	
1790	Weihmuthskiefern u. Lärchen.	
1790		

Tabelle IV.

N.	Lage des Kamps.	Inhalt des Kamps. M	□ R.	Zu welcher Holz-Art.
1	Sub a von der Eintheilung exmirte Berg-Plantage am Tegelsee gemacht - - - - - - - - -	19	57	Eichen, Rüstern, Akaz. u. Lärchen.
2	Sub A. & Nr. 16. 17. an der hamburger Straße belegenen Schonung de 1774 - - - - - - - -	38	22	Lärchen.
3	Sub B. & Nr. 20 bey Schulzendorf ein Lärchen-Kamp verfertigt - -	2	93	Lärchen.
4	Desgleichen sub A. & Nr. 59. -	1	61	desgleichen.
5	Sub B. & Nr. 4. 5. 6. im sogenannten Birkenschlag leere Flecke ausgebess.	10	—	Rüstern und Lärchen.
6	In der großen Baumschule - -	—	—	Lärchen.
7	Ein Kamp sub A. & Nr. 18 und 19 an der hamburger Straße - - -	2	—	Lärchen.
8	In der Schonung sub A. Nr. 16. 17. ausgebessert - - - - -	10	—	Lärchen.
9	Circa desgleichen sub B. & Nr. 20	1	—	desgleichen.
10	In den Plantagen, Baumschulen und zur Ausbesserung der Schonungen	—	—	22038 Lärch.
11	Da die jungen Lärchen aus den in Ao. 178$\frac{3}{4}$ 3 gemachten Saat-Kämpen verpflanzet worden, so ist solcher mit - - - - - - - - -	2	93	Lärchen und Weißtannen

Siehe oben, S. 70.

Besamet oder bepflanzet.	Ob er gut, mittelmäßig oder schlecht gerathen.	Anmerkungen wegen Ausbesserungen und dergleichen.
bepflanzt.	gut.	erfordert, wie jede Pflanzung in den ersten 5 Jahren, noch Ausbesserung.
bepflanzt.	gut.	desgleichen.
besäet.	gut.	zum Verpflanzen.
desgleichen.	gut.	desgleichen.
bepflanzt.	schlecht	weil sie vom Wildpret verbissen worden sind.
20 Pf. Sam.	gut.	zum Verpflanzen.
bepflanzt.	gut.	bedarf jedoch einiger Ausbesserung wegen der gehabten Dürre.
bepflanzt.	mittelmäßig	das Wildpret und die Rehe haben beym Schnee viel verbissen.
desgleichen.	gut.	
bepflanzt.	gut.	zum Auspflanzen ins Freye.
bepflanzt.	gut.	ist fertig und schön.

Im May 1794 ersuchte ich den Hrn. geh. Forst-Rath Hennert, um Mittheilung der Nachrichten, was seit 1791 hierin geschehen ist, und ich erhielt von diesem meinen gefälligen und gütigen Freunde, folgende

Nachweis

vom Anbau des Lärchen-Baumes, sowohl Besamungen

Nahmen der Provinz.	Nahmen der Forst.
Litthauen - - - - - -	- - - - - - - - - -
Ost-Preußen - - - - -	- - - - - - - - - -
West-Preußen - - - -	- - - - - - - - - -
Netz-District - - - - -	- - - - - - - - - -
Hinter-Pommern - - -	- - - - - - - - - -
Vor-Pommern - - - -	- - - - - - - - - -
Neumark - - - - - -	- - - - - - - - - -
Kurmark	
O. F. M. v. Burgsdorf.	Oranienburg - - - -
	Falkenhagen - - - -
	Neuholland - - - - -
	Heiligensee - - - - -
	Zechlin - - - - - -
	Beyersdorf - - - - -
O. F. M. v. Kropf.	Köpnick - - - - - -
	Zinna - - - - - - -
O. F. M. v. Borgstede.	- - - - - - - -
Magdeburg - - - - -	Petersberg - - - - -
Halberstade - - - - -	Wefferlingen - - - -
	Derenburg - - - - -
	Lohra und Dietenburg - -
	Thale - - - - - - -
Westphalen - - - - -	- - - - - - - - -
	Summa

eisung

als Anpflanzungen, in den Jahren $179\frac{1}{2}$, $179\frac{2}{3}$ und $179\frac{3}{4}$.

Ausgesäet			Gepflanzt			Ueberhaupt sind	
$179\frac{1}{2}$ M.	$179\frac{2}{3}$ M.	$179\frac{3}{4}$ M.	$179\frac{1}{2}$ St.	$179\frac{2}{3}$ St.	$179\frac{3}{4}$ St.	Ausgesäet M	Gepflanzt Stück.
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
3	—	—	—	—	—	3	—
2	—	—	—	—	—	2	—
—	—	—	1420	120	—	1	1620
—	—	—	200	—	—	—	200
—	—	—	114	114	—	—	228
—	—	—	2880	—	—	—	2880
5	—	—	1803	—	—	5	1803
6	—	—	—	—	—	6	—
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	720	—	—	—	720
1	1	1	—	1603	100	3	1703
- -	- -	- -	- -	850	850	—	1700
- -	- -	- -	- -	3400	—	—	3400
- -	- -	- -	- -	- -	1000	—	1000
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
17	1	1	7157	6147	1950	19	20254

II. Der

II. Der nordamerikaniſche Lärchenbaum, oder der ſchwarze amerikaniſche Lärchenbaum, Engl. The New-Foundland black Larch-Tree, the black Larch Tree of Canada, Epinette rouge *du Hum.* Linné hat dieſen nicht angeführt, Gronov (*) aber als eine beſondere Art, unter der Benennung Abies foliis fasciculatis acuminati, ſetaceis cinereis, beſchrieben. Duroi beſchreibt dieſe Art, unter dem Nahmen: Pinus laricina, foliis fasciculatis deciduis, conis ſubgloboſis, ſquamis laxis orbiculatis glabris. Nach dem Berichte des Prof. Kalm (**), wächſt er in dem öſtlichen Jerſey und in Canada in großer Menge, und iſt durch Samen und Pflanzen über England in deutſche Pflanzungen gebracht worden.

Die Nadeln weichen von dem gemeinen oder europäiſchen Lärchenbaume der Farbe nach ab, indem dieſe etwas dunkler, mehr ſeladonfarbiger ausfällt. Die Blätter-Knoſpen ſind beynahe ſchwarz. Sowohl männliche als weibliche Blumen ſind auch kleiner, ſo daß die reif gewordenen gelbbraunen Zapfen nur $\frac{1}{2}$ Zoll Länge und etwas über $\frac{1}{4}$ Zoll Breite haben. Die Anzahl der Schuppen bey dieſen Zapfen iſt geringer, als an den europäiſchen, zu 17 bis 18 Stück; in ihrem Bau ſind ſie breiter, mehr gerundet, weniger gereift, dicker; ſie ſtehen weiter ab, und bilden einen viel lockeren Zapfen. Die beyden geflügelten Samen ſind ebenfalls kleiner. Die Zweige ſind dünn und herabhangend.

Die Art und Weiſe, ihn anzuziehen, bleibt mit der vorigen gleich, und man darf für ſie in unſern Wintern nichts befürchten, indem er eben ſo hart, wie jener iſt. Doch iſt der Trieb nicht ſo ſtark, und es bleibt deswegen wahrſcheinlich, daß er niemahls zu ſol-

(*) Fl. Virg. 153. (**) Im 2 Th. ſeiner Reiſen, S. 274.

solcher Höhe und Stärke gelanget. Er blüht und trägt schon Zapfen, wenn er kaum 6 bis 7 Jahr alt ist.

Dühamel meldet von ihm, daß er ein trockues und dichtes Harz gebe, welches im Brennen dem angenehmen Geruche von Benzoe oder Storax gleich käme, und für die Rauch-Fässer der nordamerikanischen Missionarien gebraucht würde.

Lärchen-Balsam, s. oben, S. 27.
Lärchen-Gummi, s. oben, S. 29, f.
Lärchen-Harz, s. oben, S. 27.
Lärchen-Holz, s. oben, S. 20, f.; dessen Gebrauch, S. 23, fgg.
Lärchen-Kohle, s. oben, S. 22, f.
Lärchen-Manna, s. oben, S. 30, f.
Lärchen-Mos, s. oben, S. 26.
Lärchen-Rinde, s. oben, S. 26; ihr Gebrauch, siehe oben S. 40.
Lärchen-Schwamm, s. oben, S. 32, f.
— — — (Mineralischer) siehe Berg-Mehl, im Art. Mehl.
— — — (See-) eine Art Stern-Koralle, Madrepora agaricites *Linn*; s. im XLIV Th. S. 286.

Larcin, Diebstahl, s. Th. IX, S. 229.
Lard, siehe Speck.
Lardites, siehe Speck-Stein.
Lardum, siehe Speck.
Laredo, eine Stadt in Biscaya, in dem Königreiche Spanien, mit einem sehr bequemen Hafen. Es wird daselbst ein guter Handel mit gesalzenen Fischen getrieben. Der Ort selbst liegt auf einer Höhe, von der man eine schöne Aussicht über das Meer hat. Er ist mit einer Mauer umgeben.
Larege, siehe Lärche, oben, S. 2, fgg.

Laren, Lares, Dii Lares (1), waren bey den Alten die Haus-Götter, oder Schutz-Götter der Häuser, und Privat-Besitzungen, welchen die Bewahrung des Hauses zugetrauet wurde, und welche deswegen von jedem Haus-Besitzer in einem eigenen Zimmer, welches Lararium hieß, religiös aufbehalten, und göttlich verehret wurden. Besonders geschahe dieses mit dem Anfange eines Jahres, wie auch an dem Geburts-Tage des Haus-Besitzers, daher auch öfters der Geburts-Gott (Genius) einen Larem oder Haus-Gott zum Gesellschafter hat, wie aus Fig. 3909, deren Erklärung weiter unten vorkommen wird, zu ersehen ist. Die Lares werden hier und da in Aufschriften auch bisweilen Genii loci genannt.

Die Nahmen Penates und Lares werden so oft mit einander verwechselt, daß entweder kein, oder nur ein kleiner Unterschied, zwischen denselben zu bemerken ist. Einige verstehen unter Penates eigentlich die Götter des Vaterlandes; weil sie aber eben diesen Nahmen von den Schutz-Göttern der Privat-Häuser verstehen, so sieht man wohl, daß sie in diesem Verstande, von den Laren gar nicht unterschieden seyn. Andere hingegen meinen (2), daß insonder-

(1) Obgleich das Wort Lares meistens in der mehrern Zahl vorkommt, so fehlt es doch nicht an Beyspielen, da man auch in der einzelnen Zahl Lar liefet, in welchem Falle es einen Haus-Gott, oder das Haus selbst, bedeutet. Lar familiaris aber, bedeutet insonderheit den Saturnus.

Lar oder Lars, war ein alter etruriſcher Ehren-Nahme, und hieß so viel, als bey uns Herr; daher Lar Porſenna (*Liv.* L. 2, c. 9.), Lar Tolumnius (*Liv.* L. 4, c. 17.) nichts anders ist, als Herr Porſenna, Herr Tolumnius, oder auch *Don* Porſenna, *Don* Tolumnius, und noch mehr der Engelländer *Lord* Porſenna, *Lord* Tolumnius, welcher Ehren-Nahme auch vielleicht von Lar, Lartis, herkommt. Doch wollen Einige auch, daß er so viel als Fürst und mithin *Lar* Porſenna so viel sey, als Fürst Porſenna, und wollen alsdann solchen Nahmen lieber von dem Hebräiſchen *Sar*, princeps, hergeleitet wiſſen. (*Voſſ.* Etymol. in *Lar.*)

(2) So hat *Varro* es gemeint; ſ. den *Servius* über das dritte Buch der Aeneis, V. 12, cum Penatibus et magnis DIS.

sonderheit die größern Götter, als: Jupiter, Neptunus, Pluto, Apollo, Vesta ꝛc. unter dem Nahmen der Genii, Lares und Penates, verstanden würden.

Wie die Haus-Götter mancherley Beschreibungen haben, parui Dei ꝛc. so haben sie auch besondere Beynahmen, als: Lares praestites, publici, viales ꝛc. Am ersten May, Kalendis Maii, wurden die Lares domestici Praestites verehret. Ihr Vater war Merkur; ihre Mutter die Nymphe Lara, welche man auch Larunda und Valara nennt; ein Nahme, den sie wegen ihres Plauderns, von dem griechischen Worte λαλεῖν, reden, bekommen haben soll. Sie war auf eine besondere Weise eine Mutter der Laren. Sie war, nach des *Ouidius* Erzählung (3), eine Tochter des Fluß-Gottes Almo, der sie oft ermahnt hatte, ihre Zunge zu zähmen, und nicht so schwatzhaft zu seyn. Sie folgte aber dieser Ermahnung nicht, sondern verrieth ihrer Gespielinn, der Nymphe Juturna, was Jupiter gesprochen hatte, und der Juno hinterbrachte sie, daß ihr Gemahl ihr untreu sey, und die Nymphe Juturna liebe. Für diese Schwatzhaftigkeit nahm ihr Jupiter den Gebrauch der Zunge, und befahl dem Merkur, sie zum Pluto in die Unter-Welt hinab zu führen, da von des Jupiter's Händeln nichts auszuplaudern vorfiel, allda in den höllischen Sümpfen als Nymphe zu wohnen. Auf dem Wege verliebte sich Merkur in die Nymphe, und als sie in einen dunkeln Hain kamen, umarmte er sie mit Gewalt, und machte sie zur Mutter von Zwillingen, die man nach ihrem Nahmen Laren nannte, und in der Folge nicht allein als Beschützer der Häuser, unter dem Nahmen Lares domestici, sondern auch Hüter der Heer-Straßen, Scheide Wege und öffentlichen Güter, unter dem Nahmen Lares compitales,

(3) *Ouid.* Fast. L. 2, v. 599 — 617.

tales, verehrte. Diese leztere Verehrung, welche in Vergessenheit gerathen war, erneuerte Augustus wieder, indem er verordnete, daß man die Laren der Scheide-Wege im Frühlinge und Sommer mit Blumen behängen sollte.

Die Mutter der Laren wird von Einigen für einerley mit der Mánia, der Mutter oder der Großmutter der Manen, gehalten, welche man die stumme Göttinn nannte. Siehe Manen.

Ihr Fest wurde am 1 May deshalb gefeyert, weil ehedem die Sabiner an diesem Tage den Laren einen Altar erbauet, und ihnen zwey Bildnisse errichtet hatten. Es hießen aber diese Laren Praestites oder domestici, weil sie für die Sicherheit sorgten, und zum Schuß vor den Häusern und den Mauern der Bürger standen. Man nannte sie auch familiares und Penates domesticos oder priuatos (4).

Die Laren waren öfters aus Stein verfertigt, und man pflegte ihnen gern einen Hund, aus Stein gehauen, zu ihren Füßen hin zu seßen, ohne Zweifel, weil beyde, der Götze und der Hund, Wächter des Hauses seyn sollten. Man pflegte auch dem Götzen-Bilde ein Hunds-Fell umzuhängen, und es gleichsam, wie mit einem Mantel, damit zu bedecken (5). Dieser Lar mit seinem Hunde, den er bey sich hatte, stand gewöhnlich auf dem Feuer-Herde, und deshalb hieß er Genius focorum, und Deus lateranus, weil die Kamine und Herde von Ziegeln aufgemauert waren. *Arnobius* beschreibt die Verrichtungen desselben

(4) *Virg.* Aen. L. 2, v. 514. *Seru. Honor.* ad h. l. Penates sunt omnes dii, qui domi coluntur. Penates priuati waren also eines Jeden seine Schutz-Götter, welche er sich nach Belieben wählte, und im Atrio seines Hauses hinstellte. Zuweilen wird eines Jeden Haus und Wohnung darunter verstanden. *Liu.* 25, 18. 22, 1. *Ouid.* Fast. l. 5, v. 129. f.

(5) *Plutarch.* Quaest. rom. 51.

ben ziemlich beißend, daß er habe die Töpfe bewachen, auch auf das Kochen des Essens Acht haben, und dergleichen Dienste thun müssen (6). Wegen dieser guten Dienste und Bewachung des Hauses, that ein jeder Haus-Vater seinem Haus- und Schutz-Gotte gern die gebührende Ehre an. Diese bestand hauptsächlich darin: es wurde ihm ein grüner frischer Blumen-Kranz aufgesetzt (7); denn bey der Hitze des Feuer-Herdes vertrocknete er bald (8); überdies wurde ein großer Kranz, Sertum, im Kamin aufgehängt, weil der Kamin als ein Opfer-Altar des Lar angesehen wurde (9). Auch brachte man ihm alle Tage ein Opfer, weil er im Hause täglich etwas zu thun hatte; das war aber nur ein Opfer, und bestand aus etwas Weihrauch, den man anzündete, etwas Wein, den man vor ihm ausgoß, und einigem Dinkel-Korn, welches man verbrannte. Wenn aber, zu gewissen Zeiten, derselbe mehr verehrt werden sollte, so brachte man ihm, nach Umständen der Jahrszeit, ein wenig Honig, einige Weintrauben, und einen Kuchen oder ein Stück davon. An statt des

(6) *Arnob.* l. 4, p. 130. Deus iste, per humani generis coquinos currit inspiciens et explorans, quibusnam lignorum generibus ardor in suis foculis excitetur; habitudinem fictilibus contribuit vasculis, ne vi dissiliant; curat, vt ad sensum palati veniant sapores; et an rite pulmenta condita sint, praegustatoris fungitur officio.

(7) Inde domum repetam, graciles vbi *parua* coronas
Accipiunt fragili *simulacra* nitentia cera.
— — — — — — — — —
Thura dabo atque omnes violae iactabo colores.
Juvenal. Sat. 12, v. 87, f.

(8) *Tibull.* l. 2, el. 1, v. 59.

(9) *Cato* de re rust, c. 143. Daß aber dieser Kranz, Sertum, viel anders gewesen sey, als die Krone oder der Kranz, Corona, den man dem Lar aufsetzte, sieht man aus dem *Festus*, p. 104, und *Tibull.* l. 1, el. 2, v. 81.

des Blumen-Kranzes setzte man ihm wohl, in der Aernde-Zeit, einen Kranz von Korn-Aehren auf (10). In einem irdenen Schüsselchen setzte man ihm täglich etwas Speise vor; und von dieser Schüssel, Patella, bekamen die Laren den Nahmen Dii patellarii (11). Diese Speise, welche dem Lar war vorgesetzt worden, durfte von niemand berührt, noch weniger gekostet werden, denn sie wurde als ein Opfer angesehen, und man warf sie in das Feuer und verbrannte sie (12).

Zuweilen wurde den Laren ein Schwein geschlachtet und geopfert, wodurch man die Fruchtbarkeit der Felder, des Viehes, und die Gesundheit der Kinder, bewirken wollte (13); und wenn ein Sohn oder eine Tochter aus dem Hause ihren Hochzeit-Tag begieng, so wurde der Haus-Gott, nebst der täglichen und gewöhnlichen Verehrung, noch ganz besonders mit mehrerm Weihrauch und neuen schönen Kränzen beschenket (14). War der Haus-Herr verreiset gewesen, und kehrte wieder zu seinem Hause gesund zurück, so begrüßte er zu allererst den Haus-Gott, und brachte demselben das gewöhnliche Opfer; bezog er aber ein anderes Haus, so nahm er seinen Laren mit, und sobald er ihm seinen Platz angewiesen hatte, brachte er ihm ein Opfer dar (15).

Die alten Römer speiseten im Vestibulo, wo auch der Feuer-Herd war, welcher gleichsam den Altar der Vesta vorstellte, indem darauf das Küchen-Feuer brannte.

(10) *Juuenal.* Sat. 9, v. 137. *Plaut.* in proleg. Aul. v. 23, f.

(11) *Non. Marcell.* p. 544. *Persius* Sat. 3, v. 24, f.

(12) *Dion. Halic.* L. 4, p. 207. *Plutarch.* de fortun. pop. rom. p. 235. *Tibull.* l. 1, el. 1, v. 37.

(13) *Horat.* l. 3, od. 23, v. 1, sq.

(14) *Plaut.* Aulul. act. 2. sc. 8, v. 13, f.

(15) *Cato* de re rust. c. 2. *Plaut.* Trinumm. act. 1, sc. 2, v. 1,

brannte. Die reichen und sehr mächtigen Römer aber haben hernach ihren Knechten und Mägden diesen Platz zum Speisen angewiesen, und sie hingegen aßen in ihren prächtigen Speise-Gemächern, Triclíniis; daher war die Redensart entstanden: ad mensam tamquam ad aram, nähmlich ad aram *Laris* in foco positi. War ein guter Freund verreiset, und glücklich zurück gekommen, so wurde nebst andern Göttern, insonderheit dem Haus-Gotte vorzüglicher Dienst erzeiget (16).

Es pflegten auch die Knaben vornehmer Leute die Bullas (dieses waren große goldene und silberne Knöpfe, welche vornehme Jünglinge am Halse trugen), bey dem Antritte des männlichen Alters, da sie dieselben abzulegen pflegten, den Laren umzuhängen (17); gleichwie auch die Gefangenen, nachdem sie die Freyheit erlangt hatten, eben denselben auch ihre Ketten, mit welchen sie gefesselt waren, anhiengen.

Die Römer selbst waren neubegierig, zu wissen, wann der Dienst der Haus-Götter aufgekommen sey, und stellten darüber verschiedene Untersuchungen an. Die gewöhnlichste Meinung geht dahin, daß, weil in den ältesten Zeiten die Todten in denen Häusern, die sie bewohnt hatten, begraben wurden, der Gedanke entstanden sey, daß der Geist des Verstorbenen sich noch in dem Hause, nach dem Absterben, aufhalte, und darin allerley Nutzen oder Schaden verursache, daher man ihm einigen Dienst erweisen mußte, damit er keinen Schaden anrichte; und aus dieser Verehr-

(16) Eine solche Freudensbezeigung beschreibt *Juvenal.* Sat. 12, v. 83, sqq.

(17) Bullaque succinctis Laribus donata pependit.
Pers. Sat. 5, v. 31.

ung des Geistes sey mit der Zeit der Dienst des Haus-Götzen, oder Laris familiaris, entstanden (18).

Es giebt gar wenig alte Denkmähler, auf welchen die Lares vorkommen. Fig. 3909, erscheint ein Abdruck von einem vortrefflichen römischen Marmor, davon dieses die Aufschrift ist: D. M. GENIO AVGG. LAR. SAL. FORTVNATVS. AVG. LIB. welches möchte zu lesen seyn: Diis Manibus, Genio Augustorum, Lari Salutari, Fortunatus Augusti Libertus. Man sieht aber auf dieser Figur erstlich einen Palmbaum, an welchem zwey Lorbeer-Kränze hangen; unter diesem Palmbaume steht ein Tisch, auf welchem eine sehr große Schlange liegt, die den Kopf in die Höhe streckt; neben diesem Tische zeigt sich ein Füll-Horn, welches mit allerley Früchten angefüllt ist. Linker Hand stehen zwey Mannspersonen, deren einer einen Mantel an den Schultern hangen hat, doch ihre Blöße damit keinesweges bedeckt; in der rechten Hand aber hält sie einen langen Stab. Die andere, welche mit einem Barte versehen ist, und einen Lorbeer-Kranz auf dem Haupte hat, hält in der rechten Hand eine Harfe oder Leyer. Da nun in obgedachter Aufschrift zugleich eines Genius und auch eines Lar gedacht wird, so kann es wohl seyn, daß der eine, und zwar der erste, einen Genius, der andere aber einen Lar vorstellt.

Fig. 3910, sieht man zwey Jünglinge, welche mit allerley Blumen und Blättern gekrönt sind, und deren einer in der linken Hand eine Trink-Schale, und in der andern ein Horn, der andere aber ein Horn in der linken Hand, und in der rechten einen kleinen Korb hält; beyde sind mit kurzen Röcken angezogen, die ihnen kaum bis an die Knie gehen; an den Beinen haben sie

(18) *Serv. Hon.* ad Virg. Aen. l. 5, v. 64. l. 6, v. 152. *Isid. Hispalens.* 15, 11.

ſie Halbſtiefel, welche kaum bis an die Waden reichen. Auch dieſe ſcheinen zwey Lares zu ſeyn, welches man vornehmlich an den aufgeſchürzten Kleidern merkt; zumahl dieſelben auch von dem *Perſius* Succincti, d. i. aufgeſchürzte, genannt werden; desgleichen ſind auch die Lorbeer-Kränze ein Zeichen derſelben.

Lares publici, oder öffentliche Schutz-Götter, waren die Bildniſſe der Laren, welche man an den Scheide-Wegen, wo eine Straße die andere durchſchnitt, hingeſtellt hatte; Penates publici aber waren die Schutz-Göttter der Stadt, deren Anzahl unbeſtimmt iſt, und welches Männer von großen Verdienſten waren, als: Numa, Tutanus, Sancus, u. a. m. Da Schiffe gleichſam wie ſchwimmende Häuſer über das Meer fahren, ſo war es nicht ungereimt, daß auch dieſe ihre beſondere Schutz-Götter hatten; dieſe Lares marini, oder permarini, wie ſie *Livius*, l. 40, c. 52, nennt, waren mit den Seegöttern einerley, und man verſtand darunter den Oceanus, Tethys, Neptun, Caſtor und Pollux, Glaucus, Nereus, Panopea, Portunnus, Phorcus, und Triton. Auch hatte man Lares rurales; das waren die 12 Dii ruſtici conſentes, und der Deus Terminus (19). Lares viales, waren die Dii viales, als: Jupiter, Apollo, Diana, Merkur, Herkules, ſ. Th. LXII, S. 357 und 651, fgg.

Die Alten hatten auch beſondere Behältniſſe oder Zellen, Lararia, worein ſie ihre Haus-Götter zu ſetzen pflegten; doch ſtanden in denſelben die Lares und Penates nicht allein, ſondern auch die Statüe ihrer Regenten, die ſie nach ihrem Tode unter die Götter rechneten, und anderer großen und berühmten Männer. Die Kaiſer hatten deren insgemein zwey, deren

(19) *Martial.* l. 3, epigr. 31. *Tibull.* l. 1, el. 1, v. 19.

das eine Lararium sanctius oder interius, das andere aber das gemeine, Lararium secundum, oder exterius, hieß. In jenem hatte der Kaiser Alexander Severus, wie *Lampridius*, Alex. Sever. c. 29 berichtet, zugleich nicht nur die löblichen vergötterten Kaiser, den Apollonius, sondern sogar auch das Bild Christi (20) und des Erzvaters Abraham, und den Orpheus, denen er insgesammt göttliche Ehre erwies; in eben diesem Lararium soll sich auch *Alexander Magnus* befunden haben (21); in dem andern aber hatte er, wie eben dieser *Lampridius* c. 31, meldet, allerley sonst berühmte Männer aufgestellt, als: den Virgilius, (welchen er den Plato unter den Poeten nannte), den Cicero, Achilles, u. a. m. Der Kaiser *M. Aurelius Antoninus Philosophus* hatte auch ein besonderes Lararium für allerley berühmte Leute, und zwar insonderheit solche, welche, durch ihre Künste und Wissenschaften, sich vor andern hervorgethan hatten; welchemnach kein Zweifel ist, er werde auch noch ein anderes Lararium für seine Haus-Götter, oder Lares, gehabt haben. Hieraus erhellt zugleich, daß nicht alle die Bilder, welche sich in den Lararien befanden, und von Wachs, Gold, Silber, Marmor ꝛc. waren (22), mit Hunds-Fellen seyn bedeckt gewesen, weil nähmlich nicht alle eigentlich Lares waren,

(20) Man darf sich hierüber nicht verwundern; denn er hatte von Christo vieles gehört, wollte ihm ja auch, wie eben der *Lampridius* c. 43, meldet, einen Tempel bauen.

(21) S. auch *P. E. Jablonski* exercitatio, in den Misc. Lipf. Th. 4, n. 4.

(22) *Struv.* Antiq. rom. c. 1. *Juvenal.* Sat. 12, v. 88. *Petron.* c. 29. *Gruter.* inscript. p. 174, n. 7.

T. TARENIVS. SABINVS. INTER. ALIA. HAEREDIBVS. LEGAVIT. LARES. ARGENTEOS. SEPTEM.

Sueton. Vitell. 2.

ren, deren Bilder sich in einer solchen Zelle oder Kapelle befanden. Weil diese Bilder öfters in den Schlaf-Gemächern standen, hießen sie auch Imagunculae cubiculares (23). Römer, die keine besondere Kammern zu ihren Haus-Göttern hatten, stellten sie bloß in dem Vorplatz, Atrio, ihres Hauses, doch nicht in freyer Luft, daß sie konnten beregnet werden, sondern unter bedeckten Gängen oder andern Behältnissen (24).

Large Fin, Large thick post, und Large thin post; englische Papier-Sorten; s. unter Papier.

Largezza, ein unter den Kaufleuten gebräuchliches italiänisches Wort, welches in seiner Sprache den Ueberfluß andeutet. Also sagen sie: Es ist Largezza auf unserm Platze, d. i. es findet sich viel Geld für Wechsel-Briefe. Siehe auch das Folgende.

Largo. 1. Ein ebenfalls unter den Kaufleuten gebräuchliches italiänisches Wort, welches reich oder überflüßig bedeutet, und sagt der Kaufmann: ich bin Largo in Cassa, d. i. meine Casse ist wohl versehen; oder: das Geld ist largo, wenn auf einem Wechsel-Platze viel Geld vorhanden ist, aber wenig Briefe. Hingegen wenn wenig Geld, und viel Briefe vorhanden, sagt man, es sey Strettezza, (auch ein italiän. Wort,) welches einen Mangel bedeutet, oder das Geld sey stretto, d. i. sparsam.

2. In der Musik, versteht man unter Largo die langsamste Bewegung des Tactes, wo die Haupt-Töne der Melodie in feyerlicher Langsamkeit und gleichsam tief aus der Brust hergehohlt, auf einander folgen. Diese Bewegung schickt sich also für Leidenschaften, die sich mit feyerlicher Langsamkeit äußern, für melancholische Traurigkeit und etwas finstere Andacht. Um nicht langweilig zu werden, soll ein Largo

(23) *Sueton.* Aug. 7. (24) *Ouid.* Fast. l. 5, v. 145.

nur kurz seyn, weil es nicht wohl möglich ist, mit dem äussersten Grade der Aufmerksamkeit, der hierzu erfordert wird, lange anzuhalten. Man setzt auch noch zum Largo, assai oder di molto hinzu, wodurch der höchste Grad des Langsamen ausgedruckt wird. Larghetto aber bedeutet nicht zu langsam.

Lari, siehe **Larin**.

Laric, ein Vogel, dessen Pennant, unter dieser Benennung, bey Beschreibung der Insel St. Kilda erwähnt, und welcher auf der Insel Helgoland Schütte genannt wird. Siehe Schütte.

Larin, Lär, Lari, Larine, Larrine, ist in dem ganzen Oriente sowohl eine wirklich geprägte und gangbare Münze, als auch eine Rechnungs-Münze. Was

1. die wirklich geprägten Larins betrifft, so ist deren Gestalt ganz sonderbar, indem sie nähmlich aus einem doppelten oder zusammen gebogenen silbernen Drathe bestehen, der ungefähr 2 Quer-Finger oder 1 Zoll lang, und so dick als ein Feder-Kiel, in der Mitte ein wenig platt geschlagen, und mit einigen persischen oder arabischen Buchstaben gezeichnet ist, welche an statt des Bildnisses oder Wapens des Fürsten, der sie hat schlagen lassen, dienen; siehe Fig. 3911 [a]). Die ersten Larins sind in der Provinz und Stadt Lar oder Laar in Persien (s. oben, S. 1.) geschlagen worden, und daher haben sie ihren Nahmen. Weil nun diese Münze sowohl wegen ihrer innern Güte, als auch weil sie nicht leicht verfälschet werden konnte, indem ihr Werth im Gewichte, und gutem unverfälschtem Silber bestand, sehr angenehm war, und durch den ganzen Orient gäng und gebe ward, so folgten auch andere morgenländische Fürsten dem Beyspiele des Königes von Lar nach, und ließen, mit Beybehaltung des ersten Nahmens, ebenfalls dergleichen Münzen schlagen; und daher kommt es, daß man Lärins mit verschiedenem Gepräge sieht. Dem innern

innern Gehalte nach, sind diese Larins ungefähr so viel werth, als: 11¼ Sol alten, oder 19 Sols neuen französ. Geldes, nach unserm Gelde aber etwa 6 Ggr.; sie gelten aber nach dem jezigen Cours 12 alte, oder 20 neue französ. Sols, und also nach unserm Gelde ungefähr 6½ Ggr., indem man nicht mehr als 5 Larins für 1 alten franz. Thaler von 60 Sols giebt (*). Man hat auch halbe Larins, die aus einfachem und platt geschlagenem Silber-Draht bestehen; Fig. 3911 b). Am gangbarsten sind die Larins heutigen Tages in dem ganzen persischen Meerbusen, längst dem Meerbusen von Cambaya, und an einigen benachbarten Orten dieser beyden Meerbusen. Der persianische König Schach Ismael soll sie zum ersten aus einem rund gebogenen silbernen Bleche oder Drahte, worauf des Koniges von Persien Nahme und Bildniß zu sehen war, haben ausprägen lassen. Siehe auch im XXXIV Th. S. 664, Anm. 2.

2. Als eine Rechnungs-Münze, gilt der Larin eben so viel, als er gilt, wenn er als eine wirkliche Münze betrachtet wird. Ehemahls rechnete man im ganzen Oriente nach dieser Münze. Es geschieht auch noch an allen denen Orten, wo die Larins gäng und gebe sind; wie auch an einigen Orten in Indien, wo man keine wirklich geprägte Larins mehr sieht.

Laristan, eine Provinz in Asien; s. Lar, oben, S. 1.

Larix, siehe Lärche, oben, S. 2, fgg.

Lärm, (der) oder der Lärmen. 1. Ueberhaupt, ein jeder lauter, beschwerlicher Schall; imgleichen ein aus mehrern solchen Arten des Schalles zusammen gesetztes

(*) Nach Hrn. Berg-Commissar. Rosenthal, (im 6 Th. des von ihm fortgesetzten Jacobsson'schen technolog. Wörterbuches, Berl. und Stett. 1793, gr. 4. S. 418,) wiegt die arabische Silber-Münze Larin, 100 holl. As; Gehalt 14 Loth 9 Gr., enthält fein Silber 91 holl. As, und ist nach dem 20 Gulden-Fuß 6 Ggr. werth.

Getöse; L. Rumor; Fr. Alarme, Bruit, Rumeur, Tintamarre, Vacarme. Wenn die Kinder spielen, so machen sie oft einen großen Lärm. In den Trink-Gesellschaften ist immer vieler Lärm. Der Wind macht einen entsetzlichen Lärm. Vor dem Lärm der Kutschen auf der Straße nicht zu sich selbst kommen können. Imgleichen heftiger Zank, Streit. Das wird einen Lärm geben.

2. In engerer Bedeutung, ein mit einem verworrenen Geschreye verbundener Auf- oder Zusammenlauf mehrerer. Wenn ein Feuer auskommt, so wird auf den Gassen Lärm. Daher Feuer-Lärm, der Lärm, wodurch eine ausgebrochene Feuersbrunst verkündiget wird. Es entsteht ein Feuer-Lärm. Feuer-Lärm schlagen, bey den Soldaten, eine Feuersbrunst durch den Trommelschlag verkündigen. Lärm machen, einen solchen Auflauf durch sein Geschrey veranlassen. Lärm schlagen, oder blasen, bey einer dringenden Gefahr die Soldaten oder Einwohner, vermittelst der Trommel oder Trompete, eilfertig zusammen berufen. Ein blinder Lärm, der bey einer vorgegebenen oder nicht vorhandenen Gefahr entsteht; Fr. faux-bruit.

Im Niederf. und Dän. Larm. Gemeiniglich leitet man es von dem italiän. Rufe al arme her, wovon auch das Französ. Alarme, Lärm, in der zweyten Bedeutung abstammen soll. Allein, diese Ableitung scheint mehr witzig, als gründlich, zu seyn. Es ist, allem Ansehen nach, eine Nachahmung des widerlichen lauten Schalles, wohin auch das im Hochdeutschen veraltete lören, ein trauriges einförmiges Geschrey machen, unser plerren, und gewisser Maßen auch lehren, gehören; siehe die beyden leztern; daher man es auch eben so richtig Lerm als Lärm schreibt. Uebrigens nennt man einen Lärm in der ersten Bedeutung im Niederf. auch Spalk und Unstür, in Meißen aber Debs, Tebs (s. Toben), und lärmen, im Niederf. rallen, spalken, döhnen, domineren, in Mei-

Meißen aber tebsen. In einigen Gegenden ist es auch ungewisses Geschlechtes, das Lärm.

Man muß die Wörter Lärm und Tumult von einander unterscheiden. Das Wort Lärm scheint mehr ein großes Geschrey oder Getöse anzuzeigen, das Wort Tumult aber den Begriff einer größern Unordnung zu geben. Eine einzige Person kann schon Lärm machen; aber ein Tumult setzt voraus, daß mehrere beysammen sind. Leute, welche beym Trunk zusammen lustig sind, machen oft großen Lärm; aber wo ein Tumult ist, da ist auch Uneinigkeit und Zwietracht. Wenn die Trinker anfangen, sich zu zanken und zu schlagen, so entsteht aus dem Lärmen, ein Tumult. Man braucht daher bisweilen das Wort Tumult, an statt des Wortes Aufruhr; z. B. die Janitscharen haben oft zu Konstantinopel einen Tumult erregt, und den Sultan abgesetzt. Sie sind allezeit zum Tumult geneigt, wenn sie dabey ihren Vortheil finden.

Lärm-Glocke, diejenige Glocke, durch deren Anschlag Lärm, d. i. ein plötzlicher Auflauf erreget wird; die Sturm-Glocke; s. im XIX Th., S. 167, f.

Lärm-Platz, **Lärm-Stange**, } s. im LIII Th., S. 294, fgg.

Lärm-Stücke, werden, in der Artillerie, diejenigen Stücke genannt, welche bey dem Artillerie-Park vor die erste Linie gestellet werden, aus welchen der Retraite-Schuß, und überhaupt alle Schüsse, welche ein Zeichen abgeben sollen, geschehen. Sie werden aus der Linie der Kanonen in dem Artillerie-Park genommen; der dadurch entstehende leere Platz aber wird mit ihren Protz-Wägen erfüllet.

Lärm-Zeichen, s. im LIII Th., S. 294, fgg.

Larme, siehe Thräne.

Lärmen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, einen Lärm machen, verursachen, in der ersten Bedeutung des Haupt-Wortes. Wer lärmet so? Imgl. zanken, schelten, schreyen.

Daher der **Lärmer**, der da lärmet, doch nur im Scherze.

Lar-

Larmiers, siehe Augen-Adern, im III Th., S. 12.

Larneca, Larnica, Larnacho, eine Stadt mit einem Hafen auf der Insel Cypern, wo Türken, griechische und lateinische Christen ihren öffentlichen Gottesdienst haben. Sie ist der Sitz vieler engländischen, französischen und venetianischen Kaufleute, die da ihre Consuls haben. Nicht weit davon lag die alte Stadt Citium, heut zu Tage Chiti, die aber meistens aus Ruinen besteht. Wegen der nahe gelegenen Salz-Teiche war ehemahls Larneca der ungesundeste Ort auf ganz Cypern; aber durch eine Wasser-Leitung, die ein Türke anlegen ließ, ist die Luft sehr verbessert worden.

Larres, eine Münze, welcher man sich in den maldivischen Inseln bedient; 5 Larres thun einen Piaster.

Larrine, siehe Larin, oben, S. 104.

Larus, siehe Mewe.

1. Larve, bey den Jägern und Vogelstellern.

1. Eine eingeschnittene Kerbe oben auf den Forkeln oder Stell-Stangen, worein die obere Leine des Jagd-Zeuges zu liegen kommt.

2. Ein eingeschnittenes Gewinde an den Heften der Vogelsteller, oder mit einer Kerbe versehene Hölzer, die Schlag-Stecken vermittelst eines eisernen Nagels in der Kerbe zu befestigen, und sie mit den Vogel-Wänden auf und nieder zu ziehen.

In beyden Fällen auch die Larve. Ohne Zweifel von leer, vacuus, so daß es überhaupt einen leeren ausgetieften Raum bedeutet; oder dem alten Lar, ein Lager, weil diese Kerbe den Jagd-Leinen und Schlag-Stecken zum Lager dient.

2. Larve, aus dem Lat. Larua, welches einen Polter-Geist, oder auch ein vermummtes Gesicht, bedeutet.

1. In der Wapen-Kunst, werden noch die Figuren auf den Helmen von Einigen Larven genannt.

2. In

2. In den bildenden Künsten, ist die Larve, Fr. Masque, ein gemahltes oder geformtes menschliches Gesicht von dem ganzen übrigen Körper abgesondert. Man bedient sich der Larven in den Mahler- und Bildhauer-Verzierungen. Die großen Larven von Bildhauer-Arbeit, nennt man Fratzen-Gesichter; siehe im XIV Th., S. 787.

In der Bau-Kunst, werden Menschen-Köpfe, oder Menschen-Gesichter, die bisweilen an Schluß-Steinen der Gewölbe-Bogen ausgehauen werden, von den Italiänern Mascaroni, im Deutschen Larven oder Masken genannt. Dieser Zierrath hat, wie alle andere Zierrathen der Bau-Kunst, seinen Ursprung in der Nachahmung einer alten Gewohnheit. Man findet nähmlich, daß bey verschiedenen barbarischen Völkern, wie bey den alten Gälliern, diejenigen, welche einen Feind in der Schlacht erlegt hatten, dessen Kopf hernach oben an ihren Haus-Thüren als ein Sieges-Zeichen angenagelt haben. Wie also die Schedel der Opfer-Thiere in den dorischen Frieß aufgenommen wurden, (s. Th. IX, S. 432), so sind auch die Larven entstanden; und auf eine ganz ähnliche Weise die Tropheen von eroberten und an den Häusern der Eroberer aufgehängten Waffen.

Uebrigens verdienen hier die Larven, welche an dem berlinischen Zeug-Hause über die Fenster an dem innern Hofe dieses prächtigen und in der That schönen Gebäudes an statt der Schluß-Steine angebracht sind, eine besondere Erwähnung. Sie sind alle nach Modellen des großen und doch wenig berühmten Schlüter (*) gearbeitet, 21 an der Zahl, und stellen

so

(*) Schlüter war ein eben so grosser Baumeister, als Bildhauer, in Diensten des Königes Friedrich I. in Preußen. In Berlin sind, außer dem königl. Schlosse, und einigen andern Gebäuden von seiner Erfindung, noch vortreffliche Werke des Meissels vorhanden. Unter andern sind die beyden

so viel Gesichter in der Schlacht sterbender Personen mit solchem Leben und solcher Mannigfaltigkeit des leidenschaftlichen Ausdruckes vor, daß jeder Kenner in Bewunderung derselben gesetzt wird. Gewiß sehr selten hat ein Bildhauer eine so philosophische und moralische Idee mit einer so edeln Verzierung verbunden. Jedermann denkt bey einem Zeug-Hause zuerst an die Macht eines Fürsten. Auch verzierte Schlüter das Zeug-Haus von außen mit allen Zeichen der Macht und des Sieges, mit allem was die Gewalt eines großen Monarchen und der glückliche Erfolg des Krieges Glänzendes haben kann. Inwendig aber zeigte dieser große Mann, in dem einsamen Hofe, von wenigen bemerkt, durch diese beynahe ächzenden Larven von Sterbenden, dem betrachtenden Zuschauer, dieser prächtige Pallast sey ein Haus des Todes. Daß er diese vortreffliche Idee wirklich habe anzeigen wollen, wird, wenn man sonst daran zweifeln könnte, dadurch bestätigt, daß er über der Hinter-Thür des Zeug-Hauses, die Reue, das Haupt mit Schlangen umwunden, in einem allegorischen Bilde, vorgestellt hat. Der berühmte Historien-Mahler, Herr Director Rode in Berlin, hat diese Larven auf 21 Blättern in Kupfer geätzt herausgegeben; sie sind mit einem kurzen Vorbericht, unter dem Titel: Larven, nach den Modellen des berühmten Schlüters, von B. Rode, in kl. Folio herausgekommen. Einige derselben stellt die Kupfer-Tafel, Fig. 3912, dar. Man kann auch Abgüsse bey den Gyps-Gießern haben, doch sind sie schwer sämmtlich zusammen zu finden.

Noch

den in der berlinischen Schloß- und Dom-Kirche stehenden Särge Friedrichs I., und seiner zweyten Gemahlinn, Denkmähler von großer Schönheit, die kein Kenner ohne Bewunderung und kein Künstler ohne Nutzen betrachten wird.

Noch häufiger, z. ein nachgemachtes inwendig hohles Gesicht, welches man zur Verstellung seines wahren Gesichtes vor demselben befestigt; ein künstliches falsches Gesicht, oder eine Decke, mit welcher Manns- und Frauenspersonen sich das Gesicht, zum Theil aber auch nur den Ober-Theil, als: Nase und Augen, in verschiedener Absicht bedecken. Siehe Maske und Maskerade. Jemanden die Larve abziehen, auch figürlich, ihn, seiner Verstellung ungeachtet, nach seiner wahren unlautern Art zu denken und zu handeln darstellen. Die Larve wegthun, weglegen, aufhören sich zu verstellen. Unter der Larve der Gleichgültigkeit seinen Begierden nachhängen, unter einer angenommenen, verstellten Gleichgültigkeit. Imgleichen, doch gleichfalls nur im verächtlichen Verstande, das Gesicht in Ansehung seiner Gestalt. Sie hat eine ganz hübsche Larve.

4. Ein scheußliches ungestaltes Gesicht, und eine Erscheinung mit einem solchen Gesichte. Scheußliche Larven erschienen, daran sie sich entsatzten. Weish. 17, 4. Im mittlern Lateine werden die Nacht-Geister häufig Larvae genannt.

5. In der Naturgeschichte, wird ein Insect vor der Entwickelung aller seiner Theile, d. i. so lange es noch eine Raupe ist, eine Larve genannt; eine Raupe, als ein noch nicht völlig entwickeltes organisches Geschöpf betrachtet. Die wenigsten Insecten behalten die gleiche Gestalt, in der sie zuerst an das Licht gekommen sind, ihr ganzes übriges Leben hindurch, sondern sie verwandeln sich größtentheils zu wiederhohlten Mahlen, in bestimmten Epochen ihres Lebens, und erscheinen während dieser Auftritte, oft in ganz verschiedenen Gestalten. Bey den meisten hat die Verwandlung (Metamorphosis) drey Stufen, nähmlich: vom Ey zur Larve, von der Larve zur

Pup-

Puppe, und von der Puppe zum vollständigen Insect. In der Gestalt also, wie die Insecten, die sich einer Metamorphose unterziehen, zuerst aus dem Ey kommen, heißen sie Larven, (Larva, Raupe, Wurm, Engerling, Made, After-Raupe). In diesem Zustande sind sie weich, saftreich und unfruchtbar, beschäftigen sich bloß mit Fressen, und häuten sich 3 bis 4, einige 8 bis 9 Mahl. Meist kommen sie sehr klein ans Licht, so, daß z. B. eine erwachsene Weiden-Raupe 72,000 Mahl schwerer wiegt, als da sie eben aus dem Eye gekrochen war, dagegen wachsen sie aber auch desto schneller, so, daß z. B. die Maden der blauen Schmeiß-Fliege 24 Stunden nach dem Auskriechen schon 155 Mahl schwerer wiegen, als da sie aus dem Eye kamen. Bey einigen Arten, wie bey den Schmetterlingen, May-Käfern ꝛc. hat die Larve Füße, die nach ihrer Anzahl verschieden sind. Der Kopf ist mit Zähnen und Zangen, bisweilen mit starkem Gebiß bewaffnet. Das Athemhohlen geschieht durch Luftlöcher an den Seiten des Körpers, auch durch einige Röhren am Hintertheile des Leibes. Viele Insecten leben als Larven im Wasser, und in ihrem lezten Zustande in der Luft, und im Trocknen. Die Nahrung der Larven ist nicht einerley. Oft ist sie von derjenigen, die das vollkommene Insect zu sich nimmt, ganz verschieden. Wenn die Larven sich häuten, so pflegt gemeiniglich oben auf dem Kopfe, auf dem Rücken, und auf dem Bruststücke, die alte Haut zu platzen, nachdem schon eine neue unter derselben gewachsen ist. Das Thier streift die alte Haut ab, und verändert mit der neuen oft seine Farben. Während der Häutungen sind die Larven wirklich krank, enthalten sich aller Speise, und viele sterben dabey. Bey vielen behält die abgelegte Haut die vollkommene Gestalt des Thieres, so, daß man alle Theile daran deutlich sehen kann. Wenn die Larve ausgewachsen

ist,

ist, so verwandelt sie sich in eine andere Gestalt, in welcher sie die Puppe heißt, die nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit, verschiedene Nahmen bekommt: Chrysalide, Aurelie, Nymphe, Dattel ꝛc. Siehe im XXX Th., S. 190, fgg.

Larven-Schnecke, eine zur Gattung der Mond-Schnecken (Turbo *Linn.*) gehörige Art; die kleine Mond-Schnecke, Turbo personatus, testa imperforata conuexa laeui, apertura diducta *Linn.* Holl. gestippeld Maanhoorntje, hat keinen Nabel, einen convexen Bau, eine glatte Schale, und eine Mund-Oeffnung, die hinten einen Winkel bildet. Die Schale hat die Größe einer Nuß, ist glatt, hat weder Dornen, noch Furchen, noch Streifen, oder Winkel, und ist doch nicht ganz glatt; auf grauem Grunde hat sie braune Puncte; sie ist mäßig convex und abgerundet, und hat die Gestalt einer Nerite. Die Mundöffnung ist fast rund oder abgerundet, inwendig weiß mit einer silberfarbigen Einfassung; die Spindellefze ist ausgedehnt, und bildet also einen Winkel.

Hrn. Superint. Schröter Einleit. in die Conchylienkenntniß, 2 B. (Halle, 1784, gr. 8.) S. 9, f.

Larvig, Larwig; siehe Laurvig.

Lasa, Lascha, לשע, Λασα, 1 Mos. 10, 19, in Palästina, nicht weit vom todten Meer, war wegen seiner warmen Bäder bekannt, dessen Wasser eine heilende Kraft und einen angenehmen Geschmack hatte. Es hieß auch Kallirhoe, Καλλιροη.

Lasche, (die) im gemeinen Leben einiger Gegenden, ein als ein Streifen oder Zwickel angesetztes Stück besonders an den Kleidungsstücken und Hemden. Ein Mantel ohne Laschen, bey den Schneidern, ein Mantel, der aus dem Ganzen geschnitten ist. Die Klappen an den Taschen werden an manchen Orten von den Schneidern Laschen, an andern aber Patten,

genannt. Am häufigsten kommt dies Wort bey den Schustern vor, wo es ein viereckiges Stück Leder ist, welches an das Ober-Leder der Schuhe, da wo die Schnalle zu sitzen kommt, angesetzt wird; Fr. Oreille de soulier; in Lübeck die Pläuße. Selbstwachsende Laschen, nennt der Schuster die Laschen an den Schuhen, die nicht angestickt, sondern aus dem vollen Leder gemacht sind.

Im Niederf. Laske, im Schwed. Laska.

In einem etwas andern Verstande ist die Lasche bey den Schustern, eine Naht, welche nicht aus ganz zerschnittenen Stücken, sondern nur aus einem leicht eingeschnittenen oder halb durchgeschnittenem Leder gemacht wird.

Bey den Zimmerleuten und im Schiffbaue, ist die Lasche ein Einschnitt in ein Stück Bau- oder Zimmer-Holz, vermittelst dessen dasselbe in einen ähnlichen Einschnitt eines andern Stückes eingefüget wird.

Bey dem Schleusen- und Siel-Bau, diejenigen eichenen Bohlen, welche Einige unter jedes Par Thüren, vor und an den Grund-Balken mit starken und gehackten eisernen Nägeln befestigen lassen, um auch dadurch noch alles Durchdringen des Wassers hinter und unter den Thüren zu verhüten. Sie werden an der Schluß-Seite (d. i. an der Seite, wo sie unmittelbar an den Grund-Balken kommen), vorher mit Theer und Pech beschmiert, auch wird Mos dazwischen gelegt. Einige nennen die Laschen auch Schalwerk, weil schalige Bohlen oder Schal-Stücke dazu hinreichen.

Bey dem Mühlenbau, diejenigen Stücke Holz oder Bohlen, die über dem Wechsel zweyer Kranz-Stücke an einem Wasser-Rade zu liegen kommen, und mit hölzernen Nägeln auf dem Kranze befestiget werden, und also den Wechsel der Kranz-Stücke oder die Zusammenfügung verstärken und befestigen.

Da-

Daher werden die 3 Fuß langen Breter, die nach dem Zirkel des Rades ausgeschnitten, und von beyden Seiten, da wo zwey Kränze oder Felgen eines Rades zusammengezapft sind, aufgenagelt werden, um die Verzapfung zu befestigen und haltbarer zu machen, Laschen-Breter genannt.

Bey dem Schiffbau, nennt man Laschung, eine Zusammenfügung der Planken eines Schiffes. Man sägt jede auf die Hälfte ihrer Dicke 15 Zoll von ihrem Ende ein, schlägt die abgesägten halben dicken Stücke an beyden Enden herunter, und heftet sie hernach zusammen, so daß die Verkleidung jezt gleich dick ist. Ueberhaupt man Laschung, doppelten oder spanischen Haken, die Verbindung solcher Verband-Stücke, welche einander verlängern, z. B. der Stücke, die den Kiel eines Schiffes ausmachen. Sie ist völlig einerley mit derjenigen, welche die Land-Zimmerleute bey Verlängerung liegender Stücke, z. B. der Schwellen, Wand-Rahmen ꝛc. gebrauchen, nur daß die Schiff-Zimmerleute sie gemeiniglich länger zu machen pflegen, als die Land-Zimmerleute, theils um sie desto besser durch Verholzungen an sich, theils auch gegen die zunächst gegen die Laschung bindenden Stücke verbinden zu können. Der Regel nach, soll jede Laschung wenigstens 3 Mahl so lang seyn, als die Höhe der Stücke, welche dadurch verbunden werden.

Bey dem Bergbau, nennt man Laschen, 1. drey Zoll starke Pfosten, die am Kranz- und Kunst-Rade, wo die Kranz-Stücke in einander greifen, aufgenagelt werden; sie sind in der Mitte $1\frac{1}{2}$ Zoll tief ausgenommen, als so breit die Arme sind, die sie mit ihren Köpfen fassen. Es sind Haupt-Laschen und Helf-Laschen; jene liegen auf den Köpfen der Haupt-Arme, diese auf den Köpfen der Helf-Arme. 2. Der Einschnitt in die Hölzer, welche kreuzweise

über einander zu liegen kommen, oder beym Wechsel zweyer Stücke zusammen geschoben werden, damit sie in einander greifen und an einander befestiget werden; Fr. la Coupe.

Man kann dieses Wort sowohl zu dem Oberdeutschen Blez, ein Lappen, Flicken, als auch zu Leiste, Litze, so fern es einen schmahlen Streif bedeutet, als endlich auch zu der lezten Hälfte des Zeit-Wortes verlezen, so fern damit auf den gemachten Einschnitt gesehen wird, rechnen; welche leztere Ableitung die wahrscheinlichste ist. Siehe Anlaschen, im folgenden Artikel.

1. Laschen, das Zeit-Wort von dem vorigen Haupt-Worte. 1. Laschen ansezen, mit Laschen versehen. Einen Schuh laschen. 2. Mit einer in halb eingeschnittenes Leder gemachten Nath versehen. Lederne Handschuhe oder Beinkleider laschen; s. Th. XXI, S. 459. Imgl. bey den Zimmerleuten, vermittelst zweyer Einschnitte zusammen fügen. Daher die Laschung, s. oben, S. 115.

Anlaschen, im Forstwesen, einen Baum anlaschen, d. i. ein Stück von der Rinde weghauen, um ihn mit dem Wald-Hammer zeichnen zu können, welches auch anplätzen und anschalmen genannt wird. Siehe auch im II Th. S. 194.

2. Laschen, ein Zeit-Wort, welches nur in den niedrigen Sprech-Arten üblich ist, derb ausprügeln, besonders mit einem ledernen Riemen schlagen, wofür in manchen Gegenden auch kalaschen üblich ist.

Im Engl. ist lash und flash gleichfalls mit Ruthen hauen. Entweder von schlagen, oder auch von dem Engl. Leash, Franz. Lesse, Span. Lazo, ein Riemen, ein Seil. Siehe Litze.

Lase, (die) ein irdenes bauchiges Gefäß von unbestimmter Größe, mit einem Henkel und einer Dille, allerley flüssige Sachen darin eine Zeitlang aufzubehalten. Eine Wasser-Lase, Trink-Wasser darin zu hohlen

und

und aufzubehalten. Eine Bier-Lase, Wein-Lase, Bier oder Wein darin aus dem Keller zu hohlen.

Im Oberdeutschen Lose, Looskanne, Lasse, Laß-Kanne. Der Begriff des hohlen, leeren Raumes scheint in diesem Worte der herrschende zu seyn, so daß es mit Flasche, Klause, Schleuse, welche sich nur durch die Präfixa unterscheiden, dem schlesischen Lusche, eine Pfütze, und andern Eines Geschlechtes ist. Im mittlern Lat. ist Lassanum, ein thönernes Geschirr in einem Nacht-Stuhle, und Lossa, Span. Loza, ein irdenes Gefäß.

Laser foetidum, s. syriacum, siehe Teufelsdreck.

Laserkraut, Laserpitium, ist nicht nur die Benennung, unter welcher *Lacuna* die Garten-Engelwurz, *Plinius* das Laserkraut der Alten, *Pena*, *Lobel* und *Dalechamp*, das französische Laserkraut, *Anguillara* und *Gerard* aber den gemeinen Liebstöckel verstehen, sondern auch bey den meisten neuern Schriftstellern eine Gattung doldentragender Pflanzen mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen; die Dolde besteht aus vielen ausgebreiteten Aesten, und zeigt eine allgemeine, auch besondere kleine, gemeiniglich vielblätterige Hülle; alle Blümchen sind einander ähnlich, und die 5 herzförmigen, einwärts gebogenen Blumenblättchen ebenfalls von gleichem Ansehen. Die Frucht besteht aus zwey großen, länglichen, auf der einen Seite platten, auf der andern mit 4 Flügeln besetzten Samen. Linné hat folgende 10 Arten.

1. Breitblätteriges Laserkraut, mit herzförmigen und eingeschnittenen oder sägenartig gezahnten Blättchen; Laserkraut mit breiten Blättern, die Lappen haben; weißer Enzian; weiße oder große Hirschwurzel; Elaphoboscum album *Lonic.* Libanotis alba *Gesn. Theod.* Libanotis minor *Gerard.* Libanotis latifolia altera s. vulgatior *C. B.* Cervaria alba *J. B.* Seseli aethiopicum *Matthiol. Fuchs. Turner. Lacun. Dalech. Clus.* Seseli herba *Dod.* Seseli primum *Traj.* Laserpi-

tium *Rivin.* Laserpitium latifolium vulgatius, seminis alis planis *Morif.* Laserpitium foliis latioribus lobatis *Tourn.* Laserpitium latifolium, foliolis cordatis inciso-ferratis *Linn.* Laserpitium foliis cordatis inciſis *Hall.* Laserpitium commune, foliolis oblongo-cordatis inciso-ferratis *Mill.* Broad-leaved Laser-Wort *Hamb.* Es wächst in ganz Europa in trocknen Wäldern und auf Bergen wild, und ist eins der größten von den einheimischen Dolden-Gewächsen, welches sowohl mit den ansehnlichsten Blättern versehen ist, als auch, wenn es einige Jahre erreicht hat, und in einem guten, lockern, feuchten Boden steht, armdicke weiße Wurzeln über 2 Fuß tief treibt, und auf sechs- bis achtfußigen starken Stängeln im Sommer die größten weißen Blumendolden trägt. Auf Bergen, und wo der Grund schlecht ist, bleibt es viel kleiner, daher Hr. v. Haller die Höhe des Stängels nur 1 bis 2 Fuß hoch angiebt. An den Knoten sitzen große Blätterscheiden, und die Blätter selbst sind groß, doppelt gefiedert, und bestehen aus 4 Par Flügeln, und jeder davon aus 5 oder 3 Lappen. Diese oder die Blättchen selbst sind steif, schief, bläulich angelaufen, herzförmig und sägeförmig eingekerbt; die Randzäckchen laufen gleichsam in eine Granne aus. Der breite Blumenschirm hat eine allgemeine und besondere Hülle; jene besteht gemeiniglich aus 8 breiten, lanzenförmigen Blättchen; diese aus viel schmählern. Die Frucht ist mit 8, und jeder Same mit 4 erhabenen Flügeln, der Länge nach, besetzt; diese Flügel sind zuweilen glatt, zuweilen kraus; und einige Schriftsteller haben daraus zwey verschiedene Arten machen wollen. Die Blumen kommen im Jun. und Jul. zum Vorschein, und die Samen werden im Sept. reif. Die Wurzel ist gewürzhaft, scharf, erhitzend und etwas bitter, und in den Apotheken, unter dem Nahmen weißer Enzian,

Radix

Radix gentianae albae, bekannt. Sie wird öfters fälschlich für Turbithwurzel verkauft. Viele Schriftsteller der Materia medica führen sie gar nicht an. Linné, (Mat. med. p. 199) und einige Andere haben sie aufgenommen. Sie wird zwar selten gebraucht, verdient aber alle Achtung. Der Geschmack verspricht viel, und die helvetischen Bauern halten sie für ein gutes Arzeneymittel (*). Schulz (**) nennt sie — wofern man sich auf den Nahmen verlassen kann, und er nicht etwa Athamanta Ceruaria *Linn.* (Hirschheil) meint, — ein Alexipharmacum. Sie soll den Magen stärken, und die monathliche und Kindbetterinn-Reinigung treiben. Vogel (***) sagt, sie werde bey manchen Krankheiten des Viehes häufig gebraucht. Man pflegt diese Pflanze auch, wie die übrigen Arten des Laserkrautes, in den Gärten zu unterhalten, und wie ich weiter unten zeigen werde, zu erziehen.

2. Dreylappiges Laserkraut, mit dreylappigen und eingeschnittenen Blättern, Libanotis latifolia, aquilegiae folio *C. B.* Ligusticum Rauwolfii, foliis aquilegiae *J. B.* Angelica foliolis triparitis, lobis superne incisis obtusis *Royen.* Laserpitium trilobum, foliolis trilobis incisis *Linn.* Laserpitium foliis imis rotunde lobatis, vaginalibus linearibus trifidis *Hall.* Trilobate Laser - Wort *Hamb.* Es wächst auf dem Berge Gargano im Königreiche Napoli, und auf einigen schweizerischen Gebirgen wild. Die Wurzelblätter sind groß, auf langen Stielen, auf dem Boden umher ausgebreitet, aus mäßig breiten, stumpfen, dreylappigen, an den Enden eingeschnittenen, blaßgrünen Blättchen zusammengesetzt, denen der Aquilegia nicht unähnlich, je-

(*) *Haller* hist. stirp. helv. n. 792 (**) Mat. med, p. 361.
(***) Mat. med. p. 399, und Ph. Heluet. p. 77.

doch größer. Der Stängel ist aufrecht, steif, ästig, 3 bis 4 F. hoch. Die Blumen sitzen auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in flachen Dolden, sind klein, weißlich, und kommen im Jun. und Jul. zum Vorschein. Die Samen werden im Aug. und Sept. reif.

3. Französisches Laserkraut, mit keilförmigen und gabelförmigen Blättchen, Laserpitium e regione Massiliae allatum *J. B.* Laserpitium foliis angustioribus dilute virentibus, coniugatim dispositis *Raj.* Laserpitium foliolis ramulosis sessilibus *Royen.* Laserpitium lato, glauco, splendente, trifido folio, flore albo, vmbella sphaerica *Hermann.* Laserpitium lobis angustioribus dilute virentibus, plurifariam diuisis *Morif.* Laserp. massilioticum *Theod.* Laserp. selinoides, semine cristato laeui *Pluken.* Laserp. gallicum, foliolis cuneiformibus furcatis *Linn.* Great Laser - Wort *Hamb.* Es ist in dem mittägigen Theile von Europa zu Hause. Die Wurzelblätter sind groß, umher ausgebreitet, aus zahlreichen, keilförmigen, am Ende gabelförmigen, hellgrünen Blättchen zusammengesetzt. Der Stängel ist rund, steif, gestreift, 6 bis 8 F. hoch, mit einigen wenigen an den Gelenken wechselweise stehenden Blättern. Die Blumen sitzen auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in großen Dolden, sind mäßig groß, weiß oder gelb, und erscheinen im Jul. Die Samen sind gelblich, und werden im Sept. reif.

4. Schmahlblätteriges Laserkraut, mit lanzenförmigen, glattrandigen und fest aufsitzenden Blättchen; Laserkraut mit einem sehr schmahlen länglichen Blatte; Laserpitium angustifolium maius, segmentis longioribus & indiuisis *Morif.* Laserp. foliis longioribus dilute virentibus coniugatim positis *Pluken.* Laserp. folio angustissimo & oblongo *Tourn.* Laserp. folio angusto multifido, flore albo,

bo, alis seminum planis *Boerh.* Laserp. foliolis lanceolatis integerrimis sessilibus *Linn.* Narrow-leaved Laser-Wort *Hanb.* Es wächst im südlichen Europa. Die Wurzelblätter befinden sich auf langen Stielen, welche zu schwach sind, sie aufrecht zu tragen, daher die untersten auf dem Boden liegen; sie sind aus lanzenförmigen, glattrandigen, ungestielten, Blättchen zusammengesetzt. Der Stängel ist rund, gestreift, hohl, ästig, 4 bis 5 F. hoch. Die Blumen sitzen auf den Enden der Pflanze, in Dolden, sind mäßig groß, und kommen im Jul. hervor. Der Same wird im Sept. reif.

5. Preußisches Laserkraut, mit lanzenförmigen und glattrandigen Blättchen, deren die äussersten zusammengewachsen sind; falsche oder kleine Hirschwurzel; falsche Mohrrüben; Laserpitium daucoides prutenicum, viscolo semine *Breyn.* Laserp. foliis radicalibus patentissimis *Royen.* Laserp. minus *Rivin.* Laserp. prutenicum, foliolis lanceolatis integerrimis, extimis coalitis *Linn.* Daucoide Laser-Wort *Hanb.* Es wächst im gemäßigten Wiesengrunde, auch zuweilen in den Heiden, in Preußen, in der Mark Brandenburg, und in Sachsen, wild. Die Wurzel ist zweyjährig. Der Stängel, insonderheit am untern Theile, ist mit weißen Haaren besetzt. Die Blätter haben viel ähnliches mit dem giftigen Wüterich (Cicuta virosa), und sind an dem Stiele und den Rippen haarig. Die Blättchen sind keil- oder lanzenförmig, federartig eingeschnitten, und die äussersten unter einander verwachsen. Die weißen Dolden haben einen unangenehmen Geruch, werden aber doch, des Wachses und Honigs wegen, von den Bienen stark besucht. Die Samen sind klebrig, ein wenig haarig, gewürzhaft, und werden im Sept. reif.

6. Laserkraut, mit oval-lanzenförmigen, glattrandigen und gestielten Blättern; Roß-Kümmel, Berg-Siler, Seselkraut; kretischer Sesel; Siler montanum *Dod.* Ligusticum, quod Seseli officinarum *C. B.* Laserpitium Siler foliolis ouali-lanceolatis integerrimis petiolatis *Linn.* Laserp. foliis duplicato-pinnatis, pinnulis integerrimis lanceolatis simplicibus & ternatis, s. Laserpitium pinnis petiolatis tripartitis, laciniis longe ellipticis *Hall.* wächst auf Feldern und Bergen im südlichen Europa, z. B. in der Schweiz, um Genf und Pisa, hat eine ausdauernde, starke, in Zweige getheilte, und oberwärts mit Borsten besetzte Wurzel; einen starken, 4 bis 5 F. hohen, zweigigen Stängel, und große, dreyfach gefiederte Blätter; an den kleinen Zweigen der Haupt-Rippe des Blattes hängen, vermittelst kleiner Stielchen, einander gegenüber gestellte, bläulich grüne, längliche, an beyden Enden spitzige, meistentheils völlig ganze, zuweilen in 3 Lappen getheilte Blättchen; insonderheit findet man bey dem lezten, womit das ganze Blatt sich endigt, und an den obersten Blättern des Stängels dergleichen Einschnitte, welche auch Hr. v. Haller für das Kennzeichen bey dieser Art angenommen hat. Der Blumenschirm hat sowohl eine allgemeine, als besondere Hülle, welche aus vielen Blättchen besteht. Der Blumen-Schirm ist sehr groß und breit. Die Blumenblätter sind weiß, einwärts gebogen, herzförmig, und einander ähnlich. Die Frucht ist eyförmig, und der Länge nach mit 8 krausen Erhebungen besetzt. Der Same ist länglich, gereift, hat eine Krone, und einen starken gewürzhaften Geruch; er wird zwar nicht gebraucht, übertrifft aber viele andere Samen an gewürzhaftem Wesen. In den Apotheken trifft man ihn zuweilen unter dem Nahmen des kretischen Seseli an; er liefert durch die Destillation ein wesentli-

ches

ches Oehl, welches wie Kümmel riecht, und eine blaue Farbe hat. In Braunschweig braucht der gemeine Mann diesen Samen bey Mutter-Beschwerden (*); er ist überhaupt ehemahls häufig als ein Mittel gebraucht worden, welches auf den Urin und die monathliche Reinigung treibt. Die Wurzel ist ebenfalls wirksam, und noch heißer als der Same, woraus auch ein wohlriechendes Harz quillt; die Alpen-Bewohner bedienen sich ihrer unter andern auch bey Zahn-Schmerzen, da sie den Speichel lockt.

7. Haarstrang- oder Roßfenchel-artiges Laserkraut, mit gleichbreit-lanzenförmigen, aderichtgestreiften und unterschiedenen Blättchen; Laserpitium exoticum, lobis angustissimis integris *Pluken.* Laserp. peucedanoides, foliorum segmentis angustissimis *Seguier.* Laserp. peucedanoides, foliolis lineari-lanceolatis, venoso-striatis distinctis *Linn.* Peucedanoide Laser-Wort *Hanb.* Es wächst im Thale Vaccaria am Baldus-Berge. Die Wurzel-Blätter sind aus vielen strich-lanzenförmigen, adericht gestreiften, von einander abgesonderten Blättchen zusammengesetzt, und stehen auf langen Stielen; die untern Blätter liegen auf der Erde. Der Stängel ist aufrecht, steif, ästig, 5 bis 6 F. hoch. Die Blumen erscheinen auf den Enden der Pflanze, in Dolden, im Jul. Der Same wird im Sept. reif.

8. Gertenkraut- oder Steckenkraut-artiges Laserkraut, mit gleichbreiten Blättchen, Laserpitium ferulaceum foliolis linearibus *Linn.* Cachrys orientalis, ferulae folio tenuiore, fructu alato plano *Tourn.* Oriental Laser-Wort *Hanb.* Sein Vaterland ist der Orient. Die Blätter sind auf eine sehr schöne Weise mehr als 2 Mahl zusammengesetzt, und haben strichförmige, schmahle, lockere, doch sehr zier-

(*) *Lange* Brunsuic. dom. p. 79.

zierliche Blättchen. Der Stängel ist aufrecht, steif, hohl, 5 bis 6 F. hoch. Die Blumen zeigen sich auf den Enden der Pflanze, in großen flachen Dolden, im Jul. Die Samen haben flache Flügel, und reifen im Herbste.

9. Hartblätteriges Laserkraut, dessen Blätter schief herzförmig, und dessen Blattstiele zottig sind; Panaxkraut; Panaces peregrinum *Dod.* Pastinaca olusatri folio *Boerh.*? Laserpitium Chironium, foliolis oblique cordatis, petiolis hirsutis *Linn.* Montpelier Laser-Wort *Hamb.* Man findet es bey Montpellier. Die Blätter sind aus schief herzförmigen, stumpfen, auf steifborstigen Stielen stehenden Blättchen zusammengesetzt, und den Blättern der Pastinaca Opopanax *L.* nicht unähnlich. Der Stängel ist aufrecht, rund, gestreift, mit wechselweise stehenden Blättern. Die Blumen zeigen sich, etwa im Jul., in Dolden. 6 Wochen nach dem Verblühen, werden die Samen reif.

10. Einfaches Laserkraut, mit einem nackten und blattlosen Blumenschafte, gefiederten und in viele gleichbreite und spitzige Abschnitte zerspaltenen Blättern, und einer halbkugelrunden Blumendolde; Laserpitium simplex, scapo nudo aphyllo, foliis pinnatis multifidis linearibus acutis, vmbella semiglobosa *Linn.* Laserp. foliis multifidis lanceolatis, radiis vmbellae trifidis *Hall.* ist auf den oestreichischen Alpen zu Hause. Die Abschnitte seiner Blätter sind sehr schmahl und eingeschnitten.

Die zu der Gattung des Laserkrautes gehörenden Arten, sind insgesammt dauerhafte, perennirende, mit großen, tief eindringenden Wurzeln versehene Pflanzen, die sich durch die Cultur, und nach der Beschaffenheit des Bodens zu verändern, und in einem ihnen anständigen Boden 2 bis 3 Fuß höhere Stängel zu treiben pflegen, als in einem ihnen nicht so anständ-

ständigen Boden. Man säet den Samen im Herbste, so bald er reif ist, in einen fetten, leichten, zwey Spaden-Stiche tief gegrabenen Boden, und zwar so, daß man auf jede 3 F. weit, einen bis ins Frühjahr zum Zeichen stehen zu lassenden Stecken einstecke, und bey jedem einige Samenkörner lege; ziehe das im folgenden Frühjahre mit den Pflanzen zugleich aufgehende Unkraut, und bald nachher auch auf jeder Stelle die überflüssigen Pflanzen auf, und lasse bey jedem Stecken nur Eine, und zwar die beste Pflanze stehen, weil die Pflanzen in einem guten und zwey Spaden-Stiche tief gegrabenen Boden nicht näher, als 3 F. weit von einander, stehen dürfen. Die ausgezogenen überflüssigen Pflanzen kann man zwar wohl auf ein anderes Beet pflanzen; wenn man aber vom Anfange an Raum genug hat, so ist es besser, alle Pflanzen nach der jezt gegebenen Vorschrift zu ziehen, und sie unverpflanzt stehen zu lassen, weil sie große und lange Wurzeln haben, welche beym Verpflanzen leicht abbrechen und Schaden leiden, und die Pflanzen dann, wenn sie auch nur im geringsten verlezt sind, im Wachsthume gestöret werden; eine solche versetzte Pflanze auch nie eine solche Größe erreicht, noch einen solchen schwelgerischen und schönen Wuchs annimmt, als eine nicht versetzte Pflanze. Eine Bemerkung, die bey den meisten Pflanzen mit dicken, sich weit ausbreitenden, und tief eindringenden Wurzeln, ihre Anwendung findet! Die nun nach jener Vorschrift auf jede 3 F. weit stehen gebliebenen Pflanzen halte man den ganzen Sommer über vom Unkraute rein, und grabe den Boden zwischen ihnen im Herbste um. Im folgenden Sommer kommen sie zur Blüthe; und wenn der Same reif ist, so sterben die Stängel sogleich bis auf die Wurzel ab, treiben aber im nächsten Früh-Jahre aufs neue hervor. Man schneide also die Stängel in jedem Herbste dicht über der Erde ab, grabe

alsdann auch den Boden zwischen ihnen um, und halte sie alle Sommer mit der Hacke von Unkraute rein. Auf diesen drey Puncten beruhet ihre ganze Wartung. Die zuvor genannten 3 Fuß sind nur eine Mittel-Zahl, und nicht nach dem Buchstaben zu nehmen, sondern die größten Arten müssen 4 Fuß weit Raum haben, da hingegen für die kleinsten Arten 2 bis 2½ F. hinreichend sind.

Lasiren, siehe Laßiren.

Laskars, indianische Seeleute, welche von einem Orte in Ost-Indien zu dem andern die Schiffe führen. Bisweilen werden sie, wenn es den Schiffen an europäischen Matrosen fehlt, nach Europa mitgenommen; welches aber sehr beschwerlich ist, weil sie, vermöge ihrer Religion, kein Fleisch essen, und ihre Gemüse und Gewächse selbst, in eigenen Gefäßen, kochen.

Laski, in Rußland, die Wiesel-Felle, welche besonders aus St. Petersburg verführt werden. Siehe Wiesel.

Laß, ein Bey- und Neben-Wort, lasser, lasseste, der zu den gewöhnlichen Verrichtungen gehörigen Kräfte des Leibes, und Lust und Munterkeit des Gemüthes beraubt; träge, matt, müde, kraftlos. Du hast lasse Hände gestärket, Hiob 4, 3. Daß man allezeit beten und nicht laß werden sollte, Luc. 18, 1. Imgl. eine fehlerhafte Abneigung vor der Bewegung oder Arbeit habend, faul. Ein lasser Arbeiter. In beyden Fällen ist es in dem gemeinen Sprach-Gebrauche der Hochdeutschen fremd, daher es nur noch in der edlern und höhern Schreib-Art gebraucht wird. Siehe Läßig.

Bey dem Notker, der es noch für langsam, spät, Niederf. laat, braucht, lazzo, bey dem Winsbeck, für träge, las, im Niederf. laassam, läsig, lösig, im Engl. lazie, im Schwed. lodsker, lat, im Isländ. latur, im Angelf. laet, im Bretagnischen lasig, im Finnländ. loi, laisca, im Franz. las und lache, im Ital. lasso, im Lat. lassus.

Ins

Im Hebr. ist לָשׁשׁ, schwächen, entkräften. Es scheint mit dem Zeit-Worte lassen, finere, Last und lezte verwandt zu seyn.

Daher Laßheit, der Zustand, da man laß ist, in allen Bedeutungen dieses Wortes.

Laß, Lasse, (der) eine noch in vielen Gegenden Deutschlandes übliche Benennung einer Art zinspflichtiger Unterthanen, deren Einschränkung und Zustand aber nicht an allen Orten gleich ist. Im mittlern Lat. Lassus, im Nieders. Late.

Daher ein Laß-Gut, ein Gut, welches von einem Lassen besessen wird; der Laß-Herr, der Eigenthums- und Grund-Herr eines solchen Gutes; der Laß-Zins, der Zins, welcher ihm von dem Laß-Gute gebührt; laß-pflichtig, dazu verpflichtet; die Laß-Bank, der Gerichts-Hof der Lassen, bey welcher sich ein Laß-Richter nebst mehrern Laß-Schöppen befinden.

Die Abstammung dieses alten Wortes ist ungewiß. Die gemeine Meinung ist, daß die Lassen oder Laten ihren Nahmen von lassen haben, weil man sie als die ehemahligen Einwohner, nach der Eroberung des Landes, der harten Sclaverey gegen einen gewissen Zins entlassen, oder losgelassen, bald aber auch, weil man sie im Lande, nach dessen Eroberung, gelassen hat; oder wie Hr. von Ludwig in Jure client. p. 226, meint, weil sie der Haus-Dienste erlassen und zum Ackerbau gewidmet worden sind. Diese Ableitung von lassen verwirft *Gundling*, in diss. an nobilitet Venter, c. 2, §. 3. zwar, setzt aber eine noch weniger wahrscheinliche an deren Stelle, indem er nähmlich meint, daß sie von lösen ihren Nahmen hätten, weil sie nähmlich einen gewissen Zins oder eine Lösung bezahlen mußten, und wären also Lassen so viel als zinsbare Leute. Noch andere Gedanken von der Abstammung und eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, findet man bey Wachter, im Glossario, welcher es von dem Angelsächs. læsla, d. i. der geringste (womit das engländ. Wort less, kleiner, geringer, übereinkommt,) herleitet, weil die Knechte die geringsten im State wären.

Man

Man findet in verschiedenen deutschen Staten, z. B. Pommern, in einigen Provinzen der Mark Brandenburg, im Clevischen, und in andern westphälischen Ländern ꝛc. eine Art von Bauer-Gütern, welche Laß-Güter oder Laten-Güter genannt werden. Da diese Güter nicht an allen Orten von einerley Natur, Beschaffenheit und Einrichtung sind, sondern hin und wieder vieles von andern Orten von Bauer-Gütern angenommen haben, so läßt sich nicht wohl eine allgemeine und auf alle Länder passende Beschreibung der Laß-Güter geben. Einige beschreiben sie als eine Art Pacht-Güter, welche der Verlasser zu jeder Zeit wieder zu sich nehmen kann (1); oder, wie Andere sich ausdrücken, solche Güter, deren Nutzung gegen eine jährliche Pension dergestalt verpachtet wird, daß dem Verpachter dergleichen Contract nach Gefallen wieder aufzuheben frey, auch an einigen Orten das Recht zusteht, nicht allein dem Pachter Steuern und Dienste aufzulegen, sondern auch von dessen Verlassenschaft sich ein Antheil zu zueignen (2); und mit dieser Beschreibung können die Laß-Güter auch hin und wieder wohl übereinkommen, so sehr sie hingegen anderwärts davon abweichen. Die Bauern oder die Besitzer dieser Güter werden Laß-Bauern, oder, wie in Bayern (3), Herrngünstler genannt, und sind leibeigene Unterthanen.

Bey diesen Umständen muß ein Cameralist, der in einem Lande, wo sich dergleichen Laß-Güter befinden, dient, sich nach der Natur und Beschaffenheit

(1) S. Stissers Einleitung zur Landwirthschaft, Cap. 12, §. 11, S. 434.

(2) S. Dithmars Einleitung in die oekonom. Policey- und Cameralwiss. 2 Abch. 1 Cap. §. 7, S. 30.

(3) S. *Schmidt* ad Statut. Bojuar. Tit. 21, Art. 4, u. 3. 4. 5. Ausführlich handelt davon das bayerische Landrecht, Tit. 21.

heit derselben genau erkundigen. Folgendes ist davon zu bemerken.

1. An einigen Orten hat der Laß oder Laß-Bauer ein gewisses Erb-Recht auf das ihm eingegebene Gut, kraft dessen er solches nicht allein auf seine Kinder und Anverwandten vererbt, sondern auch solches durch lezten Willen und Eheberedung auf seine Frau transferiren kann, wie solches in dem Hildesheimischen, und in der Grafschaft Ysenburg zu Willerod, Statt findet.

Es hält zwar Hr. v. Ludwig, in seinem Jure clientelari, S. 227, fgg. nebst vielen andern dafür, daß die Laß-Güter nach Belieben von dem Herrn eingezogen, und diese Pachtung willkürlich von ihm aufgerufen werden könne, und werden zu dem Ende von ihm und andern folgende Gründe angeführt. a) Man finde Beyspiele, daß die Laß-Güter ausdrücklich in Erb-Zins-Güter verwandelt worden, wie davon Hr. v. Ludwig eine Urkunde v. J. 1531 beybringt, in welcher es zum Beschluß also lautet: „Wie der Rath das bishero als Laß-Gut um Pacht in„nen gehabt, um einen jährlichen und ewigen Erb-Zins „vererbet und vereignet haben." — Und *Schilter*, exerc. ad ff. XVI, §. 87, ebenfalls eine anführt, worin es unter andern heißt: „demnach ein arthaftiges Stück Land — — „gegen einen Getreide-Zins Laaß-Weise eingehabt: „nunmehro aber dem Erbarn — — — eines beständigen „und unwiederruflichen Erbkaufs zugeschlagen. — — — „Ferner soll und will der Käufer auch jährlich — — — „24 Scheffel Rocken — — — zur Erbzinse erschütten." Dieses aber wäre unnöthig gewesen, wenn die Laß-Güter gleichfalls unwiederruflich wären. b) Es erhelle solches auch aus der Constit. Saxon. Elect. XL, welche ausdrücklich die Laß-Güter beschreibe, daß solche auf etliche Jahre miethweise eingethan würden; eb. das. „Von ihme oder „seinen Vorfahren um einen gewissen Zins auf etliche „Jahr alleine miethweise, und also als ein Laß-Gut „eingethan — — — daß der Besitzer das Gut dem Herrn „abzutreten schuldig sey." c) Es würde auch solches durch den ersten Ursprung dieser Güter bekräftiget; denn da der Herr einem solchen Knechte, der deswegen Laß ge-

nannt worden, von den andern Diensten befreyet, und ihm bloß den Ackerbau anbefohlen, so wäre nicht glaublich, daß er solchen Lassen sollte Gelegenheit an die Hand gegeben haben, daß derselbe sich von aller Verbindlichkeit los machen, und Herrn und Acker verlassen können; vielmehr habe sich der Herr klüglich die freye Gewalt vorbehalten, diesen Lassen und Pachter, wann es ihm beliebte, wieder von dem Gute zu nehmen. Diesen könnte man noch hinzu fügen, daß der Nahme Laß-Güter selbst anzeigt, daß sie für bloße Pacht-Güter zu halten seyn, indem lassen so viel als verpachten bedeute.

Es läßt sich aber diesen Einwürfen folgender Maßen begegnen. a) Es ist überhaupt in dem Obersächsischen schon eine alte Meinung, daß man die Laß-Güter als bloße Pacht-Güter angesehen hat. Man kann solches unter andern aus dem Glossatore des sächsischen Land-Rechts ersehen, als welcher nicht allein ad Art. 59, Lib. II. die Lassen den märkischen Bauern, welche Erbe an ihrem Zins-Gute haben, entgegen setzt, sondern auch ad Art. 44, Lib. III. ausdrücklich schreibt: „Ein Lasse ist der, so „aufm Zins-Gut sitzt, den man davon weisen, oder es „ihm um einen gewissen Zins lassen mag." Es hat also diesem oder jenem Besitzer eines Laß-Gutes desto eher einfallen können, daß er, um seines Besitzes gewiß zu seyn, Ansuchung gethan hat, daß solches in ein Erb-Zins-Gut verwandelt werden möge; und hierzu hat ihn auch dieses mit bewegen können, weil man die deutschen Zins- und Erb-Güter mit den römischen Emphyteusibus verwechselt, und deren Inhabern sogar ein nützliches Eigenthum darüber zugeschrieben hat, daß er, wenn gleich die Laß-Güter ebenfalls erblich gewesen sind, bey dieser Verwandlung doch immer gewonnen hat, wie denn die Worte vererbet und vereignet in erwähnter Urkunde v. J. 1531, merkwürdig sind. Zu geschweigen, daß, insonderheit in den spätern Zeiten, diese und jene Meinung, Umstände und Vortheile, sowohl den Besitzer, als den Herrn, diese Veränderung zu suchen oder zu erlauben, können angereizt haben, und man also daraus das unumschränkte Recht des Herrn, die Laß-Güter nach Belieben zu wiederrufen, nicht wohl beweisen kann. b) Daß heutiges Tages in Sachsen, wegen des Glossatoris und der angeführten Constitution, die Laß-Güter nicht allein für wiederruflich, son-

sondern auch nur für bloße Pacht-Güter gehalten werden, ist bekannt, und rührt daher eben die Uebereinstimmung so vieler Rechts-Lehrer, wovon Hr. v. Ludwig, am ang. O., verschiedene angeführt hat, daß die Laß-Güter nach Belieben wiederrufen werden können. Ob aber daraus, daß der Glossator etwas bezeugt, oder in den kursächsischen Constitutionen etwas verordnet worden ist, allein bewiesen werden könne, daß solches für eine alte deutsche Gewohnheit zu halten sey, solches wird wohl niemand zugeben, der bedenkt, daß der Glossator die deutschen Gewohnheiten insgemein nur mit römischen Gesetzen und andern ungegründeten Urtheilen zu erläutern gewohnt gewesen ist, die Landes-Verordnungen aber gemeiniglich von solchen Männern, die sich mehr um das römische, als das deutsche Recht bekümmert haben, aufgesetzt worden sind. c) Daß die Deutschen sowohl ihre zu der Haus-Arbeit bestellte Knechte, oder Gasindos, als andere, welche die ihnen eingegebenen Güter gegen jährliche Abgaben und Dienste bauen mußten, gehabt haben, wird niemand läugnen; auch ist nicht zu vermuthen, daß die Herren sich ihres Eigenthumes über dergleichen Ländereyen gänzlich sollten begeben haben. Daß aber daraus folge, daß die Herren den Bauern ihre Güter willkürlich und ohne alle Ursache jederzeit wieder haben wegnehmen können, dagegen streiten die ältesten Nachrichten, woraus das Gegentheil, und daß insgemein die Bauern ein Erb-Recht auf die Güter bekommen, dessen sie nicht ohne Ursache beraubet werden können, erhellt; wenigstens kann aus diesem Grunde die Wiederrufung dieser und jener Art Güter insbesondre nicht füglich bewiesen werden. d) Es ist sehr zweifelhaft, ob das Wort lassen jemahls so viel als verpachten oder vermiethen bedeutet habe, obgleich das engl. Wort let noch diese Bedeutung hat. Wenigstens läßt sich solches durch die von Hrn. v. Ludwig, a. ang. O., S. 223, lit. g. angeführte Redensart: - Einem das Gut in Pacht lassen, gar nicht beweisen, indem ich mit gleichem Fug alsdann auch sagen könnte, daß geben, reichen ꝛc. auch bisweilen so viel als verpachten anzeige, sintemahl ich auch sagen kann: Einem das Gut in Pacht geben, in Pacht reichen ꝛc. Dem sey indessen, wie ihm wolle, da Lat oder Laß eine gewisse Art von Knechten bedeutet, so ist es viel wahrscheinlicher, daß diejenigen Güter, welche man den

Lassen eingegeben hatte, von denselben also genannt worden seyn, das Wort oder Verbum lassen aber nichts zu dieser Benennung beygetragen habe.

Was nun aber die Gründe selbst anbelangt, woraus dieses erbliche Recht der Lassen kann geschlossen werden, so bestehen solche in folgenden. a) In dem Hildesheimischen vererbt ein Late nicht allein sein Gut auf seine Kinder und andere Bluts-Erben, sondern er kann es so gar seiner Frau in dem Testament, oder in den Ehe-Pacten, vermachen. Denn so heißt es, in dem von Hrn. v. Göbel, diss. de iure et iud. Rustic. S. 163, angeführten Protocoll. iudic. latico, fol. 47: „Lant-Güter werden „ab intestato nicht vererbet, denn allein an die nächsten „Blutsfreunde, oder Stamm-Erben, exclusis coniugi„bus, welche nur allein dieselben, Zeit ihres Lebens, usu„fructuarie zu genießen haben. Da aber zu recht bestän„dige Pacta dotalia, oder andere testamentarische Dispost„tion und leztern Willens Vermächtniß darüber vorhan„den und aufzuweisen, werden dieselben für gültig passiret „und observiret, und demjenigen, welchem dieselben da„durch vermacht, praestitis praestandis zugeschrieben, auf„getragen und verlassen.“ Ja, nach eben diesem Protokoll, fol. 82, können sogar uneheliche Kinder der Mutter ihre Laten-Güter erben: „In einfältiger Unzucht ge„zeugte Kinder, können von ihrer natürlichen Mutter „ausser Ehe gezeugt, ab intestato vel ex testamento wohl, „aber weder ex testamento, noch ab intestato, von ihrem „natürlichen Vater einige Lant-Güter erben.“ b) Ebenmäßig werden auch die in der Grafschaft Ysenburg zu Willerod befindlichen Laß-Güter von dem Besitzer sowohl auf seine Kinder und Angehörigen vererbet, als durch Eheberedung und andere Verordnung, von einem Ehe-Gatten auf den andern gebracht (4). c) Daß im Jülichischen der Laß ebenfalls sein Gut vererbe, und ohne Ursache nicht davon vertrieben werden könne, schließt Hr. v. Ludwig, S. 258, lit. r, selbst aus einem daselbst gegebenen Spruche, kraft dessen ein Laß, der das auf ihn gefallene Gut innerhalb 6 Wochen nicht gelöset hat, dessen verlustig erklärt worden ist. d) Der Zins, welchen der Laß jähr-

(4) v. Buri Abh. von den Bauer-Gütern, (Giess. 1769, 4.) S. 384.

jährlich von dem Gute bezahlt, wird in dem von *Rivino*, diss. de praediis, quae vulgo Laß-Güter appellantur, §. 14, angeführten oberlausitzischen Annehme-Briefe, der Erb-Zins genannt, welches wenigstens eine Vermuthung macht, daß im Zweifel die Verleihung auf die Erben fortgehe. e) Selbst der sächsische Glossator setzt, ad Art. 44, Lib. III.: „Ein Lasse ist ledig, so lange er lebt; wenn er „aber stirbt, so belehnt der Herr seine Kinder aufs neue „damit." Und ungeachtet er ihm, ad Art. 59, Lib. II., ebenfalls das Erb-Recht abspricht, so schreibt er doch zugleich: „Wer in Sachsen zu einem Zins-Gut geboren „ist, der heißt ein Lasse." Zu einem Gute aber geboren seyn, heißt nicht allein, wie der Glossator zu urtheilen scheint, daß einer ein Leibeigener sey, der das Gut ohne seines Herrn Erlaubniß nicht verlassen dürfe, sondern hauptsächlich ein Erb-Recht auf das Gut haben, wie aus dem angef. Art. 59 des sächs. Land-Rechts zu schließen ist.

Im Königreiche Preußen (5), und im Herzogthume Pommern (6), sind die Laß-Güter in den Amts-Dörfern zwar auch nicht erblich; und es ist keine Nothwendigkeit, daß bey Abgang eines Wirthes, dessen Kindern der Hof überlassen werden muß; wenn jedoch unter denselben einer zur Wirthschaft tüchtig ist, so muß solcher vor einem Fremden, und der nicht aus dem Hofe ist, den Vorzug haben, um so mehr, da, nach Sr. kön. Maj. allerhöchsten Intention, den Bauern die Höfe, wenn sie anders gut wirthschaften, erblich seyn und bleiben sollen (7); dahingegen die schlechten und liederlichen Wirthe in Zeiten, und ehe der Hof durch dieselben ruinirt wird, nach vorher eingehohlter Approbation der Kammer,

(5) S. Dorfordn. des Königr. Preussen, v. 22 Sept. 1751, §. 39.

(6) S. pommerisches Haushaltungs- und Wirthschafts-Reglement, v. 1 May 1752, §. 4. Generalia bey den Aemtern.

(7) S. litauische Dorfordn. v. 22 Nov. 1754, §. 51.

vom Erbe geworfen, und, damit sie nicht ausser Landes gehen, entweder auf den königl. Vorwerken als Gärtner, oder bey andern Bauern im Amte als Knechte zu dienen angehalten, und in ihre Stelle tüchtigere und ordentlichere Wirthe angesetzt werden (8). In der Grafschaft Witgenstein, sind die sogenannten Herrn-Lehn-Güter nichts anders, als Laß-Güter; sie werden den Unterthanen auf eine achtjährige Leihe eingethan, und wenn die Leih-Jahre zu Ende sind, müssen sie den gewöhnlichen Herrn-Zins doppelt und dabey den trocknen Weinkauf bezahlen; sowohl alsdann als auch ausser solcher Zeit, wenn der Unterthan liederlich wirthschaftet, das Gut ruiniret, und mit seinen Praestandis zurück bleibt, ist der Herr allemahl berechtigt, ihm das Gut wegzunehmen, und es einem andern einzuthun; wiewohl dieses ausser dem Falle einer liederlichen Wirthschaft nicht zu geschehen pflegt, sondern man läßt sowohl den Unterthan, als dessen Erben, bey dem Gute, so, daß dieses auf Kind und Kindeskinder auf eine solche stillschweigende Art vererbet wird. Es steht dem Unterthan auch frey, mit Einwilligung des Herrn, seine Haushaltung an eines von seinen Kindern, oder an seinen Schwiegersohn, abzutreten. Verstirbt ein Hauswirth, so tritt dessen ältester Sohn, wofern derselbe nicht bereits durch Heurath in eine andere Haushaltung aufgenommen worden, oder, wenn solches geschehen ist, der andere Sohn, oder die Tochter, des Vaters Haushaltung an, ohne daß weder alsdann, noch nach Verlauf der acht Leih-Jahre, ein neuer Leih-Brief nöthig ist, indem dieser bereits auf die Kinder extendiret wird. Verläßt der verstorbene Hauswirth junge unmündige Kinder, so pflegt man, um

(8) S. eb. das. §. 50. Pommer. Haush. und W. Reglem. §. 4.

um ihnen die Haushaltung zu conserviren, dieselbe, bis sie mannbar geworden sind, administriren zu lassen (9). Man kann also im Witgensteinischen die Laß-Güter gewisser Maßen als erblich ansehen; durch den in dem Leih-Jahre sowohl, als, wenn der Landes-Herr verstirbt, doppelt zu bezahlenden Herrn-Zins (10), sucht man nur die Qualität der Laß- oder Herrn-Lehn-Güter, und die darauf dem Landes-Herrn zustehenden Gerechtsamen zu conserviren (11).

In einigen Ländern wird bey Besetzung eines Laß-Bauern, demselben der Hof mit einem ordentlichen Inventario an Vieh, Geschirr und Hausgeräthe, welches die Hofwehre genannt wird, übergeben, welches hernach, weil es der Herrschaft gehört und verbleibt, wenn ein Wirth verstirbt oder abgeht, dem neuen Wirthe wieder abgeliefert werden muß. Diese Hofwehre wird bey Besetzung eines Vollbauern oder Halbbauern, nach jeden Ortes Gewohnheit und des Ackers Beschaffenheit, bestimmt, denn sie ist nicht an allen Orten gleich, sondern an denen Orten, wo der Acker nur grandig und sandig ist, wird nicht so starke Hofwehre und Aussaat gegeben, als wo der Acker strenge ist. Ein Halbbauer bekommt nur halb so viel Zug-Vieh, als ein Vollbauer, und ein Kossat bekommt gar keines, weil er nur Fuß-Dienste thut,

(9) Welches auch nach der mindenschen Dorfordnung v. 7 Febr. 1755, §. 29, geschehen soll.

(10) Der einfache Herrn-Zins ist vor sich, das Duplum wird pro recognitione bezahlt, und die Vorheuer genannt, welches so viel sagen will, als: vor heuer, oder vor heuriges, d. i. dieses, Leih-Jahr. Die wittgensteinischen Laß- oder Herrn-Lehn-Güter kommen hierin, so wie in mehrern andern Stücken, mit den Land-Siedel-Gütern, wovon ich im LXII Th. S. 220, fgg. gehandelt habe, überein.

(11) Bergius Policey- und Cameral-Magazin, 6 B. (Frf. M. 1771, 4.) S. 112.

oder höchstens nur so viel, als er zur Bestellung seines Ackers nöthig hat; es wäre denn, daß er auch, wie an einigen Orten gebräuchlich ist, mit dem Viehe einen oder zwey Tage in der Woche zu Hofe dienen müßte.

In Pommern wird z. B. gemeiniglich zur Hofwehr eines Vollbauern gerechnet (12):

2, 3 bis 5 Pferde; das Stück à 18 bis 24 Fl., oder 12 bis 16 Rthlr.
2 Ochsen; das Stück à 11, 12 bis 13 Fl., oder 7 Rthlr. 8 Gr., 8 Rthlr., bis 8 Rthlr. 16 Gr.
2 Rinder; jedes à 8 Fl. oder 5 Rthlr. 8 Gr.
1, 2 bis 3 Kühe; à 6, 7, 8 bis 9 Fl., oder 4 Rthlr., 4 Rthlr. 16 Gr., 5 Rthlr. 8 Gr., bis 6 Rthlr.
1, 2 bis 3 Schweine; das Stück à 1 bis 1½ Fl.; oder 16 Gr. bis 1 Rthlr.
2 Schafe; jedes à 1 Fl., oder 16 Gr.
2 oder 3 alte Gänse, und 1 Gänser zur Zucht; à 12 Lßl., oder 8 Gr.
Ein fertiger Wagen, und ein fertiger Pflug; beyde à 9 Fl., oder 6 Rthlr.
Sielen zu den Pferden; jede à 12 bis 18 Lßl., oder 8 bis 12 Gr.
Zäume zu den Pferden; jeder à 3 bis 6 Lßl., oder 2 bis 4 Gr.
Eine Sense; à 1½ Fl., oder 1 Rthlr.
Ein Schneide-Messer; à 1 Fl., oder 16 Gr.
Ein Stahl zur Schneide-Lade; à 12 Lßl., oder 8 Gr.
Haar-Zeug; à 18 Lßl., oder 12 Gr.
Eine Axt; à 1 Fl., oder 16 Gr.
Ein Hand-Beil, zum Pflug und sonst zu gebrauchen; à 12 Lßl., oder 8 Gr.
Eine Spade, zur Grabung des Kohl-Gartens; à 6 bis 12 Lßl., oder 4 bis 8 Gr.
2 Kessel, nähmlich einen von 1 Eimer Wasser, à 2 bis 3 Fl., oder 1 Rthlr. 8 Gr. bis 2 Rthlr.; und ein kleiner Kessel,

(12) v. Schweder Nachricht von Anschlagung der Güter, (Berl. 1775, 4.) S. 224, f.

Kessel, à 1 Fl., oder 16 Gr.; lezterer aber wird nicht überall gegeben.
Ein Leng-Haken, à 1 Fl., oder 16 Gr.
Eine Mist-Gabel, à 6 bis 9 Lßl., oder 4 bis 6 Gr.
Eine Heu-Gabel, à 6 bis 7 Lßl., oder 4 Gr. bis 4 Gr. 8 Pf.
Betten, welches doch nicht überall gebräuchlich ist. Dafür werden 3 Fl. oder 2 Rthlr. gerechnet.
12 Scheffel Brod-Korn bis zum neuen, oder bis man die Einsaat genießen kann; den Scheffel zu 12 Gr. gerechnet.
Saat-Korn, insgemein:
an Rocken, 24 Scheffel, à 12 Gr.
an Gerste, 6 Scheffel, à 10 Gr.
an Haber, 12 Scheffel, weißer à 8, und grauer à 6 Gr.
an Erbsen, 3 Scheffel, à 12 Gr.

Wenn aber der Bauer, wie an einigen Orten sich befindet, nicht so viel Land hat, oder wenn dieses so schlecht ist, daß das specificirte Korn nicht darein gesäet werden kann, so ist auch nicht so viel zu geben.

An etlichen Orten wird auch etwas zu Brod gegeben, als: eine Seite Speck, ½ Achtel Butter, etwas Grütze, Salz, Häring ꝛc. Auch an einigen Orten ein Sack, Säe-Laken, und noch verschiedenes Haus-Geräth; wie denn auch, wenn ein Bauer des Frühjahrs auf den Hof gesetzt wird, die Contribution und Reiter-Verpflegung bis zur Aernde, für ihn von der Herrschaft richtig gemacht werden muß.

Es ist dieses eine sehr gute Einrichtung; denn wenn gleich die Hofwehre, bey der ersten Anlage, der Herrschaft große Kosten verursachet, so hat doch dieselbe hernach den großen Vortheil davon, daß der Unterthan desto besser in gutem Stande erhalten wird, und nicht so leicht ruiniret werden kann. Denn die Hofwehre muß der Bauer stets vollständig und gut unterhalten, er darf davon nichts veräussern, und es ist die genaue Aufsicht darüber und die öftere Visitation des Viehes, eine der vornehmsten Obliegenhei-

ten des Schulzen. Und wenn ein Wirth verstirbt oder sonst abgeht, so ist es das erste, daß der Schulze solches dem Amte anzeigen, das Inventarium nachsehen und solches dem neuen Wirthe zuliefern, was aber über dasselbe vorhanden ist, dem abgehenden Wirthe oder dessen Erben, ohne einige Verkürzung, richtig und frey verabfolgen lassen muß (13). Wenn hingegen, wie in andern Ländern gebräuchlich ist, ein jeder Bauer sich sein Vieh, Schiff und Geschirr, Saat- und Brod-Korn gleich im Anfange selbst anschaffen muß, und es ihm dazu an hinreichendem Vermögen fehlt, so ist er in die Nothwendigkeit gesetzt, seine Haushaltung mit Schulden anzufangen, da es dann hernach öfters sehr schwer hält, bis ein solcher Wirth sich aus den Schulden heraus reisset, und ehe solches nicht geschieht, kann derselbe auf keinen grünen Zweig kommen; ja, es darf ihm nur ein etwas beträgtlicher Unglücksfall dazu stoßen, so ist er mit einmahl über den Haufen geworfen, und kann gar nicht mehr in die Höhe kommen; welches der Herrschaft zu keinem Vortheil gereichen kann. Ein Mehreres von der Hofwehre, siehe im XXIV Th., S. 214 — 232.

2. Der Laß hat das Recht, aus hinreichenden Ursachen das Gut, oder sein daran habendes Recht, zu veräussern, oder zu verpfänden, doch muß solches gerichtlich und mit des Herrn Vorwissen und Einwilligung geschehen. Hr. v. Ludwig, a. ang. O., S. 250, lit. k, verneinet solches zwar gänzlich, und beruft sich auf das Zeugniß einiger Rechts-Lehrer, welche einmüthig bekräftigen, quod Lassi neque diuidere, neque alienare possint praedia, quibus adscripti sunt; auch wäre hieran um so weniger zu zwei-

(13) Preußische Dorfordn. §. 39. Littauische Dorfordn. §. 53.

zweifeln, weil ein Laß wider den Willen seines Herrn das Gut nicht verlassen, noch einen andern an seine Stelle darauf setzen könne, wie denn der Glossator, a. ang. O. Art. 59. ausdrücklich bejahe: „(Ein Lasse) „der mag sich des Guts ohne des Herrn Willen nicht ver„zeihen." Gleichwie es aber seine Richtigkeit haben kann, daß die Veräusserung in den niederländischen Gegenden, als wovon die angeführten Rechts-Lehrer, *Sande*, *Gorisius*, *Ant. Matthaei*, *Voëtius*, hauptsächlich geredet haben, dem Lassen völlig verbothen ist; auch es unstreitig ist, daß ein Laß, als ein Leibeigener, ohne seines Herrn Willen vormahls das Gut nicht hat verlassen dürfen, und ihm auch solches an denen Orten, wo die Herren ihre vorigen Rechte unverändert behalten haben, noch izt nicht erlaubt ist: so ist doch hingegen zu merken, daß die Herren an vielen Orten, wie bey andern Bauer-Gütern, also auch bey den Laß-Gütern, hierin den Besitzern nachgesehen, und ihnen eine den Gerechtsamen des Herrn unnachtheilige Veräusserung oder Verpfändung erlaubt haben, zu welchem Ende solche mit Vorwissen und Bekräftigung des Herrn geschehen muß; wie solches aus folgenden Zeugnissen erhellt. So heißt es in dem Weichbilde Art. 5, bey Ludwig, a. ang. O., S. 233, lit. p. „Ein Laß mag auch wohl „bey seinem Leben sein Gut auflassen von seinem Herrn, „und wieder empfahen und geben, wem er will, ohne je„mands Wiedersprach". Im Hildesheimischen muß das Versetzen und Verpfänden gerichtlich, und zwar vor dem Laten-Gerichte, geschehen, und der Pfand-Schilling daselbst eingeschrieben werden; es ist aber daselbst eine gewisse Summe festgesetzt, über welche die Laß-Güter nicht verpfändet, oder gekauft oder verkauft werden dürfen, nähmlich der Morgen Landes nicht höher, als für 10, Hofraum, Garten und Wiesen aber um 20 Gulden. Ist nun etwas über

diese Summe bezahlet, so darf derjenige, welcher die veräusserten Ländereyen wieder einlöset, solches nicht bezahlen. Nimmt aber der Late die Veräusserung oder Verpfändung boshafter und heimlicher Weise vor, so ist nicht allein diese Veräusserung und Verpfändung ungültig, sondern der Late ist auch, wegen dieses Unternehmens, dem Herrn in Strafe verfallen, und hat sich nach den Landes-Gesetzen (14) dadurch seines Gutes ipso facto verlustig gemacht (15). Eben so muß auch im Ysenburgischen der Laß die Ursache seiner vorhabenden Veräusserung anzeigen, und um die Einwilligung seiner Herrschaft anhalten (16); und im Mindenschen sind alle Veräusserungen, welche die Eigenbehörigen ohne Einwilligung des Guts- und Eigenthums-Herrn vornehmen, null, nichtig und kraftlos (17). In der Grafschaft Witgenstein, wird zwar auf den jährlichen Land- und Rüge-Gerichten öffentlich verlesen, daß kein Unterthan, bey Verlust der Güter und anderweiter Bestrafung, sich unterstehen soll, die Herrn-Lehn-Güter eigenmächtig zu veräussern, zu versetzen, und zu verpfänden; doch pflegt ihnen, wenn wichtige Ursachen dazu vorhanden sind, solche Veräusserung und Verpfändung, wiewohl niemahls anders, als mit der Herrschaft Vorwissen und Einwilligung, verstattet zu werden; in welchem Falle das Herrn-Lehen an den neuen Wirth ordentlich übertragen, im Verpfändungs-Fall aber der Consens der Kammer auf 3, oder, dem Befinden nach, mehrere Jahre, gerichtlich ertheilt wird (18).

3. Ein

(14) Nähmlich nach dem salzdahlischen Receß de An. 1597.

(15) *de Goebel* diss. de singular. quib. praed. in terris Brunsv. Luneb. p. 111, §. 7.

(16) v. Buri, von Bauergütern, S. 386.

(17) Mindensche Dorford. §. 21.

(18) Bergius, a. ang. O. S. 114.

3. Ein solcher neuer Late, auf den das Gut durch Vererbung oder andere Veräusserung gebracht worden ist, muß sich von dem Herrn in den Besitz des Gutes setzen oder bekräftigen lassen, und dafür an einigen Orten eine Art von Lehn-Ware bezahlen. Also muß im Clevischen, nach Absterben des Inhabers, das Laß-Gut wieder mit dem zwölften Pfennig von dem Lat-Herrn, auf Verlust desselben Landes, empfangen und gewonnen werden (19). In dem Hildesheimischen muß auch die Lehn-Ware gegeben werden; es wird aber dabey ein Unterschied gemacht, ob der neue Besitzer das Land-Gut ererbet oder erkauft hat; denn der Erbe bezahlt nur die Hälfte von der Summe, welche der Käufer als Lehn-Ware geben muß, für die Ansetzung im Laten-Gericht (20). Ferner ist bey demjenigen, welcher durch Kauf das Laß-Gut an sich gebracht hat, noch zu merken, daß die Stamm-Erben vor ihm den Abtrieb oder das Näher-Recht haben, kraft dessen sie innerhalb Jahr und Tag den geschlossenen Kauf wieder umstoßen können; in welchem Falle sie aber dem Käufer das ausgezahlte Kauf-Geld, nebst allen Unkosten und Verbesserungen, erstatten müssen, wogegen der Verkäufer die abgeredete Kauf-Summe von seinem ersten Käufer zu empfangen hat. Füget es sich weiter, daß der Verkauf von dem geschehen ist, welcher kein hinlängliches Recht, das Gut zu veräussern, gehabt hat, dem Käufer aber unterdessen das Gut, doch ohne jemandes Einsprache, gerichtlich aufgetragen worden ist, so ist der Käufer nach Verlauf dreyer Jahre sicher, und das Gut als ein bonae fidei poſſeſſor wider die Eigenthümer verjähret; es wäre denn, daß durch solche

(19) *Melch. Voet* in hist. Jur. Cliv. p. 90, n. 273, bey *Ludwig* in Jure clientelari, p. 250, lit. i.

(20) *de Goebel* diss. de singul. quib. praed. p. 107.

solche Veräusserung die Ehefrau, oder Minderjährige und Unmündige, wären verletzet worden, als welche innerhalb der gehörigen Zeit die Restitution suchen können (21). In der Grafschaft Witgenstein ist die Bezahlung der Lehn-Ware nicht üblich, sondern der neue Wirth bekommt das Gut von der Kammer zugeschrieben, und bezahlt weiter nichts, als die Kanzelley-Jura, wogegen ihm ein Leih-Brief ausgefertiget wird. Eben so wenig weis man daselbst von dem Näher-Rechte in Ansehung der Herrn-Lehn-Güter. Man statuirt bey diesen Gütern eigentlich gar keinen Kauf und Verkauf, sondern es heißt eine Uebertragung. Nun pflegt man bey dieser Uebertragung zwar auch den nächsten Verwandten, wenn sie nähmlich dazu tüchtig sind, den Vorzug zu gestatten; allein, wenn die Uebertragung einmahl gerichtlich geschehen ist, so kann solche hernach kein Anverwandter ex capite des Näher-Rechtes mehr umstoßen (22).

4. Der Laß ist schuldig, von diesen Gütern jährlich den Zins an den Herrn zu bezahlen. Im Hildesheimischen wird er der Laten-Zins, im Witgensteinischen der Herrn-Lehn-Zins genannt; er besteht theils in Geld, theils in Früchten, theils in Federvieh, nach dem es hergebracht ist. Er muß ferner die auf dem Gute haftenden Beschwerden und Steuern abführen. Er muß dem Herrn die hergebrachten Frohn-Dienste leisten, oder wenn der Herr derselben nicht benöthigt ist, dafür ein gewisses Dienst-Geld bezahlen. Zuweilen ist er auch, wie andere Leibeigene, der Bezahlung des Haupt-Falles unterworfen, wie z. B. in Geldern (23); im Yfenburgischen, wo aber der Haupt-Fall heutigen Tages auf

(21) Eb. das. p. 111. (22) Bergius, a. ang. O., S. 115.

(23) Wie solches v. Ludwig, S. 237, lit. t. aus dem *Sanden* bezeugt.

auf eine gewisse Summe Geldes gesetzt ist (24); im Fürstenthum Minden, wo jedoch an einigen Orten, statt des Sterbe-Falles und der Eigenthums-Gefälle, ein gewisses Jahr-Geld eingeführt ist (25); im Braunschweigischen (26); im Hildesheimischen (27), in Sachsen (28), wo man dem Herrn sogar die Hälfte der Erbschaft zueignen will (29), wiewohl dieses Recht in Sachsen nicht mehr gebräuchlich ist (30).

5. Die Lassen oder Laten stehen, wegen dieser Güter, an einigen Orten unter einem besondern Gerichte, das Laten-Gericht genannt, vor welchem alle diese Güter betreffende Sachen abgehandelt werden müssen. Im Hildesheimischen müssen die Laten nothwendig davor erscheinen, oder eine gewisse Geld-Strafe zahlen, und wenn sie bey drey Laß- (Laten-) Gerichten hinter einander ausbleiben, werden sie ihrer Güter beraubet, oder, nach Befinden, wohl noch härter bestrafet. Das Gericht an sich wird daselbst ein Mahl im Jahr, und zwar den Freytag vor Pfingsten, gehalten; die Sachen werden summarisch abgehandelt, und es werden keine Procuratores noch Advocaten zugelassen, sondern das Urtheil wird von den Laten, nachdem der Amtmann ihnen die eingeklagte Sache nochmahls deutlich vorgetragen hat, selber abgefasset, und sie werden von den Scheffen

oder

(24) v. Buri, a. ang. O. S. 391.

(25) Mindensche Dorfordn. §. 29.

(26) Wie aus der Verordnung de A. 1433, bey *Schottelio* de singul. et antiq. in Germ. iur. c. 2, §. 13, erhellt.

(27) *de Goebel*, p. 107.

(28) Im Weichbild, art. 50, heißt es: „Wenn der Laß „stirbt, so ist seinem Herrn ledig sein bestes Pferd und „seine tägliche Kleider, ob er sie nehmen will.“

(29) Wie solches der Glossator ad Lib. 3, Art. 45, des sächs. Land-Rechts thut.

(30) v. Buri, S. 390.

oder Urtheilträgern darum befraget. Ist die Sache aber ja für die Bauern zu hoch, so werden die Parteyen an das Amt verwiesen. Sonst kann von den bey diesen Gerichten gesprochenen Urtheilen nicht leicht appelliret, noch sonst ein Remedium suspensivum dawider eingewandt werden (31). In dem Jülichischen ist, durch die Verordnung v. J. 1458, darin eine Aenderung gemacht worden, daß nicht mehr, wie vormahls, alle im Gerichte gegenwärtige Laten, oder der Umstand, sondern nur einige ausgesuchte, dazu tüchtige und geschworne Männer oder Scheffen die Urtheile fällen. Auch ist daselbst die Appellation von den Laß-(Laten-)Bänken an die Laß-(Laten-) Herren oder herrschaftlichen Haupt-Gerichte erlaubt (32). Im Fürstenthum Mörs ist auch ein solches Laten-Gericht, welches aus einem Richter und etlichen Laß-(Laten-) Scheffen (Schöppen) besteht; das Richter-Amt aber verwaltet die Domainen-Casse oder ein zeitiger Haupt-Pachter. Im Ysenburgischen stehen die Lassen, nach Beschaffenheit der Sachen, unter der Kanzelley, oder unter der Kammer. Was Jurisdictionalia sind, wird von der Regierung oder Kanzelley, was aber Sachen sind, die in die herrschaftlichen Einkünfte einschlagen, von der Kammer ausgemacht. Eben diese Einrichtung findet auch in der Grafschaft Witgenstein Statt.

Nach Hrn. Bergius Urtheil (33), sind die Laß-Güter eine für die Herrschaft und für den Flor der Land-Wirthschaft sehr nachtheilige Art von Gütern. Er sagt; „Da bey diesen Laß-Gütern dem Bauer „das Eigenthum ermangelt, so macht dieser Umstand „dieselben zu einer, sowohl für die Herrschaft, als für „das

(31) *de Goebel*, p. 111.

(32) v. Ludwig, S. 242, lit. e. (33) Am anf. O. S. 117.

„das Aufnehmen der Land-Wirthschaft, sehr nach-
„theiligen Art von Bauer-Gütern. Die Herr-
„schaften haben mit den Laß-Unterthanen nichts als
„Plage; denn ein Laß-Unterthan nimmt sich der Nahr-
„ung nicht so an, als ein Erb-Unterthan; und ist
„etwas zu bauen oder zu repariren, so läuft solcher Un-
„terthan zur Herrschaft, welche alsdann, und wenn
„es auch nur etliche Zaun-Pfähle wären, alles dazu
„geben, und auf ihre Kosten machen lassen muß (*).
„Der Laß-Unterthan giebt auf nichts Achtung, es
„mag auch schadhaft werden, was da will; er denkt,
„es ist der Herrschaft, und nicht das Seinige; er mel-
„det es auch nicht allemahl, wenn es gleich noch mit
„weniger Mühe und Kosten erhalten werden kann,
„denn er fürchtet sich, es möchte ihm die Herrschaft
„keinen gnädigen Bescheid geben. Er wartet, bis es
„auf die höchste Noth kommt. Und da er sich in An-
„sehung seines Ackerbaues eben so nachlässig bezeiget,
„so verhindert solches die beste Cultur des Bodens
„und den Flor der Land-Wirthschaft. Man thut
„also gar nicht wohl, wenn man bey Anlegung neuer
„Dörfer Laß-Unterthanen ansetzt."

Die Frage: ob es zur bessern Cultur des Landes nöthig oder dienlich sey, alle Laß-Güter abzuschaffen, und sie in Erb-Güter zu verwandeln? wird wohl mehr ein Problem bleiben, als sich allgemein beantworten lassen. Ich will dasjenige kürzlich an-

(*) An einigen Orten müssen jedoch die Laß-Unterthanen ihre Häuser und Scheunen, Ställe ꝛc. auf ihre eigene Kosten erbauen und unterhalten, ausser daß zuweilen die Herrschaft ihnen etwas Bau-Holz darzu schenkt, oder ihnen einige Bau-Freyheits-Gelder verwilligt, wie solches in den königl. preuß. Landen gebräuchlich ist, wo ihnen auch die Nachbarn einige Nachbar-Hülfe mit Bau-Fuhren ꝛc. leisten müssen.

anführen, was die Beybehaltung derselben da, wo sie sind, unter gewissen Umständen anrathen möchte. Wenn und so lange große Acker-Güter und Natural-Dienste sind, und gleichwohl eben dadurch Faulheit und Liederlichkeit unter den Land-Leuten überhand nimmt, so sind Grund-Herrschaften und Gerichts-Obrigkeiten mit den großen Erb-Gütern unstreitig übler daran, als mit Laß-Gütern. Bey diesen kann der liederliche Wirth abgeschaffet werden, bey jenen aber nicht, so lange er nur noch ohne allzugroßes Aufschwellen seine Dienste und Abgaben verrichtet, und so lange ihm niemand Schulden wegen verklagt, es gehe im übrigen mit seiner Wirthschaft, wie es wolle. Man findet daher Erb-Güter genug, wo die Gebäude so desolat sind, als sie bey Laß-Gütern, wenn nur einige Aufsicht gehalten wird, nimmermehr werden können. Der Bauer ist in solchen und vielen andern Fällen als ein unmündiges Kind zu betrachten, das seine Freyheit nicht zu brauchen weis, und da ist es ihm dienlicher, daß es unter mehrerer vernünftiger Aufsicht stehe, die deshalb keine Leibeigenschaft mit sich führt; denn ein Laß-Gut besitzen, und leibeigen seyn, sind nicht Dinge, die nothwendig beysammen seyn müssen. Es wird auch keine Grund-Herrschaft, wenn ein Laß-Bauer, der ein guter Wirth gewesen ist, und seine Kinder gehörig zur Wirthschaft angeführt hat, wider ihren eigenen Vortheil diese übergehen, und das Gut einem Fremden übergeben. Durch ordentliche Wirthschaft würden sie in der That erbliche Güter werden. Und das könnte vieles zur bessern Erziehung der Jugend auf dem Lande beytragen, weil bey Laß-Gütern die Strafe dem liederlichen und unordentlichen Wirthe gleich auf dem Fuße folgt. Der Landmann würde auch eher genöthigt seyn, nach einer ihm vorgeschriebenen Art zu wirthschaften, und Verbesserungen der Bauern-Wirthschaft

würden

würden nicht so viele Hindernisse finden, da es jezt, wenn dergleichen vorgeschlagen werden, und der Bauer, wie er allemahl thut, sich ihrer weigert, gleich heißt: „es ist der Leute Eigenthum, man kann sie nicht „zwingen.“ Und darüber leidet die Cultur des Bodens im Ganzen allezeit. Der Besorgniß, daß bey Laß-Gütern der Herrschaft die Gebäude zur Last fallen würden, kann leicht abgeholfen werden, wenn, wie es sich dabey von selbst versteht, im Frühlinge und Herbste eine Besichtigung der Gebäude geschieht, und dem Bauer im Frühlinge aufgegeben wird, das, was an Wänden, und im Herbste das, was an Dächern schadhaft befunden wird, binnen 3 oder 4 Wochen sofort auszubessern, da dann die großen Reparaturen für die Herrschaft so häufig und schwer nicht werden können. Bey solchen Besichtigungen müßte auch nach dem Zustande des eisernen Inventarii, und überhaupt nach der Wirthschaft, Scheune und Boden des Bauers gesehen, und das Mangelhafte abgestellet werden. So dürfte die Herrschaft nie Gefahr laufen, Verlust an solchen Gütern zu leiden, oder sich nicht allenfalls an den gezahlten Vorstand-Geldern erhohlen zu können. Wo aber keine Aufsicht ist, da geht es freylich mit Laß-Gütern so; daß die Herrschaft am Ende den größten Schaden davon hat. Endlich bey unverschuldeten Unglücksfällen ist die Herrschaft eben sowohl genöthigt, den Erb-Bauer wie den Laß-Bauer durch Vorschüsse oder Erlassungen zu unterstützen, daher auch dieser Umstand keinen Unterschied machen kann. Große Erb-Güter und vermeinte Freyheiten, wobey die Natural-Lasten den Druck allezeit größer machen, als er bey solchen Laß-Gütern, wo jene entweder ganz wegfallen, oder doch gemäßigter sind, jemahls werden kann, sind unter solchen Umständen dem Bauer nichts nütze, und machen mit seiner Dienstbarkeit einen starken Widerspruch

aus; daher man auch immer mehrere liederliche Erb-Bauern, als Laß-Bauern, finden wird, weil diese sich vor Aufsicht und Exmission noch fürchten müssen. Wenn aber eine bessere Agronomie eingeführt würde, bey welcher alle Natural-Leistungen ganz wegfielen, so, daß ein jeder Bauer bloß und allein für sich selbst arbeiten könnte, alsdann würde die Beantwortung dieser Frage vielleicht anders ausfallen.

Laß-Bank, s. oben, S. 127, und 144.

Laß-Bauer, s. oben, S. 128, fgg.

Laß-Becken, ein Becken, das Blut bey dem Aderlassen darin aufzufangen; L. Excipulum; Fr. Palette.

Laß Binde, eine Binde, deren man sich bey dem Aderlassen, oder Blut lassen, bedient; die Aderlaß-Binde.

Laß-Brief, eine schriftliche Urkunde, worin man einen Leibeigenen seiner Leibeigenschaft entlässet, ihn frey lässet, und wodurch er das Mann-Recht erlangt; L. Affracamentum. Siehe Leibeigen.

Laß-Dünkel, ein stolzer Dünkel, eine stolze Einbildung von sich selbst und seinen Vorzügen; ein im Hochdeutschen größtentheils veraltetes Wort. Einen unerträglichen Laßdünkel besitzen.

Man leitet es gemeiniglich von der R. A. ab, sich dünken lassen, so sehr auch eine solche Ableitung wider die ganze Analogie der Sprache ist. Mathesius sagt nur La-Dünkel, die der Narr und La-Dünkel sticht. Vielleicht ist die erste Sylbe la oder laß hier das alte Wort lau, falsch. Siehe Lau-Gold.

Laß-Eisen. 1. Ein Werkzeug der Wundärzte, welches zum Blut lassen gebraucht wird; siehe im LXIV Th. S. 713.

2. Ein Werkzeug der Stückgießer, zum Umrühren des Metalles; s. Th. XXXIV, S. 281.

Laß-Gericht, s. oben, S. 143, f.

Laß-Gut, 1. In einigen Gegenden überhaupt ein jedes Gut oder Grundstück, dessen Besitz man einem Andern gegen einen gewissen Zins auf immer oder doch auf eine gewisse Zeit überlässet. So werden in großen Wäldern den neuen Anbauern oft gewisse Plätze gegen einen Erb-Zins abgetreten, welche sie auszuräumen haben, und zu Aecker oder Wiesen machen können, welche alsdann den Nahmen der Laß-Güter, an andern Orten aber auch der Forsthuben, Waldgeraume, Laß-Räume, Fr. Laye, führen.

2. In anderer Bedeutung, eine Art von Bauer-Gütern; welche auch Laten-Güter genannt werden; s. oben, S. 127, fgg.

Laß-Hain, in einigen Gegenden, ein gegen einen Erb-Zins einem Andern überlassener Hain; ein Hain als ein Laß-Gut betrachtet.

Laß-Herr, s. oben, S. 127, und 144.

Laß-Kopf, ein Schröpf-Kopf; ein Gefäß, vermittelst des Schröpfens Blut zu lassen: s. Th. XLIV, S. 1, f.

Laß-Männchen, im g. L., eine männliche Figur in manchen Kalendern, woran die verschiedenen Arten des Blut- oder Aderlassens abgebildet sind; das Aderlaß-Männchen.

Laß pflichtig, s. oben, S. 127.

Laß-Raum, s. Laß-Gut, 1.

Laß-Reis, im Forstwesen, Reiser oder junge Stämme, welche man auf einem Gehaue Laub-Holzes zur Fortpflanzung stehen lässet; die jungen Bäumchen, die sich seit dem vorigen Hau unter Dornen, und andern Gesträuch von selbst ausgesäet haben, und zu 5, 6, und mehr Fuß schon empor gewachsen sind. Die Holz-Hauer haben Anweisung, solche Bäumchen stehen zu lassen; daher der Nahme. Sie heißen auch Häge-Reiser, Vorständner, im Oberd. Baumreitel, vermuthlich für Baumreiser. Kommt der Hau wie-

der herum, so sind sie schon armsdick, und heißen Ueberständer. Siehe im XIV Th. S. 571; im XXIV Th. S. 634; und *Balivcau*, im III Th. S. 446.

Laß-Richter, s. oben, S. 127.

Laß-Scheffe, oder **Schöppe**, s. oben, S. 127, und 144.

Laß-Sünde, in der römischen Kirche, eine läßliche Sünde oder Erlaß-Sünde, eine geringe Sünde, welche leicht erlassen oder vergeben werden kann; zum Unterschiede von einer Tod-Sünde.

Laß-Wiese, eine gegen einen Erb-Zins einem Andern überlassene Wiese; siehe **Laß-Gut**.

Laß-Zapfen, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Zapfen in einem Fasse, den darin befindlichen flüßigen Körper nach Belieben ausfließen zu lassen, wovon der Hahn (s. Th. XXI, S. 180) eine Art ist; die Zapf-Röhre; Gr. und Lat. Epistomium.

Laß-Zeichen, im gem. Leben, ein Zeichen im Kalender, womit die beste Zeit zum Aderlassen angedeutet wird. ✝

Laß-Zins, s. oben, S. 127.

Lassa, die Haupt-Stadt in Thibet; s. **Lahassa**, im LVIII Th., S. 761, fgg.

Lassahn, **Lassan**, ehedem auch **Lessan**, eine kön. Amts-Stadt in Schwedisch-Pommern, welche zum Amte Wolgast gehört, an dem sogenannten lassanschen See, den die Peene macht. Im J. 1783 hatte sie 209 Häuser, und 1,016 Einwohner. Sie hat schon am Ende des 13ten Jahrh. Stadt-Gerechtigkeit gehabt, und Herzog Bogislav hat 1299 die ihr von seinem Vater Barnim I. verliehene Privilegia bestätigt und erweitert. Die Nahrung der Einwohner besteht in Ackerbau, Bierbrauerey und Branntweinbrennerey. Im J. 1783 waren hier 13 Branntweinbrenner. Die starke Fischerey in der Peene und im Achterwasser giebt manchem Einwohner Gelegenheit, mit dem

Fisch-

Fisch-Handel etwas zu verdienen, indem sie die Fische aufkaufen, und besonders im Winter, sowohl im Lande, als außerhalb Landes, verfahren. Es wird hier auch einiger Schiffbau getrieben.

Lasse, Laß, Late; s. oben, S. 127, fgg.

1. **Lassen**, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, eine äussere Gestalt haben, mit deren Bestimmung; auf diese oder jene Art in die Augen fallen, doch nur als ein unpersönliches Zeit-Wort, oder doch nur in der dritten Endung. Das läßt schön, steht schön, läßt sich mit Vergnügen ansehen. Das würde sehr possierlich lassen, ein sehr possierliches Ansehen haben. Das läßt nicht für meinen Stand, schickt sich nicht für ihn. Es läßt, als wenn es regnen wollte, es scheint, hat das Ansehen. Siehe weiter unten Anlassen. Wie läßt das? was hat das für ein Ansehen? Imgleich. elliptisch, für gut lassen, in der vertraulichen Sprech-Art. Das läßt ja nicht.

Im Nieders. laten, wo auch Gelaat, das äußere Ansehen, die Gestalt, ist, bey den schwäbischen Dichtern Gelesse. Man könnte dieses Zeit-Wort als einen elliptischen Gebrauch des folgenden lassen, sinere, ansehen, und es durch sich sehen lassen erklären, zumahl da es mit demselben auf einerley Art abgewandelt wird. Allein, es ist wahrscheinlicher, daß es von demselben ganz verschieden ist, und mit der lezten Hälfte des Wortes Antlitz, zu gleissen, Licht, Glas, u. s. f. gehört. Im Schwed. ist lita, im Angels. wlitan, sehen. In den verwandten Sprachen findet sich von diesem Neutro auch das reciproke Activum, sich stellen, Engl. leeren, Isländ. laeta, Schwed. lätas, lätta, welches Ihre von Lat, Later, die Geberden, ableitet, ungeachtet beyde zu dem bereits angeführten gemeinschaftlichen Stamme gehören.

2. **Lassen**, ein Zeit-Wort, welches in der Conjugation mit dem vorigen überein kommt, und am häufigsten als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, zuweilen aber auch als ein Activum gebraucht wird. Es ist von einem sehr weiten Umfange des Gebrau-

ches, der sich doch auf folgende drey Haupt-Bedeutungen einschränken lässet.

1. Nicht hindern, sich leidentlich verhalten, wo es theils vollständig, mit dem Infinitiv eines andern Zeit-Wortes, theils auch elliptisch, mit allerley Vor- und Bey-Wörtern gebraucht wird.

(1) Eigentlich, als ein Neutrum, wo die Franzosen gleichfalls ihr laisser gebrauchen. Ich habe es müssen geschehen lassen. Lasset ihn gehen. Das Glas vorbey gehen lassen. Lassen Sie mich nur machen. Einen Vogel fliegen lassen. Der Gärtner hat das Obst erfrieren lassen. Das Feuer ausgehen lassen. Etwas, das man hält, fallen lassen. Das Seil fahren lassen. Die Fahne fliegen lassen. Jemanden zu Grunde gehen lassen. Wir wollen es dabey bewenden lassen.

In sehr vielen Fällen bekommt die ganze R. A. allerhand Neben-Bedeutungen, welche sich ohne allzu große Weitläuftigkeit nicht unter gewisse Classen bringen lassen. Lassen Sie es gut seyn, billigen Sie es immer, tadeln Sie es nicht, kränken Sie sich nicht darüber. Laß es nur gut seyn, ich werde ihn schon abführen. Etwas seyn lassen, es bleiben lassen, es unter Weges lassen, im gem. Leben, es nicht thun, es unterlassen. Laß es seyn, bedeutet oft so viel als gesetzt. Eine Sache, eine Arbeit liegen lassen, sich nicht mehr mit ihr beschäftigen. Laß dir das gesagt seyn, nimm es zu Herzen.

In einigen Fällen steht die ganze Wort-Fügung mit lassen an statt eines Passivi. Ich habe mir sagen lassen, es ist mir gesagt, erzählet worden, man hat mir gesagt. Unser Geist hat einen nothwendigen Hang, sich von jeder Art der Schönheit rühren zu lassen, gerührt zu werden.

In andern steht es ganz müßig. Er läßt sich nichts verdrießen, es verdrießt ihn nichts. Er läßt

es

es sich vortrefflich schmecken, es schmeckt ihm vortrefflich. Er läßt sich nichts anfechten, es ficht ihn nichts an. Laß ihn nur erst groß werden, wenn er nur erst groß wird. Laß mich nur kommen, wenn ich nur komme. Wo es in einigen Fällen auch den unwilligen Tadel begleitet. Wie hast du dir das können einfallen lassen? Er ließ sich träumen, daß er der erste sey.

(2) Figürlich und als ein Activum, wo das dazu gehörige Zeit-Wort sehr häufig verschwiegen wird, indem bald das Haupt-Wort allein, bald ein Neben-Wort, bald auch ein Vor-Wort steht. Laß es so wie es ist, nähmlich bleiben. Eine Sache in ihrem vorigen Stande lassen. Bier, Wein von dem Fasse lassen, nähmlich fließen. Sein Wasser lassen, seinen Urin fließen lassen. Dem Pferde den Zügel lassen, nähmlich schießen.

Besonders mit Vor- und Neben-Wörtern. Die Thüre offen lassen, nähmlich stehen. Den Acker wüst lassen, nähmlich liegen. Jemanden ungehindert in die Stadt lassen. Die Gelegenheit aus den Händen lassen.

2. Erlauben, verstatten, welche Bedeutung oft mit der vorigen zusammen fließt.

(1) Eigentlich, wo es bald wieder vollständig gebraucht wird, mit dem Infinitiv des Zeit-Wortes. In diesem Falle ist es wieder ein Neutrum, dagegen es, wenn kein Infinitiv dabey steht, gemeiniglich auch als ein Activum gebraucht werden kann. Laß mich diese Erzählung bis auf eine andere Stunde aufbehalten. Laß diesen Verlust deine Stärke nicht beugen. Wollen Sie meine Bitte Statt finden lassen? O lassen Sie mich gehen und zu mir selber kommen! Laß die Sache nicht zu weit kommen. Dazu will ich es nie wieder kommen lassen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden lassen. Lassen Sie sich ihren Irr-

thun benehmen. Er läßt sich nichts nehmen. Er will sich nicht trösten lassen. Man lasse sich solche Leute nur einmahl über den Kopf wachsen. Laß mich dieses Glück genießen! Ach, lassen Sie sich mein Unglück erzählen! wohin auch die in der gemeinen Höflichkeit übliche Formeln gehören, lassen Sie sich was Neues erzählen, ich will Ihnen mit Ihrer Erlaubniß etwas neues erzählen, lassen Sie nur mit sich reden, u. s. f.

Bald mit einem Haupt-Worte in der vierten Endung der Sache und der dritten der Person, ohne Zeit-Wort. Einem den Vorzug lassen, ihm denselben verstatten. Lassen Sie mir nur Zeit, Ruhe. Lassen Sie mir meine Freude. Besonders, im Besitz einer Sache lassen, oder setzen. Ich habe ihm das Buch gelassen, überlassen. Ich will es Ihnen für zehen Thaler lassen. Für den Preis, oder um den Preis kann ich es nicht lassen.

Imgleichen mit Neben-Wörtern, oft mit allerley Neben-Begriffen. Ich lasse keinen Dreyer herunter, verstatte nicht, daß man mir ihn abbreche. Jemanden hinaus, hinauf, heraus, herauf lassen, u. s. f. verstatten, daß er hinaus u. s. f. gehe. Besonders für zurück lassen. Wo hast du das Buch gelassen? Ich habe es in der Stube, auf dem Tische gelassen. Laß ihn hier. Er fängt wieder da an, wo er es gelassen hat, wo er aufgehört hat. Imgl. für übrig lassen. Die Diebe haben ihm nichts gelassen.

Wie auch mit Vor-Wörtern. Jemanden in Ruhe lassen, im gem. Leben, ihn mit Frieden lassen. Ich lasse dich nicht von der Stelle, nicht aus dem Hause. Jemanden vor sich lassen, ihn von sich lassen. Niemanden über sein Geld lassen. Einem etwas auf dem Halse, über dem Halse lassen. Jemand-

manden bey seinem Amte, in seiner Freyheit lassen.

(2) Figürlich; wohin

(a) Diejenigen Fälle gehören, wo das einfache Zeit-Wort, doch nur als ein Neutrum, an statt eines zusammen gesetzten steht, wo die Figur von dem Zurücklassen entlehnet wird. Jemand lassen, ihn verlassen, von ihm ablassen, aller Gemeinschaft und Verbindung mit ihm entsagen; wofür man auch sagt, von einem lassen. Von seiner Meinung nicht lassen wollen, sie nicht ablegen wollen. Jngl. für unterlassen. Ich habe es ihm schon oft gesagt, aber er läßt es doch nicht. Das Böse lassen. So sagt schon Ottfried lazan sin thaz slafan, das Schlafen unterlassen, und in der alten waldensischen Sprache ist layssa gleichfalls unterlassen. In welcher Bedeutung auch der Jnfinitiv als ein Haupt-Wort gebraucht wird, besonders in Verbindung mit dem Haupt-Worte Thun. Sein Thun und Lassen. Wie auch für nachlassen. Ich lasse dir nach meinem Tode einen ehrlichen Nahmen.

Jmgleichen einige besondere R. A. Sein Leben lassen, verstatten, daß es auf gewaltsame Art genommen werde. Die Bienen lassen, sagt man im gem. Leben für schwärmen. Er hat so viel Getreide, daß er es nicht zu lassen weis, daß er es nicht räumlich unter zu bringen weis. Und nach einer noch weitern Figur. Ich brauche Trost, ich weis mich vor Schmerz nicht zu lassen, habe keine Ruhe an keinem Orte, weis mich nicht zu fassen. Er weis sich vor Freude nicht zu lassen, nicht zu fassen.

(b) Den Grund der Möglichkeit oder doch der Thunlichkeit eines Prädicates enthalten, möglich, rathsam, thunlich seyn, als ein Neutrum in der dritten Person, und mit dem Jnfinitiv des folgenden Zeit-Wortes. Die Anstalten lassen es nicht anders ver-

mu-

muthen. Sein Betragen läßt es nicht hoffen. Diese Umstände lassen mich im voraus sehen, daß es nicht gelingen wird.

Imgl. als ein Reciprocum. Das läßt sich nicht sagen, nicht thun. Davon liesse sich vieles sagen. Die angenehme Empfindung läßt sich nur durch reichhaltige Gegenstände erregen. Dabey läßt sich nicht viel Ehre einlegen. Das läßt sich nicht begreifen, nicht denken, nicht hoffen. Holz läßt sich nicht dehnen.

Wohin nach einer noch weitern Figur, auch die in der vertraulichen Sprech-Art üblichen elliptischen R. A. gehören. Das Buch läßt sich lesen, man lieset es nicht ganz ohne Vergnügen. Die Gründe, die er anführt, lassen sich hören, sind nicht unbündig. Das läßt sich sehen, man sieht es nicht ohne Vergnügen, ohne Beyfall.

3. Die befehlende oder veranlassende Ursache einer Veränderung seyn, eine Sache befehlen, veranstalten, machen, daß sie geschieht; wo im Französ. faire auf ähnliche Art gebraucht wird.

Sowohl mit dem Infinitiv eines andern Zeit-Wortes und als ein Neutrum. Ein Kind etwas auswendig lernen lassen, durch Befehl. Ich habe es ihm schon schreiben lassen. Er hat es mich wissen lassen. Einen Brief übergeben lassen. Gott läßet seine Sonne aufgehen über Böse und Gute. Lassen Sie es mich wissen, machen Sie es mir bekannt. Ich darf ihn davon nichts merken lassen. Es läßt sich niemand weder sehen noch hören. Lassen Sie es mich doch sehen, zeigen Sie es mir doch. Waren kommen lassen. Ich lasse es an nichts fehlen. Sich auf der Flöte, auf der Violine hören lassen. Laß einmahl hören! sage es. Ich werde mich dankbar finden lassen. Einen etwas

kosten

kosten lassen, es ihm zu kosten geben. Ein Haus bauen, ein Buch drucken, ein Kind taufen lassen.

Hierher gehört auch derjenige Gebrauch dieses Zeit-Wortes, da man den Imperativ anderer Sprachen vermittelst desselben auszudrucken pflegt. Laßt uns die Prüfungen des Himmels gehorsam erdulden.

In manchen Fällen bleibt auch hier das Zeit-Wort weg. Blut lassen, dessen Ausfluß durch Oeffnung der Ader bewerkstelligen, wofür man im g. L. sagt, die Ader lassen, oder zur Ader lassen. Sich gegen jemanden heraus lassen, ihm etwas eröffnen. Besonders von gewissen Arten der langsamen Bewegung nach unten zu. Sich niederlassen, sich setzen. Sich auf die Knie lassen. Besonders vermittelst eines Seiles. Einen Sack Getreide von dem Boden lassen. Sich in den Brunnen lassen. Daher nach einer noch weitern Figur, sich zu jemanden herab lassen, sich nach seinem niedrigern Stande, Schwachheiten, Vorurtheilen, u. s. f. bequemen.

Wenn dieses Zeit-Wort noch ein anderes im Infinitiv bey sich hat, so ist es allemahl ein Neutrum; steht es aber ohne ein Zeit-Wort, so wird es zuweilen thätig, und kann auch im Passivo gebraucht werden.

Das Zeit-Wort, welches dem lassen beygesellet wird, steht allemahl im thätigen Infinitiv der gegenwärtigen Zeit ohne zu. Laß ihn kommen, befiehl, veranstalte, daß er komme. Welcher thätige Infinitiv auch bleibt, wenn gleich der Verstand den leidenden erfordert. Man ließ ihn rufen, sowohl, man erlaubte, daß er rufen konnte, als auch, man befahl, daß er gerufen würde. Welches denn freylich zuweilen eine Zweydeutigkeit macht; z. B. man lasse ihn würgen, wo nur der Zusammenhang entscheiden kann, ob würgen thätig oder leidend verstanden werden muß. Lassen selbst, verliert, wenn es in Verbindung mit einem andern Zeit-Worte in einem zusammen gesetzten Tempore steht, sein Augment ge. Ich habe es ihm schreiben lassen, nicht schreiben gelassen. Doch alles dieses hat es mit den Zeit-Wörtern sehen, hören, lernen, lehren, wollen, können, müssen, dürfen,

mögen

mögen und heissen, gemein; welches aber noch nicht hinreicht, es zu einem Hülfs-Worte zu machen, wie von vielen Sprach-Lehrern geschieht.

Wenn der Casus der Person sich auf das bey lassen befindliche Zeit-Wort bezieht, so bleibt derselbe auch in dieser Verbindung unverändert. Er hat mich grüßen lassen, weil grüßen die vierte Endung erfordert. Laß dir an meiner Gnade gnügen. Laß dir sagen. Laß mir deine Hand beystehen, Ps. 119, 173. Laß mir deine Barmherzigkeit wiederfahren, Ps. 119, 77. Weil die Zeit-Wörter genügen, sagen ꝛc. schon an und für sich die dritte Endung erfordern.

Bezieht sich aber die Person auf das Zeit-Wort lassen, so löse man die ganze Redens-Art auf. Steht alsdann die Person in der ersten Endung, so muß sie in Verbindung mit dem lassen und dem dazu gehörigen Zeit-Worte in der vierten stehen. Laß ihn nichts davon merken, d. i. mache, veranstalte, daß er nichts davon merke. Du lässest mich erfahren viele und große Angst, Ps. 71, 20. Er ließ sie es fühlen, Richt. 18, 16.

Dieses sehr alte Zeit-Wort lautet im Oberdeutschen und in den damit verwandten Sprachen und Mund-Arten schon von des Kero Zeiten an, lazzan, lazin, im Imperf. schon im 8ten Jahrh., ich liaz, im Ital. lasciare, im Franz. laisser, im Wallach. lasce. Im Ungarischen ist lassadom, und im Lappländ. laazhiidam, ich lasse nach. Andere, besonders nördlichere Sprachen und Mund-Arten, verwandeln den Zisch-Laut, ihrer Gewohnheit nach, in ein t, wie das alte Gothische letan bey dem Ulphilas, das Nieders. laten, das Angels. laetan, das Engl. to let, das Schwed. läta, das Dänische lade. Noch weichere Sprachen, stoßen das t oder d gar aus, wie das alte Oberd. laan, das Friesische lehn, das Albanische lin, und in dem Irrländischen ligim löset es sich gar in einen Gaumen-Laut auf. Daß es mit los, laß, dem Nieders. lat, spät, und dem Lat. laxare, genau verwandt ist, ist wohl gewiß; ob sich gleich der erste und ursprüngliche Stamm-Begriff, wegen des hohen Alters und vielfachen Gebrauches, nicht mit Gewißheit angeben lässet. Einige Sprachen und Mund-Arten haben noch ein anderes ähnliches Zeit-Wort, welches der Gegensatz unsers lassen ist,

und verhindern bedeutet; wie das Gothische latjan, das Schwed. lätja, das Angels. laetan, das Isländ. letia, das Niederf. letten. Allein, dieses stammet wohl unmittelbar von dem Niederdeutschen lat, spät, ab.

Mit Lassen zusammengesetzte Zeit-Wörter und davon abstammende Haupt-Wörter, und deren Bedeutung.

Ablassen, welches in seinen mehresten Bedeutungen elliptisch ist, und ein anderes ausgelassenes Zeit-Wort voraussetzt. Es ist aber

1. Ein Activum, und bedeutet alsdann überhaupt, einen Körper seiner natürlichen Bewegung überlassen. Besonders, (a) was zurück gehalten war, gehen lassen. Den Bogen ablassen. Ein Schloß ablassen, d. i. dessen Feder abgehen lassen. Ein Schiff ablassen, es vom Stapel laufen lassen. Einen Teich, einen Fluß ablassen, d. i. das Wasser in demselben fließen lassen; s. Th. I, S. 107. Ein Faß Wein, d. i. den Wein im Fasse, ablassen, abzapfen. (b) Jemanden eine Sache ablassen, d. i. abtreten, sie ihm überlassen. (c) Abschicken, absenden. Einen Brief, ein Schreiben an jemand ablassen. Er hat versprochen, einige Zeilen an mich abzulassen. (d) Den Ofen ablassen, in den Schmelz-Hütten, für aufhören zu schmelzen, ist eine elliptische R. A. welche sich vermuthlich auf die Blasebälge beziehet, welche alsdann eigentlich abgelassen, d. i. abgehänget werden; im Gegensatze des Anlassens. (e) Etwas am Preise ablassen, d. i. eine Verminderung des geforderten Preises bewilligen. Ich kann von den zehn Thalern nichts ablassen. (f) Die Sohlen ablassen, bey den Schustern, bedeutet so viel, als sie am Rande abhängig schneiden, dünner machen.

Vom Ablassen der Milch, s. Th. I. S. 108.

2. Ein

2. Ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben zu sich nimmt, für aufhören etwas zu thun, von einer Sache abstehen. Von der Arbeit ablassen. Vom Bösen ablassen. Von einer Person ablassen, d. i. die Liebe zu ihr fahren lassen. Von einem ablassen, d. i. sowohl ihm seine Hülfe versagen, als auch aufhören ihn zu strafen, kommt in Lutheri Bibel-Uebersetzung zwar oft, außerdem aber fast gar nicht mehr vor. Eben so unangenehm klingen im Hochdeutschen die oberdeutschen R. A. ablassen zu zürnen, zu weinen, zu bauen, u. s. f.

Daher die Ablassung, in allen obigen Bedeutungen, besonders des Activi.

Ablassen, Niederf. aflaten, Dän. aflade, war in der 5ten thätigen Bedeutung ehedem von weiterm Umfange, wie man aus einigen Beyspielen beym Haltaus h. v. sehen kann. Und von dieser Bedeutung kommt vermuthlich auch das Haupt-Wort Ablaß in der kirchlichen Bedeutung vor.

1. Anlassen, welches in seinen meisten Bedeutungen sehr elliptisch ist, und ein anderes Zeit-Wort voraussetzt. Es wird gebraucht:

1. In eigentlicher Bedeutung, für anbehalten lassen. Ich will ihm den Rock immer anlassen. Für anlaufen lassen, d. i. anhetzen; einen Hund anlassen, auf etwas anlassen. Imgl. Das Wasser eines Teiches anlassen, d. i. anlaufen lassen, und dann auch metonymisch, einen Teich anlassen, d. i. mit Wasser anfüllen; s. Th. II, S. 194. Für angehen lassen, d. i. anfangen lassen zu gehen. So bedeutet in den Schmelz-Hütten, die Bälge anlassen, oder nur schlechthin anlassen, so viel als anfangen zu schmelzen, im Gegensatze des Ablassens.

2. In figürlicher Bedeutung. Einen übel anlassen, d. i. ihn mit harten Worten empfangen, ihm einen harten Verweis geben, ihn anfahren. So

zor-

zornig wollen Sie ihn anlassen? Gell. Die Figur in dieser Bedeutung ist etwas dunkel; vielleicht ist sie von dem anlaufen lassen wilder Schweine hergenommen.

Frisch hat von diesem Zeit-Worte das Bey-Wort anlässig, anlässige Worte, d. i. die Streit veranlassen können; allein es muß dieses Bey-Wort entweder veraltet, oder nur in einigen Gegenden üblich seyn.

2. Anlassen, von lassen, scheinen, das Ansehen haben. Es läßt sich zum Kriege an, d. i. es scheint, daß ein Krieg entstehen werde. Es läßt sich zum Frieden an. Wie läßt sich die Sache an? Die Sache läßt sich gut, übel, schlecht, vortrefflich an. Es läßt sich nicht darnach an, d. i. es hat nicht den Anschein dazu. Es läßt sich an, als wenn keine Arzeney mehr helfen wollte. Der Knabe läßt sich gut an, d. i. macht viele Hoffnung.

Auflassen. 1. Aufstehen lassen, doch nur im g. L. Man wollte ihn nicht auflassen.

2. Offen stehen lassen, offen lassen. (1) Eigentlich. Die Thüre, das Fenster auflassen. Das Zimmer, das Haus auflassen, d. i. die Thüre zu demselben.

(2) Figürlich. a) Verlassen, doch nur in den Bergwerken, wo, eine Erzgrube auflassen, so viel bedeutet, als sie verlassen, nicht mehr mit Arbeit belegen. Daher kommt auch das Wort auflässig; die Zeche ist auflässig geworden, d. i. verlassen worden. b) Abtreten, überlassen, sich seines Rechtes an einer Sache begeben. In diesem Verstande war auflassen ehedem von einem sehr häufigen Gebrauche, indem fast eine jede, besonders gerichtliche Abtretung und Ueberlassung einer Sache dadurch ausgedruckt wurde. Ein Gut vor dem Rathe, vor dem Gerichte auflassen. Imgl. in den Lehn-Rechten, einem ein Lehn auflassen, d. i. abtreten, welches

am häufigsten von dem Lehn-Manne, zuweilen aber auch von dem Lehn-Herrn vorkommt, und auch aufgeben und auffenden genannt wurde. Niederf. uplaten, und laten; Schwed. uplåta. Daher der Auflaß-Brief, diejenige Urkunde, worin man einem Andern eine Sache abtritt; das Auflaß-Geld, dasjenige Geld, welches der Verkäufer bey Auflassung eines Lehens dem Lehn-Herrn bezahlt, im Gegensatze der Lehnware, welche der Käufer entrichtet. Indessen ist diese ganze Bedeutung mit allen davon gemachten Zusammensetzungen, heut zu Tage größtentheils veraltet.

Das Haupt-Wort die Auflassung kann in allen obigen Bedeutungen gebraucht werden.

Auslassen, setzt, so wie die meisten mit Lassen zusammengesetzten Zeit-Wörter, ein anderes Zeit-Wort voraus. Es bedeutet aber:

1. Ausschmelzen, oder ausfließen lassen, im g. L. Butter, Fett, Talg auslassen, d. i. ausschmelzen. Ausgelassene Butter.

2. Aus einander lassen. Ein Kleid auslassen, bey den Schneidern, es durch Auftrennung einer eingeschlagenen Naht weiter machen.

3. Ausbleiben lassen, weglassen. Eine Stelle, ein Wort auslassen. Ein ausgelassenes Wort.

4. Ausgehen lassen, von dem Feuer. Den Ofen auslassen, in den Schmelz-Hütten, d. i. aufhören zu arbeiten, Schicht machen.

5. Hinauslassen. a) Eigentlich Einen auslassen, d. i. aus dem Zimmer. Das Vieh auslassen, aus dem Stalle. b) Figürlich, bekannt werden lassen. (1) Einen Befehl auslassen, in Ober-Deutschland, wofür man im Hochdeutschen lieber erlassen sagt. (2) Seine Gedanken über etwas auslassen, d. i. bekannt machen. Imgl. metonymisch, sich über etwas auslassen, d. i. seine Gedanken darüber durch

Worte

Worte an den Tag geben. Er läßt sich hierüber sehr nachdrücklich gegen mich aus. Ob es gleich in dieser Bedeutung absolute im Hochdeutschen nicht mehr gebräuchlich ist. (3) Sich auslassen, sich zeigen, eine im Hochdeutschen seltene Bedeutung. (4) Freyen Lauf lassen, ausbrechen lassen. Seine Empfindlichkeit über etwas auslassen. (5) Gehört auch hierher das Particip. Passiv. ausgelassen, denjenigen sittlichen Zustand zu bezeichnen, da man seine Begierden, besonders den Trieb zur Lustigkeit ohne Einschränkung zu befriedigen sucht. Er ist ganz ausgelassen, d. i. auf eine ausschweifende Art lustig. Ein ausgelassener Mensch.

Daher Ausgelassenheit. 1. Die Fertigkeit ausgelassen zu seyn, oder seinen Begierden den Ausbruch zu lassen. Die Ausgelassenheit dieses Menschen ist groß. 2. Eine ausgelassene Handlung. Sie verüben noch immer viele Ausgelassenheiten. Das Parterre legt sein Mißvergnügen gern durch allerley Ausgelassenheiten an den Tag.

So auch die Auslassung, in allen eigentlichen Bedeutungen des Zeit-Wortes.

Die Figur in dieser lezten Bedeutung scheint von dem jungen Viehe hergenommen zu seyn, welches seine Freude auf eine ausschweifende Art an den Tag legt, wenn es aus den Ställen gelassen wird.

Belassen, ist nur im Oberdeutschen für bewenden lassen, üblich. Ich habe es dabey belassen, d. i. gelassen. Wie er nicht gemeint sey, von seiner Erklärung abzugehen, sondern es vollkommen dabey belasse. Bey dem Ottfried bedeutet bilazzen so viel als erlassen.

Beylassen, siehe Zulassen.

Durchlassen, durchgehen lassen, durchlaufen lassen, durchfließen lassen. 1. So fern lassen bloß verstatten bedeutet. Das Thor war verschlossen, und

man wollte uns nicht durchlassen. Hier wird niemand durchgelassen. Leder läßt keine Feuchtigkeit durch, d. i. durchfließen. 2. So fern lassen eine mehrere Thätigkeit mit einschließt. Erze durchlassen, in den Schmelz-Hütten, sie durch den Ofen gehen lassen, d. i. sie ausschmelzen. Auf ähnliche Art sagt schon Opitz:

Vor alles Gold, so fein und durchgelassen,
Ps. 119, 64.

obgleich dieses Zeit-Wort von dem Golde nicht gebräuchlich ist. Getreide, Sand durchlassen, es durch ein schräge stehendes Sieb (durch den Durchlaß, s. Th. IX, S. 746), werfen, um es zu reinigen. Silber-Zaine durchlassen, in den Münzen, sie in dem Durchlaß dünner walzen. So auch die Durchlassung.

Einlassen, s. im X Th. S. 353, f.

Entlassen, s. im XI Th. S. 74.

Erlassen. 1. Ergehen lassen. Ein Schreiben erlassen, für ablassen. Einen Befehl erlassen, im g. L. auslassen, ausgehen lassen. Ein erlassener Befehl.

2. Nachlassen, von einer Verbindlichkeit befreyen, entweder mit der vierten Endung der Person und der zweyten der Sache, besonders im Oberdeutschen. Jemanden seines Eides erlassen. Erlassen Sie mich dieser Pflicht. Oder auch, und zwar am häufigsten, mit der dritten Endung der Person und der vierten der Sache. Einem den Eid, eine Pflicht erlassen. Die Frohndienste sind ihnen erlassen worden. Den Unterthanen die rückständigen Steuern erlassen. Einem Freveler die Strafe erlassen. Besonders von der Bezahlung einer Schuld frey sprechen. Dem Schuldner seine Schuld erlassen, sie ihm schenken. Er hat ihm die ganze Schuld erlassen. Imgl. von der Verbindlichkeit eines Amtes befreyen, entlassen, mit der vierten Endung der Person und der zweyten

der

der Sache. Einen Beamten erlassen, ihn seines Dienstes erlassen; wofür doch entlassen üblicher ist. Um seine Erlassung bitten. Seine Erlassung bekommen.

3. Von einer verwirkten Strafe befreyen, für vergeben, in der biblischen Schreib-Art. Deine Sünden sind dir erlassen.

So auch die Erlassung in allen obigen Bedeutungen.

Erlaßlich, erläßlich; siehe Läßlich.

Herab lassen. Etwas mit Stricken herab lassen, wenn der Redende unten ist, hinab, wenn er oben ist. Imgl. figürlich, sich zu jemanden herab lassen, von Personen höhern Standes, wenn sie sich mit Geringern in eine Art von Gleichheit setzen. Sich zu den ärmsten Personen herab lassen. Nach einer noch weitern Figur, sich nach ihren Einsichten, nach ihren Fähigkeiten bequemen. Sich zu dem Gesichtskreise, zu den Fähigkeiten des großen Haufens herab lassen. Sich zu den Schwachheiten anderer herab lassen.

Hier sollte billig hinab stehen; allein herab hat schon die Zeit-Dauer und eine allgemeine Gewohnheit für sich; man müßte denn behaupten, daß in diesen figürlichen Arten des Ausdruckes, die Richtung der Bewegung in Absicht auf den Redenden, in keine Betrachtung komme. Für die im gem. Leben übliche R. A. etwas von dem Preise herab lassen, sagt man richtiger und gewöhnlicher, ablassen.

Daher die Herablassung, die Handlung des Herablassens. Die Herablassung eines Steines, wenn solches vermittelst der Seile von einem höhern Orte geschieht. Am häufigsten im figürlichen Verstande, die Bequemung nach anderer geringerm Stande, oder schwächern Einsichten. Mit der größten Herablassung zu seinen Bedienten reden. Die Her-

ablassung zu anderer Schwachheiten, Fähigkeiten und Einsichten.

Heraus lassen. Jemanden heraus lassen, aus einem Ort nach sich zu.

Herlassen, zu der redenden Person lassen; im Gegensatze des hinlassen. Man wollte ihn nicht herlassen.

Hinlassen, an einen entfernten Ort lassen; im Gegensatze des herlassen. Man wollte mich nicht hinlassen.

Hinterlassen, s. im XXXIII Th., S. 574, f.

Nachlassen, ist in doppelter Gestalt üblich.

I. Als ein Activum.

1. So fern nach so viel als hinter bedeutet, hinter sich lassen, zurück lassen.

(1) Eigentlich, wo es hauptsächlich von Personen und Sachen gebraucht wird, welche man nach dem Tode in der Welt zurück läßt; im Oberd. hinterlassen. Er hat nicht viel Vermögen nachgelassen. Die nachgelassenen Freunde. Siehe Nachlaß.

(2) Figürlich, für unterlassen, nicht thun, nicht beobachten. Wir haben ihnen auch Geld gethan und Getreide, den Wucher aber haben wir nachgelassen, Nehem. 5, 10. Im Hochdeutschen ist diese Bedeutung fremd, wenigstens ungewöhnlich. Noch ungebräuchlicher aber ist die Bedeutung des Aufhebens, in welcher es Richt. 2, 1. vorkommt: ich wollte meinen Bund mit euch nicht nachlassen ewiglich.

2. So fern nach eine Zeit-Folge und Ordnung bedeutet, ist nachlassen in den Salzwerken so viel als nachfüllen. Die Salz-Pfannen werden nachgelassen, wenn die Sohle eingekocht ist, und frische nachgegossen wird.

3. So

3. So fern nach von der Richtung gebraucht wird, seiner natürlichen Richtung folgen lassen, die Spannung, den Widerstand vermindern.

(1) Eigentlich. So läßt man ein Seil, einen Strick, einen Faden nach, wenn man ihn nicht mehr so fest hält, sondern ihn einem Theile nach, oder ein wenig gehen lässet, wofür auch nachgeben üblich ist. Die Hunde nachlassen, bey den Jägern, sie auf eine Fährte anlassen, sie der Fährte nachgehen lassen. Eine Schraube nachlassen, sie locker schrauben. Wo es auch absolute als ein Neutrum gebraucht wird.

(2) Figürlich. a) Einem etwas nachlassen, es ihm zulassen, verstatten. Ich habe ihm schon vieles nachgelassen, verstattet. b) Einem Theile nach fahren lassen, seine Ansprüche, seinen Widerstand vermindern. Er hat von den geforderten 50 Rthlr. zehen nachgelassen. An dem Preise, von dem Preise etwas nachlassen. Ich kann nichts nachlassen, an dem Preise. Es ist ihm nichts an der Strafe nachgelassen worden. So auch in Ansehung anderer Ansprüche oder Gerechtsamen. Imgl. seinen Widerstand vermindern, wo es gemeiniglich absolute gebraucht wird, wie nachgeben. Er läßt schon nach, widersetzt sich nicht mehr so heftig. Nachlassen stillet groß Unglück, Pred. 10, 4.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, der Heftigkeit, der Intension nach vermindert werden; eine Fortsetzung der vorigen Bedeutung. Die Kälte, die Hitze, die Krankheit läßt nach. Die Schmerzen wollen noch nicht nachlassen. Sein Zorn hat nachgelassen. Seine Hitze hat bald nachgelassen. Ich merke schon, daß ihr Eigensinn nachläßt. In den Salz-Hütten lässet das Salz nach, wenn es sich setzt.

Daher die Nachlassung, welches doch nur in der Bedeutung des Activi üblich ist.

Der Nachlaß, dasjenige, was nachgelassen wird, besonders was ein Verstorbener sowohl an beweglichen als unbeweglichen Vermögen nach- oder zurück lässet; die Verlassenschaft, im Oberdeutschen die Nachlassenschaft, ehedem auch das Gelaß, bey dem Winsbeck Geleſſe, bey dem Notker Gelazze, Niederſ. Nalaat. Den Nachlaß unter sich theilen.

Niederlassen, niedergehen oder niedersinken machen, von oben herab lassen. Den Vorhang niederlassen. Die Klappe eines Tisches niederlassen. Jemanden an einem Seile von einem Thurme niederlassen. Die Segel niederlassen. Imgl. als ein Reciprocum. Sich niederlassen. Sich von einem Thurme niederlassen, vermittelſt eines Seiles. Die Vögel lassen sich nieder, wenn sie nach und nach aus der Luft nach der Erdfläche zu kommen. In engerer Bedeutung ist sich niederlaſſen ein anständiger Ausdruck für das gemeinere sich ſetzen. Figürlich bedeutet sich an einem Orte niederlassen, seinen Aufenthalt, seine Wohnung daſelbſt nehmen. Sich häuslich an einem Orte niederlassen.

So auch die Niederlassung. Schon bey dem Ottfried nitharlazan.

Ueberlassen. 1. Ueberlassen, (der Ton auf über), ich lasse über, über gelassen, über zu lassen.

(1) Für übrig lassen, eine im Hochdeutschen in der edeln Schreib-Art veraltete Bedeutung. Und ſollt nichts davon überlassen, 2 Moſ. 12, 10. Es ſoll nichts übergelaſſen werden, bis an den Morgen, 3 Moſ. 7, 15. Und in andern Stellen mehr. Da es hier ein wahres Neben-Wort ist, so schreibt man es auch, so wie in den übrigen Fällen, wo es für übrig ſteht, richtiger getheilt, über lassen. Im gem. Leben einiger Gegenden ist der Ueberlaß, dasjenige, was man übrig läßt, was übrig bleibt. (2) Für hinüber oder herüber lassen, auch nur im gem. L.

Man

Man wollte uns nicht überlassen, über den Fluß. Auch hier wird es als ein Neben-Wort besser getheilt geschrieben, und alsdann machen auch die Wörter, wo über für übrig, oder auch für hinüber und herüber steht, keine Ausnahme von der Regel, daß, wenn die mit über zusammen gesetzten Zeit-Wörter Activa sind, der Ton auf dem Zeit-Worte liegt.

2. Ueberlassen (der Ton auf lassen), ich überlasse, überlassen, zu überlassen, mit der vierten Endung der Sache und der dritten der Person.

(1) Durch einen Kauf oder Tausch in den Besitz eines andern kommen. Ueberlassen Sie mir Ihren Garten, verkaufen Sie ihn mir. Er hat mir sein Pferd überlassen, verkauft oder vertauscht. (2) In weiterer Bedeutung, den Besitz, den Willen, die Leitung eines andern, in Rücksicht auf ein anderes Ding nicht hindern. Eine Armee überläßt ein Land, eine Stadt dem Feinde, wenn sie sich zurück zieht, und ihn dieselbe ohne Hinderniß in Besitz nehmen lässet. Sich einer Leidenschaft, sich dem Grame, der Freude u. s. f. überlassen, sich ohne Widerstand von ihr beherrschen lassen. Ueberlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Herzens. Ueberlaß mich meinem Schicksale. Ich überlasse mich Ihnen ganz, Ihrer Leitung, Ihrem Rathe. Ueberlassen Sie das mir, zu thun, zu verrichten, dafür zu sorgen.

Daher die Ueberlassung, besonders für Verkauf oder Abtritt des Besitzes. Die Ueberlassung eines Gutes.

Unterlassen, etwas nicht thun, welches zu thun man einige Bestimmung hatte. Mit dem Infinitiv der Zeit-Wörter und dem Wörtchen zu. Warum hast du unterlassen, mir Nachricht davon zu geben? Ich habe nicht unterlassen wollen, Ihnen zu schreiben. Imgl. mit dem Infinitiv als ein Haupt-Wort.

Unterlasse das Trinken, das Spielen; wo im g. L. oft das einfache lassen übrig ist. Sehr häufig auch mit dem Reciproco es. Ich konnte es unmöglich unterlassen. Warum hast du es unterlassen, mir Nachricht davon zu geben? Wir hatten beschloßen zu verreisen, allein wir unterließen es. Von andern Haupt-Wörtern auser den Infinitivis lassen sich gemeiniglich nur diejenigen mit unterlassen ausdrücken, welche in dem Gegensatze mit thun ausgedrückt werden können. So sagt man seine Pflicht, seine Schuldigkeit, sein Gebet, eine Handlung, eine Sünde, ein Verbrechen unterlassen, weil man sagt, seine Pflicht, seine Schuldigkeit u. s. f. thun. Einige Fälle machen auch hier Ausnahmen; eine Gewohnheit, einen Gebrauch, das Gebet unterlassen, ob man gleich nicht gern mehr sagt, eine Gewohnheit, einen Gebrauch, das Gebet thun. Allein Gottes Bund unterlassen, 1 Mos. 17, 14. Gottes Wort unterlassen, Apostg. 6, 2. Eine Gelegenheit, einen Tag unterlassen, für vorbey lassen, u. s. f. sind zu harte Ellipsen, als daß sie sich vertheidigen ließen.

Daher die Unterlassung, der Zustand, da man etwas nicht thut, welches zu thun man einige Bestimmung hat. Die Unterlassung des Schreibens, einer Pflicht, des Gebetes, u. s. f. Daher die Unterlassungs-Sünde, die strafbare Unterlassung einer befohlnen Handlung, die Uebertretung eines Forderungs-Gesetzes; im Gegensatze der Begehungs-Sünde, die Uebertretung eines Verbothes.

Verlassen, ist in einer doppelten Haupt-Bedeutung üblich.

1. Hinter sich lassen, zurück lassen, daß ver vornehmlich eine intensive Kraft hat, indem das einfache lassen ehedem häufig in diesem Verstande gebraucht wurde, und zum Theil noch gebraucht wird.

(1) Ei-

(1) Eigentlich; wo es nur noch in einigen einzelen Fällen gebraucht wird, welche überdies größtentheils nur im gem. Leben üblich sind.

a. Man verläßet etwas, wenn man es bey seinem Tode auf der Welt zurück läßt, wofür doch hinterlassen edler und üblicher ist. Er verließ drey Söhne und vier Töchter. Er hat kaum so viel verlassen, daß er begraben werden konnte. Ein großes Vermögen verlassen. Einen guten Nahmen, zwey Häuser, u. s. f. verlassen. Siehe auch weiter unten Verlassenschaft.

b. Das Eigenthum eines Dinges für Geld abtreten, nur noch hin und wieder im gem. Leben, für die üblichern ablassen und überlassen. Einem etwas verlassen. Das ist nicht zu verlassen, abzulassen. Im Niederf. bedeutet es auch, den Besitz eines unbeweglichen Gutes bestätigen.

c. Als Abrede, als einen Befehl zurück lassen, auch am häufigsten im g. L. Wir haben es so verlassen, bey unserm Abschiede verabredet. Du weißt, wie wirs mit deinem Vater verlassen haben, Tob. 11, 2. Ich habe es zu Hause verlassen, befohlen. Siehe weiter unten Verlaß.

(2) In weiterer Bedeutung, seine körperliche Gegenwart einem Dinge entziehen, als ein allgemeiner Ausdruck, der die nähere Art und Weise unbestimmt läßt.

a. Eigentlich. Man verläßt einen Ort, wenn man sich von demselben entfernt, es geschehe nun auf kurze Zeit, oder auf immer. Wir verließen Berlin gestern morgen um acht Uhr, reiseten von Berlin ab Am Abend, wenn die Sonne den Horizont verläßt. Man verläßt eine Person, wenn man von ihr weggeht, sich von ihr dem Orte nach entfernet. Er verließ uns sehr unwillig, ging voller Unwillen weg, aber auch, er ging von uns weg, da wir sehr un-

unwillig waren; welche Zweydeutigkeit in allen ähnlichen Ausdrücken herrscht, z. B. ich verließ sie weinend. Ein Haus verlassen, sowohl aus demselben weggehen, als auch aus demselben ausziehen. Die Welt verlassen, sterben. Da verließ ihn (Jesum) der Teufel, Matth. 4, 11. Jesus verließ die Stadt Nazareth, V. 13.

b. Figürlich in verschiedenen engern Bedeutungen, und mit allerley Neben-Begriffen.

α) Einem Dinge seine Gemeinschaft, seinen Einfluß entziehen, auch als ein allgemeines Wort, daher es in manchen Fällen auch hier wieder besondere Neben-Begriffe bekommt. Ein Mann wird seinen Vater und Mutter verlassen, 1 Mos. 2, 24. Wer verläßet Vater und Mutter um meinetwillen, Matth. 19, 29. Eine Geliebte verlassen, ihr die ihr gewidmete Liebe und Treue entziehen. Ein entlaufener Mann verläßt seine Frau. Der Hirt verläßt die Heerde, wenn er ihr mit seiner Gegenwart zugleich die schuldige Aufsicht entzieht. Das Gesicht verläßt uns, wenn wir schwache Augen bekommen. Das Fieber hat ihn verlassen. Den Feldbau verlassen, und sich der Handlung widmen.

Dahin denn auch die biblischen Ausdrücke gehören, Gott verlassen, Gottes Geboth, die Wahrheit verlassen, den Rath der Aeltesten verlassen, die Furcht des Herrn, die heidnische Weise u. s. f. verlassen, von welchen manche auch ausser der biblischen Schreib-Art üblich sind. Den Weg der Tugend verlassen.

β) Mit Entziehung der persönlichen Gegenwart auch den Besitz eines Dinges aufgeben. Die Land-Leute haben ihre Güter verlassen. Ein verlassenes Haus. Die Fischer verließen ihre Netze, Matthäi 4, 20. Haus und Hof verlassen und davon gehen.

γ) Hülf-

γ) Hülflos lassen, einem Dinge seine Hülfe, seinen Beystand entziehen. Von Gott verlassen seyn. Der Herr verläßt seine Heiligen nicht, Ps. 37, 28. Jemanden im Alter, in einer Krankheit verlassen. Eine verlassene Waise. Man soll dich nicht mehr die Verlassene heissen, Es. 62, 4. Von aller Hülfe verlassen seyn.

2. Sich auf etwas verlassen, als ein Reciprocum, Hülfe, Beystand mit Zuversicht von demselben erwarten. Sich auf Gott, auf seinen Reichthum, auf seine Macht, auf seine Gelehrsamkeit, u. s. f. verlassen. Ich verlasse mich in diesem Stücke auf dich. Er verläßt sich auf das Lügen. Man kann sich nicht auf ihn verlassen. Ich verlasse mich auf niemanden. Sich auf sein Recht verlassen.

In weiterer Bedeutung ist, sich auf etwas verlassen, mit Zuversicht Wahrheit von demselben erwarten. Sich auf Träume verlassen, zuversichtlich hoffen, daß sie in Erfüllung gehen werden. Man kann sich auf ihn, auf sein Wort, auf sein Versprechen nicht verlassen; im g. L. auch, es ist sich nicht darauf zu verlassen. Ich verlasse mich darauf, hoffe zuversichtlich, daß es gewiß geschehen werde. Im Oberdeutschen ist daher verlässig und verläßlich, worauf man sich verlassen kann. Siehe Zuverlässig.

Die Haupt-Wörter das Verlassen und die Verlassung werden nur in den weitern Bedeutungen des Activi gebraucht. Die bösliche Verlassung seines Ehegatten.

Dieses alte Zeit-Wort lautet schon bey dem Kero, Ottfried, u. s. f. farlazzan, firlazzan, bey dem Ulphilas fraletan, im Schwed. färlata, im Nieders. verlaten. Ehedem bedeutete es auch theils zerlassen, d. i. schmelzen, theils erlauben, permittere, theils auch erlassen. In der zweyten Haupt-Bedeutung scheint es eigentlich sich auf etwas steiffen oder stützen, bedeutet zu haben, so

daß

daß ver auch hier eine Intension bezeichnet. Wenigstens braucht Opitz das einfache lassen noch mehrmahls in diesem Verstande.

Gott schützet mich, auf den ich mich darf lassen.

Indessen steht es dahin, ob verlassen in dieser Bedeutung nicht vielmehr von lassen, scheinen, ehedem auch sehen, abstammet, indem man in ähnlichem Verstande sagt, sich eines Dinges versehen. Das Schwed. förlita, sich auf etwas verlassen, stammet gleichfalls von lita, sehen, ab.

Der Verlaß, von dem vorhergehenden Zeit-Worte, aber nur in einigen Bedeutungen, und auch hier nur im gem. Leben, besonders einiger Gegenden. 1. Der Nachlaß, die Verlassenschaft, was man nach seinem Tode verläßt, nachläßt, oder hinterläßt, nur in einigen Gegenden. 2. Die angenommene oder getroffene Abrede, zuweilen auch wohl ein Vertrag. Dem Verlasse nach. Verlaß nehmen, Abrede. Das war nicht unser Verlaß. Der Raths-Verlaß ist in Nurnberg ein Raths-Schluß. Im Nieders. Verlaat, wo es aber auch Zuverläßigkeit, Vertrauen, Raum, u. s. f. bedeutet.

Die Verlassenschaft, von der ersten Bedeutung des Zeit-Wortes verlassen, was man bey seinem Tode an zeitlichen Gütern verläßt oder hinterläßt; die Hinterlassenschaft, der Nachlaß, im Oberdeutschen das Verlaßthum, in Rücksicht dessen, der sie thut, die Erbschaft.

Vorlassen. 1. Voran oder vorwärts lassen. Jemanden vorlassen. 2. In Jemandes Gegenwart lassen. Er suchte Audienz, man ließ ihn aber nicht vor. Die Parteyen vorlassen, vor Gericht, vor den Richter. Zur Unterredung vorgelassen werden. In beyden Fällen nur in der vertraulichen Sprech-Art. So auch die Vorlassung.

Daher der Vorlaß, von dem vorhergehenden Zeit-Worte, die Handlung des Vorlassens, und das-

jen-

jenige, was vorgelassen wird, doch nur in einigen einzelen Fällen. 1. Die Handlung des Vorlassens. So sagt man in der Jägerey: einem Hühner-Hunde den Vorlaß geben, wenn man denselben mit einem lebendigen Feld-Huhne an einer Leine in einem Zimmer oder Garten abrichtet. 2. Dasjenige, was vorgelassen wird. In der Jägerey wird der Büschel Federn, mit welchem der Falke, wenn er nicht gefangen hat, zurück gelocket wird, das Federspiel, auch der Vorlaß genannt: gemeiniglich lautet dieses Wort Vorloß; s. im XII Th., S. 146. Bey dem Keltern des Weines, auch bey dem Destillieren des Branntweins, wird dasjenige, was zuerst ausläuft oder übergeht, der Vorlaß, bey andern der Vorlauf, und bey dem Branntwein der Vorsprung genannt.

Weglassen. 1. Von sich lassen, sich entfernen lassen. Einen Freund nicht weglassen wollen. 2. In eines andern Besitz kommen lassen. Bey dem Verkaufe einer Sache, dieselbe nicht weglassen. 3. Nicht berühren, nicht erwähnen, auslassen. Im Schreiben eine Stelle weglassen, auslassen. Nichts weglassen, was zur Sache gehört. Daher das Weglassen, und in der lezten Bedeutung auch die Weglassung.

Zerlassen, zerfließen lassen, d. i. schmelzen. Wachs, Talg, Bley ꝛc. zerlassen, flüssig machen. Schon im Notker zelazen.

Zulassen. 1. Verschlossen lassen. Eine Büchse zulassen, sie nicht öffnen. 2. Sich nahen lassen, den Zugang verstatten. Jemanden in das Schlaf-Zimmer zulassen. In der Land-Wirthschaft läßt man den Ochsen, das Pferd ꝛc. zu, wenn man sie sich begatten läßt, welches auch beylassen genannt wird. 3. Nicht hindern, was man hindern könnte. Gott läßt manches Böse in der Welt zu. Daher der zu-

lassende Wille Gottes. Das läßt ihm nicht zu, an etwas anders zu denken. So auch die Zulassung.

Lassi, oder *Lazzi*, bey den alten Deutschen; siehe im XLI Th., S. 364.

Läßig, ein Fluß im landshutischen Kreise in Nieder-Schlesien; s. Th. LXIV, S. 261.

Läßig, ein Bey- und Neben-Wort, läßiger, läßigste, von dem Bey- und Neben-Worte laß (siehe oben, S. 126), Laßheit empfindend, sowohl körperliche Trägheit und Müdigkeit, als auch Mangel des gebührenden Eifers habend und zeigend, und darin gegründet. Läßige Hände macht arm, aber der Fleißigen Hand macht reich, Sprichw. 10, 4. Richtet wieder auf die läßigen Hände und die müden Knie, Ebr. 12, 12. Faulheit bringt Schlafen, und eine läßige Seele wird Hunger leiden, Sprichw. 19, 15. Des Herren Werk läßig thun. Jerem. 48, 10.

Im Nieders. ist läsig, und im Engl. lazy, faul, d. i. eine lasterhafte Abneigung vor der Bewegung und pflichtmäßigen Arbeit habend. In dem gemeinen Sprach-Gebrauche der Hochdeutschen ist läßig eben so ungewöhnlich geworden, als laß. Man braucht es noch am häufigsten in der anständigern Schreib-Art für das härtere und niedrigere faul.

Läßigkeit. 1. Die Neigung zur Laßheit, die Fertigkeit läßig zu seyn; zum Unterschiede von der Laßheit, dem Zustande. 2. Zuweilen auch die Laßheit selbst.

Laßiren, ein Kunst-Wort der Mahler, welches vielleicht aus dem übel verstandenen französ. Worte glacer entstanden ist, und glaßiren oder glasiren (wie ich auch unter diesem Art. bereits im XVIII Th. S. 771, f. etwas davon erwähnt habe), heißen sollte; beyde bedeuten: eine Farbe mit einer andern durchsichtigen Farbe bedecken. Indem die untere Farbe durch die darüber liegende durchscheint, entsteht aus beyder Vereinigung eine dritte Farbe, die oft schöner und allemahl saftiger ist, als sie seyn würde, wenn beyde

schon

schon auf der Palette unter einander gemischt worden wären. Wenn man die Purpur-Farbe mit Himmelblau laßirt, so bekommt man ein schöneres Violet, als durch die Mischung der Farbe entstanden wäre. Dieses ist also der Grund, warum die Mahler bisweilen laßiren. Die untere Farbe muß stark und durchdringend, die obere, womit laßirt wird, schwach seyn, und nicht decken; daher man zum Laßiren nur solche Farben brauchen kann, die nicht körperlich genug sind, um für sich zu stehen.

Das Laßiren thut eine doppelte Wirkung. Die eigenthümlichen Farben werden dadurch schöner und saftiger, daher es vorzüglich bey seidenen Gewändern gebraucht wird; und dann kann es auch dienen, ganzen Massen eine vollkommenere Harmonie zu geben. Man findet, daß einige Künstler, um dieses zu erreichen, ihre Haupt-Partien schon so angelegt haben, daß sie dieselben ganz mit einer sehr dünnen Farbe überlaßiren konnten. Es ist allemahl nothwendig, daß der Mahler schon beym Anlegen auf das Laßiren denke, um kräftige und starke Farben unterzulegen.

In folgendem interessanten Aufsatz vom Laßiren an Gemählden, von F . . . l (*) werden zwey Firnisse zur Laßur, oder zum durchsichtigen Uebermahlen vorgeschrieben, um in einem Gemählde die Wahrheit der Entfernungen, und den Reiz des Colorits, wie die niederländische Schule, herauszubringen.

„Nimm gleiches Gewicht des besten ausgesuchten Mastix, und Sacharum Saturni; z. B. zu 1 Loth Mastix auch 1 Loth Sach. Sat.; laß den Mastix ganz in Körnchen, ohne ihn zu zerstoßen; nimm ein sauberes, irdenes, neues Geschirr, größer als die Quantität Oels nöthig hat, um, wenn

(*) Im deutschen Museum, 2 St. v. J. 1784, S. 182 fgg. Meusel's Miscellan. artist. Inhalts, 20 Heft, S. 97, fgg. und Wiegleb's Magie, 6 Th. S. 330, fgg.

wenn du es brauchst, mehrern Zusatz machen zu können. Setze dieses Geschirr über ein ganz gelindes Kohlfeuer, das du mittelst Zuthuung neuer Kohlen immer in gleicher Hitze zu erhalten suchest. Schütte in dieses Gefäß eine nach dem genommenen Gewicht des Mastix und des Sach. Sat. oder Bley-Zuckers nöthige Portion des besten Magsamen-Oels, so daß du glauben kannst, es sey genug, um sich darin aufzulösen. Laß dieses Oel bey einem gelinden und gleichen Feuer warm werden, und wirf dann nach und nach deinen Mastix hinein, rühre immer mit einer saubern hölzernen Spatel die Portion so lange im warmen Oel herum, bis sie zergangen, ehe du wieder frischen Mastix hinein wirfst. Ist dann dein Mastix ganz aufgelöset, so rühre auf die nähmliche Art und mit der nähmlichen Sorgfalt den Bley-Zucker nach und nach auch hinein. Auf das Feuer muß die größte Sorge gewendet werden, damit es nicht zu hitzig, und dadurch der Firniß braun wird. Ist alles wohl aufgelöset und mit dem Oele vereinigt, so tröpfle man etwas davon auf einen zinnernen Teller, wo es sogleich erkaltet, und man sehen kann, ob diese Masse zu dick oder zu dünn sey. Beyden muß nach Verlangen auf dem Feuer, wo die Masse noch warm ist, mittelst Beyschütten mehrern Oels, oder Zugebung mehrern Mastix und Bley-Zuckers abgeholfen werden. Wenn dieser Firniß recht seyn soll, muß er einer Pomade gleichen. Schütte dann diesen Firniß in eine Schüssel saubern kalten Wassers, laß ihn 10 bis 12 Stunden zugedeckt stehen. Nimm solchen dann heraus, und rühre ihn nach und nach auf einem saubern Reibstein recht und wohl unter einander, so erhältst du den Laßir-Firniß in einer schönen weißen Pomade, welche sich so gut wie andere Oel-Farben in einer Schweins-Blase aufbewahren läßt. Mach dir auf gleiche Art und mit der nähmlichen Vorsicht einen solchen Firniß, worin der Mastix ausbleibt, nähmlich von purem, mit Magsamen-Oel auf dem Feuer aufgelöseten Bley-Zucker. Mittelst eines Zusatzes davon ist es dir möglich, dein Gemählde geschwinder, ja so geschwind, als du willst, trocken zu machen. Wirf dann das trübe, klebrichte, braune, aus Oel, Umbra, Mennig und Silberglette, gekochte, sogenannte trockne Oel, oder den Oel-Firniß hinweg, und brauche dieses davor. Du hast nicht nöthig, falls du nicht willst, diesen lez-

lezten Firniß bey dem andern zu gebrauchen. Jener trocknet auch ohne diesen sehr bald, allein bey gewissen Farben, oder der Luft oder Nothwendigkeit, geschwinder sein Gemählde zu vollenden, ist er ganz vortrefflich.

Mit diesen zwey Firnissen kann man mahlen, wie man sonst ohne sie mit Oel-Farben mahlt; aber zur Laßur, oder zum durchsichtigen Uebermahlen, oder um in einem Gemählde die Wahrheit der Entfernungen und den Reiz des Colorits, wie die Venezianer und Flamänder, herauszubringen, ist der erste unentbehrlich, und der beste, so mir bekannt geworden ist. Ich setze meine Bemerkungen über die Art, ihn zu gebrauchen, hier auf, nicht um zu lehren, sondern andern Künstlern, die davon nichts wissen, eine Entdeckung mitzutheilen, welche sie, wie mich, mit Vergnügen bey ihrer Arbeit belohnen wird, und, nach ihren mehreren Fähigkeiten, auch mehr, wie mich in Stand setzen wird, ihre Producte den besten Sachen, der Ausübung und dem Reiz und der Harmonie nach, gleich zu machen. Mische statt des bekannten Oel-Firnisses von dem zweyten Firniß aus Magsamen-Oel und Bley-Zucker gekocht, nach Nothdurft unter deine Oel-Farben; damit kannst du, wie ich gesagt, dein Gemählde so geschwind trocken machen, als du Verlangen hast. Du darfst nur unter jede Farbe mehr oder weniger nehmen, um das zu bewirken. Mahle auf diese Art dein Bild fertig, nähmlich so viel du mittelst richtiger bestimmter Darstellung der Körper und ihrer Umrisse, aus welchen dein Gemählde zusammengesetzt ist, nur kannst. Laß dich wegen der Haltung, und des sanften verblassenen Uebergangs in Licht und Schatten, oder von einer Partie zur andern, dabey nicht irre machen; sondern bloß der Ausdruck aufs möglichste, von einer nach Größe deines Gemähldes genommenen Distanz wirkend, sey dabey dein Haupt-Studium. Laß dich auch bey dieser ersten Mahlerey von der Lust, es auszuführen, nicht verführen, sondern wie gesagt, bloß allein Ausdruck, der kraftvollste Ausdruck des Bilds, so in deiner Seelen lebte, sey deiner Bemühung und deines Pinsels Bestrebung. Wenn nun dein Gemählde auf diese Art gemahlt, und auf eine weite Distanz, wie ein fertiges Gemählde in der Nähe, wirkend ausgeführt ist, so nimm den ersten Firniß, worunter der Mastix ist, zum Gebrauch auf deine Palette. Es

ist gewiß, daß alles, was wir auf dieser großen bewegenden Erde mit so viel Lust und Reiz betrachten, durch Licht und Schatten, und durch den mehr oder wenigern Raum der Luft, die zwischen uns und diesen Objecten schwebet. hervorgebracht wird. Der Mann, der 20 Schritte von mir steht, und meine, nähmliche Kleidung von schwarzer Farbe trägt, ändert nichts an Form oder Farbe; der Zwischenraum angefüllt mit Luft, macht seinen schwarzen Rock grauerscheinend, ohne daß nur die geringste Aenderung mit der Farbe seines Tuches oder Gesichts vorginge. Stell dich auf einen Platz, wo die Sonne dich bescheint, wie glänzend, wie warm, wie glühend ist dein gesundes Fleisch! Geh aus der Sonne unter einem Baum, oder hinter ein Gebäude in den Schatten, fort ist der durchsichtige Glanz und der schimmernde glühende Reiz, den die Sonne über dich zog, und doch bist du der nähmliche Mann, nichts gieng in dir, sondern alles über dir vor. Wem wirds nun einfallen zu glauben, daß man durch Zusatz einer andern Farbe in der mahlenden Farbe diese Wirkung hervorbringen könne? Ist es nicht natürlicher, der Zuschauer mit dem nähmlichen Zauber auf einem Gemählde, so viel wir nähmlich der Frau Mutter Natur nachkommen können, zu täuschen, womit uns diese liebe Mutter so reizend täuscht? Ich nahm aus der Ursache Citronen, um wegen der Gleichheit der Gestale und Farbe alle Beschwerniß aufzuhäufen; andere Körper von Früchten leisten vielleicht das nähmliche. Um mich, so viel ich kann, verständlich zu machen, will ich annehmen, ein Mahler wolle auf einem Tische 6 oder 12 Citronen, in einer freyen Luft hinter einander liegend mahlen. Um es wegen der Wahrheit der Darstellung noch beschwerlicher zu machen, so soll ihm nicht einmahl erlaubt seyn, zum Reiz der Gruppirung, oder einfallende Schatten zwischen den Lichtern gestreut zu Hülfe zu nehmen; nein, alle sollen gleich an Farbe hinter einander prospektivisch auf dem Tisch in freyer Luft liegend, dargestellt werden. Ich würde um meine Luft, den Tisch, und die Citronen, jedes mit 3 Degradationen gemischter nöthiger Farbe so rund, und so kraftvoll ausmahlen, als ich nur könnte, und die erstere Citrone mit purem Weiß, und die abstechende mit diesem Weiß immer weniger unter die gelbe Lichtfarbe der Citronen gemischt, aufhöhen, und auf eine Kraft zu bringen

gen

gen suchen, daß das Gemählde wegen der Wahrheit nach 6 oder mehr Schritten, nach seiner Größe genommen, täuschte. So würde ich den Tisch und so die Luft wegen der Verschiebung bearbeiten, und dies alles mittelst Zusatz meines ersten Firnisses von Bley-Zucker und Magsamen-Oel.

Wann es nun trocken wäre, so nähme ich den andern Firniß, und mischte davon unter meine Lichtfarbe der Luft, welche ich hernach mit Zusatz von Magsamen-Oel so verdünnte, daß, indem ich damit über den ganzen Raum meiner Luft hinführe, der durchsichtige Dunstkreis des Aethers über der ersten gemahlten Farbe schweben würde. Diesen nähmlichen Dunstkreis würde ich über 3 der hintersten Citronen und über eben so viel Platz von dem Tisch, als zum Liegen der 3 Citronen nöthig ist, auf gleiche Art ziehen, und so den Standpunct dieser Körper bestimmen. Den andern Tag würde ich die nähmliche Farbe, aber dünner, d. i. weniger Farbe, und mehr Firniß und Oel, wieder über den ganzen schon laßirten Theil des Gemähldes ziehen, und 2 oder 3 Citronen, die nächsten an dem laßirten, mit überfahren, und auch wieder so viel von dem Tisch, worauf solche liegen. Also hätten die 3 leztern Citronen, der Platz auf dem Tisch, den sie einnehmen, und die Luft, worunter solche liegen, 2 Dickungen Luft, und die 3 vordern Eine Dickung. So führe ich fort, bis an die 3 vordersten Citronen, immer einen neuen Ton Luftfarbe auf einige dem Hauptlicht nähere Citronen zu überziehen, und also die Körper, die am weitesten von dem Hauptlicht sind, mit immer dickerem Luftraum zu überfahren. Nun nähme ich die schöne natürliche gelbe Goldfarbe der Citronen, verdünnte sie mit meinem Laßir-Firniß zur durchsichtigen Laßur, und überführe damit diese 3 leztern, und je näher ich der ersten, so das Hauptlicht, also die schönste Farbe hat, käme, je mehr Farbe nähme ich unter den Firniß; doch muß immer so viel Firniß und Oel dabey seyn, daß die Sache, so ich überziehe, durchscheint, und nicht trübe wird. Mit gleicher natürlicher Holz- oder Stein-Farbe überfahre ich den Tisch an dem Platz, wo diese Citronen liegen, und den oberen Luft-Theil des Himmels mit schönerem Blau, oder, wenn er wolkig ist, mit der nöthigen Wolkenfarbe. In diese Laßur nun mahlte ich meine Citronen, von der ersten, wor-

auf das Hauptlicht ist, an, mit der behörigen Farbe, unter welche aber von dem Laßir-Firniß gemischt seyn muß, auf sonderlich die lichtre, welche ich durch starkes Aufhöhen immer runder und hervorstechender zu machen suchte; ließe es dann trocken werden, und zöge darauf die lezte Haupt-Laßur darüber, nähmlich die nähmliche Lichtfarbe des Himmels, welche ich zum hellsten gewählt, und mit welcher ich anfangs den Raum der Luft laßirte, würde ich so mit Firniß und Oel verdünnen, daß sie gleich einem Glase durchsichtig aufgetragen schiene. Diese Lichtfarbe würde ich überall, über alles, wo nach meiner Einsicht und Austheilung das Licht hinfallen kann, so dünn ziehen, wie man ein Gemählde firnißt, an der einzigen Citrone und dem kleinen Plaz des Tisches ausgenommen, wo das Hauptlicht ist; da würde ich die wahre Farbe des Körpers eben so dünn mit dem Firniß zur Laßur gemischt überziehen.

Den Effect solcher Bearbeitung wird jeder, der sich die Mühe geben wird, auf die gemeldete Art etwas zu mahlen, selbst einsehen und mit mehrerm suchen; auf diese Weise alle, auch noch so zertheilte Objecte eines Gemähldes, jedes für sich und durch die lezte Laßur allgemein zusammenhangend, spielend hervorbringen, und so, wie seinem Geist das Studium seiner Kunst mehr Application und Nachdenken verschaffen wird, so wird seinem mechanischen Theil der Kunst das Verdrießliche erleichtert, und in ein angenehmes Spielwerk verwandelt werden. Es ist mir unmöglich, die Arten zu laßiren verständlicher und in allen Theilen weitläuftiger aufzuschreiben. Ein denkender Mahler wirds leicht finden, und denen, die nicht denken, kann niemand verständlich sprechen.

So wie man mit chinesischem Tuschtone von Farbe immer durchsichtig über einander zieht, und auf dem weißen Papier warme, reizende, wirkende und täuschende Zeichnungen durch den Pinsel laßirt und hervorbringt, so macht man mit verdünnten Farben über gemahlte ausdruckvolle Körper Wärme, Reiz und Leben. Es giebt Sachen, welche an gewissen Orten 20 und mehrmahlen laßirt sind, und wo das sogenannte Schneid- oder Haupt-Licht oft nur einer Erbse groß pur hingeworfen ist. In Rembrand's Köpfen kann man das sehen. Man kann jede Figur oder jeden sonstigen Gegenstand in allen seinen

Thei-

Theilen stückweise laßiren, und solchen hernach mittelst der Local-Lufffarbe, genommen nach dem Standpuncte, worauf man sich ihn denkt, dem Haupttheile, der ihn umfaßt, wieder einverleiben. So mahlte von der Velde und andere in Wynands Landschaften die Figuren, und der Leztere accordirte sie in den Luftraum seines Plans durch eine demselben angemessene Laßur, und so lebten sie mit seiner Arbeit in gleicher Harmonie. Man kann mit jeder Farbe, es sey welche es wolle, laßiren, wenn man sie mit Oel und dem Laßir-Firniß zum durchsichtigen Fluß mischt. Man kann 10 und mehrere Laßuren auf einander ziehen, wenn die erste nur eben trocken ist, ohne daß ein Gemählde einschlägt, oder, wie sonst, trübe wird. Man kann diesen Firniß, womit man laßirt, zugleich für einen Retouch-Firniß, allein mit etwas Oel verdünnt und aufgetragen, brauchen, und sehr bequem ins ganze Bild, oder in einige Theile desselben mahlen. Man kann im Augenblick einer Partie seines Gemähldes, mittelst Laßirung und Beymischung einer gewählten Farbe, eine andere Stimmung geben, und so mit einem einzigen Ueberzug Abstände von der größten Wirkung hervorbringen. Kurz, einem denkenden Mahler ist möglich, damit alle Effecte seiner Phantasie zu erzeugen. Man muß im Auftragen der Laßur behutsam und sauber seyn; man muß sorgen, daß solche überall so gleich, als möglich, aufgetragen werde. Man kann sie mit zarten Borst- Haar- und Fisch-Pinseln, nach der Größe und dem Fleiß, den man an das Bild wendet, auftragen. Es giebt Oerter in den fleißigen niederländischen Gemählden, wo kein Menschenauge die sorgsam aufgetragene Laßur sehen wird; in andern ist sie ganz sichtbar, sonderlich in großen Sachen. Man untersuche nur, und man wirds bald finden.

Oft nimmt man für Schmutz des Zufalls, oder Verwahrlosung, den verdorben scheinenden Ort eines Gemähldes, der mit äußerstem Genie, Ueberlegung und Kunst so von des Künstlers Hand überlaßirt ward, um den Glanz seiner saubern Lichtfarben schimmernder zu machen. Man sehe den Rembrand an. Ein Brillant auf schwarzem Gewand, blizt besser, als auf Silberstoff. Eine Hauptsache muß man beym Mahlen auf solche Art nicht vergessen. Man darf ein solches laßirtes Gemählde nicht, wie andere, so man auf die bekannte Art mahlt,

vor der Luft und dem Staube bewahren; im Gegentheil muß man sorgen, daß es immer offen in der Luft, und wenn es auf Tuch oder Kupfer gemahlt ist, eine gute Zeit der Sonne ausgesetzt sey, wobey man wegen dem Zerspringen, wie bey Brettern, nichts zu fürchten hat. Es ist für seine Schönheit und Dauer durchaus nöthig, es so austrocknen zu lassen, sonst würde es gelb werden. Wenn es aber einmahl recht ausgetrocknet und hart ist, so kann man es aufheben, wie man will; es wird so wenig ändern, als die herrliche Meisterstücke Venedigs und der Niederländer. Man darf nur, wenn man zu mahlen aufhört, die Fenster seiner Werkstatt aufmachen, und die Nacht über, oder am Tage, Sonne und Luft hinein lassen, darf sein Bild nicht umdrehen, sondern so auf der Staffeley oder an der Wand trocknen lassen. Die Kälte im Winter wirkt geschwinder, wie die größte Hitze des Sommers dazu.

Noch einmahl, ich wollte nicht lehren. Ich habe die Erfahrung, die man mir mittheilte und welche ich selbst machte, aufrichtig hingeschrieben. Ich habe Nutzen und Vergnügen für mich, und Beyfall von Kennern gefunden. Man tadle mich also nicht; man probire diesen Firniß nach meiner Erfahrung, oder nach seinen eigenen Willen, und mache zur Vervollkommung der Kunst, und Belehrung und Erleichterung unsers Studiums, seine eigenen neuern und bessern Erfahrungen ebenfalls öffentlich kund. Im May des 1783 Jahres."

Lassitudo, siehe Müdigkeit.

Läßlich, ein Bey- und Neben-Wort, läßlicher, läßlichste, ein nur im Oberdeutschen für erläßlich, oder vielmehr erlaßlich, übliches Wort. Eine läßliche Sünde, welche erlassen, d. i. vergeben werden kann. Läßlich sündigen. Siehe Laß-Sünde, oben, S. 150.

Last, (die) im Plurali, die Lasten (*). L. Onus, Fr. Charge, Fardeau.

1. Eine

(*) Im Niederf. Dän. und Schwed. gleichfalls Last, im Poln. Laszt, im Engl. Load (siehe Loth), alle, so fern dieses Wort zunächst den Begriff der drückenden Schwere hat, von

1. Eine Unvollkommenheit, ein Mangel, und in engerer Bedeutung, eine sittliche Unvollkommenheit, in welchem nunmehr veralteten Verstande man nur noch sagt, einem etwas zur Last legen, ihn dessen beschuldigen, ihm ein Versehen, einen moralischen Fehler Schuld geben, und ihn deswegen tadeln. Man legte es ihm sehr zur Last, daß er ausgeblieben war, man tadelte ihn deswegen sehr.

Daß diese Bedeutung ehedem von weiterm Umfange gewesen ist, erhellet aus dem Isländ. Last und Lauft, welches noch einen jeden physischen oder sittlichen Fehler bedeutet, und aus dem Griech. λαισον und λαισθη, Schande. Siehe Laster, welches noch davon abstammet, und Verletzen, dessen letzte Hälfte gleichfalls hierher gehört.

Aus dieser Bedeutung des Wortes Last, lässet sich auch der Gebrauch desselben bey den Mahlern erklären, da eine burleske Uebertreibung derjenigen Partien, welche an einer Person die kennbarsten sind, und zu ihrer Aehnlichkeit das meiste beytragen, deren Uebertreibung dennoch so beschaffen ist, daß man die Person, welche man belästigt (dont on fait la charge), erkennen kann, im Franz. Charge, und im Deutschen Last, genannt wird. Die Lasten verfälschen allezeit die Wahrheit, und sind der Richtigkeit der Zeichnung, der regelmäßigen Einfalt und der edeln Zierlichkeit der Natur zuwider. Diese Arten von Lasten, welche ein Mahler gemeiniglich nur zu seiner Belustigung macht, sind Vergrößerungen oder Verkleinerungen desjenigen, was in der Person, welche man mahlt,

von laden, welches im Dän. lässe, und im Schwed. lassa, lautet. Schon im Griech. bey dem *Suidas* ist λάστον, lästig. Siehe indessen auch Laster. In einigen oberdeutschen Gegenden ist es männliches Geschlechtes, der Last, in welchem auch Haller es braucht. Eben daselbst hat es im Plural auch Läste, für Lasten. Auch in dem Worte Ballast ist das männliche Geschlecht beybehalten worden.

auf der lächerlichen Seite wahr ist, als: aus einer etwas kleinen Nase, eine sehr stumpfe, und aus einer etwas mehr, als gewöhnlich, langen, eine übermäßig große machen; dieses ist, was man die Last einer Person nennt. Eben so verhält es sich mit den andern Partien des Körpers, deren Größe oder Kleinheit der Mahler übertreibt; daß solcher Gestalt eine Last, eigentlich zu reden, kein Portrait, sondern eine Bezeichnung der Mängel ist.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein hoher Grad der Schwere, und ein sehr schweres Ding selbst.

(1) Ein hoher Grad der drückenden Schwere, als ein Abstractum, und ohne Plural; L. Pondus, Fr. Poids.

a) Eigentlich. Der Stein hat eine rechte Last, einen hohen Grad der Schwere. Bücher haben eine große Last. Der Grund ist wegen der Last des Hauses ausgewichen. Die Säule ist für die Last des Gebäudes, welche sie tragen soll, zu schwach. Im weitesten Verstande ist in der Natur-Lehre die Last eine jede Kraft, welche eine Bewegung hindert, oder derselben entgegen gesetzt ist, im Gegensatze der Kraft im engern Verstande, wo zugleich der Begriff des hohen Grades verschwindet.

b) Figürlich.

α. Die Empfindung dieses hohen Grades der drückenden körperlichen Schwere, doch nur in einigen Fällen. Viele Last von etwas haben.

β. Die Eigenschaft eines Dinges, da es von uns mit einem großen Grade des Widerwillens, oder mit einer hohen Empfindung des Beschwerlichen, des Unangenehmen, gethan oder gelitten wird. Die Last der Geschäfte. Unter der Last der Arbeit erliegen. Sich unter der Last der Jahre krümmen.

(2) Ein

(2) Ein mit dieser drückenden Schwere begabtes Ding.

a) Eigentlich, wo

α. in der weitesten Bedeutung, in der Natur-Lehre ein jeder Körper, welcher der Bewegung widersteht, eine Last genannt wird, im Gegensatze der Kraft im engern Verstande, wo zugleich der ganze Neben-Begriff des hohen Grades der Schwere verschwindet.

In der Mechanik, wird Last alles dasjenige genannt, was vermittelst einer Kraft entweder erhalten oder beweget wird, oder dasjenige, was der Kraft widersteht; in welchem leztern Verstande auch zugleich damit alle bey der Bewegung sich eräugnende Friction, begriffen wird. z. B. in der Mühle gehört nicht allein der Mühl-Stein, sondern auch der Widerstand des Getreides, welches gemahlen wird, zu der Last; bey den Schleifen und beladenen Wägen, wird darunter auch zugleich der ungleiche Weg, das Pflaster, und die Friction der Räder um die Achsen, begriffen; bey dem Keile, dem Meissel und der Axt, das Holz und Metall.

Dasjenige, was ein Mensch tragen oder fortbringen kann; und was durch Thiere, insonderheit Pferde, fortgebracht werden kann.

Ein starker Mann trägt auf der Schulter eine kurze Weile 1 Malter Roggen von 250 bis 300 ℔.; auf dem Rücken trägt er 100 bis 130 ℔. Eine starke Frauensperson trägt auf dem Kopfe 50 bis 60 ℔., auch wohl mehr.

Ein Pack-Pferd kann 250, 300 bis 400 ℔.; ein Esel 300 bis 400 ℔. mit Bequemlichkeit tragen.

Ein starker Mann kann auf der Schieb-Karre 200 bis 250 ℔. vor sich hinschieben; und nach Beschaffenheit der Umstände noch mehr nach sich ziehen.

Ein

Ein Fuhrmann ladet auf einen einspännigen Karren 10 volle Centner. Auf einem vierspännigen Wagen können 20 Centner, auch mehr, gefahren werden. Fracht-Fuhrleute, die ihre Pferde gut füttern, fahren, wenn sie auf das Pferd 10 Centner rechnen, bey erträglichen Wegen, täglich 4 Meilen.

3. In engerer Bedeutung ist Last in manchen Fällen so viel als Ladung überhaupt, auch ohne den Neben-Begriff der Schwere. So wird dasjenige, was auf die Flöße, und in die obern Theile der Schiffe geladen ist, die Oblast oder Ober-Last genannt, dagegen das Floß selbst, ingl. der Ballast, und andere in den untern Schiff-Raum geladenen Dinge die Unter-Last heißen. Auch auf den Last-Wägen hört man zuweilen von der Vorder- und Hinter-Last, d. i. der vordern und hintern Ladung.

Diejenige Last oder Fracht, welche jedem Schiff-Bedienten für sich mitzunehmen erlaubt wird, wird Beylast genannt.

4. In der gewöhnlichsten Bedeutung, ein mit drückender Schwere versehener Körper. Oft erliegt das Saum-Roß unter der Last, welche es tragen muß. Diese Säulen tragen eine gewaltige Last. Welche Lasten trägt nicht ein Schiff! Eine Last fort ziehen, fortrollen. Ein Fauler ist eine unnütze Last der Erde. Hütet euch, und traget keine Last am Sabbathtage durch die Thore. Jerem. 17, 21.

b) Figürlich.

(a) Ein Körper von gewisser bestimmter Schwere, wo dieses Wort zugleich ein Körper-Maß ist, welches doch auf verschiedene Art gebraucht wird, aber überhaupt so viel zu bedeuten scheint, als man auf einen Wagen laden kann.

Der innere körperliche Raum eines Schiffes wird nach Lasten bestimmt; und die Schiff-Last, L. Pondus nauticum, ist dasjenige Gewicht, nach welchem man

man die Ladung oder die Menge der Tonnen, die ein Schiff fassen kann, mithin die Größe und Stärke eines Schiffes zu rechnen pflegt. In dieser Bedeutung ist das Wort Last in Holland, England, Flandern, Deutschland, Dänemark, Schweden, Pohlen, und andern nordischen Reichen üblich, da dann die Last, zwey Tonnen (*), jede zu 2000 ℔. gerechnet, oder die ganze Last 4000 ℔. beträgt; daß also, wenn gesagt wird, ein Schiff sey von 100 Last, oder es trage 100 Last, solches so viel heißt, als es trage 400,000 Pfund. Doch ist die Last, auch zu 4000 ℔. gesetzt, eben so beträgtlich von einander verschieden, als das Handels-Gewicht ihres Vaterlandes.

Da es bey Schiffen vornehmlich auf den Raum ankommt, welchen sie, wenn sie voll geladen sind, im Wasser einnehmen, so ist die Bestimmung der körperlichen Größe eines Stückes See-Wasser, dessen Gewicht die Schwere einer Last ist, das erste, wovon man ausgeht. Es lassen sich hierzu auch andere Methoden anwenden. Chapmann nimmt die Schwere des schwedischen Würfel- (Kubik-) Fußes See-Wasser zu 63 ℔. schwedisches Victualien-Gewicht an, und berechnet darnach die Größe des Stückes See-Wasser, welches eine Last wiegt, zu 91 Würfel-Fuß, mit Weglassung aller Brüche. Es wiegt also die Last nach schwedischem Victualien-Gewicht 5760 ℔.; nimmt man diese zur Einheit an, so ist die Größe der Last zu und in

Bremen	122740
England (London)	241023
Emden	12326
Frankreich	250106
Hamburg	126393
Holland (Amsterdam)	124418
Königsberg	130671
Lübeck	126657
Schweden (Stockholm)	100000
Stettin	130671

In

(*) Nicht, wie in Hrn. Adelung Wörterbuche, 3 Th. Col. 66, steht, zwölf Tonnen.

In Nieder-Sachsen, besonders in den See-Städten, wird besonders das Getreide sehr häufig nach Lasten berechnet, welches Getreide-Maß aber nach der Verschiedenheit der Länder und Städte bald größer, und bald kleiner ist. In einigen Ländern ist eine Art Getreide-Maßes die Sack-Last. In Danzig z. B. bedienen sich die Bäcker der Sack-Last, welche 5 Malter oder 80 Scheffel hält, dagegen eine gewöhnliche Last nur $3\frac{3}{4}$ Malter oder 60 Scheffel hält.

Die Last Getreide in Amsterdam, ist 27 Mudden, 1 Mudde hat 4 Scheffel; 1 Scheffel, 4 Viertel oder Vierdevat; 1 Viertel, 8 Koppen. Ingleichem hat eine Last daselbst 36 Sack, und der Sack 3 Scheffel. Sonst aber wird daselbst auch die Last in Tonnen eingetheilet, und hat sodann solche 21 Tonnen und 3 Scheffel, jede Tonne aber 5 Scheffel. Die Last Roggen wiegt zu Amsterdam gemeiniglich 4560, 4600 bis 4800 ℔.; die Last Weizen aber 4000 bis 4200 ℔.; und die Last Gerste, 3200 bis 3400 ℔. Mark-Gewicht. Die Last ist zu Amsterdam 9 bis 10 pro Cent kleiner, als zu Hamburg; mit der danziger und königsberger Last aber wird sie gleich geachtet. 1 amsterd. Last ist 38 Boisseaux bourdeauxisch Maß; und 19 pariser Septiers; ingl. 50 Fanegas von Sevilien und Cadiz; 216 Alquiers oder 4 Muids von Lissabon; 25 Minen von Genua, und 40 Sack von Livorno gleich.

Mit der amsterdamer Last wird die Last zu Monnikendam, Edam, Purmerend, und andern nordholländischen Städten, gleich gehalten.

Die Last von Hoorn und Enkhuyzen, welches auch nord-holländische Städte sind, ist von 22 Mudden, oder 44 Sack; und der Sack von 2 Scheffel.

Mit dieser Last ist gleich: die Last zu Muyden, Naarden und Weser.

Zu Haarlem rechnet man 38 Sack auf die Last, den Sack zu 3 Scheffel.

Die Last zu Alkmaar ist von 36 Sack.

Die Last zu Leyden, hält 44 Sack, und der Sack 8 Scheffel.

Die Last zu Rotterdam, Delft und Schiedam, ist von 29 Sack, und der Sack von 3 Scheffel.

Die Last der jeztgedachten Städte, ist um 2 p. C. grösser, als die amsterdamer. Die rotterdamische Last Hanfkörner ist von 29 Sack, und in Leinsaat 24 Tonnen.

Die Last zu Dortrecht, ist von 24 Sack, und der Sack von 8 Scheffel.

Zu Gouda rechnet man 28 Sack auf jede Last; der Sack ist 3 Scheffel.

In der Provinz Utrecht macht die Last 25 Mudden oder Sack.

Zu Amersfoort ist die Last von 64 Scheffel, oder 16 Mudden.

Die Last von Montfort, ist von 21 Mudden, die Mudde von 2 Sack.

Die Last von Yffelstein, ist von 20 Mudden, die Mudde ebenfalls von 2 Sack.

Die Last von Vianen, ist der von Yffelstein gleich.

In West-Friesland, als: zu Leeuwarden und Harlingen, hat die Last 32 oder 33 Mudden, oder 18 Tonnen, oder 36 Loopers.

Zu Gröningen, ist die Last mit jener gleich.

In Geldern und den clevischen Ländern, als: zu Nimmegen, ist die Last von $21\frac{1}{2}$ Mouwers; zu Arnhem und Doesburg aber, von 22 Mouwers; die Mouwer ist von 4 Scheffel.

Zu Tiel, rechnet man 22 oder 23 Mudden, oder 93 Scheffel, auf die Last.

Zu Ruremont, ist die Last von 68 Scheffel.

Die Last von Bommel, ist von $18\frac{1}{2}$ Mudde, und um $\frac{7}{8}$ größer, als die rotterdamische.

In Ober-Yssel, als: zu Kampen, hat die Last Korn 25 Mudden.

Zu Zwol, ist die Last von 26 Sack oder 9 Mudden; und zu Deventer, ist die Last von 36 Mudden, 4 Scheffel auf die Mudde gerechnet.

In der Provinz Zeeland, ist zu Middelburg die Last von 41 Sack und 1 Achtendeel, den Sack zu 2 Achtendeels gerechnet.

Zu Vlissingen und Ter Veer, hält die Last 39 oder 40 Sack. Zu Zirkzee, Goes, und Tholen, hat die Last 37½ Sack.

Zu Briel hat die Last 38½ bis 40 Sack, daß also solche beynahe mit der middelburger Last übereinkommt.

In der Provinz Brabant, ist zu Antwerpen, die Last Korn 32¼ Viertel, Haber 32 Viertel. Der Viertel hat 4 Muhens.

Zu Brüssel, machen 25 Sack eine amsterdamer Last aus.

Zu Mecheln hält die Last 34½ Viertel. 100 Viertel machen 108 antwerper Viertel, und 12 Viertel 29 delfter Achtendeel.

Die Last zu Löwen, hat 27 Mudden, und die Mudde 8 Halsters.

Die Last zu Breda, ist beym Korne 33½ Viertel, und bey dem Haber von 29 Viertel. 13 Viertel machen 18 Sack oder 1 Hoed zu Rotterdam; 14 Viertel zu Antwerpen, und 1 Hoed zu Delft.

Die Last zu Steenbergen, ist von 35 Viertel.

Die Last zu Bergen op Zoom, hält 63 Sisters bey dem Korne, und 28½ bey dem Haber.

Die Last zu Herzogenbusch, ist von 20½ Mouwers; 8 Mouwers für 1 Hoed zu Rotterdam gerechnet.

In Flandern, hält die Last von Gent, an Korn 56 Halsters, an Haber 38 Halsters; 11 Halsters machen 1 Mudde oder 6 Sack, indem jeder Sack 2 Halsters hält.

Zu Brügge, hat die Last Korn 17½ Hoed, Haber 14½ Hoed, welche 1 amsterd. Last betragen.

Die Last von St. Omer, hat 22⅓ Rasieres.

Die Last zu Dixmuyden, hat von Korn 30½ Rasiere, an Haber 24 Rasieres; die Rasiere ist so viel als 2 Scheffel zu Rotterdam.

Die Last zu Ryssel, hat 30 Rasieres. Die Rasiere macht ebenfalls 2 rotterd. Scheffel.

Die Last zu Grevelingen von Korn, hat 22 Rasieres, und von Haber 18¾.

Im lüttischer Lande, ist die Last zu Lüttich 96 Septiers, und der Septier 8 Mudden.

Zu Tongern, ist die Last Korn 15 Mudden, Haber aber nur 14.

In England, hat zu London, die Last 10¼ Barrels oder Quarteele; das Quarteel 8 Scheffel oder Galons;

lons; der Galon 4 Picotins. Sie kommt mit der amsterdamer Last ziemlich überein.

Zu Newcastle, besteht die Last aus 10 Quartier, und das Quartier aus 10 Galons.

In Schottland und Irland, hält die Last 10¼ Quarteele, oder 38 Scheffel, und der Scheffel 18 Galons.

Zu Danzig und Königsberg, ist die Last mit der amsterdamer gleich, und wird bey dem Korne gemeiniglich zu 60 Scheffel, oder 16 Schiffpfund, und jedes Schiffpfund zu 340 ℔., folglich die Last Korn zu 5440 ℔. danziger Gewicht, bey dem Weizen abernur zu 15 Schiffpfund, folglich zu 5100 ℔. gerechnet. Die Last Hopfen, oder die große Last, ist 90 Scheffel, oder 3830 ℔., und die Last Leinsamen 2040 ℔.

Die pohlnische Last ist etwas größer, als die amsterdamer, danziger und königsberger; sie ist so viel als 40 Boisseaux zu Bourdeaux, oder als 20 Septiers zu Paris.

Zu Riga, hält die Last 46 Loopers.

Zu Kopenhagen, hat die Last 42 Tonnen, oder 80 bis 96 Scheffel, nach der Beschaffenheit und Art des Getreides.

Die schwedische oder stockholmer Last, hat 23 Tonnen.

Die Last zu Lübeck, hat 85 Scheffel, deren 95 erst eine amsterdamer Last machen.

Die Last zu Hamburg, hat 3 Wispel, jeder Wispel 30 Scheffel, und also die Last 90 Scheffel, deren 95 eine amsterd. Last machen.

Zu Bremen, ist die Last etwas kleiner, als die amsterd. Last, indem 24 bremer Last 23 amsterd. ausmachen.

Die Emder Last, hält 15¼ Tonnen.

In dem Sächsischen und Brandenburgischen, ist die Last Getreide 6 Malter, oder 72 Scheffel; der Malter à 12 Scheffel.

Siehe auch Korn-Maß, im XLV Th. S. 665, fgg.

An einigen Orten ist die Last auch ein Maß flüßiger Dinge. Bey dem Weine ist eine Last 2 Faß, oder 8 Orhoft, oder 12 Ahm, oder 48 Anker, oder 240 Viertel. Auch ist Zulast, ein vornehmlich in den rheinischen Gegenden übliches Wort, ein Stück-

Faß zu bezeichnen. Eine Zulast Rhein-Wein, ein Stück-Faß. Eine Last Bier, hat in Danzig 6 Faß, oder 12 Tonnen, oder 1080 Stoff oder Quartier.

An andern Orten, werden auch, auſſer dem Getreide, noch verſchiedene andere Arten trockner Dinge nach Laſten gemeſſen. So hält eine Laſt Bücklinge, im Niederſächſiſchen 20 Stroh; eine Laſt Häringe, Salz oder Stein-Kohlen aber 12 Tonnen. Eine Laſt Kupfer hält in Goslar $15\frac{1}{2}$ Centner, oder 1550 Pfund; und eine Laſt Schiefer-Steine, $17\frac{1}{2}$ Centner.

Beym Deich-Bau ꝛc. wird die Lieferung der Quader-Steine ſowohl, als der Feld-Steine oder Felſen, u. d. gl. mit den Schiffern gemeiniglich nach ſogenannten Roggen-, Schiff- oder Commerz-Laſten bedungen. Eine ſolche Laſt hält in der Gegend von Hamburg 4000 Pfund. Sind die Quader unbehauen, ſo rechnet man daſelbſt 36 Kubik-Fuß auf die Laſt, den Kubik-Fuß zu 1 Centner oder 112 Pf.; ſind ſie aber ſchon behauen, ſo werden 40 Kubik-Fuß auf eine Laſt gerechnet. Die Lieferung der Felſen oder Feld-Steine geſchieht am beſten in abgewogenen Fahr-Zeugen, jede Laſt zu einem vorher bedungenen Preiſe.

In Lübeck, iſt die Laſt ſo gar ein Flächen-Maß des aribaren Landes, wo eine Laſt Land 60 bis 80 Quadrat-Ruthen iſt, d. i. ſo viel Land, als zur Ausſaat einer Laſt Getreide erfordert wird.

In allen dieſen Fällen wo das Wort ein beſtimmtes Maß bezeichnet, bleibt es, wie andere Wörter dieſer Art, im Plural, wenn eine Zahl oder ein gleichgültiges Bey-Wort voran ſteht, unverändert: zwey Laſt Korn, viele Laſt Häringe, nicht Laſten.

(β) Im gem. Leben wird es im Singular häufig für ſehr viel, von einer unbeſtimmten Menge gebraucht. Eine Laſt Geldes haben, ſehr vieles Geld.

Iſt

Ist das nicht eine Last Menschen! Es fiel eine Last Steine von dem Dache. Eine Last Schläge bekommen.

(γ) Eine jede Sache, welche man mit einem hohen Grade der Empfindung des Beschwerlichen erduldet, wo es sowohl im Singular allein gebraucht wird. Des Tages Last und Hitze tragen. Alle diese Besuche sind mir eine Last, oder sind mir sehr zur Last. Eine schwere Last auf dem Halse haben. Unter der Last erliegen. Einem eine Last aufbürden. Einem eine Last abnehmen. Müßiggänger, denen die Zeit eine Last ist Seine Last mit etwas haben. Die ganze Last allein auf sich haben. Er wird mir sehr zur Last. Sich selbst zur Last leben. Einem zur Last fallen. Als auch im Plural von einzelen beschwerlichen Dingen. So pflegt man die Abgaben an die Obrigkeit, und alle gegen den Grund- und Landes-Herrn auf sich habende Verbindlichkeiten, häufig Lasten, Onera, zu nennen. Das Land hat viele Lasten zu tragen. Bürgerliche Lasten, Kriegs-Lasten, siehe Kriegs-Schäden und Lasten, im LI Th., S. 645, fgg. Im Oberdeutschen und Niedersächsischen wird auch ein jeder Auftrag, ein jeder Befehl, eine Last genannt, wo doch der Begriff des Beschwerlichen verschwindet. Von seinem Principale Last haben, d. i. Auftrag.

Last-Balken, auf den Schiffen, gewisse Hölzer, welche den Balken gleichen, und von 6 zu 6 Fuß unter dem ersten Verdecke, und $3\frac{1}{2}$ Fuß unter dessen Balken liegen.

Last-Geld, wird in Holland ein Zoll genannt, der von jedem Schiffe, welches ein- und ausfährt, genommen wird. Es hat seinen Nahmen daher, weil jedes Schiff nach der Last, die es enthält, bezahlen muß. Dieser Zoll besteht in 5 Stüvern für die Last, bey der Ausfahrt, und in 10 Stüvern, bey der Einfahrt.

Wenn dieser Zoll ein Mahl entrichtet ist, so bleibt das Schiff, das ihn bescheiniget hat, ein ganzes Jahr frey, d. i. es kann ein- und ausfahren, und so viel Reisen thun, als es kann oder für gut befindet, 12 Monathe lang, ohne daß es ein anderes Last-Geld bezahlen darf.

In Hamburg wird ebenfalls von den fremden Schiffen und Waren, die in den dasigen Hafen einlaufen, oder aus demselben ausgehen, ein Last-Geld bezahlt. Die französischen Schiffe sind, vermöge des 41sten Artikels des zwischen dem Könige von Frankreich und den Hanse-Städten im J. 1716 d. 28 Sept. geschlossenen See- und Handels-Tractates, davon frey.

Siehe auch Certificat, im VII Th., S. 774.

Last-Holz, Tilia europaea; siehe Linde.

Last-Pferd, im Oberd. ein Saum-Roß, Fr. Cheval à Bast oder Bat, Cheval de Somme, ein Pferd, welches, nach Art der Maul-Esel mit einem sogenannten Saum-Sattel beleget, und zu desto bequemerer Forttragung gewisser Sachen und Waren gebraucht wird; zum Unterschiede von einem Zug-Pferde und Reit-Pferde. Bey marschirenden Soldaten nennt man dieselben insonderheit Bagage- oder Pack-Pferde, Fr. Chevaux de Bagage.

Last-Sand, der Ballast eines Schiffes, so fern er aus Sande besteht.

Last-Schiff, L. Navis oneraria, Fr. Batiment de voiture, Navire de charge, ein Schiff, welches dazu bestimmt ist, Güter und Waren von einem Orte zum andern zu führen, wie auch Kriegs-Völker überzusetzen. Dahin gehört z. B. der im XXIV Th. S. 340, gedachte Holk. Siehe Kauffahrdey-Schiff, im XXXVI Th. S. 470, fgg.

Von

Von den Last=Schiffen der Griechen und Römer, Φορτηγοι, s. im I. Th. S. 268, f. und 335.

Siehe auch Schiff.

Last=Stein, ein Stein von ungewöhnlicher Größe; ein ungebräuchliches Wort, welches nur Zach. 12, 3. vorkommt. Jerusalem will ich zum Laststein machen allen Völkern, alle, die denselbigen wegheben wollen, sollen sich daran zerschneiden.

Last=Thier, L. Jumentum, ein lastbares Thier, ein Thier, welches zur Tragung und zum Transport großer Lasten, Waren und Güter, bestimmt ist. Das Collectivum, zahme Last=Thiere zu bezeichnen, heißt Last=Vieh, Fr. Bêtes de somme.

Jedes Land hat, um große Lasten, Waren und Güter von einem Orte zum andern zu schaffen, seine eigenen Gewohnheiten, welche von der jedesmahligen Beschaffenheit des Bodens und des Klima, von den vorhandenen Last=Thieren, und von dem einmahl eingeführten Gebrauche, abhangen. So fährt der Lappe sein Habe und Gut mit Rennthieren auf Schlitten; der Kamtschadale, mit Hunden; der Ost=Indier, mit Ochsen; der Spanier und Portugiese, so wie andere Nationen mehr, mit Mauleseln oder Maulthieren. In einigen Gegenden von Süd=Europa sowohl, als in Asia, bedient man sich der Esel zum Tragen der Bagage; in Arabien und in Süd=Asia, so wie in Afrika, gebraucht man die Kamele, so wie in einigen Provinzen dieser Erd=Theile sogar die Elephanten genutzet werden, um schwere Lasten, Waren und Personen, von einem Orte zum andern zu bringen. In Deutschland werden hierzu durchgängig Pferde gebraucht; die wenigen südlichen Gegenden, wo man sich der Esel und Mauleseln bedient, ausgenommen.

Last = Träger, ein Mensch, der Lasten trägt, aus Tragung schwerer Dinge ein Geschäft macht.

In der Bau = Kunst, nennt man Last Träger, als Männer vorgestellte, gemahlte oder geschnitzte Bild = Säulen, welche, an statt einer Säule, das Gebälke oder andere schwere Lasten, als: ganze Decken, Globos oder Welt = Kugeln, auf dem Kopfe, oder auf den Schultern tragen, oder zu tragen scheinen. Man nennt sie Atlas, Atlante, welche Benennung man von der heidnischen Dichtung, die dem Atlas den Himmel auf die Schultern legt, angenommen hat. Vitruv nennt einen solchen männlichen Last = Träger Telamon, weil Telamon ein tapferer streitbarer Held war, der vieles hat ausstehen und ertragen können, oder, weil Telamon von ταλάω ich ertrage, abstammet. Diese Atlantes nennen Einige fälschlich Herkules, wenn sie die wahre menschliche Größe überschreiten. Artige Beyspiele von männlichen Last = Trägern finden sich in dem Eugenischen Pallast vor Wien, da dieselben, statt der Pfeiler, ansehnliche Kreuz = Gewölbe tragen müssen. Die Atlantes welche Globos oder Welt = Kugeln tragen, dergleichen man in Fig. 3913 [a]) abgebildet sieht, werden gern auf die Frontons der Akademie = Gebäude, Stern = Warten (Observatorien) und dergl. gesetzt, und von Stein, auch Holz, und getriebenem Kupfer, gemacht; die Welt = Kugel aber wird gemeiniglich aus Messing = Blech durchbrochen, daß der Thier = Kreis darauf zu sehen ist. Nach der Höhe des Gebäudes und dessen Pracht, werden solche 6, auch 10 Fuß, ohne die Welt Kugel, hoch gemacht; diese muß gegen der Höhe des Atlantis ihre proportionirte Größe haben, weil sie, wenn sie zu groß ist, dem Winde allzuviel Fläche giebt, und, wenn sie zu klein ist, das Ansehen verliert. Gemeiniglich wird ihr Durchmesser der Höhe des Atlantis bis unter die Arme gleich genommen.

Die

Die Last-Trägerinnen, oder weiblichen Bild-Säulen, welche man, an die Stelle der Säulen oder Pfeiler, Gebälke und Lasten zu tragen gebraucht, und zur Verschönerung des Einganges eines Hauses, der Treppen, der Säle, u. s. f. anzubringen pflegt, werden Caryatiden genannt. Ihren Ursprung haben sie, wie ich bereits im VII Th. S. 682, gemeldet habe, laut Vitruv, B. 1, C. 1, daher genommen: Die Caryer ständen den Persern wider die Griechen bey; als aber die Perser von den Griechen waren überwunden worden, machten sich die Leztern über die Caryer, und tödteten alle Männer, die Frauen aber führten sie in die Sclaverey, welche bey ihrem Dienste ihre ansehnliche Kleidung nicht ablegen durften, damit der Spott desto größer wäre; und um diesen noch stärker zu machen, und auf die Nachwelt zu bringen, seßten die Architekten die Bilder des caryatischen Frauenzimmers, statt der Säulen, unter das Gebälke, welche den Nahmen Caryatiden bekamen; wie denn die Franzosen die Caryatiden auch wohl Ordre Caryatique zu nennen pflegen. Man findet dergleichen nachgemacht: im Louvre zu Paris, im Rathhause zu Amsterdam, und an der Faßade gegen dem Garten des königl. Lust-Schlosses Sanssouci; s. Fig. 854, im XVI Th. Den amsterdamer Caryatiden, gleichen die in Fig. 3913 b) abgebildeten.

Die Nachahmung der Caryatiden wird von vielen neuern Architekten getadelt, weil sie eine Anspielung auf die Geschichte der Caryer, und sogenannte Schimpf-Säulen der Griechen für dieselben sind, weil sie den Griechen treulos geworden waren, wir Deutsche aber weder an der Ueberwindung derselben, noch an ihrer Beschimpfung, Theil nehmen können, indem sie uns nicht beleidigt haben. Ueberdies ist der Mißbrauch der Caryatiden so stark, daß man an Privat-Gebäuden, zur Tragung des Balcons, und an andern Orten, solche sieht.

Last-Vieh, siehe Last-Thier, S. 197.

Last-Wagen, L. Plaustrum Fr. Chariot, ein zu Führung schwerer Lasten bestimmter Wagen. Siehe Fracht Wagen, im XIV Th., S. 737, und Wagen.

Lastadie, eine in verschiedenen an der See oder an großen schiffreichen Flüssen gelegenen Städten, z. B. zu Stettin, Königsberg, Riga, Kopenhagen ꝛc. übliche Benennung desjenigen Ortes, wo die Waren in die Schiffe aus- und eingeladen werden, oder auch, wo die Schiffe ihren Ballast ausladen, oder doch ehedem ausgeladen haben. Es stehen daselbst insgemein die Vorraths-Häuser zu den Waren, welche Speicher genannt werden, welche den Waren zu einer Niederlage dienen, ehe sie weiter in die Gewölbe gebracht werden.

Schwed. Lastagie. Ohne Zweifel aus dem im mittlern Lat. von Last geformten Lastadium und Lastagium, welches aber nur den Ballast, die Schiff Fracht, bedeutet.

Lastbar, was Lasten trägt oder tragen kann. Lastbare Thiere, oder Last Thiere, unter welchen der Esel das berühmteste ist. Das stumme lastbare Thier (Bileams) redete mit Menschenstimme, 2 Petr. 2, 16.

Lasten, ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte haben, welches nur im gem. Leben üblich ist, eine Last d. i. hohen Grad der drückenden Schwere haben. Bücher lasten sehr, haben viele Last nach Maßgebung ihrer Masse.

In den zusammengesetzten belasten, entlasten, überlasten, ist es auch in thätiger Gestalt üblich.

Belasten. 1. Eigentlich mit einer Last belegen. Einen Wagen, einen Esel belasten, wofür aber im g. L. beladen üblicher ist.

2. Figürlich. a. Ueber die Gebühr mit etwas versehen. In dieser Bedeutung sagen die Mahler, daß die Züge eines Gemähldes belastet sind, wenn sie übertrieben, oder übermäßig bezeichnet sind. Siehe

oben,

oben, S. 185. b) Mit etwas als mit einer Laſt belegen, in der höhern Schreib-Art. Mit Schande belaſtet.

So auch die Belaſtung.

Belaſten bedeutet im Oberdeutſchen auch, Auftrag geben. Ich bin belaſtet, Ihnen zu hinterbringen, u. ſ. f.

Das Frequentativum von belaſten, iſt belä̈ſtigen, und kommt nur in deſſen figürlichen Bedeutungen vor. 1. Mit einer Sache, als mit einer Laſt, belegen. Die Unterthanen mit Steuern und Gaben beläſtigen. Sich mit anderer Leute Kindern beläſtigen. Beſchwerlich fallen, zur Laſt ſeyn. Jemanden mit ſeinen Beſuchen beläſtigen.

So auch die Beläſtigung.

Entlaſten, von einer Laſt befreyen, in der edlern Schreib-Art, ſowohl eigentlich, als figürlich, mit der zweyten Endung der Sache Jemanden ſeiner Würde entlaſten.

Auch das Frequentativum entläſtigen, kommt in dieſem Verſtande zuweilen vor.

Ueberlaſten, mehr Laſt auflegen, ſtärker beladen, als ein Ding tragen kann. Ein Schiff überlaſten.

Laſter. (das) 1. Eine jede Verſtümmelung oder grobe körperliche Verletzung; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, in welcher lästa noch im Schwed. vorkommt, wo auch lärza, verletzen iſt. Im gem. Leben braucht man noch das Zeit-Wort zerläſtern in dieſer Bedeutung, ſo wie auch die lezte Hälfte des Zeit-Wortes verletzen, laedere, hierher gehört. Siehe Laſt 1.

2. Eine Beleidigung, und in engerer Bedeutung, Beſchimpfung, Beleidigung der Ehre, wie auch im leidenden Verſtande, Schande, Schimpf; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, von welcher indeſſen noch läſtern abſtammet. Einem etwas zu Laſter thun, Schwabenſp. Cap. 173, zum Schimpfe. Einem

weder Laster noch Leid thun, Königshoven. Im gem. Leben einiger Gegenden braucht man das Wort Laster als ein niedriges Schimpf-Wort auf eine schändliche Person oder verächtliches Ding. Siehe Laster-Stein.

3. Schaden, Nachtheil; welche Bedeutung gleichfalls veraltet ist.

4. Ein Verbrechen, eine grobe Uebertretung des Gesetzes, schon bey dem Ottfried und im Tatian Lastar. Wenn jemand ein Weib nimmt, und ihre Mutter dazu, der hat ein Laster vermirkt, 3 Mos. 20, 4. Da ihr mußtet eure Laster und Gräuel tragen, Ezech. 16, 58. Um drey und vier Laster willen der Stadt Zor will ich ihrer nicht schonen, Amos 1, 9. 11. 13. Auch in dieser Bedeutung kennt man es im Hochdeutschen nur noch in dem Ausdrucke das Laster der beleidigten Majestät, wofür doch auch das Verbrechen der beleidigten Majestät üblicher ist.

5. In der engsten und gewöhnlichsten Bedeutung, die thätige Neigung ein Gesetz wissentlich zu übertreten, oder wider das erkannte Gute zu handeln; und in noch engerm Verstande, die thätige Neigung ein Natur-Gesetz zu übertreten, imgl. die Fertigkeit zu übertreten; L. Vitium, Fr. Vice. Im gem. Leben pflegt man nur gewisse solche thätige Neigungen, deren Ausbruch mit einem besondern Grade äußerer Schande verknüpft ist, Laster zu nennen. Allein, in der Sitten-Lehre nimmt man es in dem weitesten Umfange der Bedeutung, auch von solchen thätigen Neigungen dieser Art, welche gemeiniglich nicht von der öffentlichen Schande (welches die nächste Bedeutung dieses Wortes ist) gebrandmarket werden. Ein Laster an sich haben. Das Laster der Trunkenheit, der Hurerey, des Fluchens, des Ungehorsams, u. s. f. In Laster fallen. Den Lastern ergeben seyn. Wo es figürlich zuweilen im Singu-

lar

lar an statt des Plurals gebraucht wird. Das Laster fliehen, die Laster. Ingl. an statt der lasterhaften Person. Das Laster scheut die Ewigkeit, weil es genöthigt ist, einen Gott knechtisch zu fürchten, Gellert.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Wort vermittelst der End-Sylbe er, von Last in der ersten Bedeutung, oder vielmehr von dem veralteten Zeit-Worte lästen, lasten, letzen, verletzen, laedere abstammet, daher denn die allgemeine Bedeutung einer Verletzung und damit verknüpften Beschimpfung sehr leicht zu erklären ist. Notker braucht Lastir auch für Betrug.

Die Griechen und Römer hatten die Laster, so wie die Tugenden, in die Zahl der Götter aufgenommen. Einige verehrten sie, um Wohlthaten von ihnen zu erlangen, und die andern, um von ihren Uebeln befreyet zu bleiben.

Von einer lächerlichen Vorstellung der Laster verschiedener Völker, als: der Völlerey, Unkeuschheit ꝛc. in einer feinen Satyre, s. im LX Th. S. 287. f.

Bey einer allegorischen Vorstellung des Lasters, muß der bildende Künstler grammatikalisch unterscheiden. Das Laster im Allgemeinen, welches der Tugend im Allgemeinen entgegengesetzt ist, wird am gewöhnlichsten als eine Furie abgebildet, und dadurch angezeigt, daß alle Laster wahre Plage Göttinnen der Menschen, die sich ihnen überlassen, seyn. Will man der Furien-Figur, welche das Laster vorstellen soll, allenfalls noch ein zweckmäßiges Beywerk geben, so ist es eine Larve (Maske), oder ein Schleyer, weil das Laster dem Menschen, den es täuscht, gemeiniglich nicht bey dem ersten Anblicke seine ganze Abscheulichkeit zeigt. Diese Larve oder diesen Schleyer reisset ihm auf vielen Vorstellungen die Tugend oder die Wahrheit ab, welche beyderseits gewöhnlich als über das Laster triumphirend vorgestellet

stellet werden. Die allegorische Vorstellung einzelner Laster, als: Neid, Verleumdung, Völlerey, Zorn ꝛc. findet man unter den davon handelnden besondern Artikeln angezeigt.

Von dem Einflusse der Tugenden und Laster in die Gesundheit (*).

Die meisten Menschen machen sich ein Verdienst daraus, tugendhaft zu seyn. Sie wollen deswegen gelobt seyn, daß sie Gott fürchten; daß sie einem Jeden das Seine lassen; daß sie sich zuweilen ihrer Rechte begeben, um gegen andere gefällig zu seyn, u. s. w. Ein Bettler fordert, man soll ihm verbunden seyn, daß er kein Spitzbube ist. Ein Handwerks-Mann will damit Dank verdienen, daß er gute Arbeit macht. Ein Edelmann will gerühmt seyn, wenn er seine Schulden bezahlt; und ein Fürst, wenn er sein Wort hält. Es ist nicht anders, als ob wir alle unsere Tugend Gott und der Republik schenkten, und als ob wir eigentlich das Recht hätten, alle Laster zu begehen, die uns belieben.

Dieses unsinnige Vorurtheil hat seinen Ursprung ohne Zweifel darin, daß wir uns wehe thun, wenn wir unsere natürlichen Triebe und Leidenschaften der Rechtschaffenheit aufopfern; und kein Beweis kann deutlicher seyn, als dieser: daß wir von Natur verdorbene Herzen haben. Es ist bloße Heucheley, wenn ein Mensch sich rühmt, daß er von Natur geneigt sey, die Tugenden auszuüben, die wider seine Eigenliebe, seinen Eigennutz, seine Wollust und seinen Ehrgeiz streiten. Ein jeder Mensch bequemt sich nur zu solchen Tugenden freywillig, die er unter dem Deckmantel seiner natürlichen Neigungen ver-

ber-

(*) Der Arzt, von D. Unzer, 308 St.

bergen kann. Er ist freygebig, gastfrey und gutthätig, wenn er zur Verschwendung geneigt ist; er ist friedfertig und geduldig, wenn er ein feiges Herz hat; er hält auf seine Ehre und guten Nahmen, und läßt keinen Schurken auf sich sitzen, wenn er rechthaberisch, hitzig und streitsüchtig ist; er versorgt die Armen, wenn er glaubt, daß es ihm Gott hundertfältig wieder erstatten werde; und kurz, ein Jeder bedient sich seiner natürlichen Schwachheiten, um gewisse Tugenden auszuüben, die diese Schwachheit nähren. Allein, wenn es darauf ankommt, seine Leidenschaften einer rechtschaffenen Handlung aufzuopfern; einen Armen zu speisen, wenn man geizig ist; einem Feinde zu vergeben, wenn man rachsüchtig ist; einem Freunde sein Brod zu gönnen, wenn man neidisch ist; einem Unterdrückten beyzustehen, wenn man unbarmherzig und boshaft ist: so verschwindet entweder auf einmahl der Trieb zur Tugend, oder man rechnet sie Gott so hoch an, daß man sich nicht einbilden kann, wie er es anfangen müßte, wenn er sie uns vergelten wollte.

Bey dieser allgemeinen Verderbniß des menschlichen Herzens ist es in der That eine sehr schwere Aufgabe für die Sitten-Lehrer, die noch dazu eben so verderbte Menschen sind, als ihre Schüler, die Menschen lebendig von den Vorzügen der Tugenden zu überzeugen, und sie zu nöthigen, daß sie lieber ihnen, als ihren Neigungen und Leidenschaften, folgen. Diese weisen Sitten-Lehrer erfahren nur allzu oft, daß die Tugenden bey den Menschen keinen Eingang finden, als in so fern sie mit ihren natürlichen Neigungen und Leidenschaften übereinstimmen und bestehen können; und wenn Tugenden, die aus dieser Quelle fließen, keine wahre Tugenden, sondern im Grunde lauter Laster, sind: so müssen alle Sitten-Lehrer mit Gellert sagen:

Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn.
Ein Laster wird izt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

Inzwischen ist dem State daran gelegen, daß die Menschen die Handlung der Tugend ausüben; und ein jeder hat, um seines eigenen Besten willen, dahin zu sehen, daß diese Handlungen aus einer reinen Quelle fließen. Der Ehrgeiz macht die Menschen großmüthig, tapfer, getreu; die Wollust macht sie weich und mitleidig; der Geiz arbeitsam und unverdrossen. Durch diese Wirkung gewinnt die menschliche Gesellschaft sehr vieles, ungeachtet dabey die meisten Menschen ihr wahres Heil, ja sich selbst, verlieren, weil die Quellen, woraus sie fließen, unlauter sind.

Wenn man ein Mittel erfinden könnte, den Menschen die Tugenden angenehm zu machen; wenn dieses Mittel von solcher Beschaffenheit seyn könnte, daß das menschliche Herz mit der Tugend vertraulich in einen Bund träte; daß sich dessen natürliche Neigungen und Leidenschaften ihren Gesetzen gutwillig unterwürfen, und daß der Bewegungsgrund, durch welchen dieses geschähe, seiner Natur nach, unschuldig und unsträflich wäre: so würde man, meines Erachtens, dadurch der menschlichen Gesellschaft einen wahren Dienst leisten, und zur Ausbreitung der Tugend nicht wenig beytragen. Ein Weichling, der die Geilheit verläßt, weil er karg wird, und sich um deswillen für frömmer hält, hat seine Enthaltsamkeit keiner Tugend, sondern einem andern Laster zu zuschrei-

schreiben, welches er an die Stelle des vorigen setzt. Sein Herz hat dabey nichts gewonnen; er ist eben der vorige Böswicht, in einer neuen Verkleidung. Seine Verwandlung ist bloß ein Tausch eines Lasters gegen ein anderes. Könnte man diesen Tausch nicht ändern und unsträflicher machen? Giebt es kein Gut in der Welt, das man den Menschen, statt aller ihrer Laster, anbiethen kann, wogegen sie alle eine gleich starke Neigung haben, und das sie nicht allein gern gegen die Laster vertauschen würden, sondern das sie auch dagegen umtauschen könnten, ohne sich einen gerechten Vorwurf deshalb zu zuziehen? Ich will izt zu erweisen suchen, daß ein dergleichen Gut vorhanden, und daß es die Gesundheit der Menschen sey. Welcher Mensch liebt nicht sein Leben und seine Gesundheit? Alles, was ein Mann hat, sagt jener heilige Schriftsteller, läßt er für sein Leben. Sollte er nicht die Laster für seine Gesundheit lassen? Wenn uns das Leben gewiß ist, was haben wir dann noch für ein großes Kleinod auf Erden, ohne welches uns das Leben unnütz und lästig ist, und welches uns in den Genuß aller Güter desselben einsetzt? Die Gesundheit ist dieses Kleinod, und wird auch wirklich von allen dafür erkannt, die nicht unsinnig sind. Man sagt, daß es Leute gebe, die ihr Leben für nichts, und andere, die es für eine Last achten. Wenn es solche Leute giebt, so hat ihr Unmuth unstreitig in dem Elende und Unglücke ihres Lebens seinen Grund. Sie wünschen sich also den Tod, weil er das Mittel ist, diesem Elende zu entgehen. Allein, so rasend ist kein Mensch, sich Unglück und Elend selbst zu wünschen. Man hört wohl kranke und gebrechliche Personen sagen, daß sie des Lebens müde sind, und es aufzugeben wünschen. Aber, welcher Mensch hat den unsinnigen Wunsch gethan, krank und gebrechlich zu leben? Es ist also natürlich, daß die Menschen ihre

Gesundheit lieben; ja, es ist noch natürlicher, daß auch die ihre Gesundheit lieben, die das Leben selbst für kein Gut mehr halten; daß man Krankheit mehr, als den Tod, fürchtet, und daß man mehr daran wendet, gesund zu bleiben, als sein Leben selbst zu retten. Ist nun die Liebe zum Leben eine natürliche Neigung der Menschen, wie viel mehr muß es nicht die Liebe zur Gesundheit seyn! Wir finden also an der Liebe zur Gesundheit einen sehr mächtigen natürlichen Trieb, der selbst den natürlichen Trieb zum Leben übertrifft, für welchen doch fast alle Menschen ihre liebsten Leidenschaften, Triebe und Neigungen, gern aufopfern.

Welcher Mensch würde nicht anstehen, ein Laster zu begehen, ob ihn gleich seine Haupt Leidenschaften dazu reizten, wenn er überzeugt wäre, daß er mitten in der Ausübung desselben sein Leben verlieren müßte? Stände der Tod auf einer Sünde der Unreinigkeit, welcher Mensch würde sie nicht gern freywillig vermeiden? Als der unersättliche Midas seinen Wunsch, alles, was er berühren würde, in Gold verwandelt zu finden, erfüllt sahe, und keine Speise zu seinem Unterhalte mehr übrig war, so flehete er die Götter, um seines Lebens willen, an, die grausame Gnade zurück zu nehmen. Sein Geiz gab nach, als er ihm das Leben kosten sollte. Kann also die Liebe zum Leben die Menschen nöthigen, ihren liebsten Lastern zu entsagen, um wie viel eher muß dieses nicht von der Liebe zur Gesundheit behauptet werden können, die auch bey denen noch nicht erlischt, welche die Liebe zum Leben nicht mehr empfinden! Es kann also den Menschen kein stärkerer Bewegungsgrund vorgeleget werden, ihre lasterhaften Neigungen zu bestreiten, als der, wenn sie überzeuget werden, daß ihre Laster sie um ihre Gesundheit bringen.

Die Liebe zur Gesundheit ist auch, an sich betrachtet, weder lasterhaft, noch schädlich. Wenn man ihr

seine

seine Laster aufopfert, so kann kein Sitten-Lehrer behaupten, daß man dadurch einem Laster ein anderes aufopferte, wie solches geschieht, wenn man eine neue sträfliche Neigung einer alten opfert. Ein Wollüstiger, der enthaltsam wird, weil der Geiz sich seines Herzens bemeistert, bleibt lasterhaft, wie er vorher schon war. Ein Wollüstiger, der darum enthaltsam wird, weil er eine Menge abscheulicher Krankheiten vermeiden will, ist zwar um deswillen kein sonderlicher Heiliger; allein er vertauscht kein neues Laster mit dem alten, er fährt nicht, wie jener fort, dem State durch neue Laster schädlich zu seyn, sondern er wird wenigstens unschuldig, wenn er auch noch nicht heilig ist. Also gewinnt dabey der Stat, dem er durch seine Laster schädlich zu seyn aufhört, und er gewinnt selbst, indem er seine Laster verläßt, und keine andere dagegen erwählt. Gleiche Bewandtniß hat es in allen andern Fällen.

Es ist also keine unanständige Bemühung, die Menschen, vermöge des Bewegungsgrundes ihrer Gesundheit, von den Lastern abzumahnen; und wenn bewiesen werden kann, daß die Gesundheit durch die Ausübung der Laster unendlich leidet, so kann man sich von der heftigen natürlichen Neigung der Menschen zu derselben den Vortheil versprechen, daß sie den mächtigsten und lebendigsten Bewegungsgrund abgeben werde, die Menschen mit ihren liebsten Lastern in Feindschaft zu setzen, und ihre kräftigsten Leidenschaften und Triebe, die sie dazu verleiten, zu entwaffnen.

Dieses zum voraus gesetzt, will ich izt einmahl das Verhältniß der Gesundheit gegen die Tugenden und Laster in Betrachtung ziehen. Ich werde zeigen, daß die Gesundheit durch die Ausübung der Tugenden unendlich gewinne, und hingegen durch die Ausübung der Laster unendlich verliere. Hierdurch wird die Tugend in einem Gesichts-Puncte vorgestellt, aus

welchem man sie bisher sehr wenig betrachtet hat; und hierdurch bekommen die Laster einen so abscheulichen Anstrich, daß sie verhaßter werden, als wenn man sie uns aus jedem andern Gesichts-Puncte zeigt, wo ihre Folgen zwar allemahl abscheulich und fürchterlich sind, aber uns und unsere Eigenliebe, unsere allerheftigste Neigung, und unsern angelegentlichsten Trieb nicht so sehr interessiren.

Es giebt einige Laster, welche durch Handlungen des Körpers begangen werden, die dessen Gesundheit fast unmittelbar zerrütten. Dergleichen sind: die Unmäßigkeit, die Völlerey, die Unkeuschheit, und verschiedene andere Arten der Ueppigkeit und Unreinigkeit. Es ist nicht zu beschreiben, wie viele Menschen durch diese Ausschweifungen allein auf ihre ganze Lebens-Zeit ungesund werden. Nimmermehr würde die Gicht, die Lustseuche, und das große Heer aller Arten dieser verhaßten Krankheiten, so allgemein unter den Menschen seyn, wenn sie sich diesen Lastern nicht so sehr ergeben hätten. Die reissenden und brennenden Schmerzen des Podagra, Gonagra, Chiragra, der Hüft-Gicht, der Migraine, haben gemeiniglich keinen andern Ursprung, als die Unmäßigkeit und Ueppigkeit. Die Lustseuche und ihre Arten, deren schändliche Nahmen ich verschweige, würden nicht in der Welt seyn, wenn das Laster der Unkeuschheit sich nicht so viel Eingang bey den Menschen verschafft hätte. Der elende Zustand derer, die sich der Völlerey ergeben, ist so jammervoll für sie, und so abscheulich in den Augen anderer Menschen, daß er kaum beschrieben werden kann. Die Zerrüttung ihrer Sinne, die Unverdaulichkeit, Lähmung der Zunge und der Glieder, und Schlagfluß, sind die gewöhnlichsten Folgen davon. Ein Wollüstiger, der so vorsichtig ist, daß er die Lustseuche verhütet, verschwendet durch seine Ausschweifung so viel Kräfte,

daß

daß er dennoch gar bald zum elendesten Geschöpfe wird. Ausschweifungen dieser Art verzehren mehr Kräfte, als das heftigste Verbluten. Der Gebrauch des Gesichtes geht zeitig davon verloren; der Leib schwindet; die Glieder werden verkrümmt und vor der Zeit steif; und man versetzt sich in dem blühendsten Alter in den kläglichen Zustand eines verlebten Greises. Kurz, es sind durch diese Art von Lastern mehr Menschen unglücklich gemacht worden, als durch tausend physische Ursachen, denen man allgemeine und ansteckende Seuchen zu zuschreiben pflegt. Das größte Unglück dabey ist dieses, daß man dergleichen üble Folgen nicht vermuthet; denn eben durch diese Sicherheit geschieht es, daß ihnen niemand entgeht.

Sehr viele Laster sind von der Art, daß sie nicht ohne heftige Leidenschaften ausgeübet werden können; und es ist etwas Besonderes, daß diese Leidenschaften durchgängig solche sind, die der Gesundheit sehr nachtheilig sind. Die Zanksucht macht ihren Sclaven durch seinen Zorn und durch seine Aergerniß zum Märtyrer, und verzehrt das Mark in seinen Gebeinen. Der hündische Neid macht die Menschen dem Sinn-Bilde dieses Lasters ähnlich, wie ihn die Dichter schildern, wie er sein eigenes Fleisch frißt, und an seinen dürren Fäusten naget. Ein Neidischer ist ein Gerippe, das nur in so fern lebt, als sein Laster es beseelet. Der Geiz martert seinen Sclaven mit Gram, Sorgen, Schlaflosigkeit und Unruhe, welche Leidenschaften insgesammt die schädlichsten Wirkungen auf die Gesundheit äussern. Der Unkeusche wird durch sein Laster entnervt; seine Leidenschaften verzehren seine Lebensgeister. Der Hochmüthige wird unaufhörlich von Gram und Neid verfolget, und sein Leib muß das bezahlen, was seine Einbildungskraft sich erwirbt. Der Schwelger opfert seine Gesundheit seinem Geschmacke auf, und sitzt mit Ekel bey der Tafel,

auf welcher kein Gericht zu finden ist, das sein Magen verdauen könnte. Die Falschheit und Untreue beunruhigt das nichtswürdige Werkzeug, durch welches sie sich offenbaret, mit Gewissens-Bissen, die ihm die Ruhe des Nachts entziehen, und ihn im Wachen mit lauter solchen Leidenschaften ängstigen, die niemahls mit der Gesundheit bestehen können. Kurz, alle Leidenschaften, wodurch ein Laster ausbricht, haben für die Gesundheit üble Folgen. Die vergnügten Leidenschaften werden ihr schädlich, weil sie ausschweifend sind; denn wenn sie dieses nicht wären, so würden sie den Nahmen der Laster nicht verdienen; und die unangenehmen sind durchgängig ein heimliches Gift, das an dem Leben naget, und den gesundesten Menschen nach und nach auszehrt und hinopfert.

Alle Laster sind mit einer gewissen Gemüths-Unruhe verbunden, welche man Gewissens-Bisse nennt. Man hat diese von je her mit einem nagenden Wurme verglichen, der unsere Eingewcide und Kräfte verzehrt; und so ist es auch in der That. Wer gesund seyn will, der muß ein heiteres Gemüth, ein freyes Gewissen, und also ein reines Herz haben. Der verruchteste Bösewicht kann diesen innern Regungen des Gewissens nicht widerstehen. Er kann sie zuweilen betäuben; allein, dieses geschieht durch neue Laster, die seiner Gesundheit vielleicht noch nachtheiliger sind. In Kurzem aber wacht das Gewissen wieder auf, und der nagende Schmerz wird verdoppelt. Viele Bösewichter, die ihre Laster lange genug im Verborgenen getrieben haben, verfallen zulezt in Gemüths-Krankheiten, Melancholie, Unsinn, Wahnwitz und Raserey. Wer weis aber nicht, daß diese Krankheiten ihren Ursprung in gewissen Leibes-Krankheiten haben, welche die Früchte der Schwäche sind, die ein unre-

gel-

gelmäßiger und lasterhafter Lebenslauf im Körper hervorgebracht hat?

Ist es gewiß: und wer kann wohl daran zweifeln? daß die Gesundheit des Leibes ein ruhiges, von heftigen unangenehmen Leidenschaften freyes Gemüth, und eine gemäßigte Lebens-Ordnung erfordert, so wird leicht kein herrschendes Laster zu finden seyn, bey welchem alle diese Erfordernisse Statt finden sollten; und so wird es unmöglich seyn, bey herrschenden Lastern lange gesund zu leben. In welcher Gestalt zeigt sich uns hingegen nicht die Tugend, wenn wir sie in eben diesem Verhältniß betrachten! Wessen Herz ist wohl ruhiger, wessen Leidenschaften sind gemäßigter und angenehmer, wessen Lebenslauf ist besser geordnet und mäßiger und vergnügter, als eines Tugendhaften, der sich mit der Ueberzeugung eines wohl vollbrachten Tages alle Abend zur Ruhe legt, und mit dem Verlangen, einen Tag wohl zu vollbringen, alle Morgen erwacht? Wann foltern ihn unordentliche Begierden und tadelhafte Wünsche? Wann erschreckt ihn eine Handlung in dem Register, das ihm sein Gedächtniß täglich vor Augen legt? Wann empfindet er den Dorn der Reue, den Brand der Rachsucht, das Nagen des Grames, die Wuth des Zornes, den Rausch der Wollust, das Gift des Neides, den Kitzel schadenfroher Freude, das Gewicht der Angst, die Unruhe der Sorgen, den Wurm des Gewissens? Er lebt jeden Tag in einer stillen Freude; er ruhet jede Nacht sanft; er genießt die Glückseligkeit des Lebens mit vergnügter Danksagung, und ist geschickt, alle Vergnügungen zu schmecken, weil er gesund ist. Ich bin nicht so thöricht, zu glauben, daß die Tugend uns vor allen Krankheiten schütze. Denn ob uns dieselben gleich mit als ein Lohn der Sünde angerechnet werden, so trifft doch derselbe, eben so wie der Tod, den Gerechten und Ungerech-

gerechten ohne Unterschied. Ich glaube also auch nicht, daß alle Krankheiten von Lastern herrühren. Allein, das halte ich für gewiß, daß ein Lasterhafter sich jederzeit in Umständen befindet, die seine Gesundheit zu unterbrechen geschickt sind; daß bey ihm tausendmahl mehr Gelegenheiten zu Krankheiten Statt finden; daß er, vermöge seiner lasterhaften Gemüths-Verfassung und schlechten Lebens-Ordnung, seinen Leib natürlicher Weise ungesund mache, und daß von diesem allen das Gegentheil bey demjenigen Statt findet, der sich der Tugend befleißigt. Ich fürchte nicht, daß mir jemand den Einwurf machen werde: ich hätte die Gründe dieser Behauptung zu weit hergeholt. Man müßte nicht wissen, was eine schlechte Lebens-Ordnung, was ausschweifende Leidenschaften, was langsam nagende und unangenehme Gemüths-Bewegungen, und was ein beunruhigtes und geängstigtes Gemüth, für einen offenbaren Einfluß in unsere Gesundheit haben, wenn man diesen Einwurf machen sollte. Zudem bestätigt die tägliche Erfahrung alles, was ich behauptet habe. Sollte mancher ehrwürdiger Greis reden, wie er zu so vielen Gebrechen und Krankheiten, die ihm sein Alter verbittern, gekommen sey, so würde man mit Erstaunen hören, daß diejenigen Laster den meisten Theil daran haben, die er nun, seitdem er ehrwürdig und grau geworden ist, nicht mehr begehen kann. Giebt es nicht ganze Geschlechter und Familien von Krankheiten, die bloß das Laster zum Ursprunge haben? Muß nicht natürlicher Weise ein Tugendhafter von allen diesen frey seyn; und ist dieses kein Vorzug der Tugend vor dem Laster, in Absicht der Gesundheit? Ist es nicht eine allgemeine Lebens-Regel, die kein Arzt läugnen wird, daß eine mäßige und ordentliche Lebens-Art ein heiteres Gemüth und ein Herz das keinen heftigen und unangenehmen Leidenschaften unterworfen ist, die

sicher-

sichersten Mittel zu einem gesunden und langen Leben seyn? Sind denn nun aber dieses wohl Eigenschaften eines Lasters?

„Indessen giebt es doch Lasterhafte genug, die gesund leben.“ Dieses ist der einzige Einwurf von Erheblichkeit, und er beruhet mit dem auf Einem Grunde, daß es viele Tugendhafte giebt, die ihr Leben in beständiger Krankheit zubringen. Allein erstlich kann ich diesen ganzen Einwurf von mir ablehnen. Es giebt Leute, die bey der schlechtesten Lebens-Ordnung dennoch gesund bleiben; gleichwohl wird um deswillen niemand läugnen können, daß eine gute Lebens-Ordnung von allen geführt werden müßte, die gern gesund seyn wollen. Eben so ist es mit der Tugend und dem Laster. Wenn einige Lasterhafte gesund sind, so bleibt doch die Regel allezeit unumstößlich, daß man tugendhaft leben müsse, wenn man gesund seyn will, weil ein lasterhaftes Leben den wesentlichsten Bedingungen der Gesundheit schnurstracks entgegen läuft. Zweytens aber ist auch gewiß die Zahl der Lasterhaften, die sich einer guten Gesundheit rühmen können, sehr geringe. Von denen, die bey ihren Lastern die Kräfte ihres Leibes mißbrauchen, ist kein einziger gesund. Von denen, die ausschweifenden und unangenehmen Leidenschaften frohnen, sind es so wenige, daß man so gar im gemeinen Leben Sprichwörter eingeführt hat, welche die Krankheiten dieser Leute charakterisiren. Man sagt von einem abgezehrten Menschen: er sey so dürre als der Neid; von einem Geizigen: er fresse sich selbst auf; von einem Feindseligen: er glühe vor Zorn und Rache; von einem Aufgeblasenen: er werde vor Hochmuth närrisch; von einem schadenfrohen Menschen: daß ihn der Kitzel plage; von einem Menschen, der ein scheußliches Ansehen hat: er sehe aus, wie ein Spitzbube, u. s. w. Alle diese Redens-Arten zeigen diese Gebrechen und Haupt-

Eigenschaften der Krankheiten an, die man bey den Lasterhaften aller Arten aus unzähligen Erfahrungen kennen gelernt hat. Zudem so verbergen lasterhafte Leute die aus ihren Lastern fließenden Gebrechen, so viel ihnen möglich ist, vor den Augen der Welt eben so sorgfältig, als die Laster selbst. Sie schämen sich der Wirkungen, weil sie die Ursachen davon wissen, die ihnen keine Ehre bringen; und endlich so offenbaren sich auch diese schädliche Wirkungen der Laster nicht allezeit so bald, daß man sie von ihren unreinen Ursachen herleiten sollte, wozu man ohnedies nicht sehr geneigt ist. Was mancher in der frühen Jugend verbrochen hat, das muß er erst im späten Alter büßen. Wäre nur vielen etwas daran gelegen, diesen Zusammenhang zu entdecken, so würden sie ihn gar leicht finden. Allein, wer will sich gern selbst anklagen? Wer entschuldigt sich nicht gern vor sich selbst, und noch viel mehr vor den Augen der Welt, wenn er nur noch Einen möglichen Ausweg finden kann, die Schuld seiner Strafen von sich abzuwälzen, und sich als unsträflich und als einen unschuldig Leidenden zu betrachten?

Ich will aufhören, die Laster zu schelten. Aber ich kann diesen Aufsatz nicht beschließen, ohne noch einmahl alle Menschen, besonders aber die Jugend, zu bitten, den hier vorgetragenen Sätzen ernstlich nachzudenken, und bey Zeiten den Weg der Tugend zu erwählen, um sich selbst ein gesundes und vergnügtes Leben, so viel wenigstens an ihnen ist, zu erwerben; da es doch ein für allemahl unmöglich ist, auf dem Wege des Lasters dazu zu gelangen, und, da doch gleichwohl kein Mensch ein so rasender Feind von sich selbst seyn kann, daß er seine Gesundheit für nichts schätzen sollte, um sich der Menschlichkeit unwürdig zu machen, und, außer dem Vergnügen dieses

ses Lebens, noch den Trost im Tode, die Hoffnung eines künftigen vergnügten Lebens, zu verlieren.

Lasterhaft, ein Bey und Neben-Wort, lasterhafter, lasterhafteste, Fertigkeit zur möglichsten Ausübung schädlicher, und in weiterer Bedeutung, böser Neigungen, und in dieser Fertigkeit gegründet. Ein lasterhafter Mensch. Lasterhaft seyn. Lasterhafte Neigungen, Gedanken, Begierden. Lasterhaft leben.

Das ungewöhnlichere Oberdeutsch-lasterhaftig, kommt in der veralteten Bedeutung für schändlich noch bey dem Opitz vor: die lasterhaftig dich verspotten.

Daher die **Lasterhaftigkeit**, die Fertigkeit zu Lastern, so fern dieses Wort ehedem eine mit Schande verbundene Uebertretung des Gesetzes bedeutete. Da aber jezt Laster von dieser Fertigkeit gebraucht wird, so kommt jenes nunmehr seltener vor.

Laster-Stein, an einigen Orten, ein Stein, auf welchem oder mit welchem gewisse Verbrecher zu ihrer Schande öffentlich zur Schau ausgestellet werden, von Laster, so fern es ehedem Schande bedeutete; der Schand-Stein.

Läster-Maul, **Läster-Rede**, **Lästerer**, **Lästerlich**, **Lästerung**; siehe im folgenden Artikel.

Lästern, ein Zeit-Wort, von dem Haupt-Worte Laster, in dessen sämmtlichen Bedeutungen es ehedem üblich war.

1. Verstümmeln, zerfetzen, verunstalten, dilacerare. in welcher Bedeutung im gem. Leben noch zerlästern üblich ist; s. weiter unten, und Lästerer.

2. Schänden, eine gleichfalls veraltete Bedeutung, von welcher Frisch einige Beyspiele anführt. Die Frauen lästern, sagte man ehedem in eben der Bedeutung, in welcher wir jezt das Zeit-Wort schänden brauchen.

3. Aus Vorsatz schändliche oder grobe Unvollkommenheiten wider die Wahrheit von jemanden sagen,

jemandes Ehre auf eine grobe Art durch Worte ſchänden. Die Obrigkeit läſtern. Jemanden läſtern. Gott läſtern.

Daher die Läſterung, ſowohl die Handlung, als auch die Läſter-Rede ſelbſt. Läſterungen wider jemand ausſtoßen.

In einigen alten Deich-Schau-Ordnungen, bedeutet läſtern die gefährlichen Mängel eines Waſſer-Werkes bemerken. Die Redens-Art: Wer läſtern kann, der läſtere, was zu läſtern iſt, bedeutet nur ſo viel: Wer Einſicht beſitzt, der bemerke die vorgefallenen gefährlichen Beſchädigungen der Deiche und Waſſerwerke.

In der lezten Bedeutung ſchon im Iſidor lastron, im Ottfried gilastaron, im Notker lasteren, im Dän. laste.

Man braucht die Wörter: ſchimpfen, ſchmähen und läſtern, von einer Beleidigung, welche mit ehrenrührigen Worten geſchieht. Schimpfen, kann von einer jeden ſolchen Beleidigung geſagt werden. Schmähen ſetzt den Begriff hinzu, daß es mit der äuſſerſten Verachtung oder Geringſchätzung geſchehe. Läſtern zeigt an, daß man jemand begangener ſchändlichen Laſter oder Thaten beſchuldige.

Man ſchimpft jemand, wenn man ſolche Worte wider ihn ausſtößt, die ihn als einen ehrloſen Menſchen vorſtellen, oder ſeiner Ehre nachtheilig ſind. Man ſchmähet jemand, wenn man ihn nicht nur als einen ehrloſen Menſchen vorſtellt, ſondern auch die äuſſerſte Verachtung gegen ihn bezeigt, und eben dergleichen bey Andern gegen ihn zu erwecken ſucht. Man läſtert ihn, wenn man ihm aufbürdet, ſolche grobe Laſter und ſchändliche Thaten begangen zu haben, die ihn billig in den Augen aller Menſchen verunehren müßten.

Das Evangelium verbiethet die Schimpf-Worte, Matth. 5, 22. Wer zu ſeinem Bruder ſaget, Racha! der iſt des Raths ſchuldig; wer aber ſagt: du Narr! der iſt des hölliſchen Feuers ſchuldig.

Von denen, die mit Chriſto gekreuziget wurden, ſteht Matth. 27, 44. und Marc. 15, 32. Sie ſchmäheten ihn,

th der Absicht, weil sie ihm mit der äussersten Verachtung, als einem solchen begegneten, der die schändliche Todes-Strafe verdient hätte. Und Luc. 29, 39: der Uebelthäter einer lästerte ihn, in der Absicht, weil er ihn des Verbrechens beschuldigte, daß er sich fälschlich für den Messias Christus ausgegeben, und das Volk betrogen habe.

Daher **Verlästern**, im hohen Grade schmähen und an der Ehre beleidigen; ein nur noch im g. L. übliches Wort, welches indessen noch mehrmahls in der deutschen Bibel vorkommt. Gott, Gottes Nahmen, den Weg der Wahrheit verlästern, 4 Mos. 14, 23. 2 Pet. 2, 2. Darum schaffet, daß euer Schatz nicht verlästert werde, Röm. 14, 16.

So auch die **Verlästerung**.

Zerlästern, im hohen Grade verunstalten; und im g. L. wo es oft für verstümmeln gebraucht wird. Das Fleisch zerlästern, bey den Fleischern, es ungeschickt zubereiten und zuhauen. Siehe oben, S. 217.

Das **Läster-Maul**, im g. L. und in der harten Sprech-Art, eine lästernde Person, in der lezten Bedeutung des Zeit Wortes. Sprichw. 4, 24.

Die **Läster-Rede**, eine Rede, worin man aus Vorsatz jemandes Ehre durch Worte schändet, ihm grobe, schändliche Unvollkommenheiten beymisset; Lästerworte. Eine solche Schrift wird eine **Läster-Schrift**, oder ein **Pasquill**, genannt. Siehe Pasquill.

Der **Lästerer**. 1. So fern das Zeit-Wort lästern ehedem zerfetzen, auf eine ungebührliche Art zerreissen oder zerschneiden bedeutete, pflegen die Stadt-Fleischer, sowohl die Dorf-Fleischer, als auch alle übrige Pfuscher ihres Handwerkes, Lästerer zu nennen, weil sie, dem Vorgeben nach, das Fleisch nicht so geschickt und reinlich ausschlachten können.

2. Von der jezt gewöhnlichern Bedeutung des Zeit-Wortes, der einen andern schändlicher und erdich-

dichteter Unvollkommenheiten beſchuldigt, im harten Verſtande, ein großer Verleumder. Ein Läſterer der Majeſtät. Ein Gottes-Läſterer, der Gott grober Unvollkommenheiten beſchuldigt, bey dem Notker Kegotſchelto.

Schon bey dem Notker Laſterar für Verleumder. Das weibliche Geſchlecht Läſterinn, (um des Wohlklanges für Läſterernn) kommt in der deutſchen Bibel vor. Ihre Weiber ſollen ehrbar ſeyn, nicht Läſterinne (Läſterinnen), 1 Tim. 3, 11. Den alten Weibern, daß ſie nicht Läſterin (Läſterinnen) ſeyn, Tit. 2, 3.

Läſterlich, ein Bey- und Neben-Wort, läſterlicher, läſterlichſte.

1. Von dem Haupt-Worte Laſter. 1) Strafbar, wider das Geſetz ſtreitend oder handelnd, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. 2) Schändlich, eine noch im g. L. übliche Bedeutung. Er hat mich läſterlich betrogen.

2. Von dem Zeit-Worte läſtern, in einer Läſterung gegründet, derſelben ähnlich oder gleich. Läſterlich wider die Obrigkeit reden. Läſterliche Reden.

Die Läſterung, ſ. oben, S. 218.

Läſtig, ein Bey- und Neben-Wort, läſtiger, läſtigſte, ein Wort, welches nur in der figürlichen Bedeutung des Wortes Laſt üblich iſt, ſehr beſchwerlich, von Dingen, welche man mit einem merklichen Grade des Widerwillens thut oder leidet. Ein läſtiger Beſuch. Niederſ. laſtig, Lat. moleſtus. Daher die Läſtigkeit, die Eigenſchaft eines Dinges, da es läſtig iſt.

Ueberläſtig. 1. Zu ſehr belaſtet oder beladen. Ein Schiff iſt überläſtig, bey einigen nicht ſo richtig oberläſtig, wenn es entweder zu ſehr beladen oder zu ſtark von Holz iſt, ſo daß es zu tief in dem Waſſer geht. 2. Ueberlaſt, d. i. Beſchwerde, verurſachend, beſchwerlich; doch nur im g. L. Jemanden überläſtig.

lästig seyn, beschwerlich. Ein überlästiger Besuch, ein beschwerlicher. Daher die Ueberlästigkeit, die Eigenschaft eines Dinges, da es überlästig oder beschwerlich ist.

Lasur, (der) (*) Lasur-Stein, Lazur, in der höhern Schreib-Art Azur, Lazuli, Lazur-Stein, L. Lapis Lazuli, Fr. Pierre d'azur, l'Azur, Lazul, Lazur, Pierre azurée, Verd d'Azur, ein jaspißartiger Stein, welcher blau, mehrentheils aber mit weißen oder goldfarbigen Flecken eingesprengt ist, und aus welchem das unter dem Nahmen Ultramarin bekannte prächtige Blau bereitet wird. Er kommt aus dem Gebirge der bucharischen Tatarey, welches von der caspischen See ab östlich streicht (1), vornehmlich aus Kalab und Bu-

(*) Wenn Einige das Wort Lasur im weiblichen Geschlechte, die Lasur brauchen, so ist vermuthlich Farbe darunter zu verstehen.

(1) Brünnich Mineralogie, (St. Petersb. und Lpz. 1781, 8.) S. 112.

Daß der ächte Lasur in der Tatarey gefunden wird, bestätigt auch Tavernier, in der Beschreibung der sechs Reisen, Th. 2, S. 148. Von jenem Lande scheint auch *Paulus Venetus*, (nach der helmstädter Ausgabe, S. 70,) zu reden: suppeditat quoque mons alius in hac prouincia (Balascia) lazulum, de quo fit azurum optimum, quale etiam in mundo non inuenitur. Elicitur autem ex; mineris non secus ac ferrum; praebent quoque minerae argentum. Sehr viele versichern noch immer, daß diese Stein-Art aus Persien komme, aber der auch daher kommt, ist dort nicht einheimisch, sondern er wird dorthin aus Thibet gebracht. Weil die Perser diese Farbe sehr lieben, so zieht sich diese Ware nur vornehmlich dorthin. Persien selbst aber hat nur den blauen Kupfer-Ocher, welchen man dort zuweilen an statt des Ultramarines braucht. Tavernier hat dieses sehr richtig und bestimmt gemeldet: und er, der mit Edelsteinen handelte, konnte es auch am besten wissen. Er sagt, im 1 Th., S. 242. „In den Ku„pfer-Gruben von Persien hat man auch Lasur-Adern ge„funden, welches in Persien in großer Menge verbraucht, „und damit das Blumwerk an dem Getäfel und Gewölbern „der Häuser gemahlt wird. Ehe dies entdeckt ward, hatte „man keine andere Lasur, als die rechte, welche aus der „großen Tatarey kommt, und sehr theuer verkauft ward.

„Diese

Budukschu; von da kommt er nach Ost-Indien, und von Ost-Indien nach Europa; auch bringen ihn die Bucharen, in Brocken, welche 1 Pfund und darüber schwer sind, nach Orenburg, wiewohl jezt nicht mehr so viel, als ehemahls (2). Der ächte Lasur-Stein, welcher in Asia und Afrika gefunden, und von daher nach Europa gebracht wird, wird der orientalische, auch, weil er seine schöne blaue Farbe im Feuer behält, und in demselben weiter nichts, als seine eingesprengten gelben Flecken, verliert, der feuerbeständige Lasur-Stein, L. Lapis Lazuli fixus; derjenige hingegen, den man in verschiedenen Ländern und an verschiedenen Orten in Europa, insonderheit in Ital-

„Diese Art Lasur aus Persien ist eine Art von Kupfer-Erz, „und wenn der Stein zerrieben und gesiebt ist, wie man „mit dem rechten Lasur zu verfahren pflegt, so wird eine „feine Farbe davon, welche eine reine und den Augen an„nehmliche Farbe giebt. Auf diese Weise durfte Persien „nicht mehr nach der tatarischen Lasur fragen, und der Ma„hemet-Beg ließ auch verbiethen, daß sich die Mahler „nicht der fremden, sondern der persianischen, gebrauchen „sollten; aber das Verboth währte nicht lange, weil die „persianische Lasur nicht in der Luft dauern konnte, wie die „rechte, sondern endlich eine dunkle und traurige Farbe be„kam. Bisweilen ward sie voll Schuppen, und blieb nicht „an der Spitze eines zarten Pinsels hängen, wurde also bald „verlassen, als eine gefärbte Erde, und die Lasur aus der „Tatarey ward wieder hervorgesucht.“ Eben dies bestätigt *Chardin*, in Voyages en Perse, Th. 4, S. 66. „Dans „la contrée à l'entour de Tauris, on trouve de l'Azur, „mais qui n'est pas si bon que celui de Tartarie; sa „couleur s'altere, devient sombre et enfin se passe.“ Eben Derselbe, S. 255: „Le lapis la Zuly qu'ils appel„lent Lagsverd, d'où nous avons fait le mot d'azur, se „prend dans leur voisinage au pais de Yusbec's, mais „la Perse en est le magazin général.“ Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß diese Stein Art jemahls aus Cypern gekommen ist, wie doch in vielen Büchern versichert wird. Kupfer hat diese Insel, und Bergblau liefert sie noch jezt.

(2) Falk Beyträge zur topographischen Kenntniß des russischen Reichs, (St. Petersb. 1786, 4.) III. unter den Mineralien.

Italien, Ungarn, Böhmen, Deutschland, Frankreich und England, findet, der occidentalische, und, weil er im Feuer seine blaue Farbe in Grün verändert, der nicht feuerbeständige Lasur-Stein, L. Lapis Lazuli non fixus, genannt. Der aus Asia und Afrika hat einen großen Vorzug vor den aus Europa, welcher oft für jenen verkauft wird; man muß sich daher in Acht nehmen, und, wenn man viel auf ein Mahl kauft, die Probe mit einem Stücke machen. Der europäische Lasur-Stein läßt sich weit leichter calciniren, und nimmt, wie gesagt, im Calciniren eine grüne Farbe an; der aus Asia und Afrika hingegen behält sein schönes natürliches Blau beständig, und verliert es niemahls.

Man findet den Lasur-Stein allemahl nester- oder flözweise, in unförmlichen Stücken, welche nicht leicht eine halbe Elle im Durchschnitt haben. Er bricht vornehmlich in eisenschüssigen Berg-Arten, in welchen sich der Eisen-Kies zu erzeugen pflegt. Die ungarischen Gänge, im neuen St. Antonius von Padua, bey Hoderitsch, sind, wie Brünnich meldet, schön blau gefleckt, zum Zeichen eines guten Silber-Gehaltes. Im Anbruch ist der Lasur-Stein allemahl uneben. An den spathartigen Stellen pflegt er schuppicht, an den reinen blauen aber körnicht, zu brechen.

Obgleich die alten Nahmen der Edelsteine noch nicht mit hinlänglicher Genauigkeit untersucht, und noch nicht mit der größten möglichen Zuverläßigkeit bestimmt sind, so läßt sich darunter doch der Lasur erkennen. Der Ritter Michaelis bemerkt, 2 Mos. 28, 18. daß die Alten unsern heutigen Lasur-Stein auch Sapphir zu nennen pflegten, unter welchem Nahmen er auch bey dem Plinius vorkommt, und dieser Meinung sind Mehrere beygetreten.

Diese Meinung, daß der Sapphir der Alten unser Lasur sey, hat Hr. Hofr. Beckmann (3) gewisser gemacht, als sie bisher gewesen ist. Er führt deshalb folgende Beweise:

„Der Sapphir der Griechen und Lateiner hatte erstlich eine himmelblaue Farbe, die etwas ins Violette schielte, oder in Purpur fiel: zuweilen auch sehr dunkel, fast schwärzlich, blau war. Zweytens war dieser Stein undurchsichtig. Drittens hatte er viele Goldpuncte oder goldgelbe Flecke, wiewohl man ihn höher schätzte, wenn er derselben nicht viele hatte. Viertens ward er geschnitten, aber wenn er nicht ganz rein war, sondern fremde härtere Theile eingemischt hatte, so war er dazu nicht tauglich. Fünftens scheint man so große Stücke dieser Stein-Art gehabt zu haben, daß man ihn zu eingelegten oder musivischen Arbeiten brauchen konnte. Sechstens ward er oft mit Kupferblau, mit kupferhaltigen Erzen, Steinen und Erden verwechselt oder verglichen. Siebentens schrieb man ihm solche medicinische Wirkungen zu, welche nur ein Kupferkalk haben kann. Achtens brach er zwischen andern Stein-Arten, wie Dionysius (*) andeutet.

Daß

(3) In seiner lehrreichen Abh. vom Ultramarin, im 2 St. des 3 B. seiner Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, (Lpz. 1790, 8.) S. 182.

(*) *Plin.* L. 37, c. 9. Reddetur et per se cyanos, accommodata gratia paulo ante nominato colore caeruleo. Inest ei aliquando et aureus pulvis, non qualis in sapphiris. In sapphiris enim aurum punctis collucet caeruleis. Sapphirorum, quae cum purpura, optimae apud Medos; nusquam tamen perlucidae. Praeterea inutiles scalpturae, intervenientibus crystallinis centris. Quae sunt ex iis cyanei coloris, mares existimantur. Cap. 10. Coralloachates guttis aureis sapphiri modo sparsa.

Isidor. Orig. L. 16, c. 9. Saphirus caerulens est cum purpura, habens pulveres aureos sparsos; apud Medos optimus, nusquam tamen perlucidus.

Theophrast. de lapid. §. 33: ἡ σαπφειρος ἀντη δ' ἐστὶν ὥσπερ χρυσόπαυστος.

Dioscorid. L. 5, c. 157: Sapphirus lapis ictis a scorpione potu prodesse existimatur. Bibitur et contra intestinas exulcerationes. Extuberantia in oculis eorumque

Daß ein Stein von diesen Eigenschaften nicht der Sapphir unserer Juwelirer seyn kann, ist außer allem Zweifel. Unser ächter Sapphir macht nicht in andern Berg-Arten Adern aus, sondern er kommt im Sande in einzelnen kleinen Krystallen vor, welche, so viel man weis, in der Bildung den Diamanten ähnlich sind, wiewohl sie zuweilen mehr säulenförmig seyn sollen, und vielleicht sind die wahren Sapphire nichts anders als blaue Diamanten. Allemahl sind sie, wie die übrigen Edelsteine, ganz durchsichtig; niemahls haben sie Goldpuncte zwischen sich; ihr Blau fällt mehr oder weniger in das sammetartige Blau, ist

que vuas et pustulas reprimit; sed et ruptas eorundem membranas cogit atque glutinat.

Dionys. orbis terrae descript. V. 1105. Passim item sub rupibus subtus venae pariunt aureae caeruleaeque pulcrum lapidem sapphiri, χρυσείης κυανῆς τε καλὴν πλάκα σαπφείροιο.

Epiphan. de XII gemmis, §. 5: Sapphirus gemma purpurascit, vt species blattae, id est, purpurae nigrae. Multa sunt eius genera. Est enim regius, aureis punctis varius, χρυσοστιγής. Non est vero hic in tanta admiratione, quanta ille, qui prorsus purpurascit. Et hic dicitur esse cum in India, tum etiam in Aethiopia. Quocirca aiunt apud Indos templum extructum Baccho extare, quod gradus ex sapphiro trecentos sexaginta quinque habeat, quamvis multi fidem non adhibeant. Est vero gemma admirabilis, pulcerrima, gratissima; propterea etiam in armillis et monilibus reponi consuevit, idque potissimum a regibus. Locum etiam inter remedia habet. Attrita enim et lacti permixta plagis quae fiunt ex pustulis albis et tuberculis medetur, si illis illinatur.

Marbodeus de lapidibus 53, p. 46;

Sapphiri species digitis aptissima regum,
Egregium fulgens puroque simillima caelo,
Vilior est nullo virtutibus atque decore.
Hic et syrtites lapis a plerisque vocatur,
Quod circa Syrtes Libycis permixtus arenis,
Fluctibus expulsus fervente freto reperitur.
Ille sed optimus est quem tellus Medica gignit,
Qui tamen asseritur nunquam transmittere visum,

ist oft sehr blaß, und zieht nur selten ganz wenig auf Violett. Das Sapphirpulver verhält sich wie fein zerriebenes Glas, zeigt keine Spur von Kupfer, ist weiß, und kann auf keine Weise eine blaue Mahlerfarbe abgeben, oder mit Bergblau verwechselt werden.

Die Frage, ob denn die Alten unsern Sapphir gekannt haben, ob er vielleicht zu ihren Amethysten oder Hyacinthen gehört, will ich hier nicht untersuchen; aber lieber möchte ich sie verneinen, als bejahen. Wenigstens wird der Beweis allemahl zweifelhaft bleiben. Fällt es doch so gar schwer zu bestimmen, ob jeder neuer Mineralog, der Sapphir nennt, auch den ächten Stein dieses Nahmens gekannt oder gemeint hat?

Hingegen kann man mit größter Zuverläßigkeit behaupten, daß der Sapphir der Alten unser Lazurstein seyn muß. Dieser hat eine blaue Farbe, die nicht selten in Violett oder Purpur fallt, und oft sehr dunkel ist. Er ist ganz und gar undurchsichtig; aber deswegen leidet er doch die Vergleichung mit der Farbe des Himmels, wobey Plinius nicht an Durchsichtigkeit gedacht hat, indem er so gar einen undurchsichtigen Jaspis himmelblau nennt (*). Der Lazur hat hin und wieder goldgelbe Puncte, die man ehemahls für Gold gehalten hat, die aber Kiestheilchen oder Markasite sind. Er kann leicht zu allerley Geräthen verarbeitet, auch geschnitten werden, wie er denn auch jezt noch oft zu Siegeln geschnitten wird. Aber Plinius hat ganz richtig angemerkt, daß er alsdann dazu nicht tauge, wenn er mit fremden und harten Theilchen (mit Quarz, weswegen er alsdann am Stahle Funken giebt,) vermischt ist, und eben deswegen ward der einfarbige höher geschätzt (**). Man findet auch noch in manchen Samml-

(*) Jaspis aerizusa. II. p. 782, den ich gewiß nicht mit Salmasius für Türkis ausgeben möchte. Wir haben ja auch blauen Jaspis.

(**) *Plin.* Inutiles scalpturae, intervenientibus crystallinis centris. Verschiedene Gelehrte haben dies so verstanden, als ob Plinius behaupte, der Sapphir lasse sich gar nicht schneiden. Sie scheinen die Umstände, unter welchen er dies behauptet, nicht beachtet, und sich nicht erinnert zu haben, was die alten Künstler in Steinen, auch Holz-Arten, die geschnitzt werden sollten, centra nannten. Plinius erklärt es XVI, 39: Inveniuntur in quibusdam, sicut

Sammlungen geschnittene Lazursteine, die wenigstens für alt gehalten werden (*). Ich erinnere mich, verschiedene Arbeiten dieser Art in der vortrefflichen herzoglichen Sammlung zu Braunschweig gesehn zu haben, welche mit vieler Wahrscheinlichkeit für ägyptische gehalten werden, und eine sorgfältige Beschreibung verdienen. Daß Lazuli ehemahls zu eingelegten Arbeiten gebraucht worden, weis ich gewiß, ungeachtet ich jezt keinen Zeugen anführen kann. Wie herrlich er noch dazu in den florentiner Arbeiten angewendet wird, ist bekannt. So sind zu Zarskoe-Selo, dem prächtigen Lustschlosse bey St. Petersburg, in die ganz mit Bernstein getäfelten Wände die größten und schönsten Tafeln von Lazuli, welche ich jemahls gesehn habe, eingefugt worden; man sagte mir dort, man habe sie aus Thibet kommen lassen. Der Zweifel, den Epiphanius wider die mit Lazuli belegten Staffeln äußert, bezieht sich wohl nur auf die gar zu große Kostbarkeit, und vielleicht hat er sich eingebildet, daß die Stuffen massiv aus dem Steine gehauen seyn sollten. Die Verwechselung oder Vergleichung des Sapphirs mit Cyanus, wovon verschiedene Beyspiele vorkommen, beweiset, daß solcher dem Kupfererze sehr ähnlich gewesen seyn müsse. Denn daß cyanus ein von Kupferblau gefärbtes Erz oder Berg-Blau gewesen ist, habe ich schon anderswo erwiesen (**). Die blaue Farbe des Lazur hat man bis auf unsere Zeit von Kupfer hergeleitet, die aber, nach den neuesten Untersuchungen, ihren Ursprung von Eisen haben soll (***). Die mediciniſchen Wirkungen, welche die Alten ihrem

sicut in marmore, centra, id est, duritia clavo similis, inimica ferris. So rechnet er XXXVII, 2. praedurum ac fragile centrum zu den Fehlern des Bergkrystalls, der sich doch, ohne diesen Fehler, sehr gut verarbeiten läßt. Auch Theophrast braucht in eben dieser Bedeutung das Wort κεντρον.

(*) S. Christs Verzeichniß zu Lippert Dactyliotheca, pag. 48, 62, 65, 97. II. p. 11, 20, 29. III. p. 13, 56.

(**) *Aristotelis* auscult. mirabil. c. 59, p. 123.

(***) Gleichwohl ist die Farbe der Eisenochern im Feuer sehr veränderlich; oder ist sie in gewisser Mischung beständiger? Wallerius ist immer der Meinung geblieben, die blaue Farbe rühre von Silber her. Systema mineral. I. p. 313.

Sapphir zuschreiben, können nur von einem Kupfergehalte entstehn, da sie den armenischen Stein oder den unächten Lazuli statt des ächten genommen haben. So empfehlen sie Kupferochern wider entzündete Augen (*). Endlich trifft auch das überein, was Dionysius meldet, daß der Sapphir oder Lazuli in andern Steinarten vorkomme (**). Auch der Sapphir, dessen in den ältesten hebräischen Schriften gedacht wird, scheint kein anderer als der Sapphir der Griechen oder unser Lazuli zu seyn; denn ihm werden ebenfalls Goldpuncte beygelegt (***).

Eben so gründlich, ist folgende Belehrung, welche Hr. Beckmann über den Ursprung und das Alter des Nahmens Lazuli ertheilt.

„Um von jenem mehr zu sagen, als was bereits Salmasius (†) gesagt hat, bat ich Hrn. Prof. Tychsen um seine Meinung, welche ich hier mit seiner Erlaubniß beyfüge (††). Darnach ist gewiß, erstlich: daß das Wort per-

(*) *Dioscorides* parabil. p. 10, f. empfiehlt ἰὸς und χαλκοῦ ἄνθος.

(**) Vor einigen Jahren hat Hr. Laxmann, in Sibirien am Baikal Lazuli in Granitgängen entdeckt. Mit ihm bricht auf den Gängen auch Feldspath, und ein milchfarbiges, vielleicht zeolithartiges Gestein, ingleichen Schwefelkies. S. Beobachtungen und Entdeckungen der berlin. naturf. Gesellsch. I. S. 402.

(***) *Braun* de vestitu sacerdotum, II. p. 530. Aber vornehmlich gehört hieher, was Hr. geh. Just. R. Michaelis darüber in Supplementis ad lexica hebraica, num. 1775, p. 1798 — 1800 gelehrt hat. Der Nahme Sapphir ist uralt.

(†) De homonymis hyles iatricae. (Traj. ad rh. 1689, f.) p. 217.

(††) Lazul oder Lazur ist nicht arabischen, sondern persischen Ursprungs. Im Persischen heißt Ladschuardi oder Lazuardi blaue Farbe und Lapis Lazuli. Es sollte eigentlich Lazuverd ausgesprochen werden, allein die Araber ziehen häufig das va in der Aussprache zusammen, so daß bloß ein u gehört wird, und man also auch Lazurd sagen kann. Das Derivatum Lazurdi oder Lazuverdi heißt blau.

Die Aussprache Lazul mit l am Ende, ist die gewöhnliche Verwechselung des l und r, so wie der Araber für Zingiber sagt Zengebil. Das L initiale ist wohl nicht der Arti-

persischer Abkunft ist; auch ist dieser Stein, wie ich schon angemerkt habe, bisher über Persien zu uns gekommen; zweytens: daß es die blaue Farbe bedeutet. Es ist auch in Europa anfänglich die allgemeine Benennung für blaue Steine und blaue Mahlerfarbe gewesen, und langehin ist sie für das kupferhaltige Bergblau gebraucht worden. Erst die neuern systematischen Mineralogen scheinen das verdorbene persische Wort dem jezt eigentlich sogenannten Lazurstein zugeeignet zu haben, so daß jezt einer wider die Mineralogie verstoßen würde, welcher diesen Nahmen dem armenischen Steine, dem Bergblau, oder sonst einem blauen kupferhaltigen Mineral, beylegen wollte.

Ohne mir mit der Einbildung zu schmeicheln, daß ich die erste Erwähnung des Nahmens Lazuli in den auf uns gekommenen Schriften gefunden hätte, gebe ich als die älteste, die ich weis, diejenige an, welche bey Leontius (*) vorkommt, wo er seine Himmelskugel mit einer Farbe anstreichen lehrt, die man, wie er sagt, damahls λαζουριον nannte. Wenn Fabricius Recht hat, so hat dieser Schriftsteller schon im 6ten Jahrhundert gelebt (**). In den von Muratori (***) bekannt gemachten Mahler-Vorschriften aus dem 8ten Jahrh., findet man eine unverständliche Anweisung Lazuri zu machen, wozu cya-

Artikel, sondern scheint zum Worte selbst zu gehören, weil es nicht arabischen Ursprungs ist. Sonderbar ist freylich, daß der Spanier blau azul nennt, was offenbar aus jenem Wort entstanden ist; allein die Weglassung des L kommt wohl daher, daß man es für den Artikel hielt, und so das Wort verstümmelte, wie es die Araber bey fremden Nahmen nicht selten machen. z. E. Escandria für al escandria (Alexandria).

(*) *Leontius* de constructione Aratene sphaerae, p. 144. coloretur atque incrustetur sphaera gypso aut cerussa, si lignea est, vt eius rimulae et lacunulae, si quae fuerint, compleantur complanenturque. Post siccato hoc colore alioque ei crassiore inducto, qualis est, quem Lazurium vocant; καὶ ἄλλῳ βαθεῖ τινι χρώματι ἐπαλείψαντες, οἷον τῷ καλουμένῳ λαζουρίῳ. Leontius steht in der Sammlung, welche Joh. Commelin herausgegeben hat: Astronomica veterum scripta, 1589. 8.

(**) Biblioth. graeca II. p. 456.

(***) Antiquit. Ital. medii aeui II. p. 372. 378.

nus compositus (vielleicht zugerichtetes Bergblau) genommen werden soll; ferner eine andere, wozu Veilchen im Mörser zerrieben werden sollen. Also schon damahls war in dem elenden Latein das Wort für eine blaue Mahler-Farbe gebräuchlich. Dasselbige Wort grechisch geformt hat auch der Astrolog Achmet, der im 9ten Jahrh. gelebt zu haben scheint, für blau gebraucht (*), so wie im 10ten Jahrh. Nonus (**) für eine blaue Erde. Noch weit wichtiger ist die Stelle des Arethas aus dem folgenden Jahrh., der in seiner Erklärung der Offenbarung Johannis sagt, der Cap. 21, 19. genannte Sapphir sey eben derjenige Stein, aus dem, wie man sage, das λαζούριον gemacht werde (***). Das ist denn auch eine starke Bekräftigung, daß der Sapphir der Alten wirklich unser Lazuli seyn müsse, und dies scheint denn auch die erste sichere Erwähnung des eigentlichen Ultramarins zu seyn. Aber noch oft kommt in den folgenden Jahrhunderten das Wort für Kupferblau vor. Constantinus Africanus, der Arzt des 11ten Jahrhunderts, schreibt dem Lapis Lazuli die medicinischen Kräfte des Kupferlazurs zu (****), so wie auch Avicenna, Averroes und Myrepsus. Ersterer hat unter dem Buchstaben Lam, ein Capitel mit der Ueberschrift: Lazuard, welches der Ueber-

setzer

(*) Introduct. in astrolog. ὑγρός ἐστι, καὶ χροιὰν τοῦ λαζουρίου ἔχει.

(**) *Nonus* de morb. curat. c. 143: ἢ τὴν ἀρμενίαν βῶλον πίνειν, ἢ τὸν λαζούριν.

(***) cap. 67, p. 827: ἐξ οὗ Σαπφείρου φασὶ καὶ τὸ λαζούριον χρῶμα γίνεσθαι. Des Arethas Erklärung ist *Oecumenii* commentariis in novum testamentum, (Lutet. Par. 1630, 1631. 2 Voll. f.) beygedruckt.

(****) De gradibus, quos vocant simplicium, p. 362: Lapis lazuli frigidus. Si in collyriis mittatur, oculis proficit. Palpebrarum pilos confirmat et multiplicat. — — Lotus et propinatus, vomitum sine omni angustia provocat. Diese Worte dienen zu weiterer Erläuterung und Bestätigung dessen, was ich bey *Aristotelis* auscultat. mirab. c. 59, gesagt habe, wo ebenfalls steht, daß Kupfer-Ocher das Wachsthum der Haare an den Augenbraunen befördere. *Constantini* Opera sind zu Basel 1536, 1539, in 2 Foliobänden gedruckt worden.

setzer De azulo, id est, de lapide armenio, gegeben hat; und Letzterer sagt ausdrücklich: Lapis Lazuli der Lateiner sey der λαζουριος der Griechen (*). Auch die Wörter azura, azurum, azurrum, kommen in jenem Zeitalter oft für blau vor."

Man muß den Lasur-Stein nicht mit der Kupfer-Lasur, dem armenischen Steine, und einigen andern blauen Steinen, verwechseln. Die Kupfer-Lasur, das Lasur-Erz, oder Kupfer-Lasur-Erz, Cuprum lazureum, von welchem ich im LV Th., Seite 554, f. gehandelt habe, ist ein grüngelbes, mit vielen Farben überzogenes Kupfer-Erz; von diesem, und andern undurchsichtigen hochblauen Steinen, welche vom Kupfer ihre Farbe haben, und im gelinden, kaum merklichen Glühe-Feuer eine schwarze Farbe annehmen, unterscheidet sich der Lasur-Stein, durch seine im mittelmäßigen Feuer beständig bleibende Farbe. Wenn man etwa eines Hirsekorns oder einer Erbse groß Lasur-Stein auf einen kaum merklich dunkel glühenden Scherben legt, so wird das Lasur-Erz dunkel, kaffebraun und fast schwarz; der Lasurstein hingegen behält in der gelinden Hitze seine blaue Farbe. Der armenische Stein, ein von Kupfer gefärbter Kalk-Stein, dessen im LV Th. S. 531 und 536, Erwähnung geschehen ist, hat, nach Pott's Zeugniß, welches weiter unten vorkommen wird, zu seiner Grund-Erde eine wahre Kalk-Erde, daher er auch mit dem Scheide-Wasser augenblicklich brauset, wodurch man ihn am geschwindesten von dem Lasur-Steine unterscheiden kann. Boodt (†) giebt noch zwey Kenn-

(*) λαπις λαζουλι, τουτεστι λιθος λαζουριος. Matth. Silvaticus: Lapis lazuli Latinis, Arabibus Hager alzenar sive Alzanar. Ebenderselbe: Lauzud, Arab. Azurinum, lapis lazuli.

(†) Historia gemmar. et lapid. L. 2, c. 119.

zeichen an, wodurch man den armenischen Stein von dem Lasur-Steine unterscheiden kann. Der armenische Stein, sagt er: ist nicht so hart, als der Lasur, und kann leicht in ein Pulver verwandelt werden, weil er zerbrechlich ist; er hat auch keine Gold-Adern und Puncte, wie der Lasur hat. Man hat auch einen blauen Jaspiß, der kein Lasur-Stein ist; allein, er hat nie diese himmelblaue Farbe, die dem Lasur eigen ist. Man hat auch blaue Horn-Steine, aber ihre blaue Farbe ist allemahl blaß, nicht zu gedenken, daß der Horn-Stein im Bruche allemahl einige Durchsichtigkeit zeigt, da der Lasur ganz undurchsichtig ist. Kurz, man hat unter allen Steinen keinen einzigen, der mit dem Lasur eine so große Aehnlichkeit hätte, daß man ihn mit demselben verwechseln könnte.

Der Lasur-Stein ist niemahls mit einer Kruste oder Schale umgeben, sondern denen Steinen ähnlich, welche von den ganzen Lagen abgespühlet, und durch Zufälle nachher geglättet oder gerundet sind. Er ist von Natur von glatter und glänzender Oberfläche, und dessen allgemeine Farbe ist die bereits erwähnte herrliche. Es ist aber dieselbe auf eine sehr schöne Art mit Flecken oder Wolken von weißer, und mit Adern von feinscheinender Gold-Farbe geziert. Diese weiße Wolken sind bisweilen trübe, bisweilen aber hell wie Krystall, und im leztern Falle trägt es zur Schönheit des Steines ein Großes bey. Die Gold-Farbe, welche von manchen, zumahl ältern, Schriftstellern, fälschlich für wahres Gold gehalten wird, eigentlich aber ein bloßer Schwefel-Kies ist, sind theils Adern, theils Flecken und Sterne. Ueberhaupt trifft man den Lasur-Stein in größern Stücken nie ganz rein, in kleinern aber nur selten ganz rein, an; es bleibt daher immer ein Zufall, wenn der Lasur-Stein manchmahl goldgelbe, manchmahl silberweiße,

und

und manchmahl kupferrothe Flecken oder Körner hat; daher ist der Unterschied unter dem Gold-Lasur, Silber-Lasur, und Kupfer-Lasur ungegründet, noch ungegründeter aber ist es, den Gold-Lasur für wahres Gold zu halten. Fallopius (5) sucht sich dadurch heraus zu helfen, daß er zweyerley Gold-Lasur annimmt, solchen der wahres Gold, und solchen der nur Schwefel-Kies hält. Allein, man kann diese Meinung dadurch hinlänglich bestreiten, daß diese Farbe im Feuer nicht hält, welches, wie ich sogleich anführen werde, Pott bezeugt, und vor ihm schon Strobelberg bezeugt hat, wie aus Volkmann zu ersehen ist.

Herr v. Justi (6), setzt den Lasur-Stein, seiner Kostbarkeit wegen, die aber in unsern Tagen eben nicht die größte ist, unter die Halb-Edelsteine, und zwar mit dem Berg-Krystall, dem Carneol, dem Achat, dem Chalcedon, dem Onyx, dem Sardonyx und dem Malachit, in Eine Classe, welches man zugeben könnte, wenn erwiesen werden kann, was Viele behaupten, daß er unter die Jaspisse gehöre. Wallerius (7) sagt, daß der Lasur-Stein von blauer Farbe mit weißen Stein-Körnern, oft mit Kies-Korn, oft mit Gold-Korn vermengt sey, und zugleich Kupfer halte. Seine eigenthümliche Schwere sey zum Wasser, 3,054 zu 1,000. Bey dieser Beschreibung aber hat er den Nahmen Lasur-Stein als Geschlechts-Nahmen angesehen, darunter der armenische Stein, und der eigentliche Lasur-Stein, als Gattungen stehen. Von diesem Lasur-Steine giebt er folgende Beschreibung: „ist von einer hohen oder dunkelblauen Farbe,

(5) de fossilib. c. 33. s. Volkmann Silesia subterranea, S. 31.

(6) Grundr. des Mineralr. S. 206, 210.

(7) Mineralogie, S. 130, f.

„und allezeit (8) mit Kies-Splittern oder Gold-Korne „vermischt. Zuweilen hat er wie weiße eingemischte „Sand-Körner, zuweilen nicht. Im Feuer behält „er seine Farbe; wenn der Stein geglühet und her„nach in Essig abgelöscht wird, bekommt er eine noch „höhere.“ Wider Wallerius behauptet Pott (9), theils, daß der Lasur-Stein keine Gold-Körner halte, und daß auch seine Gold-Farbe, oder die gelben goldfarbigen Flecken, nicht im Feuer bestehe. „Die bis„her von Boodt und Andern angegebenen Differenzien, „daß nähmlich der Lapis armenius silberne, der Lapis „Lazuli aber güldene Fleckchen enthalte, haben gleich„falls keine Richtigkeit; denn in den Experimenten, „die ich mit beyden vorgenommen, habe ich gefunden, „daß durch das Glühen alle Goldfarbe, sowohl vom „Lapide Lazuli, als vom Lapide armenio, weggetrie„ben und zerstört werde. Ja, es dauert diese Gold„Farbe des Lapidis Lazuli nicht einmahl im Aquafort, „welches beydes doch geschehen müßte, wenn diese in „der That recht schön gelbe goldfarbene Fleckchen ein „wirkliches Gold wären. Der wahre Unterschied be„steht darin, daß der Lapis Lazuli zu seiner Grund„Erde einen kieseligten und quarzigten Stein hat, denn „daher kommts, daß er mit Stahl Feuer schlägt, mit „Acidis aber nicht effervescirt; dahingegen der Lapis „armenius zu seinem Grunde eine kalkigte Erde, oder, „wie man es auch nennen kann, einen alcalischen Spath „hat, darum effervescirt er mit allen Acidis, und „schlägt kein Feuer.“ Herrn Pott widerspricht in der Aussage, daß der Lasur-Stein Feuer schlage, Brückmann (10) mit Grunde: er konnte aus diesem Steine keine Funken locken; und wenn es ja geschieht, so ist es

(8) Man hat aber Ausnahmen, ohne Kies.

(9) Litheogeognosie, erste Fortsetz. S. 72.

(10) Abhandl. von den Edelsteinen, erste Ausg. S. 110.

es gewiß nur an solchen Stellen, wo Kies eingemischt ist; doch giebt Scopoli, wie ich weiter unten melden werde, von dem reinen Lasur-Steine vor, daß er mit dem Stahle allerdings Funken schlage, und Wallerius (11) sagt, daß er zuweilen, und an manchen Orten, Feuer schlage. Wenn das ist, so ist es nicht der Lasur-Stein, der Funken giebt, sondern es sind beygemischte fremde Theile, die nicht zum Lasur-Stein gehören.

Die Alten wiesen dem Lasur-Steine einen Platz unter den Edelsteinen an; sie waren aber, bekannter Maßen, mit dem Nahmen der Edelsteine sehr freygebig, indem ein jeder Stein, der in ihren Augen nur einigen Werth hatte, oder, nach ihrer Meinung, in der Medicin brauchbar war, Edelstein hieß. In den mittlern Zeiten setzte man ihn wenigstens unter die Halb-Edelsteine (12); und dahin gehören auch diejenigen, welche den Lasur-Stein für einen Jaspis halten. Hr. geh. Fin. R. Gerhard hat eine Ordnung von Steinen, die er schmelzbare Steine nennt, und da sind der Lasur-Stein und der Zeolith, die beyden hierher gehörigen Gattungen. Cronstedt hält, wie ich hernach melden werde, den Lasur gar für eine Zeolith-Art. Auch Wallerius in seinem Syst. mineral. hat den Lasur-Stein, wie Cronstedt, unter den Zeolithen, welches auch Sage thut; in seiner Mineralogie hingegen hat ihn Wallerius unter die Jaspisse gesetzt, welches auch v. Bomare (13) und Duke (14) gethan haben.

Ver-

(11) Syst. Mineral. To. I. p. 326.

(12) Dieses hat in neuern Zeiten auch noch Hr. v. Justi gethan; s. oben, S. 233.

(13) Mineralogie, Th. 1.

(14) von den Edelsteinen, S. 83.

Verschiedene Schriftsteller verweisen den Lasur-Stein gar aus dem Stein-Reiche heraus, und legen ihn unter die Kupfer-Erze. Sie wissen weiter keinen Grund anzugeben, als diesen, daß er Kupfer in sich halte. Vorzüglich gehört Linné (15) hierher, der ihn sogar ein blaues feuerschlagendes Kupfer (Cuprum caeruleum scintillans) nennt. In der ältern Ausgabe des Natur-Systems sagt er: daß der Lasur allezeit Kupfer halte; in der neuern aber gesteht er aufrichtig, daß man das eigentliche Geschlecht dieses Steines nicht wisse, und daß er vielleicht unter die Fels-Steine gehöre. Hier sind seine eigenen Worte: Genus dubium, Cupro vix scatet; pyrita auri colore interdum adspersum, Petra nondum rite innotuit. Aurum vix continet, saepe argentum. An Saxum dicendum, sed color a metallo. Gewisser Maßen kann man auch Hrn. Vogel (16) hierher rechnen, welcher den Lasur-Stein unter die metallischen Steine, und insonderheit unter die kupferigen Steine rechnet. Woodward (17) sagt von dem Ultramarin, welches der blaue Theil des Lasur-Steines ist, daß er etwas Kupfer bey sich führe. Hill (18) aber treibt die Sache gewiß zu hoch, wenn er den Lasur-Stein zu einer wahren Kupfer-Miner macht, und von ihm behauptet, daß man aus ihm gewöhnlich ein Achtel dieses Metalles, und zuweilen etwas Silber ziehe. Pott, a. ang. O., wendet dawider ein, daß, wenn man alle Steine, welche Kupfer halten, unter die Kupfer-Erze zählen wollte, der Lenden-Stein, der Sapphir, der Smaragd, der Türkiß, und andere Steine, eben-

(15) Systema naturae 1748, S. 179. 1763, S. 145, f.

(16) Practisches Mineralsystem, S. 182.

(17) In der physikalischen Erdbeschreibung, S. 713.

(18) In den Anmerkungen zum Theophrast, S. 182.

ebenfalls unter die Kupfer-Erze gehören müßten; man müsse die Benennung allemahl von dem, was am meisten in der Sache ist, oder von dem was das Kostbarste darin ist, annehmen, und das sey bey dem Lasur-Steine das Kupfer allerdings nicht. Das Schlimmste oder vielmehr das Beste hierbey ist dieses, daß die neuern gegründeten Erfahrungen darthun, daß der Lasur-Stein gar kein Kupfer in sich hält. Ich will darüber einige gültige Zeugen aufstellen. Scopoli (19) sagt: „Ein reiner Lasur-Stein hält kein „Kupfer; fließt zu einer glänzenden, und mit wei„ßen kleinen Flecken eingesprengten Schlacke; verliert „die blaue Farbe nicht gänzlich; färbt die Tute inwend„ig braun, und giebt mit dem Stahle Funken.“ Am ausführlichsten hat Hr. Direct. Marggraf (20) den Lasur-Stein untersucht, und darin ebenfalls keinen Kupfer-Gehalt gefunden, hat es aber ziemlich deutlich entschieden, daß das Eisen dem Lasur seine blaue Farbe ertheile.

Hr. Marggraf beschreibt seinen untersuchten Lasur-Stein, welcher aus Friedberg war, als einen blauen violetfarbenen mäßig harten Stein mit weißen Adern, und öfters mit mineralisch-metallischen, dem Golde gleich sehenden Puncten gezieret, welche aber, wenn man sie genau besieht, einen Schwefel-Kies in seiner würfeligen Gestalt darstellen. Oft finden sich auch weiße glänzende Flecke darin, welche aber gleichfalls, wenn man sie genau besieht, nichts anders als ein zarter Kalk-Glimmer sind. An einigen Stellen giebt er mit dem Stahle Funken, an an-

(19) Einleitung in die Kenntniß der Fossilien, S. 25.

(20) Rapport de quelques expériences faites sur le pierre qu'on nomme Lapis Lazuli, par Mr. *Marggraf*, trad. de l'allemand. st. im 14 Th. der Memoir. de l'Acad. de Berl. p. l'a. 1758, (à Berl. 1765, 4.) in der vorangesetzten Histoire, S. 10 — 19.

Verzeichniß einiger mit dem Lapide Lazuli gemachten Erfahrungen, st. in Dessen chymischer Schriften, 1 Th. (Berl. 1781, 8.) S. 130 — 145.

andern aber nicht. Uebrigens ist er nicht zu hart, und auch nicht zu weich; er läßt sich mäßig polieren, und brauset an einigen Stellen mit Scheide-Wasser auf, an andern aber nicht.

1. Marggraf suchte zuförderst eine Quantität eines recht reinen Lasur-Steines ohne gelbe metallische Puncte und ohne viele weiße Berg-Art zu erhalten. Er zerschlug ihn mit einem Hammer in mäßig kleine Stücke, und sonderte, so viel möglich, sowohl die hier und da sich findende glänzenden metallischen Theilchen, als auch die weißen steinigen Theile ab, daß er also bloß die blauen Partien dieses Steines zu seinen Versuchen übrig behielt.
2. Diesen auserlesenen blauen Lasur-Stein zerkleinerte er mit einem Hammer zwischen vielfachem Papier, und rieb ihn hierauf in einem gläsernen Mörser zu einem feinen Pulver.
3. Eine halbe Drachme dieses Pulvers wurde mit ½ Unze reinen Salmiak-Geist in einem verstopften Glase, 24 Stunden lang, anfangs in kalte, nachher in gelinde warme Digestion gesetzt; dieser Spiritus urinosus hatte aber nicht die geringste blaue Farbe davon ausgezogen, welches doch sonst bey kupferhaltigen Erzen, die dem Lasur-Steine gleich sehen, sogleich zu spüren ist.
4. Etwas von diesem Pulver unter der Muffel calcinirt, veränderte seine Farbe nicht, und theilte sie auch nicht dem darauf gegossenen Salmiak-Geiste mit, woraus dann erhellt, daß der Lasur-Stein kein Kupfer enthalte.
5. Ein halb Loth Lasur-Pulver wurde mit 2 Loth verdünnter Vitriol-Säure übergossen. Es brausete etwas auf, und roch fast als eine Mixtur aus Eisenfeil-Spänen und verdünnter Vitriol-Säure.

   Zwey Drachmen des Pulvers mit 1 Unze Salpeter-Säure übergossen, brausete etwas stärker auf, doch aber roch es nicht sulphurisch.

   Reine Salz-Säure brausete mit dem Pulver ebenfalls auf, und es entstand ein Geruch nach Schwefel-Leber.

   Alle diese Mischungen wurden nachher scharf digerirt, sie blieben aber dabey dünn und ganz weiß; in-

indessen hatte doch der Stein seine blaue Farbe verloren. Alle diese Extractionen wurden filtrirt, und auf folgende Weise untersucht.

6. Die mit Vitriol-Geist gemachte Auflösung auf reines und polirtes Eisen-Blech getröpfelt, zeigte durchaus keine Kupfer-Farbe. Salmiak-Geist in diese Auflösung bis zur Sättigung gethan, ließ keine Spur von Kupfer bemerken. Eben so verhielt es sich bey den auf gleiche Art geprüften salpeter- und salzsauren Auflösungen. Indessen präcipitirte sich doch aus allen diesen Solutionen, durch Zugießung des Salmiak-Geistes ein weißes Pulver, und zwar aus der salpetersauren Solution das mehreste, welches sich aber durch Zugießung mehrerer Salpeter-Säure sogleich wieder auflösete. Hierauf wurde jede dieser Solutionen besonders mit Blut-Lauge gesättigt, da dann die salpetersaure Auflösung sich vor den andern schön blau präcipitirte, und sich also die Gegenwart einiger Eisen-Theilchen zeigte.

7. Wenn man in die salpeter- und salzsauren Auflösungen etwas Vitriol-Säure gießt, so präcipitirt sich endlich etwas Selenitisches, zum Anzeigen, daß eine Kalk-Erde darin mit eingemischt sey.

8. Alle diese angeführten Versuche wurden auch mit dem calcinirten Lasur-Steine wiederhohlt, und es wurden gleiche Erscheinungen dabey bemerkt; nur mit dem Unterschiede, daß die Säuren nicht mehr damit aufbrauseten, und daß die salzsaure Auflösung gelb aussahe, und auch durch die Blut-Lauge sich sehr stark blau präcipitirte. Uebrigens wurden alle diese mit den benannten drey Säuren gemachte Auflösungen ganz gelatinos (gallertartig), dagegen die mit dem rohen Steine gemachten Solutionen dünn und flüssig blieben.

9. Ein 4 Unzen wiegendes Stück Lasur-Stein, welcher von seiner weißen Erd-Art nicht geschieden, doch aber ohne gelbe Flecken war, wurde in Stücke zerschlagen, und im Tiegel bey nicht allzustarkem Feuer durchglühet, da er dann anfieng sehr schön phosphorisch zu leuchten. Als das Feuer vermehrt worden war, verlor sich das schöne Weißblauleuchtende,

tende, und der Stein fieng an zu glühen. Nachdem er eine halbe Stunde lang durchgeglühet hatte, wurde er in reinem Wasser abgelöscht; und dieses Durchglühen und Ablöschen wurde 6 bis 7 Mahl wiederhohlt. Der Stein ward hierdurch sehr zerreiblich. Das Wasser, welches durch das Ablöschen sehr trübe geworden war, wurde filtrirt, worauf aus demselben mit Weinstein-Salz ein weißes Pulver niedergeschlagen wurde. Dieses Pulver verhielt sich bey der nähern Untersuchung wie eine Kalk-Erde. Die davon abfiltrirte Flüssigkeit gab durch Abdampfen und Kryställisiren einen wahren vitriolisirten Weinstein, woraus geschlossen wurde, daß der Lasur-Stein ausser dem Kalk zugleich Gyps enthalten müsse.

Das Kieselige findet sich von selbst, weil dieser Stein, wenn er auch am reinsten ist, an verschiedenen Stellen mit dem Stahle Funken giebt.

10. Ein Stück eines recht schön blauen Steines ½ Stunde in verschlossenem Tiegel scharf geglühet, hatte nichts von seiner Farbe verloren.

Ein anderes Stück in einem verschlossenen Tiegel, eine Stunde lang im Feuer gehalten, war zu einer schwarzgelben schaumigen Masse geschmolzen, an welcher hin und wieder noch einige blaue Flecke zu sehen waren.

Ein anderes Stück eben so, doch vor dem stärksten Gebläse bearbeitet, war gänzlich zu einem weißlichen Glas geflossen, welches aber doch an vielen Stellen etwas von seiner hohen blauen Farbe zeigte.

11. Um der oberwähnten Eisen-Theilchen vergewissert zu werden, wurde 1 Quent pulverisirter und calcinirter Lasur-Stein mit 1½ Quent Salmiak in Sublimation gesetzt, und es wurden dadurch eisenhaltige Salmiak-Blumen (Flores salis ammoniaci martiales) erhalten. Der Rückstand sahe noch blau aus, und wog just 1 Quent. Er wurde mit Wasser ausgelauget, die Lauge filtrirt, und mit Weinstein versetzt, wodurch ein guter Theil Kalk-Erde zu Boden fiel. Der Sublimat ließ, nachdem er im Wasser aufgelöset war, und eine Zeitlang gestanden hatte, etwas weniges Eisen-Ocher fallen.

12.

12. 1½ Quent calcinirter und pulverisirter Lasur-Stein erlitt durch die Sublimation mit gleichen Theilen Schwefel-Blumen, keine Veränderung. Der Schwefel stieg rein auf, und das rückständige Pulver hatte seine vorige blaue Farbe noch. Eben dies erfolgte bey der Sublimation des Steines mit ätzendem Queckfilber-Sublimat, wie auch mit reinem Zinnober.

13. 1 Theil reines Weinstein-Salz mit 2 Theilen Lasur-Pulver in einem lutirten Tiegel eine Stunde lang in starkem Schmelz-Feuer bearbeitet, war zu einer porösen grüngelblichen Masse geworden.

14. Eine Mischung von 3 Theilen Salpeter und 1 Th. Lasur-Pulver, stufenweise geglühet, fließt zuerst ganz ruhig; bey vermehrtem Feuer behält der Stein seine blaue Farbe; bey noch stärkern Feuer aber wird die Mischung immer dicker, und endlich zu einer grauen Masse, welche noch heiß in reines Wasser geschüttet, demselben eine grünlichblaue Farbe mittheilt, die aber in einer Nacht wieder verschwindet, worauf alsdann das Wasser hell und klar bleibt; und die blaue Farbe des Steines ist gänzlich verschwunden.

15. Um zu erfahren, ob dieser blaue Stein den Glas-Sätzen, oder so genannten Fritten, eine blaue Farbe beybringe, wurde 1½ Quent Weinstein-Salz mit 1 Quent pulverisirten Kiesel und 10 Gran Lasur-Stein in verdecktem Tiegel zu Glas geschmolzen. Das Glas war klar geflossen von schöner citrongelber Farbe.

An statt des Weinstein-Salzes mineralisches Alkali genommen, gab ein ziemlich weißes helles Glas, welches auf der Oberfläche einen röthlichen Schein zurückwarf.

1 Quent calcinirter Borax mit 10 Gran Lasur-Pulver, wie beyde vorige verdeckt geschmolzen, gaben ein schönes chrysolithfarbenes Glas.

Hr. geh. Finanzr. Gerhard sagt, daß die blaue Farbe des Lasur-Steines bloß von Eisen, und gar nicht von Kupfer, herrühre, und das sollen die Marggrafischen Versuche deutlich beweisen, welches Sco-

poli läugnet. Wallerius leitet die Farbe vom Silber her (21). Sage (22) leitet die Farbe des Lasur-Steines auch von Eisen her, doch hält er die Materie, welche dem in ihm enthaltenen Eisen dieseschöne blaue Farbe giebt, für sehr unterschieden von der Materie, welche das berliner Blau färbt, weil das Eisen im Lasur sich von Säuren auflösen läßt, das berliner Blau hingegen dadurch nicht merklich verändert wird. Sage beschreibt den Lasur-Stein und seine damit angestellten Versuche folgender Maßen.

Der Lasur ist ein gemeiniglich aus Quarz oder Spath zusammengesetzter Stein, der seine blaue Farbe dem Eisen verdankt. Man findet zuweilen kleine Kies-Körner, Glimmer und andere Dinge darin, und am Stahl schlägt er an verschiedenen Stellen Feuer.

Der

(21) Hier ist sein Beweis, aus dem *Syst. Mineral.* To. I, p. 327. Constat cum oleo vitrioli ab eodem, sub coctura, quidquam separari, quod per oleum tartari p. del. praecipitatum, atque deinde cum borace fusum, dat argentum. Idem tentantur experimenta docimastica, per scorificationem cum plumbo, et massae plumbeae cupellationem debite instituta, qua via etiam argentum obtinetur. Nullum itaque est dubium, quin color caeruleus *ab argento* dependet, qualis etiam arte chemica ab eodem metallo praeparari potest, absque cupro, vt in experimentis curiosis chemicis indicatur. Ferrum vero quidquam simul adesse ab iisdem his experimentis patet.

(22) Observations sur le Lapis Lazuli et sur sa préparation pour l'usage de la peinture, par Mr. *Sage*, st. in Desses Examen chymique de différentes substances minérales. à Par. 1769, 12.

In das Deutsche übers. von L. A. G. S. (Schrader) u. d. T. Beobachtungen über den Lasur und dessen Zubereitung zur Mahlerey, mit des Hrn. Hofr. Beckmann Anmerkungen begleitet, st. im Naturforscher, 2 St. (Halle, 1774, gr. 8.) S. 237—246; und in des Hrn. Sage chemischen Untersuchung verschiedener Mineralien, aus dem Französ. übersetzt, mit einigen Anmerk. vermehrt, von Jo. Beckmann, (Gött. 1775, 8.) S. 13 — 24.

Der Stein behält seine Farbe, wenn man ihn einem gemäßigten Feuer aussetzt, und wird nur ein wenig dunkler dadurch; aber wenn man ihn pulverisirt, bekommt er eine schiefergraue Farbe. In einem heftigen Feuer fließt er zu einem schaumigen und schwärzlichen Glase, welches, zu Pulver gestoßen, zum Theil vom Magnete angezogen wird. — — —

Den Lasur, welchen ich zu den folgenden Versuchen gebraucht habe, hatte ich von dem Hrn. Abbé *Chappe* erhalten, und war aus Sibirien. Die Farbe desselben war vortrefflich, und mit weißen Adern durchzogen; er schlug Feuer, und wenn man ihn noch stärker schlug, so gab er einen sehr unangenehmen Geruch. Während der Zeit, daß er in einem eisernen Mörser zu Pulver gestoßen wurde, war dieser Geruch noch viel stärker, und wie der Gestank der Schwefel-Leber, wenn sie durch eine Säure zerlegt wird.

Alle Säuren wirken auf den Lasur, sie lösen ihn auf, und zeigen merkwürdige Erscheinungen.

Das Vitriol-Sauer, mit 2 Theilen Wasser verdünnt, greift ihn schnell an, und löset ihn auf. Bey dem Anfange der Auflösung bemerkt man etwas Aufbrausen, und steigt ein Geruch vom flüchtigen Schwefel-Sauer, und hiernächst ein Geruch von decomponirter Schwefel-Leber, auf. In 24 Stunden verdickt sich die Solution, und formirt eine halbdurchsichtige, opalfarbige Gallerte. Oft entsteht diese schon innerhalb einer Stunde.

Salpeter-Säure löset den Lasur sehr geschwinde auf. Der Geruch, welcher davon aufsteigt, ist weniger stinkend, und wenn die Auflösung geschehen ist, bildet sich bereits binnen einer Stunde, eine durchsichtige ungefärbte Gallerte.

Salz-Säure löset ihn mit Aufbrausen auf; der Geruch ist ebenfalls wie decomponirte Schwefel-Leber. In 6 Stunden, oft noch eher, verändert sich die Solution in eine durchsichtige, topasfarbige Gallerte.

Königs-Wasser löset den Lasur ebenfalls auf; die Gallerte entsteht sehr geschwinde, und ist fester, als die durch andere Säuren hervorgebrachte; von Farbe gelb, welche etwas aufs grüne zieht.

Weinessig wirkt ebenfalls auf ihn, und raubt ihm, wie die andern Säuren, seine Farbe. Es entsteht auch

während der Auflösung, ein Geruch nach zerlegter Schwefel-Leber, welcher sehr stinkend ist, und lange anhält.

Nimmt man den Lasur-Stein, an statt ihn zu Pulver zu stoßen, in ganzen Stücken, so ereignet sich Folgendes. Wenn die Säuren diese angreifen, läßt sich ihre Wirkung nicht sogleich beobachten, aber nach und nach löset sich das Stück Lasur auf, und die Oberfläche verliert ihre Farbe. Vitriol-Sauer macht den Stein weiß. Salz-Säure giebt ihm eine der Eisen-Oker ähnliche Farbe. Salpeter-Säure bringt ein helles Seladongrün. Nach geschehener Auflösung entsteht eine Gallerte; der Lasur-Stein, so sich nicht gänzlich aufgelöset hat, wird zu einem Breye, und verliert die Farbe.

Wahrscheinlicher Weise war also der Lasur, den ich zu meinen Erfahrungen gebrauchte, von dem, dessen sich Hr. Marggraf bedient hat, unterschieden; denn in seinen Schriften sagt er: „daß die aus calcinirtem Lasur, mit „allen drey Säuren gemachte Solutionen gänzlich gallert-„artig würden, an statt daß die, von nicht calcinirtem „Lasur, flüssig blieben.“

Der calcinirte Lasur ist ebenfalls auflöslich in allen Säuren, und zeigt dieselben Erscheinungen, ausser daß im Anfange die Auflösung etwas röthlich zu seyn scheint.

Obschon die mineralischen Säuren beynahe eine gleiche Wirkung auf diesen Stein haben, so bemerkte ich doch, daß die Salpeter-Säure am geschwindesten die Gallerte hervorbrachte, welches auch Hr. Marggraf beobachtet hat. Die Farbe, so diese Gallerten haben, und welche von den Säuren, womit man den Lasur aufgelöset hat, herrühren, verlieren sie. Begießt man die Gallerten mit Wasser, so zertheilen sie sich in demselben, und scheinen sich nicht darin aufzulösen; lässet man sie alsdann trocknen, so verlieren sie ihre Durchsichtigkeit, und behalten beständig viel Säure bey sich, welches man durch den Geschmack erkennen kann. Unter den Zähnen verhalten sie sich wie feiner Sand.

Diese durch die Auflösung des Lasur-Steines entstandene Solution, erinnerte mich an die von Hrn. Swab (*) gemach-

(*) Hr. Schrader hat hier die Urschrift verbessert. Der Franzos hat allemahl *Siwab* geschrieben. Die angeführten Ver-

gemachten sehr besondern Erfahrungen, welche man im 25 B. der Schrift. der Schwed. Akad. vom Jahr 1758 antrifft.

Der Stein, von dem Hr. Swab redet, ist, nach seinem Berichte, von einer hellröthlichen Farbe, wie ein nicht gaar gebrannter Backstein gewesen. Er rechnete ihn unter die von Cronstedt beschriebenen Zeolithen. Mit mineralischen Säuren machte er Gallerte, so wie etwa das aus gleichen Theilen Quarz und Kalk, oder aus Kieseln, Kalk und feuerschlagendem Spath entstandene Glas. Ferner merkt Hr. Swab an, daß je älter die Gallerten würden, desto mehr erhärteten sie. Wenn sie trocknen, so erhalten sie die Consistenz eines Spathes. Im Anfange sind sie zerbrechlich und voll Ritzen, und auf dem Bruche glänzend, und brechen wie Glas oder Hornstein. Ihre Durchsichtigkeit behalten sie, nur beym trocknen wird die Farbe etwas dunkler. Noch härter werden die in eine Masse zusammen getrockneten Gallerten, wenn sie vorher ausgesüßt worden. Diese ziehen die Feuchtigkeit der Luft an sich, und zerspringen mit Geräusch, so oft man sie, nachdem sie ausgetrocknet sind, benetzet. Dieses währt so lange, bis sie zu einem feinen Sande werden. Endlich, wenn die Gallerten wohl ausgesüßt worden, so werden sie, weder durch Säuren, noch Laugen-Salze, decomponirt, und diese können ihre Verbindung nicht mehr trennen. Im Feuer überzieht sich ihre Oberfläche mit einer Art von Emaille, ohne vollkommen in Fluß zu gerathen.

Eben die Resultate des Hrn. v. Swab fand ich, da ich mit denen, durch die Auflösung des Lasurs in mineralischen Säuren erhaltenen Gallerten gleiche Versuche machte. Daher muß man ihn, auch nach meiner Meinung, unter die Zeolithen rechnen (*).

Versuche stehen in den Abhandl. der schwed. Akad. XX. S. 269. Anmerk. des Hrn. Beckmann.

(*) Zu den Zeolithen rechnen ihn auch Cronstedt, Gerhard, in Beytr. zur Chymie, S. 390. Wallerius im Syst. mineral. p. 312. Nur in der ältern Ausgabe hatte Letzterer ihn unter die Arten des Jaspis gesetzt, worin ihm Bomare, und noch neulich Hr. Cancrinus, gefolgt sind.

Der Lasur scheint mir ein aus einer kalkartigen und glasartigen Erde zusammengesetzter Stein zu seyn, welchem nur noch ein kleiner Theil Eisen beygemischt ist, der ihn färbt. Wallerius und andere Mineralogen setzen ihn unter die Jaspisse. Er hat auch die äussern Eigenschaften desselben, er ist undurchsichtig, nimmt eine Politur an, und schlägt Feuer. Aber wenn man, ungeachtet seiner gänzlichen Auflösung in Säuren, dabey bleiben wollte, ihm unter den Jaspissen seinen Rang anzuweisen, so müßte daraus eine neue Theorie entstehen, nähmlich: daß Körper, die sonst in Säuren auflöslich sind, auflösbar werden, wenn sie viel Brennbares haben.

Obschon die blaue Farbe des Lasur-Steines, dem mit dem Brennbaren übersetzten Eisen zuzuschreiben ist (*), und man eine ähnliche Farbe aus der Vermischung des erstern mit diesem Metalle zu bereiten weis: so bemerkt man doch, daß jener, durch seine Eigenschaften, wesentlich davon verschieden ist; denn seine Farbe läßt sich durch die Säuren zerstören, welche doch das Berlinerblau gar nicht angreifen.

Aus den beschriebenen Erfahrungen sieht man, daß der Lasur von keinem Nutzen und innerlichen medicinischen Gebrauche seyn könne (**), und daß die beschriebene Art, das Ultramarin davon zu erlangen, eine unnütze und ermüdende Arbeit sey. Man bemerkt, daß derselbe in Säuren auflöslich sey, und diese Solution selbst ein Mittel, diesen Körper zu classificiren, abgebe.

Die

(*) Also hat die blaue Farbe des Lasurs und des natürlichen Berlinerblaues, welches man in Torfmoren oder andern morastigen Boden zu finden pflegt, einerley Ursprung. Von diesem natürlichen Berl. Blau habe ich in meiner phys. oek. Biblioth. IV. S. 327, verschiedene Nachrichten gegeben. Wallerius nennt es in Syst. min. p. 82: Ochram ferri, inflammabili combinatam, caeruleam. Inzwischen behauptet Wallerius eb. das. S. 313: die Farbe des Lasurs sey vom Silber, und er giebt Mittel an, aus dem Lasur Silber zu erhalten. Merkwürdig ist, was de la Lande in Voyage d'un François en Italie, VI. p. 247, vom Prinzen San Severo erzählt, daß nähmlich dieser, durch Kunst, einen Stein bereiten können, der in allen Eigenschaften dem Lasur gleich gewesen. B.

(**) Man sehe des Hrn. Bergr. Baumer historia lapidum pretiosorum, p. 150. B.

Die Veränderung seiner färbenden Bestandtheile durch Säuren, zeigt, daß, außer dem Feuer und dem Brennbaren, wovon der Stein seine Farbe hat, es vermuthlich noch ein anderes Mittel der Vereinigung gebe, welches wir nicht kennen. Vielleicht giebt solches den Geruch von decomponirter Schwefel-Leber, der sich, indem man den Stein stark schlägt, oder wenn die Säuren ihn angreifen, entwickelt."

Wenn man der Fritte von dem Sapphir-Flusse (den man aus 1 Unze Krystall-Glas, und 24 Gran von dem durch Alkali aus der Salpeter-Säure gefällten Kobalt-Kalke erhält,) verdunkelnde Sachen, Knochen-Asche, Arsenik, gut verkalktes Spießglas, Zinn-Asche ꝛc. zusetzt, so bekommt man einen künstlichen oder nachgemachten Lasur-Stein. Man nehme, z. B. 10 ℔. Glasfluß- oder Pasten-Composition, $\frac{3}{4}$ ℔. weiß calcinirte Knochen oder Horn, $1\frac{1}{2}$ Unze Zaffer, und $\frac{1}{2}$ Unze Braunstein. Man schmelze die Glas- oder Pasten-Composition mit dem Zaffer und dem Braunstein, bis dadurch ein sehr tiefes durchsichtiges Glas erzeugt worden ist. Wenn die Masse kalt geworden ist, pulverisire man sie, und mische sie mit dem calcinirten Horn durch Abreiben gut mit einander. Diese Mischung schmelze man bey einer mäßigen Hitze so lange, bis man sieht, daß sich alles wohl mit einander verbunden hat. Die geschmolzene Masse bilde man in Kuchen, indem man sie auf eine reine polirte Kupfer- oder Eisen-Platte ausgießt. Verlangt man, daß sie Gold-Adern habe, so vermischt man gleiche Theile Gold-Pulver und calcinirten Borax mit einander, feuchtet diese Mischung mit Spick-Oehl an, und mahlt auf die Kuchen damit Adern; man bringt sie sodann in einen Ofen von mäßiger Hitze, wodurch das Gold sich so fest mit dem Glase verbindet, daß es scheint, die Adern wären natürlich. Wenn diese Nachahmung des Lasur-Steines heller von Farbe seyn soll, so muß die Menge

des Zaffers und des Braunsteines vermindert werden; soll sie aber durchsichtiger seyn, so nimmt man weniger calcinirte Knochen. Wo man keinen Zaffer haben kann, nimmt man dafür eine doppelte Menge Smalte.

Aus dem Lasur-Steine verfertigt man das **Ultramarin**, eine herrliche, aber kostbare, hochblaue Farbe, welche gewöhnlich noch etwas theurer, als Gold, ist, und zur Miniatur-, Oehl- und Fresco-Mahlerey, auch zum Email, gebraucht wird, heutiges Tages aber durch das wohlfeilere berliner Blau, und das sächsische Blau, oder die Smalte, großentheils verdrängt ist.

Diese Farbe wird Ultramarin, L. Vltramarinum; Vltramarinum siue Praeparatum terreum, intense caeruleum, de lapide lazuli praecipitatum *Waller.* Fr. Outremer, Bleu d'Outremer, genannt. Vor einigen Jahrhunderten benannte man viele ausländische Waren, die jenseit des Meeres gehohlt wurden, vom Meere, in welcher Bedeutung auch schon die Alten das Bey-Wort marinum genommen haben. Daraus hat man, nach dem Verfalle der Sprachen, vltramarinum gemacht, welches Einige in transmarinum haben verbessern wollen, aber auch dieses hat bey den Alten nie ein Pigment bedeutet. Daß den alten Griechen und Lateinern der Lasur-Stein, aber unter dem Nahmen Sapphir bekannt gewesen sey, ist oben bewiesen worden. Ob sie ihn aber bereits zu einer Mahler-Farbe zugerichtet, oder daraus Ultramarin gemacht haben, läßt sich nicht mit hinlänglichen Gründen beantworten. Möglich ist es, nach Hrn. Hofr. Beckmann Urtheil (23), daß ihr Caeruleum (*) zuweilen

(23) Am ang. O. S. 189, f.

(*) *Plin* XXXIII. 13. Man vergleiche *Arist.* auso. mirab. p. 123.

weilen wahres Ultramarin gewesen ist, aber eigentlich und gemeiniglich war dies doch nur Kupfer-Ocher. Auf den scheinbaren Einwurf, daß gleichwohl die Alten blaues Glas und blauen Schmelz gemacht haben, und daß sie dazu, in Ermangelung der Smalte, kein anderes feuerfestes Pigment, als Lazuli, haben nehmen können, antwortet Hr. Beckmann, a. ang. O., S. 210, f. Den Nahmen Vltramarinum, oder, wie man zuerst sprach: Azurrum vltramarinum, findet man noch bey keinem Schriftsteller des 15ten Jahrh.; aber am Ende desselben wird er doch schon gebräuchlich gewesen seyn, weil ihn *Camillus Leonardus* 1502 brauchte (*). Vermuthlich ist die Benennung in Italien aufgekommen. In der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. lehrte *Vannuccio Biringoccio* die Bereitung des ächten Ultramarines, welches er genau vom Kupfer-Lasur, dem Azurro dell' Alemagna, wie er es nennt, unterscheidet (**). Indessen muß damahls die beste

(*) *Speculum lapidum*, (Hamb. 1717, 8.) p. 125: Zumemellazuli sive Zemech, latine vero lapis lazuli. — — Ex eo fit color vocatus azurrum vltramarinum.

(**) *Pirotechnia*, p. 38: Et primo vi dico l'azurro esserne di due sorti, l'uno chiamato dalli pittori azurro oltramarino, et l'altro azurro dell' Alemagna. L'oltramarino é quello che si fa della pietra chiamata Lapis lazuli, laquale é la propria madre della minera del l'oro, questa si macina et lauasi, et si dispone a certa sottigliezza de impalpabilità, et dipoi con ordine di certi pastelli fatti di gomma si fa ritornare al suo vivo et bel colore, si asmisce, et ascinga da ogni humidità, et questo di tutti è il piu stimato, il quale è secondo il suo colore, et sottigliezza è da pittori pagato buon prezzo. Perche non solo mostra in opera molta vaghezza, ma resiste al fuoco et acque, tormenti che gli altri colori sapportar non possono.

Fallopius, der 1557 sein Buch de metallis s. fossilibus schrieb, sagt c. 33, p. 338: Caerulens etiam vocatur Lapis Lazuli et Lazurium ab Avicenna, et vulgo nominatur a pictoribus Azurium vltramarinum, et dicitur Azurium vel Azurro a Lapide Lazuli; dicitur porro Vltramarinum, quia defertur ex locis vltra mare, vt

ex

Zurichtung noch mißlich, wenig bekannt, und eben deswegen sehr einträglich gewesen seyn. Denn im Anfange des 16ten Jahrh. besaß der Vater des bekannten *Giambatista Pigna*, der eine Apotheke im Modenesischen hatte, das Geheimniß, das beste Ultramarin zu machen, welches ihm mehr als ein groses Land-Gut eintrug (*). Es ist demnach nicht ganz richtig, daß *Alexius Pedemontanus*, wie Spielmann meldet (**), der erste gewesen sey, der des Ultramarins gedacht habe. Gleichwohl ist es glaublich, daß dieser *Alexius*, oder der unter diesem Nahmen versteckte *Hieronymus Ruscellai*, welcher ebenfalls im Anfange des 16ten Jahrh. schrieb, zuerst die Zubereitung vollständig öffentlich bekannt gemacht hat. Wenigstens ist seine Vorschrift immerfort bis auf unsere Zeit als die zuverlässigste wiederhohlt worden. Aber worauf gründet sich die Nachricht, die man bey Eng-

ex Cypro. Et pretiosi genus coloris, et caro admodum venditur, nam vna vncia venditur centum scutatis aureis; venditur autem ita caro pretio, tum quia est venustissimus et pulcerrimus color, igni et fumo resistens; ita vt pictura ex hoc colore non inficiatur a fumo, immo reddatur magis colorata et pulcra; tum propter praeparationem difficillimam et longam, quae requiritur in praeparando tali colore.

(*) Als der junge *Pigna* zu fleißig studierte, ermahnte ihn *Barthol. Ricci*, in einem noch vorhandenen Briefe, mäßiger zu seyn, zumahl da ihn nicht die Noth dazu zwänge. Solus es, sagt er: in re bene ampla. Praedia enim tibi non desunt, villae atque aedes in vrbe; supellex nobilissima; pater praeterea est, qui tibi pro centum praediis esse potest, qui vel vno coeruleo colore, quod nostri Vltramarinum appellant, conficiendo (vt in pharmacis componendis eius scientiam atque vberrimum fructum omittam) solus est, qui perfectam scientiam habeat, ingentes copias comparare potest, atque adeo quotidie non paruas comparat. *Riccii* Opera, Vol. 2, p. 366, und des *Tiraboschi* Bibliotheca Modenese, (in Modena, 1783, 4.) Vol. 4, p. 134.

(**) Institut. chemiae, p. 45.

Engländern und Franzosen (*) lieset, daß die Bereitung des Ultramarines in England erfunden sey, und daß ein Bedienter der ostindischen Gesellschaft solche, um sich wegen einer Beleidigung zu rächen, öffentlich verrathen habe?

Die Art, wie man das Ultramarin macht, besteht kürzlich in Folgendem. Man nimmt reinen Lasur-Stein, calcinirt ihn auf einem lebhaften Kohlen-Feuer, reibt ihn auf einem Reibe-Steine mit Wasser zu einem ganz feinen Pulver, läßt das Geriebene trocknen, und mischt hernach eine gewisse Quantität Pech, Wachs und Oehl darunter, um einen Teig daraus zu machen, den man mit den Händen durchknetet. Darauf knetet man ihn in einem Gefäße mit reinem Wasser noch mehr durch, macht ihn ganz dünn, bis das Pulver von allen kleberigen Theilen wohl abgesondert ist, und sich zu Boden gesetzt hat, und gießt zulezt das Wasser ab, damit das Pulver trockne. Alsdann knetet man den Teig von neuem in frischem Wasser, um das Pulver, welches etwa noch darin zurückgeblieben seyn möchte, vollends heraus zu bringen. Dieses Pulver ist zwar nicht völlig so gut, als das erste, aber doch allemahl von einem schönen Blau.

Kunkel (24) behauptet, daß der Proceß des Ant. Neri, das Ultramarin zu verfertigen, die Farbe schmuzig und unscheinbar mache, und er giebt folgenden Proceß, welchen er, nebst einem Franzosen, der ihm solchen mitgetheilt hatte, mit Erfolg versucht hat, an.

„Wir

(*) Z. B. in *Savary* Dictionnaire de commerce, Art. Outremer; und daraus auch in Dictionary of Trade, by *Rolt*. (Lond. 1756, f.)

(24) In seiner Glasmacherkunst, 1 Th. (Nürnb. 1756, 4.) S. 159, fgg.

„Wir nahmen," sagt er: „Lasur-Stein; wir machten ihn zu Stückchen von der Größe einer Erbse; wir ließen ihn im Feuer glühend werden, und löschten ihn in starkem Weinessig; wir rieben ihn in Essig, und machten ihn zu feinem Pulver; hierin besteht der wichtigste Kunstgriff der Operation. Wir nahmen hierauf an Gewicht eben so viel, als das Pulver wog, halb reines Jungfer-Wachs, halb Kolophonium; wir ließen es in einer irdenen glasurten Schüssel zergehen, und warfen nach und nach, unter beständigem Umreiben, das Pulver hinein; wir gossen diese Masse in kaltes Wasser, in welchem wir es 8 Tage ließen; wir nahmen hernach zwey Gefäße, welche wir mit so warmem Wasser anfüllten, daß wir sie kaum halten konnten; einer von uns nahm alsdann eine Rolle von dieser Materie, und knetete solche in diesem warmen Wasser. Nachdem wir glaubten, das Schönste daraus gezogen zu haben, thaten wir die Rolle in ein anderes Gefäß; allein was zu diesem zweyten Mahl heraus kam, war nicht mit dem ersten zu vergleichen; das Blau war bleicher, und nicht so gut. Wir ließen dieses Wasser 4 Tage stehen, indessen setzte sich das Pulver ganz, und wir sammleten es sorgfältig. Es ward nur wenig von der feinsten Art. Eine einzige Masse giebt, nach der Quantität, welche man davon macht, und nach dem man sie in verschiedenen Wassern knetet, 3 bis 4 unterschiedene Arten. Vor allen Dingen muß man sehr reine Hände haben; denn diese Farbe nimmt leicht alle Arten von Schmutz an. Einige Mahler begnügen sich, den Lasur-Stein nur zu reiben, und ohne Zubereitung zu gebrauchen; allein auf diese Art giebt er nur eine Farbe, die schmutzig, und weit unter dem Ultramarin ist."

Die beste Bereitungs-Art des Ultramarines, ist nach Hrn. Hochheimer (*), folgende. Man muß sich zuvorderst mit ächtem oriental. Lasur-Stein versehen. Diesen erkennt man, wenn man ihn durch und durch geglühet hat, und er noch eben die blaue Farbe hat, wie vorher. Je nach dem er übrigens mehr

(*) In seinem Haus- und Kunstbuch, (Lpz. 1794, gr. 8.) S. 316, fgg.

mehr dunkel- oder hellblau ist, je nach dem wird auch das Ultramarin werden. Man stoße den Lasur-Stein zu einem gröblichen Pulver, bringe dieses in einen Schmelz Tiegel, decke ihn zu, uud lasse ihn in einem starken Feuer eine Stunde lang recht durchglühen. Hierauf lösche man ihn in Wein-Essig ab, und lasse es so ein Par Tage stehen. Man gieße dann den Wein-Essig ab, und lasse nur so viel darüber stehen, als nöthig ist, den Lasur-Stein beym Abreiben feucht zu erhalten. Dieses Abreiben geschieht in einem gläsernen Mörser. Ist aber der Stein noch zu hart, um mit Leichtigkeit zu dem allerfeinsten Pulver gerieben zu werden, so wird das Durchglühen und das Ablöschen auf bemeldete Weise wiederhohlt. Wenn er ganz fein abgerieben ist, wird der Essig durch wiederhohlt aufgegossenes Wasser weggespühlet, und alsdann auf einem Porphyr so lange abgerieben, bis er nicht mehr zwischen den Fingern gefühlet werden kann, worauf man ihn trocknet. Nun nimmt man 9 Unzen burgundisches Pech, 6 Unzen weißes Harz, eben so viel venedischen Terpenthin, $1\frac{1}{2}$ U. Jungfern-Wachs, und $\frac{5}{4}$ U. Lein-Oehl, mischt alles dieses in einem Topfe über dem Feuer wohl unter einander, und läßt es so lange kochen, bis es eine solche Consistenz erhält, daß, wenn es siedendheiß in Wasser getröpfelt wird, es auf der Oberfläche nicht ausprützt, sondern bloß ein rundes Tröpfchen bildet. Es wird nunmehr in Wasser ausgegossen, und werden daraus zum Gebrauch Kuchen oder Stangen gemacht. Von dieser Masse und dem gepülverten Lasur-Stein nimmt man ein gleiches Gewicht, schmelzt erstere in einem glasurten Töpfchen, doch so, daß es nicht zu flüssig werde, vermischt damit das Pulver in sehr kleinen Portionen, und rührt es mit einem Spatel von Bein oder Horn wohl unter einander. Nach geschehener Mischung erhitzt man die Composition etwas stärker,

und

und schüttet sie alsdann in ein großes Becken aus, welches völlig mit kalten Wasser angefüllt ist; und so wie sie zu einer solchen Consistenz abgekühlt ist, daß sie eine Behandlung mit der Hand erträgt, so befeuchtet man die Hand mit Lein-Oehl, und knetet sie so lange, bis sich alle Theile sehr genau mit einander verbunden haben. Aus dieser Masse macht man einen Kuchen, welcher entweder bey Seite gelegt werden kann, bis man ihn weiter bearbeiten will, oder man verfährt sogleich auf folgende Art. Man lege diesen Kuchen in ein irdenes Gefäß, dessen Boden man zuvor mit Lein-Oehl gerieben hat, und gieße darauf Wasser, ungefähr von der Wärme des Blutes, und lasse es ¼ Stunde stehen. Hierdurch wird der Kuchen bloß erweicht werden, ohne daß das Lasur-Pulver sich davon losmacht. Nun bewege man das Wasser gelinde, ohne jedoch den Kuchen zu zerbrechen, oder die kleineren Theile zu trennen. Dieses Wasser gieße man sodann in ein anderes Gefäß, gieße von neuem Wasser auf, und verfahre so 2 bis 3 Mahl. Hierdurch wird so viel von der Farbe ausgezogen, als ohne größere Gewalt geschehen kann. Diejenige Menge ausgewaschenes Ultramarin, welche von einerley Farbe ist, wird zusammen geschüttet; eben so verfährt man auch mit derjenigen vom zweyten und dritten Grade. Man kann hierauf nochmahls heißeres Wasser aufgießen, um noch einen Grad von der Farbe des Ultramarines zu erhalten. Wenn nun das Wasser von jedem dieser Theile abgegossen worden ist, gieße man eine aus 2 Unzen Weinstein-Salz bereitete und filtrirte siedendheiße Lauge über das Ultramarin, rühre es wohl darin um, und lasse es alsdann abkühlen. So wie sich das Pulver gesetzt hat, wird die Lauge ab- und reines Wasser aufgegossen, welches so lange wiederhohlt wird, bis alles Salz weg ist. Das Ultramarin wird hierauf getrocknet.

Ein

Ein anderes Verfahren, das Ultramarin von den harzigen Theilen zu reinigen, ist, daß man die Masse mit Eydotter anfeuchtet, und alsdann alles zusammen in einem gläsernen Mörser verarbeitet, worauf die Mischung in eine Weinsteinsalz-Lauge gethan, und ferner auf vorige Art behandelt wird. Man kann auch, statt obiger Masse, bloß Jungfern-Wachs und weißes Harz zu gleichen Theilen nehmen, und zusammen schmelzen. Dieser Kitt läßt, wenn warmes Wasser darüber gegossen wird, die Farbe eher gehen, als die vorhergehende. Man kann auch Ultramarin ohne allen Kitt machen. Man darf den Lasur-Stein nur auf die oben angegebene Weise calciniren, ablöschen, fein reiben, schlämmen, mit heißgemachtem destillirten Wein-Essig eine Zeit lang digeriren, dann mit Wasser auswaschen und trocknen. Man erhält dadurch das Ultramarin in größerer Menge; allein es ist auch weit schwächer an Farbe, als das vorhergehende, wiewohl es immer noch eine sehr gute Farbe ist.

Wenn man das Ultramarin aus dem Kitt gezogen hat, so macht man ferner die sogenannte Ultramarin-Asche. Man nimmt nähmlich den Kitt, welcher vom Ultramarin zurückgeblieben ist, vermischt ihn mit 4 Mahl so viel Lein-Oehl, und kocht beydes eine kurze Zeit in einem glasurten Töpfchen. Man gießt es, wenn es so weit abgekühlt ist, daß man das Springen nicht befürchten darf, in ein Glas, und setzt solches in ein Sand-Bad, welches so heiß als möglich gemacht wird, doch ohne daß es koche, und erhält es so lange, bis man sieht, daß die Farbe sich ganz zu Boden gesetzt hat; das Oehl wird alsdann abgegossen, so weit es hell abläuft; das übrige wird mit der darin befindlichen Farbe in ein anderes eben so gestaltetes Glas gethan, und frisches Oehl dazu gegossen, daß es 5 bis 6 Zoll hoch darüber steht. Dieses kann man öfters wiederhohlen, worauf man

die

die Farbe mit kochendem Wasser, nachher aber mit einer Weinsteinsalz-Lauge, die ebenfalls kochendheiß gemacht worden ist, von dem Oehle zu befreyen sucht. Zulezt süßet man die Farbe wiederhohlt mit reinem Wasser aus, reibt sie ab, schlämmet und trocknet sie. Die vom Schlämmen zurück gebliebenen gröberen Theile reibt man weiter ab, schlämmet sie wieder, u. s. f. Diese Ultramarin-Asche ist von geringerm Werthe, als das Ultramarin; sie ist blaß und ein wenig röthlich, doch aber immer sehr brauchbar, und besitzt eben so, wie das Ultramarin, die Tugend, daß sie niemahls verschießt.

Sage meldet von der Bereitung des Ultramarines Folgendes:

„Wenn der Lasur-Stein zur Mahlerey angewendet werden soll, erfordert er eine vorläufige Zubereitung, die, ob sie schon kein Geheimniß mehr ist, doch nicht allgemein bekannt seyn dürfte. Ich will sie daher hier mittheilen. Der Anfang wird damit gemacht, daß man den Stein pulverisirt; dann reibt man ihn auf einem Porphyr, und macht mit Lein-Oehl einen Brey daraus; dieser wird mit 3 oder 4 Theilen eines Teiges vermischt, der aus gleichen Theilen Geigen-Harz und Lein-Oehl besteht, und welchem, nach Vorschrift Einiger, noch Mastix, Terpenthin und Harz (Poix reſine) beygemischt sind. Man soll dieses alles 3 oder 4 Wochen digeriren lassen. Hierauf schüttet man das Gemenge in heißes Wasser, und rührt es um; dann gießt man es ab, oder trennt es von dem, was sich niedergesetzt hat. So wird fortgefahren, die Masse zu schlämmen, bis sie nichts Blaues mehr giebt. Die Bodensätze von dem Abgegossenen behält man sorgfältig, jeden für sich; denn die ersten sind am besten blau. Man ist fertig, wenn sie nochmahls geschlämmt, und auf Lösch-Papier getrocknet werden. Der auf diese Art bereitete Lasur-Stein, heißt sodann Ultramarin.

Einige bedienen sich zur Schlämmung des Lasur-Steines, einer alkalischen Lauge. Andere rathen an, um die Farbe dieses Steines zu erhöhen, ihn in Stücken, so wie er aus dem Feuer kommt, mit Weinessig zu benetzen.

Aber

Aber dergleichen Verfahren ist zu vermeiden, denn der Weinessig greift die Farbe an.

Diese umständliche, langwierige und unangenehme Arbeit dient bloß dazu, aus dem Lasur-Steine den Antheil weißer oder grauer Erde zu scheiden, welcher sich oft adernweise darin befindet. Wenn man die ungefärbten Theile vorher davon trennt, und das übrige in einem achatenen Mörser, oder auf einem Porphyr, zu einem unfühlbaren Pulver reibt, kann man durch bloßes Schlämmen ein eben so schönes Blau erhalten. Sollte ja das Ultramarin, das man durch den erstern Proceß erhalten hat, ein wenig lebhafter ausfallen, so rührt dieses daher, weil es noch etwas Oehl bey sich hat."

Wenn man Lasur-Stein kaufen will, um daraus Ultramarin zu machen, so muß man denjenigen wählen, welcher schwer ist, ein feines dichtes Gewebe und eine dunkelblaue Indigo-Farbe hat, indem man nicht viel Gold-Fleckchen sieht, und der, wenn man ihn im Feuer calcinirt, gar keinen Geruch von sich giebt. Man muß sich aber hüten, daß man nicht solchen nehme, dessen blaue Farbe äusserlich durch Kunst erhöhet worden ist; dieses geschieht, wenn man ihn mit Baum-Oehle reibt, wovon er ganz dunkelblau wird. Es läßt sich aber dieser Betrug leicht entdecken, und zwar dadurch, wenn man ihn zerschlägt, da dann, wenn die Farbe inwendig schwächer ist, als auswendig, solches ein Zeichen der Verfälschung ist.

Wer sich nicht die Mühe mit Verfertigung des Ultramarines selbst geben will, muß solches kaufen, das schön hoch an Farbe, und recht fein gerieben ist. Das lezte erkennt man, wenn man solches zwischen die Zähne nimmt, da man dann, wenn es zwischen denselben wie Sand knirscht, solches als ein Zeichen annehmen kann, daß es nicht wohl gerieben ist. Das Kennzeichen, woran man erkennen kann, ob es wirklich aus Lasur-Steine gemacht, und also ächt, auch unvermischt ist, besteht darin, daß man etwas

weniges davon in einen glühenden Schmelz-Tiegel oder auf ein glühendes Eisen wirst, und zusieht, ob die blaue Farbe sich verändert, oder nicht; denn wenn solche sich nicht verändert, so ist es gewiß, daß solches wirklich und unvermischtes Ultramarin ist, da hingegen, wenn man einige Veränderung oder etliche schwarze Flecke darin gewahr wird, dieses ein Beweis ist, daß solches nicht das rechte, sondern vermischt ist; wie man denn nicht selten dafür eine gut gefärbte Smalte theuer verkauft, und zwar um desto dreister, je gewisser es ist, daß ihre Farbe im Feuer noch dauerhafter, als selbst die Farbe des Lazuli, ist.

Diese Farbe ist sehr theuer, wie man denn Ultramarin hat, von welchem das Loth bis auf 25 Thaler zu stehen kommt, wiewohl man auch welches hat, wovon das Loth nur 3 bis 4 Thaler kostet. Zu Paris kostete im J. 1763, die Unze 69 Livres, und von Cendre d'outremer, welches den Ausschuß andeutet, 48 Livres.

Das Ultramarin ist eine sehr zärtliche und luftige Farbe. Man braucht es in allen schönen Gemählden, besonders zum Fleische des schönen Geschlechtes und der Kinder. Es giebt den halben Schatten ein zartes und markichtes Wesen. Diese Farbe besteht allezeit. In der Fresco-Mahlerey kann man sie ersparen, wo die Smalte fast eben die Wirkung thut; allein in der Miniatur ist das Ultramarin unumgänglich nöthig, und kann durch keine andere Farbe ersetzt werden.

Man hat auch eine Gattung Ultramarin, die man gemeines oder holländisches Ultramarin, Fr. Outremer commun, oder de Hollande, Azurblau, oder Lasurblau, nennt, welches aber nichts anders, als die aus Kobalt gemachte blaue Farbe ist, die man ganz fein pulverisirt und gerieben hat. Siehe im V Th. S. 591.

Man

Man kann auch aus Silber, zu dünnen Blechen geschlagen, über einem scharfen Essig, ein schönes Blau, welches dem Ultramarin sehr nahe kommt, ausziehen, es ist aber kostbar.

Von Verfertigung einer dem Ultramarin beynahe gleichkommenden schönen blauen Farbe aus den Korn-Blumen, siehe im XLIV Th., S. 761, fgg.

Es hat vormahls Aerzte gegeben, welche dem Lasur-Steine auch in der Medicin besondere Kräfte beylegten, wie denn damahls alles, was gefärbt und schön aussahe, für Arzeney gehalten wurde. Man hat ihn daher nicht allein als ein herzstärkendes Mittel mit unter die vollständige Alkermes-Confection genommen, sondern auch, um ein Erbrechen und Abführen zu bewirken, einen präparirten Lasur-Stein, ein Magisterium des Lasur-Steines, purgirende Lasurstein-Krystallen, ingleichem ein Elixir, oder eine Essenz und Tinctur, daraus verfertigt. Er soll die Melancholie stillen; Kinder, wenn er an ihren Hals gehängt wird, gegen das Schrecken schützen; an den Händen getragen, gutes Geblüt machen, und Warzen heilen; wider das viertägige Fieber gut seyn; Schlaf geben; Podagristen helfen, u. s. w. welches alles Boodt(25) weitläuftig ausführt und erhebt. Vernünftigen Aerzten wird es nicht einfallen, von diesen unsichern, zweydeutigen und widersinnigen Mitteln wirklichen Gebrauch zu machen.

Ob der Lasur-Stein als Erz-Mutter (Matrix) gebraucht werden könne, kann aus dem Vorhergehenden schon beantwortet werden. Kupfer hat er nicht; Silber im Centner nicht über 4 Loth, wie Cronstedt bezeugt; es würde also eine kostbare Bemühung seyn, wenn man den Lasur-Stein auf Silber verarbeiten wollte. Man weis auch diesen Stein besser zu nu-

(25) Gemm, et lapid. hist. L. 2, c. 121, p. 275.

ken, denn ausser dem, daß man aus ihm die kostbare Ultramarin-Farbe macht, verfertigt man auch allerley künstliche Sachen daraus, denn wegen der mäßigen Härte ist er leicht zu bearbeiten. Er wird mit Smirgel auf der bleyernen Scheibe geschliffen, und auf der zinnernen mit Tripel polirt. Der ganz reine blaue nimmt, vor allen übrigen Arten die schönste Politur an; der mit Spath und Kies vermischte hingegen pflegt allemahl, besonders an den Spath-Stellen, etwas matt zu bleiben. Daß er sich zu Siegeln schneiden lasse, und ehemahls zu eingelegten Arbeiten gebraucht worden sey, habe ich bereits oben, S. 226, f. nach Hrn. Beckmann, angeführt. Die Alten schnitten zwar Siegel in den Lasur-Stein, deren sich noch viele bis auf unsere Zeiten erhalten haben (26); nur selten aber sind sie schön geschnitten, zum Beweis, daß entweder die großen Künstler, wegen der geringen Härte dieses Steines, ihn zum Schneiden unbequem fanden, oder daß er in denen Zeiten, wo die Steinschneide-Kunst schon gefallen war, sey geschnitten worden. In unsern Zeiten wird er noch vorzüglich zu der mosaischen Arbeit genommen, wo er, um seiner blauen und weißen Farbe willen, zur Bekleidung des Himmels besonders dienlich ist. Ausserdem verfertigt man aus demselben, vornehmlich aus dem mit Gold-Strichen und Flecken gezeichneten, vielerley Bijouterie-Arbeiten und Gefäße, als: Dosen, Etuis,

(26) Description d'un Camée de Lapis Lazuli, fait en dernier lieu par Mr. *Louis Siries*, Artiste françois, Orfevre du Roi de France, et employé dans la Galerie de Florence; ou Lettres de deux amis sur les diverses Productions de l'art, avec des Notes curieuses et interessantes. On a joint a la fin du Livre la description d'un Camée d'Onyce, travaillé fort singulierement. Le tout avec des figures de tres-bonne main; par *Joannon de Saint-Laurent*. 1751, 4. 1 A. 1 B. 11. 1 K. T.

Etuis, Schalen, Uhrgehäuse, kleine Säulen, Kreuz-Bilder, Stockknöpfe, Leuchter, Messer-Schalen, u. d. gl.; seine Politur wird aber bald matt, wenn dergleichen Arbeiten oft getragen oder gebrauchet werden.

Nach Keysler's Bericht (27), ist in der Kirche del Giesu, einer der schönsten in der Stadt Rom, das Herrlichste die Capelle des h. Ignatius, welche ausser der großherzogl. florentinischen Begräbniß-Capelle ihres gleichen nirgends hat. Unter dem Altar-Tische ist der Leib des h. Ignatius in einem metallenen und vergoldeten Sarge, vor welchem der Nahme Jesu, aus Krystall zusammengesetzt, wegen der dahinter brennenden Lampen einen großen Schein von sich giebt. Il Paliotto, oder die Bekleidung des untern Altares, ist an Fest-Tagen von gediegenem Silber, aber durchbrochen, damit besagter Sarg und Nahme in die Augen falle. Ein wenig über dem Altar-Tische halten zwey vergoldete Engel den Wahlspruch des h. Ignatius: Ad maiorem Dei gloriam, von Lasur-Stein zusammengesetzt. Auf dem Altare sind 4 große canelirte, oder nach der Länge herunter eingekerbte und gestreifte Säulen zu sehen, welche ohne ihre bases und Capitaux (so von vergoldetem bronzo sind,) 28 palmi romani oder 21 Werkschuh in der Höhe und einen Diameter von 3 palmi und 7 Zoll in ihrer größten Dicke haben; diese große Säulen sind mit Lasur-Stein, der in bronzo dorato gefasset ist, überzogen, und geben dem Altare ein ungemeines Ansehen. Es sind auch über den Architraven etliche Kugeln von Lazuli doppelt so groß, als ein Menschen-Kopf.

Der Preis oder Werth der Lasur-Steine, ist veränderlich. Auf kleine Stücke wird eben kein hoher

(27) In Dessen Reisen durch Deutschland, Böhmen ꝛc. (Hannov. 1776, gr. 4.) S. 494 f.

Werth gesetzt, in größern aber wird er ungemein hoch gehalten, und sehr theuer verkauft. Boodt sagt, ein Pfund von den Stücken dieses Steines sey 10 Kronen werth, und man könne daraus, wenn er gut ist, wohl 20 Loth Ultramarin verfertigen. Wenn der Lasur-Stein ganz rein ist, so schätzt man ihn, weil er alsdann zum Ultramarin am geschicktesten ist, am höchsten; für Cabinete aber, und zu künstlichen Arbeiten, zieht man den mit Gold-Adern und Flecken allemahl vor.

Lasur-Blau, s. oben, S. 258.

Lasur-Erz, s. oben, S. 231.

Lasur-Kies, s. Th. LV, S. 563.

Lasur-Stein, künstlicher oder nachgemachter, s. oben, S. 247.

— — — natürlicher, s. oben, S. 221, fgg.

— — — (Porzellan-) siehe Petuntse.

Latan-Baum, Latanien-Baum, Wein-Palme; s. unter Palme.

Lätare-Sonntag, s. Th. LVIII, S. 681, fgg.

Latargus Klein. siehe Stein-Beißer.

Late, siehe Latte.

Late, Laten-Bank, Laten-Gericht, Laten-Güter, Laten-Herr, Laten-Scheffen; siehe Laß, aben, S. 127, fgg.

Latebra, was die Jäger Behältniß nennen; s. Th. IV, S. 150.

Latee-Bret, s. Th. XII, S. 579.

Latein, (das) aus dem Lat. Latinum, die lateinische Sprache, doch nur im gem. Leben. Latein reden, die lateinische Sprache. Schlechtes Latein schreiben. Dein Latein taugt nichts. Latein lernen.

Unreines barbarisches Latein, nennt man im Scherze Küchen-Latein, vermuthlich so fern es ehedem in den Küchen der Klöster auf diese Art gesprochen wurde.

Lateiner, (der) Fämin. die Lateinerinn. 1. Ein ehemahliger Bewohner des alten Latium in Italien, wo die lateinische Sprache einheimisch war; ein Latiner.

2. Eine Person, welche die lateinische Sprache versteht. Ein guter, ein schlechter Lateiner.

Die Ableitung des Nahmens Latium, von latere (1), weil Saturnus, als er vor seinem Sohn Jupiter flohe, sich in diesem Lande versteckt haben soll, ist wohl ohne Grund; wahrscheinlicher hingegen ist die von einem alten Könige *Latinus*, dessen Regierung in die trojanische Epoche fällt, zumahl da auch *Dionysius Halicarn.* schreibt, die Lateiner hätten diesem Könige ihren Nahmen zu danken. Anfangs war Latium sehr enge, nähmlich nur von der Tiber, dem Anio und dem circäischen Vorgebirge (Monte Circilli) begränzt; d. i. von den Ufern der Tiber erstreckte es sich südwärts nur bis an das circäische Vorgebirge; gegen Norden bestimmte der Fluß Anio, gegen Osten aber der Berg Algidus, der nur 18 Meilen von Rom lag, die Gränzen desselben, und dieses war eigentlich das alte Latium, welches nach und nach folgende Einwohner hatte; anfangs die Siculer, nach ihrem Abzuge die Pelasger der oenotrischen Colonie, die Arcadier, endlich Trojaner unter dem Aeneas. Unter Romulus kamen noch Etrusker, die sich auf dem Berge Cölius niederließen, Sabiner von ausonischer Abkunft, und wohl noch andere Völker aus der Nachbarschaft, z. B. aus Picenum, dazu. Ja, Hr. Hofr. Gatterer (2) hält es für wahrscheinlich, daß auch Nationen von illyrischer Herkunft mit darunter seyn können. Viel weiter erstreckten sich die Grän-

(1) *Virgil.* Aen. VIII. 322.

(2) S. Dessen Einleit. in die synchronist. Universal-Historie, 2 Th. S. 561 f.

zen des neuen Latium, nähmlich bis an den Fluß Liris, als die Volsci, Osci, Ausones, Rutuli, Hernici, Aurunci ꝛc. dazu geschlagen wurden (3); und *Strabo* schreibt: die See-Küste von Ostia bis Sinuessa wurde Latium genannt. Es ist aber nicht wohl zu bestimmen, in welcher Ordnung die Völker des alten und neuen Latium diese oder jene Landschaft auf einander bewohnt haben. Heut zu Tage versteht man unter Latium das Patrimonium Petri. Von den Städten Latiums vor den Zeiten der Römer, z. B. Saturnia, Janiculum und Pallanteum, reden die alten Schriftsteller selbst mit keiner Zuverlässigkeit.

Die Latiner, Latini, von deren Vorfahren kurz vorher Meldung geschehen ist, bewohnten den Strich Landes an der Tiber. In ihrer Landschaft lag die Haupt-Stadt von ganz Italien, nähmlich Rom. Sie traten mit den Römern in ein genaues Bündniß, und wurden daher oft schlechthin Socii, bald Socii Latini, bald Socii latini nominis, u. s. f. genannt, behielten aber ihr eigenes Recht, welches Latinitas genannt wurde, und zwar etwas geringer, als der Römer, doch aber auch besser, als der andern Italiäner ihres war, da sie insonderheit zu Rom selbst, bey Erwählung der Obrigkeit ihre Stimmen mit geben durften, wenn es gefährlich um die Römer aussahe; sie hatten nicht römische, sondern ihre eigene Obrigkeiten, und wurden, da sie in ihren Städten Aediles oder Quaestores gewesen waren, sodann für völlige römische Bürger geachtet, bis sie endlich dieses völlige Bürger-Recht auch insgesammt vom Julius Cäsar, im J. d. Stadt 662, erhielten.

Die

(3) *Tacit.* Annal. L. 4, c. 5.

Die Römer und Latiner hatten ein besonderes Fest, Feriae Latinae oder Latiares, da sie jährlich auf dem albanischen Berge Mons Albanus zusammen kamen, dem Jupiter Latiaris opferten, und sich sodann mit einander lustig machten. Die Gelegenheit zu der Feyer dieses Festes gab *Tarquinius Superbus*, da er den *Turnus Hordonius Arcinus* getödtet, und sich des Reiches der Latiner bemächtigt hatte (4). Er schickte Gesandte zu den Volskern und Hernikern, um sie um ihre Freundschaft zu ersuchen. Die Herniker traten sämmtlich in ein Bündniß mit *Tarquinius*, von den Volskern aber nur zwey Nationen, die Ecetraner und Antiater. Damit dieses Bündniß recht fest und heilig möchte gehalten werden, that *Tarquinius* den Vorschlag, daß er einen Ort wollte einweihen lassen, der den Römern, Latinern, Hernikern und Volskern, die mit einander ein Bündniß errichtet hatten, gemeinschaftlich heilig seyn sollte. Alle Jahre sollten sie sämmtlich ein Mahl zusammen kommen, ein gemeinschaftliches Gastgeboth halten, und einerley Gottesdienst verrichten. Der Vorschlag gefiel Allen, und es kam nur auf den Ort an, den man dazu bestimmen wollte. Der albanische Berg lag ungefähr in der Mitte zwischen allen diesen Völkern, daher wurde er dazu ausersehen, und es wurde beliebt, dem Jupiter Latiaris jährlich auf demselben ein Fest zu feyern, bey welchem jede dieser Nationen ein besonderes Geschäft hatte, wie es ihnen war bestimmt und ausgemacht worden. Zu diesem Feste brachten die daran Theil habenden Völkerschaften, Lämmer, Milch, Käse, und andere Opferstücke, Libamina, zusammen; das Haupt-Opfer aber, welches im Nahmen aller gebracht wurde, zu dessen Ankauf alle mit einander beytragen mußten, und von dem jeder Stadt ein

(4) *Liu.* L. 1, c. 51.

Stück gegeben wurde, war ein Ochs, der daher Sacrificium Latiar hieß (5).

So war es bey der ersten Anordnung dieses Festes, und so ist es nachher beständig dabey gehalten worden. Der albanische Berg war immer der Versammlungs-Platz, wo ehedem die Stadt Alba longa gestanden hatte, und wo der Jupiter Latiaris einen Tempel hatte, den zwar niemand, seiner Beschaffenheit nach, beschrieben hat, dessen aber doch *Liuius* gedenkt (6). Die Zeit dieser Fest-Feyer läßt sich daher nicht bestimmen, weil es kein unbewegliches, sondern ein bewegliches Fest, Feriae conceptiuae, war, welches nach Belieben angesetzt und verlegt werden konnte; indessen mußte es doch jährlich gehalten werden, und nie giengen die Consuls eher als Feld-Herren zur Armee ab, bis sie dieses Fest erst gefeyert hatten (7).

Die Feyer selbst war also beschaffen. Von den 47 mit einander vereinigten Völkerschaften kamen Gesandte auf dem albanischen Berge zusammen, und hatten die Speisen oder Opfer-Zuthaten bey sich, welche ein Jeder liefern mußte. Alsdann wurde das gemeinschaftliche Haupt-Opfer, nähmlich der Ochs, geschlachtet, und zwar in Beyseyn der römischen Consuls. Auch die, welche von den Völkern zugegen waren, fanden sich bey dem Opfer ein, und allesammt riefen den Jupiter Latiaris um das Wohlseyn der Römer und Latiner flehentlichst an. Alsdann wurde das gemeinschaftliche Gast-Geboth gehalten, wozu von dem Opfer, nähmlich von dem geschlachteten Och-

(5) *Dion. Halic.* L. 4, c. 6. *Rosin.* L. 4, c. 17. *Alex. ab Alex.* L. 4, c. 7.

(6) *Liu.* L. 27, c. 11.

(7) *Liu.* 44, 19. 17, 22. 41, 16. 25, 12. 42, 10. Man glaubte, es stände ihnen lauter Unglück bevor, wenn sie es unterließen. *Liu.* 21, 63. 22, 6. *Dio Cass.* 46, 33. *Flor.* L. 3, c. 18. *Sigon.* de Ant. Jur. Ital. L. 1, c. 3.

Ochsen, ein sehr großer Theil verwendet wurde. Man pflegte auch Menschen zu opfern, so daß die, welche zum Tode verurtheilt waren, oder den wilden Thieren vorgeworfen werden sollten, sich mit einander so lange herum fechten mußten, bis sie auf der Stelle todt da-nieder lagen (8). In Einem Tage pflegte in den ersten Zeiten die ganze Sache zu Ende zu seyn; nachmahls aber dauerte das Fest länger. Man stellte allerley Spiele an, sowohl in Rom, als auf den Dörfern. In Rom wurden Wettläufe von Pferden und mit Wägen auf der ebenen Fläche des capitolinischen Berges angestellt (9); auf den Dörfern hiengen die Bauer-Jungen und Knechte kleine Puppen an die Bäume, welche der Wind hin und her wehete; dadurch wollte man sich der Kindheit, und der Unbeständigkeit der menschlichen Begebenheiten, erinnern (10).

Bey dem Opfer wurde ein feyerliches Gebet gesprochen. Wenn dabey ein einziges Wort unrecht gesagt, oder bey einem Opfer-Thiere das verordnete Gebet nicht war gebraucht worden, so mußte das Fest von neuem angefangen werden (11). Eben das mußte geschehen, wenn bey Austheilung des Opfer-Fleisches, die abgeordnete Magistratsperson einer oder der andern Völkerschaft, ihre gehörige Portion nicht empfangen hatten (12). Ob nun diese zufällige Wiederhohlung Anlaß gegeben hat, oder woher es sonst gekommen seyn mag, daß in den folgenden Zeiten mehr als Ein Tag zu diesem Feste erfordert wurden, ist unbekannt.

(8) *Tertull.* Apolog. p. 36. *Minuc. Felix*, c. 30. *Lactant.* L. 1, c. 21. *Prudent.* contra Symmach. L. 1, v. 397. *Athanas.* contra gent. Orat. fol. 27. Prisci quoque Latini Jouem Latiarem *humanis caedibus* venerati sunt.

(9) *Plin.* 27, 7.

(10) *Virgil.* Georg. L. 2, v. 389.

(11) *Liu.* 41, 16.

(12) *Liu.* 32, 1. 37, 3.

bekannt. Es wurde nachher drey Tage lang (13) gefeyert, und endlich kam auch noch der vierte hinzu (14).

Bey dieser Fest-Feyer mußten, außer den Consuln, auch alle andere obrigkeitliche Personen von ganz Rom gegenwärtig seyn, sogar die Vorsteher des gemeinen Volkes, welche doch sonst keine Nacht außer der Stadt seyn durften. Ueberdies waren alle benachbarte Völker um Rom herum den Römern feind, weil sie durch ihre Gewalt und Herrschbegierde sich alle zu Feinden gemacht hatten. In der Stadt waren bloß die Triumuiri nocturni, und die Triumuiri capitales. Es war daher nöthig, daß ein eigentlicher Commendant bestellt wurde, welcher in der Zeit, da dieses Fest gefeyert wurde, und alle Magistrats-Personen abwesend waren, Ordnung und Sicherheit erhielt. Er hieß Praefectus vrbi Latinarum caussa. Er hatte das Commando über die ordentliche Besatzung in der Stadt, und mußte auf alles ein wachsames Auge haben. Daher wurde in den ältesten Zeiten allemahl ein tüchtiger Mann, ob er gleich noch nicht 30 Jahr alt war, und Rathsherr hätte werden können, dazu erwählt. Als aber nachmahls alle feindliche Völker um Rom herum besiegt und überwunden waren, daß man keinen feindlichen Einfall oder Ueberrumpelung befürchten durfte, so wurde nur zum Schein, und alter Gewohnheit wegen, ein Stadt-Commendant während des Latiner-Festes bestellt, wozu man dann die Söhne vornehmer Leute nahm (15). Endlich kamen gar junge Edelleute oder Ritter dazu, pueri impuberes ex equestri ordine (16); ja, man bestellte auf jeden Tag neue, und zwar immer zwey (17), und

(13) *Dion. Halic.* L. 6, p. 415.
(14) *Plutarch.* in Camill. p. 152.
(15) *Tacit.* Ann. L. 6, c. 11. *Strabo*, L. 5, p. 350.
(16) *Dio Cass.* 49, 42. (17) *Dio Cass.* 53, 33.

und zuweilen vergaß man es gar, solche zu ernennen (18). Sobald dieser Commendant erwählt war, begab er sich auf das Tribunal, gleichsam im Nahmen des Consuls, die Gerichtbarkeit anzutreten. Es durften ihm aber keine wichtige Sachen vorgebracht werden, sondern nur Kleinigkeiten, welche er schlichten und entscheiden konnte (19). Die Ursache sieht man gar leicht von selbst ein. Denn da sehr oft, und in den spätern Zeiten allemahl, ein ganz junger Mensch dazu bestellet wurde, so würde große Zerrüttung haben entstehen können, wenn man ihm überlassen hätte, wichtige Sachen zu schlichten. Da er aber doch Commendant seyn sollte, so wäre es auch unschicklich gewesen, wenn man ihm gar keine Sachen in Ordnung zu bringen, hätte vortragen wollen.

Lateinisch, ein Bey- und Neben-Wort, aus dem Lat. Latinus.

1. Den ehemahligen Einwohnern des alten Latium in Italien (s. oben, S. 263), und in weiterer Bedeutung, dem ganzen ehemahligen mittlern Italien gehörig, daher kommend, u. s. f. wo es doch nur selten gebraucht wird. In der Schifffahrt pflegt man noch die dreyeckigen Segel lateinische Segel zu nennen.

2. In engerer Bedeutung braucht man dieses Wort am häufigsten von der in dem alten Latium ehedem üblichen Sprache, welche in Rom am besten geredet wurde. Die Lateinische Sprache. Lateinisch reden, schreiben. Etwas in das Lateinische übersetzen.

Die lateinische Sprache ist, eben so wie die griechische, ursprünglich aus der Sprache der verwandten Nationen, die erst Deutschland und die nordischen Reiche bevölkerten, und von welchen hernach ein

(18) *Dio Cass.* 41, 14. 54, 6. (19) *Tacit.* Ann. 4, 36.

ein Theil aus Deutschland nach Italien ging, und sich daselbst wohnhaft niederließ, entstanden. Daher können die ältesten lateinischen Wörter und Ausdrücke allein aus den deutschen Dialekten hergeleitet und erkläret werden (*). Nach und nach verfeinerten und bereicherten die Römer die lateinische Sprache durch die griechische, und ihr bestes Zeit-Alter fing ungefähr 217 Jahr vor Christi Geburt an, und währte bis in das 14te Jahr nach derselben, so daß es zu der Zeit des Cicero und Kaisers Augustus in seinem größten Flor war. Aber auch damahls, als die Römer ihre Sprache nach der griechischen bildeten, mußte sie doch dieser sowohl in Ansehung des Reichthumes, als der Feinheit, Zierlichkeit und Anmuth, weichen (**).

Den-

(*) Die Aborigines, oder ersten Einwohner Italiens, sind aus Deutschland dahin gekommen, und haben also die Sprache, welche die ältesten Einwohner Deutschlandes redeten, dahin gebracht. Diese Sprache ging nicht nur vor der lateinischen, sondern auch vor der griechischen, her, und in derselben Töchter-Sprachen, oder in der jezt genannten deutschen, niederländischen, dänischen, norwegischen, isländischen und schwedischen Sprache, findet man allein die ältesten Stamm-Wörter, so wie der griechischen, also auch der lateinischen Sprache. Die spätern griechischen und lateinischen Schriftsteller nennen diese alte Sprache, die Sprache der Barbaren, und Dionysius von Halicarnaß schreibt, in seinen Antiquitatibus Romanorum, am Ende des ersten Buches: die Römer hätten eine Sprache angenommen, die weder ganz griechisch, noch ganz barbarisch, sondern aus beyden vermischt gewesen ist. Varro, Festus und Cicero, suchen die Abstammung und Bedeutung der lateinischen Wörter ihrer Zeit in der lat. Sprache selbst, und irren darin gar sehr, daß sie auch nichts wahrscheinliches herausbringen. *Jo. Nic. Funccius* de origine lat. linguae, (Giess. 1720, und 1735, 4.) c. 5. *Jo. ab Ihre* Scripta, vers. Vlphilanam et ling. moesogothicam illustrantia, edita ab A. F. Büsching, 1773, in der Vorr. S. 7, f. Hr. Hofr. Heyne glaubt, daß die lateinische Sprache von der ausonischen oder oskischen abstamme, weil die Latiner ein Zweig der Ausoner gewesen wären.

(**) Das will zwar Cicero, dessen Verdienst um die römische Sprache so groß ist, nicht zugeben, aber Seneca, Plinius und Quinctilianus läugnen es nicht.

Dennoch haben die späteren europäischen Nationen die römische Sprache für würdig gehalten, die Sprache der Gelehrten und der Wissenschaften zu seyn; und der Jesuit Melchior Inchofer (*) hat sie gar zur Sprache des Himmels gemacht.

Betrachtungen über die Frage:

Ob es vortheilhaft sey, die lateinische Sprache unter den Gelehrten abzuschaffen?

Man hat zwar noch nicht eben das Herz gehabt, den Satz öffentlich zu behaupten, über den ich meine Gedanken sagen will; aber wer deswegen sich einbildet, daß niemand ihn glaube, der muß nicht wissen, daß es sowohl praktische als theoretische Atheisten giebt. Und wie die meisten Atheisten aus praktischen erstlich theoretische werden, so ist zu vermuthen, daß nicht lange Zeit hingehen werde, da man öffentlich behaupten wird, es sey gut, die lateinische Sprache abzuschaffen, wie man jezt nur durch seine Schriften zeigt, daß man es für gut halte. Denn wenn die Gelehrten anfangen in ihrer Mutter-Sprache zu schreiben, und die Philosophen nicht mehr in die Kirche gehen, so wird man mit gleichem Rechte Jenen wenig Eifer für das Latein, und Diesen wenig Hochachtung für den öffentlichen Gottesdienst, zuschreiben.

Ich will hier die Gründe anführen und zu heben suchen, die für die Abschaffung der lateinischen Sprache vorgebracht werden, oder werden könnten. Wenn ich sage: werden, so widerspreche ich dem nicht, was ich so eben gesagt habe, son-

(*) In seiner Historia sacrae latinitatis, (Monachii, 1638, 8.) L. 5, c. 2.

sondern nehme nur das von der Abschaffung der Sprache an, was man insgemein wegen ihrer Unbequemlichkeiten zu klagen pflegt. Man spricht z. B. es werde in den ersten Jahren unsers Lebens so viel Zeit auf diese Sprache verwandt, in der man sich nützlichere Dinge bekannt machen könnte; die Art, auf welche einem diese Sprache beygebracht wird, sey so beschaffen, daß sie manchem vor dem Studieren überhaupt einen Ekel erwecke, und man sehe endlich keine Vortheile in Verbesserung unsers Verstandes und Willens davon, wenn man mit vielem Fleiße sich in dieser Sprache auf das zierlichste ausdrücken lernt.

Was den ersten von diesen Einwürfen betrifft, so begreife ich nicht, von was für wichtigern Geschäften die Knaben abgehalten werden, wenn sie Lateinisch lernen. In denen Jahren, da den Knaben Mensa und Amo eingepräget werden, ist ihr Gemüth zu nicht viel mehrern fähig, als Wörter zu merken; bey reifern Jahren aber wird nicht allezeit mit dem Lateinischen allein, sondern zugleich mit Erlernung anderer Dinge zugebracht; denn ich halte die Beschuldigung, daß man in den meisten Schulen der Erlernung des Lateines so viel Zeit zueigne, für sehr ungegründet. Die Jünglinge, die davon auf Akademien ankommen, zeigen öfters das Gegentheil, zumahl da es jezt an vielen Orten Mode wird, eher große Philosophen, als gute Lateiner, auf die hohen Schulen zu senden, die ihre Phrases-Bücher mehr mit metaphysischen Redens-Arten, als mit Stellen der Alten, angefüllt zu haben scheinen. Das Lustigste aber ist, wenn ein großer Theil von denen, die über die Verhinderungen klagen, welche den Knaben das Latein wegen Erlernung nützlicherer Dinge in den Weg legt, einen Theil dieses Fleißes auf die deutsche Sprache gewendet wissen wollen, als wenn die Zeit mit der leztern nützlicher zugebracht würde, als mit der ersten.

Der

Der Verdruß, mit welchem die Knaben größten Theils die lateinische Sprache lernen, gereicht zu ihrem Vortheile. Sie bereiten sich dadurch vor, in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit hundert Dinge zu lernen, die einem zärtlichen Verstande unangenehm vorkommen. Sich einen Haufen dunkler, und öfters wider einander laufender Gesetze und Meinungen der Rechts-Lehrer in das Gedächtniß zu bringen, ist, dünkt mich, so eine liebliche Arbeit, als sich die Anomala und Defectiua wohl bekannt zu machen; und Acten zu lesen, muß für einen Mann, der denken kann, eben das seyn, was den Cicero zu lesen für einen Knaben ist, der nicht denken kann. Auch giebt es gewiß nicht viel größere Lust, Recepte zu schreiben, als Exercitia zu machen. Wenn uns also die Erlernung der lateinischen Sprache nicht schon etwas angewöhnt hat, so wird uns die Beschäftigung mit solchen Sachen bey der Gelehrsamkeit unerträglich seyn.

Was drittens die Vortheile betrifft, die wir von der Fertigkeit im Lateinischen haben, so scheinen mir diejenigen, die daran zweifeln, gar nicht zu verstehen, was zu einem Gelehrten gehört. Es ist wider alle Erfahrung, daß die Gelehrsamkeit bestimmt sey, unsern Verstand und Willen zu bessern. Urtheilen denn die Gelehrten von Dingen, die in das gemeine Leben, oder auch zu Wissenschaften, auf die sie sich nicht ordentlich gelegt haben, gehören, besser, als andere Leute? Mich dünkt aber, dieses wäre ein Kennzeichen eines vollkommenen Verstandes; denn daß der Rechts-Gelehrte Leges, und der Arzeney-Gelehrte Aphorismos hersagen kann, macht zwischen ihnen und dem Kaufmanne, dem Künstler und Handwerker, keinen Unterschied. Jeder derselben kann von gewissen besondern Dingen reden, die andern unbekannt sind, und es erfordert, dünkt mich, wenig Verstand, von einer gewissen Anzahl Sachen, mit denen man sich zeitlebens

beschäftigt hat, Sachen zu erkennen, die nicht alle Leute sonst erkennen. Von der Verbesserung des Willens zu reden, ist gar nicht der Mühe werth. Das war eine Arbeit für die alten Philosophen, die ihre zerstreueten Sätze der Sitten-Lehre fleißig in der Uebung behalten mußten, damit sie solche nicht vergaßen; jezt, da man diese Sätze systematisch zu verbinden, und fein alle aus einem einzigen Grundsatze herzuleiten weis, hat es keine Noth, daß man einen davon vergißt, oder man kann ihn doch gleich wieder nachschlagen. Man darf also die Befehle der Natur so wenig durch öftere Ausübung sich eindrücken, so wenig jemand, der die Rechen-Kunst mathematisch gelernt hat, alle Exempel durchzurechnen braucht, durch die ein anderer sich die Regeln in den Kopf bringen muß. Wenn nun die angeführten Absichten bey der Gelehrsamkeit gar nicht sind, so können sie keine gültige Einwendungen abgeben. Ich werde im Gegentheile bald die wirklichen Vortheile zeigen, die ein Gelehrter hat, wenn er sich der lateinischen Sprache bedient. Dieses wird bey Gelegenheit eines andern Einwurfes, den man zu machen pflegt, geschehen. Man spricht nähmlich: die Gelehrten wären verbunden, ihre Wahrheiten auszubreiten, und auch Leuten, die nicht studiert haben, bekannt zu machen, hierzu aber sey der Vortrag der Wissenschaften in der Mutter-Sprache geschickter, als in der lateinischen. Bey diesem Schlusse gebe ich keinen von beyden angenommenen Sätzen zu. Ich sehe nicht ab, warum die Gelehrten ihre Kenntnisse ausbreiten sollten, da alle andere Leute mit dem, was sie etwa besonders wissen, geheim thun. Mich dünkt, die Gelehrten haben eben das Recht und eben so viel Grund dazu, ja vielleicht noch mehr. Man mache doch den Ungelehrten die Fatalia, die Rechts-Formeln und die übrigen Geheimnisse der Gerichte bekannt, die Cicero in drey Tagen zu lernen

versichert, würde nicht der größte Theil der Sachwalter ärmer werden, als sie ihre Clienten gemacht haben? Man erniedrige die Metaphysik, bis sie dem Verstande eines ehrlichen Bürgers begreiflich wird; man sage ihm z. B. wenn sein Kleid von Tuche ist, so könne es nicht von Seide seyn; die Kinder, die er noch bekommen solle, seyn so gut möglich, als die, die er schon hat; das göttliche Wesen könne nicht aus Stücken bestehen, denn sonst möchte es einmahl aus einander fallen; unsere Seele sey kein Uhrwerk, denn wir könnten kein Uhrwerk machen, das nachzudenken vermögend sey, u. d. gl. m.; ich befürchte sehr, daß man durch dergleichen Nachrichten den Lehrer der Weltweisheit um ein Par Thaler bringen wird, die er sonst seinem Sohne zugeschickt hätte: kurz, es ist so nothwendig, daß die Gelehrten ihre Kenntnisse für sich behalten, so nothwendig es für andere Künstler ist, daß sie ihre Kunstgriffe verhehlen. Zweytens, zweifle ich auch sehr, ob durch den Vortrag der gelehrten Sätze in der Mutter-Sprache, das Wachsthum der Wissenschaften so sehr befördert werde. Denn man findet, daß viele Gelehrte so künstlich sind, daß ein gemeiner Mann sie eine Stunde kann deutsch reden hören, ohne daß er weis, was sie gesagt haben; das Beste ist, daß er es sich doch insgemein einbildet. Und dieses ist noch der einzige Vortheil, den man durch den deutschen Vortrag der Wissenschaften erhält. Die Leute bilden sich ein, es zu verstehen, und danken den Gelehrten für die Mittheilung ihrer Geheimnisse, in der That aber verstehen sie so viel davon, als von den Feldzügen und Belagerungen in einer deutschen Zeitung. Eben daraus läßt es sich vertheidigen, daß die Lehrer den mündlichen Unterricht in ihren Lehr-Stunden meistentheils deutsch geben; denn den Zuhörern wird wenigstens die Zeit nicht so lang, indem sie lauter bekannte Töne hören.

Zu diesem Grunde kommen noch andere, z. B. daß die Schwänke und Histörchen, mit denen mancher Lehrer die Zuhörer bey der Aufmerksamkeit erhalten muß, sich nicht allezeit gut ins Lateinische würden übersetzen lassen, weil sie meistens nur für den deutschen Witz sind. Das aber ist ein sehr ungegründeter Vorwurf, daß die Gelehrten, die Deutsch schreiben, es deswegen thäten, weil sie es nicht im Latein thun könnten. Ihre lateinischen Aufsätze, die sie etwa herauszugeben genöthigt sind, zeigen das Gegentheil. Die Schreib-Art darin, ist öfters nicht viel anders, als die Schreib-Art vor etlichen hundert Jahren, da nichts gelehrtes in der Mutter-Sprache aufgesetzt wurde. So gut also als die damahligen Lehrer der Wissenschaften alles Lateinisch schrieben, so gut könnten es die jezigen auch, wenn sie sonst wollten.

Die Deutsch-schreibenden Gelehrten sehen also, wie billig ich mit ihnen verfahre, da ich sie wider einen Vorwurf vertheidige, der ihnen zur größten Schande von ihren Feinden nachgesagt wird. Ja, ich will noch weiter gehen, und zeigen, daß sie es sind, die das Latein als eine noch lebende Sprache unter den Gelehrten erhalten, wenn sie nach vorbeschriebener Art verfahren; denn die sorgfältigen Verehrer des Alterthumes thun ja nichts zum Vortheile des Lateinischen. Sie brauchen nur die Wörter und Redens-Arten, die sie in alten Schriften finden, und diese Wörter und Redens-Arten würden auch ohne sie nicht untergegangen seyn. Wenigstens zweifle ich, ob man ihrer Schriften wegen Latein lernen würde, wenn die Schriften der Alten nicht mehr vorhanden wären. Aber die lateinische Sprache mit neuen Wörtern und Redens-Arten zu bereichern, dazu ist nur derjenige fähig, der nicht allzu viel Fleiß auf sie gewandt hat, und gleichwohl in ihr schreibt. Es würde nicht schwer fallen, aus den Schriften dieser

Män-

Männer einen Anti-Nizolius zu sammlen, der zehn Mahl stärker wäre, als des Nizolius Ciceronianisches Lexikon, insbesondre wenn man eine Arbeit unternehmen wollte, wie Rudolph Goclenius mit den scholastischen Kunst-Wörtern unternommen hat, nähmlich: zu zeigen, wie jenes sich im alten Latein ausdrücken liesse. Denn das ist noch das Merkwürdigste, daß unsere Gelehrten, von denen ich rede, mit ganz neu erfundenen Wörtern, großen Theils Dinge sagen, die schon lange vor der sieben Weisen Zeiten bekannt waren, und von denen die Römer reden konnten, ehe noch Cicero die Philosophie lateinisch lehrte. Aber eben dadurch wird die lateinische Sprache am meisten bereichert und zierlich gemacht, wenn man einerley Gedanken auf so verschiedene Art in ihr auszudrücken fähig ist; die Vortheile also, die man der lat. Sprache verschaffen kann, wenn man sie noch im Schreiben beybehält, müssen uns auch verbinden, sie nicht ganz und gar abzuschaffen.

Man wird vielleicht sagen, eben diese Pflicht verbände uns auch, für die Verbesserung der deutschen Sprache bemüht zu seyn, und folglich in derselben zu schreiben. Hierauf antworte ich: daß nicht alles, was in einer Sprache angeht, sich auch in der andern thun läßt. Boileau bemerkt, daß vieles im Französischen anstößig klinge, was man im Lateinischen ohne Bedenken sagen kann (*). Eben so klingt vieles im Lateinischen gelehrt und tiefsinnig, was im Deutschen gemein und unsinnig seyn würde. Eine existibilitas, eine actio prima infinita, eine essentia passiuitatis rationem in se continens, würde alle ihre Pracht und Ansehen verlieren, wenn man sie deutsch ausdrücken wollte. Wenn man davon überzeugt seyn

(*) Le Latin effronté brave l'honnêteté,
Mais un Lecteur François veut être respecté.

will, so erinnere man sich nur, was Hr. v. Leibnitz gesagt hat: „Die deutsche Sprache sey gleichsam ein Probierstein, an welchem man erkennen könne, was für Wörter in andern Sprachen wirkliche Begriffe andeuten, oder bloß leere Töne sind, nach dem sie sich nähmlich im Deutschen ausdrücken lassen, oder nicht.“ Dieser Satz ist ohne Zweifel mit einiger Einschränkung anzunehmen, und soll eigentlich nur so viel heißen: Dasjenige, was eigentlich gelehrt sey, und Ungelehrte gar nicht wissen dürfen, das lasse sich nicht deutsch geben. In der That, wenn wir den Vorrath der deutschen Wörter durchgehen, so finden wir nicht nur Benennungen solcher Dinge, die zum gemeinen Leben gehören, sondern auch solcher, die in Wissenschaften vorkommen; aber es sind allezeit solche Wissenschaften, die Erfahrung und Nachdenken, aber keine Gelehrsamkeit anzeigen. Man weis, daß sich nur aus den Sprichwörtern und Gedichten unserer Vorfahren ein Inbegriff der Sitten-Lehre abfassen liesse, der fast so vollständig seyn dürfte, als des Aristoteles Magna moralia. Man weis, daß die vornehmsten griechischen Lehrer der Meßkunst vor hundert und mehr Jahren deutsch gered et haben; man weis endlich, daß die deutsche Sprache reich genug ist, die Erfindungen der Deutschen in der Mechanik, der Schmelz-Kunst, dem Bergbaue und andern Theilen der Natur-Lehre auszudrücken; und daß die Nahmen der Winde von den meisten europäischen Völkern den niederdeutschen Schiffern abgeborget werden. Aber dieses alles sind ja Dinge, die auch Ungelehrte wissen, und darin öfters mehr Kenntnisse besitzen, als große Gelehrte; sie gehören also nicht eigentlich zur Gelehrsamkeit. Man nenne mir aber etwas, das eigentlich gelehrt ist, sogleich werde ich zeigen, daß es sich im Deutschen nicht thun läßt. Lateinische Verse machen, ist gelehrt;

kann

kann man aber wohl lateinische Verse in deutscher Sprache machen? Rühren die Ausgaben alter Schriftsteller, die deutsche Noten haben, wohl von sehr gelehrten Männern her? Ist es wohl eine gelehrte Beschäftigung, im Hagedorn zu lesen? Nein, aber das ist eine, im Anakreon zu lesen. Warum? etwa weil Anakreon's Scherz artiger ist, als Hagedorn's? Im geringsten nicht. Welcher Gelehrte würde sich darum bekümmern? Nur weil Hagedorn deutsch schreibt, und Anakreon griechisch. Ja, daß sich im Deutschen nichts Gelehrtes sagen lasse, kann ich selbst mit dem Zeugnisse des ersten unter den deutschen Dichtern bestärken. Er spricht von denen, die fremde Sprachen in ihren Schriften einmischen:

Ein Deutscher ist gelehrt, der euer Deutsch versteht.

Folglich kann dasjenige, was in reinem Deutsch geschrieben ist, von ungelehrten Deutschen verstanden werden. Wie wollte aber so was gelehrt seyn?

Und wie kann man doch so viel prahlen, daß die deutsche Sprache so geschickt sey, die meisten gelehrten Wahrheiten auszudrücken; geht es doch nicht einmahl mit den ersten Gründen der Weltweisheit an, bey denen es doch, nach Vieler Meinung, am leichtesten und nothwendigsten ist. Ich will nur Ein Beyspiel anführen. Wenn der Bar. v. Wolf mit seinen Nachfolgern das, was er einen Grund nennt, erklären will, so spricht er: es sey dasjenige, woraus man sehen kann, warum eine Sache ist. Man sieht leicht, wie dunkel diese Erklärung ist, und wie wenig sie uns zeigt, was eigentlich ein Grund sey. Ein gewisser scharfsinniger Philosoph hat es entdeckt, woher die Dunkelheit komme. Sie steckt in der verzweifelten deutschen Partikel warum. Die sollte erklärt werden, und wer sie ohne Definition gebrauchen muß, hat eben so verwirrte Begriffe, als wer die Wörter:

demnach und dieweil, oder die Kreuz und die Quere, ohne Erklärung gebraucht. Aber eben dieser Philosoph giebt, statt dieser dunkeln Erklärung, eine andere, die, wie man leicht sieht, ihre große Deutlichkeit nur einigen lateinischen Wörtern zu danken hat. „Ein Grund," sagt er: „ist ein prius, an welches ein posterius seiner Existenz und Beschaffenheit nach verknüpft ist."

Etwas, das man mir noch mit vielem Scheine entgegen setzen könnte, möchte vielleicht folgendes seyn: „Man weis die unversöhnlichen Streitigkeiten der „lateinischen Gelehrten mit den Liebhabern der Mut„ter-Sprache; diese könnten geendiget werden, wenn „man den Gebrauch der lat. Sprache abschaffte, und „allenfalls die Gelehrten, die jezt noch ihre Verehrer „sind, nach und nach aussterben ließe, wie man es et„wa bey dem Anfange der Reformation in einigen „Klöstern mit den Mönchen gemacht hat." Aber so vortheilhaft diese Gedanken bey dem ersten Anblicke aussehen, so wenig kann man ihnen nach einer reifern Ueberlegung Beyfall geben. Man muß die Gelehrten sehr wenig kennen, wenn man sich einbilden will, ihre Zänkereyen würden aufhören, wenn eine von denen Gelegenheiten, wobey sie sich zanken, wegfiele; als wenn sie nicht gleich dafür zehn andere vom Zaune brechen könnten? Und man muß insbesondre in Absicht auf das, wovon jezt die Rede ist, ungemein wenig berichtet seyn, wenn man glaubt, es gehe auf deutschem Grund und Boden alles ruhig her, wenn nur die Latiner Friede hielten. Wer das glaubt, den kann man nicht nur in den Geschichten unwissend nennen, er muß sogar die Zeitungen nicht einmahl lesen. Man fordere eine Vollkommenheit, was für eine man will, von denen, die man den lateinischen Kunstrichtern als eigen beygelegt hat; dictatorische Aussprüche, lange Beweise, in denen kein vernünftiger

iger Schluß ist, Auslegungen eines Schriftstellers, die ihm nie in den Sinn gekommen sind, Spöttereyen ohne Witz, und Ausgaben eines schlechten Dichters mit übertriebenen Lobeserhebungen desselben, von allen könnte ich häufige Beyspiele auch bey den Deutschen anführen. Wenn es bey den lateinischen Kunstrichtern Gelehrsamkeit heißt, die Macht-Wörter des römischen Pöbels recht in seiner Gewalt zu haben, so ist ja niemanden unbekannt, wie es durch den Fleiß und Eifer ihrer deutschen Zunftgenossen so weit gekommen ist, daß die römische Sprache gewiß unserer deutschen Helden-Sprache an Reichthum und Nachdruck in Schimpf-Wörtern weichen muß. Selbst Wortspiele werden unter den Deutschen gewöhnlich, die so sinnreich sind, als wenn Pauw und d'Orville einander unter den Nahmen Orbilius und Pauo herumnehmen. Aus diesem allen folgt, daß, wenn die deutschen Gelehrten, so lange das Latein dauert, mit ihren Nachbarn beständig im Streite liegen, die Abschaffung desselben nur ihre Bürger-Kriege hitziger machen würde.

In unsern Zeiten, wo unter allen zur Erziehungs-Verbesserung gegebenen Vorschlägen wohl keiner einleuchtender ist, als der, daß nicht alle, noch so verschiedene Stände auf einerley Art erzogen und unterrichtet werden sollten, giebt es doch hier und da noch manche, die das wieder zusammen werfen, was andere sorgfältig abgesondert haben. So übertrieben und ungereimt es ist, das Lateinlernen völlig abschaffen zu wollen: so sehr schweift Dillenius (*) aus,

(*) Ueber die Vortheile, die ein Profeßionist, Wirth, Kaufmann, und jeder Nichtstudierende vom Lateinlernen hat; von Fr. Wilh. Jon. Dillenius, Ober-Präceptor in Urach. Stutg. 1787, 8. 4 B.

wenn er das Latein allen Nichtstudierenden empfiehlt. Auch ein Handwerksmann soll Latein lernen, „denn," sagt Hr. D. „er bildet dadurch seinen Verstand, oder „er lernt geschekd denken, beym Exponiren und Com„poniren; er lernt nützliche Kenntnisse, historische, geo„graphische, galante; er bessert sein Herz durch Mo„ral und Religion; er lernt einen guten deutschen Stil; „er lernt correct schreiben; er gründet dadurch sein „Glück, und macht sich zu einem brauchbaren Bür„ger." — Also dies alles kann ein Tischler, ein Schuster, ein Schneider, nicht erreichen ohne Latein? nicht besser ohne Latein? nicht wohlfeiler ohne Latein? Was nicht dem lieben Latein alles zugeschrieben wird! Wenn sich aber auch alles so verhielte, so scheint der Verf. nicht zu sehen, wie weit eigentlich sein Beweis geht. Daß Lateinlernen seinen möglichen Nutzen auch für Ungelehrte haben könne, wird man ihm gern zugeben; nur hat der Verf. nicht gezeigt, wie fern die Vortheile an die Latinität gebunden sind, und ob nicht alles das, was er durch Exponiren und Componiren, u. s. w. zu erreichen behauptet, eben so wohl in der deutschen Sprache, und für den Nichtgelehrten mit weit größerm Vortheil zu erhalten steht; indem es nicht genug ist, etwas, das an und vor sich gut ist, zu lernen, sondern es muß zweckmäßig erlernt werden. Was einem Nichtstudierenden einmahl in seiner künftigen Laufbahn als Bürger und Meister, Latein fruchten soll, müßte besser bewiesen werden, als durch die Geschichtchen von einigen Handwerks-Burschen, welche mit der Zeit einmahl Gelegenheit zum Studieren fanden. Aber wohl ist es deutlich, daß es eine Menge anderer Kenntnisse giebt, die dem Bürger und Handwerksmanne nützlicher seyn würden, wenn er sie in jenen Jahren begriffen hätte. Des Verfassers Gründe können allenfalls nur für solche Oerter gelten, wo Bürger-Unterricht und Gelehrten-

Un-

Unterricht für Eins gehalten wird, und es also freylich verzeihlicher ist, Knaben durch Gründe, als durch den Bakel, zur Erlernung von etwas zu bewegen, wofür sie etwas Nützlicheres lernen könnten.

Für Knaben, die dem Studieren gewidmet sind, und Fähigkeit dazu zeigen, ist das Lateinlernen nöthig, sowohl um den Geschmack an den reinen ungetrübten Quellen des Alterthumes zu bilden, als auch ihre junge Herzen, durch die Erzählung der edeln Thaten der größten Römer, zu ähnlichen zu erheben. Friedrich der Einzige, der doch seine Griechen und Römer nicht aus dem Original, sondern aus französischen Uebersetzungen kannte, hielt das Latein auch für den Nichtstudierenden nothwendig. In einer Cabinets-Ordre, v. J. 1779, schreibt dieser Monarch an seinen großen Stats-Minister so:

„Latein müssen die jungen Leute absolut lernen. „Davon gehe ich nicht ab. Es muß nur darauf raffi„nirt werden, auf die leichteste und beste Methode, wie „es den jungen Leuten zum besten beyzubringen. Wenn „sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was anderm „widmen, wie es auf das Genie immer ankommt: so „ist ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt schon „eine Zeit, wo sie es anwenden können.“

Was die Lehr-Art der lateinischen Sprache selbst, und die Mittel, bey der Jugend das lateinische Sprach-Studium zu befördern, betrifft, so wird davon im Art. Schul- und Erziehungs-Anstalten zu handeln seyn.

Mit der lateinischen Sprache wird öfters, und zwar in Geschäften, ein großer und schädlicher Mißbrauch begangen. Man lese nur manche obrigkeitliche Befehle, Verordnungen, Nachrichten, Zeitungen und Bekanntmachungen, wie viel lateinische Wör-

ter darin vorkommen, welche, wo nicht in allen Fällen, doch gewiß in den meisten, eben so bestimmt und deutlich deutsch hätten gegeben werden können! Oefters sind sie noch überdies verkürzt nur mit Einem Buchstaben angedeutet. Nun alle diese lateinische Wörter und Verkürzungen soll der Bürger und Bauer, den die Befehle, Verordnungen ꝛc. oft hauptsächlich angehen, der so selten lateinisch lesen kann, verstehen, da sie doch manchem Manne von der großen Welt den Kopf warm machen, daß er mit den verkürzten lateinischen Wörtern, nicht anders als durch ein geschicktes Husten und Stottern wegkommen kann. Was Kunst-Wörter, besonders juristische Ausdrücke, betrifft, welche, ohne unverständlich zu werden, nicht wohl zu übersetzen sind, davon ist hier die Rede nicht. Wer kein Jurist ist, und sie ntcht versteht, dem nimmt es kein Mensch übel; viele aber, welche kein Latein verstehen, und welches man auch nach ihrem Berufe nicht schlechterdings von ihnen fordern kann, werden durch viele gleichgültige lateinische Wörter, deren Sinn man im Deutschen eben so gut ausdrücken kann, in Verlegenheit gesetzt. Da lieset man in Zeitungen und andern öffentlichen Schriften so oft: Anno, anni, eiusd. huj. An. huj. Menf. Anni, oder menf. pter. eod. den 5ten huj. a. c. an. cur. paff. elapfi, futur. &c. Wie manchem mag das verkürzte Wort Smus, das er etwas laut hat lesen müssen, Angst-Schweiß ausgepreßt haben, zumahl wenn kurz darauf etwa Smi; oder Smo; kommt!

Im Rechnungswesen ist manchem verständigen, ja gelehrten Manne, der Ausdruck Receß, Activ, passiv, proprer Receß, ganz unverständlich. Der größte Philosoph wird ihre Bedeutung nicht herausbringen, wenn er den Rechnungs-Schlendrian nicht versteht. Man kann zwar sagen: dieses seyn Kunst-Wörter. Ich gebe es zu; allein können diese Kunst-

Wör-

Wörter nicht deutlich genug deutsch gegeben werden, damit sie einer jeden deutschen Christen-Seele, welche nur schlichten Menschen-Verstand hat, eben so verständlich seyn mögen, als dem bloßen Rechnungsverständigen? Warum wollen wir unnöthiger Weise aus Sachen, welche, wenn sie deutsch genennet werden, einem Jeden verständlich sind, durch Einmischung fremder Wörter gleichsam Geheimnisse machen, und unverständlich werden?

Von dem Gebrauche lateinischer Buchstaben zum Abdrück deutscher Schriften und beym Deutschschreiben.

Man hat seit einigen Jahren die Mode eingeführt, deutsche Bücher mit lateinischen Buchstaben zu drucken. Man glaubt, daß Ausländer dadurch zum Ankaufe gereizt werden sollen, weil man sich einbildet, die Abweichung der deutschen Lettern schrecke Ausländern von Erlernung unserer Sprache ab. Ich denke mit Hrn. Hofr. Beckmann (*), diese hat so viele Schwierigkeit, daß dabey die Abweichung der Lettern, die in wenigen Augenblicken erlernt ist, verschwindet. Dagegen geben die ausländischen Lettern der deutschen Schrift ein affectirtes unangenehmes Ansehen, halten im Lesen auf, und dünken dem, der ohne Vorurtheil ist, eben so abgeschmackt, als das Griechische, was neulich ein Franzose in seiner Uebersetzung des Athenäus auch mit lateinischen Lettern hat drucken lassen. Ob wohl Cicero seine Bücher jemahls mit griechischen, oder Plutarch die seinigen mit lateinischen Buchstaben hat abschreiben lassen? Doch, wir wollen die Vertheidiger dieser Mode, und diejenigen, die dabey

Be-

(*) Im 1 St. des 17 B. seiner phys. oekon. Biblioth. S. 32.

Bedenken gefunden, und zum Theil einen Mittel-Weg in Vorschlag gebracht haben, selbst hören.

Zu den Vertheidigern gehört zuförderst ein Ungenannter, der sich bloß G. unterschrieben hat, im 35 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1775.

„In Europa sind wir Deutschen nunmehro die einzigen Völker, welche sich in ihrer Mutter-Sprache nicht der lateinischen, sondern einer andern Art Buchstaben bedienen, welche man deutsche nennt. Hätte man diese Buchstaben selbst in Deutschland ehemahls erfunden, so würde ich viel zu stolz darauf seyn, als daß ich anrathen sollte, unsere eigene Erfindung verächtlich bey Seite zu setzen, und fremde, nähmlich die lateinischen, statt derselben in unsere Sprache einzuführen. Allein, diese unsere deutsche Buchstaben sind ursprünglich lateinisch, welche wir nebst vielen andern Künsten und Wissenschaften von fremden Völkern gelernt haben. Unsere ältesten Vorfahren sind nicht so glücklich, als die Engländer, Holländer und Franzosen, gewesen, daß sie diese Künste von den Römern unmittelbar gelernt hätten, sondern sie wurden nur Schüler von den Schülern der Römer, und bekamen elende Stümper zu ihren Lehrmeistern. Eine deutsche Colonie der Franken gieng über den Rhein, überwältigte die Römer in Gallien, vermischte sich mit den dasigen Einwohnern, kam zurück zu uns, unterjochte Deutschland, und lehrte uns schreiben und lesen, beten und singen, ackern, pflügen, pflanzen und säen, nebst andern Künsten, welche sie von den Römern in Gallien sehr stümperhaft gelernt hatten; gleich als wenn heutiges Tages eine wilde Nation in Amerika eine noch viel wildere in denjenigen Künsten unterrichten will, welche sie von den Europäern gelernt hat. Weil unsere ältesten Vorfahren so schlechte Lehrmeister hatten, so war es nicht zu verwundern, daß sie in den Künsten und Wissenschaften eine geraume Zeit zurück blieben. Niemand konnte zu selbiger Zeit lesen und schreiben, als die wenigen Mönche in den Klöstern. Diese wollten die Schreib-Art im Angelsächsischen, Belgischen, Fränkischen und Deutschen, von dem Lateinischen unterscheiden, verdarben die Buchstaben, und dadurch entstanden die heutigen deutschen Buchstaben, welche außer uns annoch auch die Holländer in ihrer Sprache am längsten bey-

beybehalten haben. Nunmehro haben sowohl die Holländer, als Franzosen, Engländer, Dänen, Schweden und Pohlen, solche verdorbene Buchstaben abgeschafft, und wir sind die einzigen, welche selbige annoch fast durchgängig im Deutschen gebrauchen.

Diese Absonderung von andern Nationen verursacht uns Schaden und Unbequemlichkeit. 1. Wir vermehren dadurch den Ausländern die Schwierigkeiten unsere Sprache zu erlernen. Sie müssen erst unsere Buchstaben, wie die Kinder aus der Fibel, lernen. Ihnen ist das Deutsche eben so schwer zu lesen, als uns das Russische oder Arabische ist. Man stelle sich vor, wie ekelhaft es für erwachsene Leute seyn muß, wenn sie wieder anfangen sollen zu buchstabiren, ehe sie die Sprache lernen können.

2. Diejenigen Ausländer, welche Deutsch verstehen und reden, können gleichwohl das deutsch geschriebene oder gedruckte nicht lesen. Sowohl in den vereinigten als oesterreichischen Niederlanden giebt es viele, welche Deutsch verstehen, wenn es geredet wird, aber solches nicht lesen können. Sie klagen über die deutschen Buchstaben, und versichern, daß sie sich deutsche Bücher sehr gern anschaffen würden, wenn sie mit lateinischen Lettern gedruckt wären, also daß sie solche nur lesen könnten. Allein durch die deutschen Buchstaben werden sie von deren Ankaufe abgeschreckt. Wir schwächen und verhindern also dadurch den Debit deutscher Bücher, und sperren uns damit in unsere Landes-Gränzen ein. Da anjezo wenige Schriften in lateinischer Sprache und die mehrsten im Deutschen gedruckt werden, so machen wir uns dadurch den Ausländern nur immer unbekannter.

3. Unserer eigenen Jugend verdoppeln wir dadurch die Mühe, das Lesen und Schreiben zu lernen. Wenn wir, wie die Franzosen und Holländer, nur einerley Buchstaben, nähmlich die lateinischen, hätten, so würde den Kindern das Lesen und Schreiben nur halb so sauer werden, anstatt daß sie jezo ohne Noth zweyerley Buchstaben kennen und schreiben lernen müssen.

4. Die lateinischen Buchstaben, wofern sie nicht zu lang gemacht werden, sind viel geschwinder zu schreiben, als die deutschen. Ein lateinisches a b g p v w kann viel geschwinder in Einem Zuge geschrieben werden, als ein deutsches a b g p v w, wobey man durch die Krümm-

Krümmungen und Absätze aufgehalten wird. Wir Deutschen aber schreiben die lateinischen Buchstaben zu groß, und länger, als unsere eigene Buchstaben, und als andere Nationen gewohnt sind. Dadurch wird man im Lateinisch schreiben etwas aufgehalten.

5. Die einfache Form der lateinischen Buchstaben sieht viel schöner aus, als die gekräuselte Schreib-Art im Deutschen. Dahero hat man Ursachen genug, jene dieser vorzuziehen.

Da man seit wenigen Jahren in der Schweiz, zu Hamburg und Berlin angefangen hat, deutsche Bücher mit lateinischen Lettern drucken zu lassen, so hielt ich dieses anfänglich für eine Eitelkeit und unnöthige Neuerung, und vielleicht werden viele andere in Deutschland gleiche Gedanken davon gehegt haben. Allein, wenn man die Klagen der Ausländer über die deutschen Buchstaben hört, und die Sache genauer überlegt, so wird man bald anderer Meinung werden; und ich hoffe, daß die vorangeführten Ursachen jedermann von den Vorzügen der lateinischen Buchstaben überführen und dahin vermögen werden, mit mir zu wünschen, daß ihr Gebrauch im Deutschen allgemeiner gemacht, und die deutschen Buchstaben abgeschafft werden mögen."

Ueber diesen Vorschlag, äussert ein Ungenannter im 82 St. des Hannov. Magaz. v. e. d. J. folgende Bedenklichkeiten.

„Der Hr. Verf. der Abhandlung von Einführung der lateinischen Buchstaben beym Deutschschreiben hat ganz recht, daß wir uns von andern Nationen dadurch absondern, und unsere deutsche Buchstaben einen Fremden abschrecken, manches gute deutsche Buch zu lesen, und die deutsche Sprache zu erlernen, als wir so gar zweyerley Buchstaben zum Druck und zum Schreiben haben. Allein, wenn unsere Buchstaben abgeschafft werden sollen, folglich unsere Jugend solche nicht mehr lesen und schreiben lernt, wie wird es alsdenn um unsere Archive und Registraturen aussehen? Würde dem Publico und manchem Privato nicht an seinen Gerechtsamen ein Nachtheil erwachsen, wenn alle mit deutschen Buchstaben geschriebene Urkunden nicht mehr gelesen werden können? Wie wenig Menschen findet man jezt, welche die alte Mönchs-Schrift

zu lesen verstehen! In Ansehung gedruckter Bücher würde es weniger Schwierigkeit haben, weil solche leicht umgedruckt werden können, und daher werden die Buchdrucker nichts verlieren, sondern sich wegen der abzuschaffenden deutschen Buchstaben völlig entschädigen. Jener Umstand aber bleibt der bedenklichste, wenigstens würden die deutschen Buchstaben in Schulen noch eine gute Zeit gelehret werden müssen, mithin unsere Jugend vor der Hand nichts profitiren. Wie ist dieser Inconvenienz sonst abzuhelfen? Eine Sache, die eines weitern Nachdenkens wohl werth ist. Wie wollen wir endlich schreiben? Soll der bisherige Gebrauch die Nomina Substantiva mit einem großen Buchstab zu schreiben, welches bey den deutschen Buchstaben sich so wohl ausgenommen hat, auch abgeschafft werden?

Was die Einführung selbst anlangt, so würde solche leicht seyn, wenn die hohen Landes-Collegia nur den Anfang machten, die Rescripte und Bescheide mit lateinischen Buchstaben schreiben zu lassen.“

Rechtfertigung der lateinischen Lettern, vom Verfasser der Hieroglyphen (*).

„Die meisten lebendigen Nationen bedienen sich der lateinischen Lettern, nicht nur in ihren Büchern, sondern auch in ihren Briefen. Nur der Deutsche weicht davon so merklich ab, daß er sich verschiedener Lettern in Büchern, und verschiedener Lettern im Schreiben bedient. Grund hat die Sache nicht, man müßte denn Vorurtheil und Eigensinn an dessen Stelle setzen. Hingegen giebt es vielen Nachtheil, den die Sache hervorbringt. Der Ausländer ist der lateinischen Lettern gewohnt, der gothischen aber ungewohnt; folglich wird ihm die Erlernung der Sprache äusserst erschwert. Hat er endlich diese von seiner Mutter-Sprache entfernte Buchstaben erlernt, und will er schreiben lernen, so muß er neue Schwierigkeiten überwinden; er muß wiederum neue Buchstaben kennen und nachmachen lernen. In dieser lächerlichen Mode sucht man den Grund, daß die Ausländer so sehr die Sprache

(*) Im 3 Th. (Berl. 1782, 8.) S. 16, fgg.

che verachten, und sich so wenig darauf legen. Man kann noch hinzu setzen, daß sie dem ganzen deutschen Wohlstande schade.

Bey dem Emländer setzt sie nicht minder Schwierigkeiten. Wenn man die Knaben mit großer Mühe dahin gebracht, in einem Buche zu lesen, so können sie deswegen noch nichts geschriebenes lesen. Sie müssen also mit eben so großer Mühe dahin gebracht werden, um die Schreibe-Buchstaben zu kennen, und sie nachzuahmen. Der Bürger und der Bauer ist in der That am übelsten daran. Nicht genug, daß sie aus der Uebung kommen, und das Schreiben vergessen; ihrem Gedächtniß entfallen mit der Zeit die Züge der Schreiberey so sehr, daß sie ihre Zuflucht beständig zu andern nehmen müssen.

Man kehre aber die Sache um, oder man ahme andern Völkern nach, und drucke die Bücher mit eben den Lettern, als man sie schreibt, so wird man ganz andere Wirkungen entdecken. Wenn der Knabe ein Buch mit lateinischen Lettern lesen kann, so kann er im Augenblick auch Geschriebenes lesen. Die Ausübung im Schreiben kann ihm lange nicht so schwer fallen, als izt, da sich die Züge der Buchstaben, durch das Lesen in seinem Gedächtniß festgesetzt, und sein nothwendiger Mechanismus gleichsam geleitet wird. Hier ist es nicht möglich, daß der gemeine Mann Geschriebenes vergessen sollte, da er sich der Schreibe-Buchstaben immer durch das Lesen wieder erinnert. Ueberdem verstattet der lateinische Buchstabe nie die unaufhörlichen Veränderungen der bisherigen Buchstaben. Wir sehen es an der Schreiberey der Franzosen und anderer Nationen. Die lateinischen Buchstaben sind auch leichter zu schreiben, sie sind geschwinder zu schreiben, und nehmen nicht die Hälfte Platz der bisherigen Buchstaben ein. Diese Ursachen sollten in der That die Gelehrten bewegen, schlechterdings ihre Werke mit keinen andern als lateinischen Lettern drucken zu lassen, und wo sie Freyheit hätten, (denn man muß sich sehr oft nach den Thoren richten,) sollten sie ihre Briefe mit eben denselben Buchstaben schreiben. Ich, meines Theils, habe in Absicht des lezten, schon seit einem halben Jahr den Anfang gemacht, und meinen Correspondenten mit lateinischen Lettern geschrieben. In Absicht des ersten werde ich ebenfalls noch zum Zweck kommen. Uebrigens ist es

nicht

nicht zu läugnen, daß nicht schon viele Gelehrte auf die Abschaffung der fatalen gothischen Lettern bedacht gewesen, und ihre Werke mit lateinischen haben drucken lassen. Seit einiger Zeit aber ist es damit wieder ins Stecken gerathen. Was sie davon abschreckt, läßt sich ganz und gar nicht begreifen. Das Bellen der Kunstrichter und aller derer, welche bloß des Alterthums wegen Sachen vertheidigen, denk ich, wird niemanden in Furcht setzen. Vernünftige Gründe habe ich noch nie gesehen, und wer die meinigen über den Haufen wirft, dem will ich öffentlich eine Ehrenerklärung geben. „Man hat über dies alles, „noch eine neue Lieblings-Mode angenommen," sagt der Hr. D. Tralles (*) in Breslau: „deutsche Prosa und „Poesie mit lateinischen Lettern drucken zu lassen. Wäre „es nicht thöricht, wenn man das Lateinische mit deutschen oder griechischen, das Griechische mit lateinischen, „und das Französische mit deutschen Lettern drucken ließe? „So ungereimt dieses, so ist es jenes gewiß auch." — Das ist denn so hingeschrieben, ohne das geringste Nachdenken. Denn wenn Hr. Tralles zuvor die Vorurtheile abgesondert hätte, so würde er gewiß mit dem Hrn. Abt Jerusalem einerley Meinung gewesen seyn. Eine Sache, die Vortheil bringt, wie ich gezeigt habe, ist niemahls ungereimt, und derjenige verdient gewiß einen sehr harten Vorwurf, der in einer schädlichen zu beharren sucht. Es kommt mir eben so vor, als wollte man tadeln, daß man in Westpreußen sich die Bärte abschneidet, und einerley Kleidung mit den übrigen preußischen Unterthanen trägt. Eine geraume Zeit wird freylich noch hingehen, ehe man die lateinischen Lettern allgemein beliebet wird. Viele Köpfe viele Sinnen. Um aber desto früher zum Zweck zu kommen, so darf man es nur dahin bringen, daß eine Bibel und einige Schulbücher, und sodann die Gesetze und Verordnungen mit lateinischen Lettern gedruckt werden; alsdenn wird man eine allgemeine Nachahmung sehen."

(*) Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur, S. 28.

Apologie der deutschen Lettern, von M. mit Hrn. Hofr. Wieland Antwort (*).

„Man hat den unglücklichen Einfall gehabt, die deutschen Lettern verbannen zu wollen; ich möchte sie uns zu erhalten versuchen. Es sey Mönchs-Schrift, sagt man; alle Nationen haben sie verlassen, wir müßten sie auch abschaffen.

Ob sie Mönchs-Schrift ist oder nicht, das thut zur Sache nichts, wenn sie sonst etwas Gutes hat. Unsre gewöhnlichen Ziffern sind ja arabischen Ursprungs, und wir ziehen sie doch den römischen vor. Freylich haben die europäischen Nationen unsere Schrift verlassen, aber zu einer Zeit, da sie noch ganz anders aussah als jezt. Sie hätten sie wohl nicht verlassen, wenn sie die Schrift in der Vollkommenheit gekannt hätten wie wir. Sie wechselten mit der Schrift zu einer Zeit, wo ihre Sprache noch nicht die völlige Ausbildung hatte, und wo es also noch Zeit war, daß sich die Sprache der Schrift und die Schrift der Sprache anschmiegen konnte. Dieses ist jezt bey uns zu spät. Wir haben sogar Schriftzeichen, die sich in den beliebten lateinischen Lettern gar nicht, oder höchst unangenehm, geben lassen. Mit den Diphthongen hilft man sich noch zur Noth; aber, wie ein Freund von mir bemerkte, das ß läßt sich in der lateinischen Schrift, außer dem Cursiv, gar nicht geben, ohne einen neuen Charakter dazu zu erfinden, der dann wohl schwerlich mit den übrigen Charaktern harmoniren würde; denn das sz ist nicht nur gar nicht der Buchstabe, den wir haben wollen, drückt das gar nicht aus was unser ß bedeutet, sondern sieht denn auch häßlich aus; das ſs wird auch gewiß Niemand für unser ß gelten lassen wollen.

Aber, die Haupt-Ursache, weswegen ich für die Beybehaltung der deutschen Schrift bin, ist diese: sie ist den Augen angenehmer, als die lateinische. Man verstehe mich nicht unrecht; nicht dem Auge als Beurtheiler der Schönheit, sondern den Augen als Organ. Jedermann, der ein etwas schwaches Gesicht hat, (und derer sind ja unter den lesenden und schreibenden Menschen sehr viele,) fühlt

(*) Im Neuen Teutschen Merkur, 9 St. 1793, S. 99, fgg.

fühlt die Augen mehr angegriffen vom Lesen lateinischer Schrift, als vom Lesen der deutschen, von gleicher Größe, gleicher Schwärze, auf gleichem Papier. Mehrere haben dieses schon bemerkt, und ich bin gewiß, sehr viele werden es gegründet finden, wenn sie darauf achten.

Was sollte die Ursache seyn, warum die deutsche Schrift den Augen leidlicher wäre, als die lateinische? — Wenn man nur erst von der Thatsache überzeugt ist, so wird man das warum bald finden. Einige Fingerzeige glaube ich indessen schon dazu geben zu können.

Ich fand einst, vor langer Zeit, bey einem Freunde die schöne pariser Quart-Ausgabe der italiänischen Dichter. Wer sie kennt, wird mit mir übereinkommen, daß sie wohl das schönste bisher bekannte Werk der Buchdrucker-Kunst sey; die typographische Pracht ist daran verschwendet. Das schöne Papier hat nirgends den kleinsten Fehler; die Zeilen sind weit von einander, und die Buchstaben sind von einer Reinheit, Schärfe und Form, daß sie weder die gewöhnliche Didotsche, noch die, wie mir däucht, schönere Baskervilsche, erreicht. Ich las einige Seiten in diesem Buche, und schon in der kurzen Zeit spürte ich, ohne eben ein schwaches Gesicht zu haben, daß mir das Lesen eine unangenehme Empfindung in den Augen verursachte. Indem ich daher das Buch aus der Hand legte, sagte ich meinem Freunde: so schön es ist, so möchte ichs doch nicht durchlesen. Ich sagte ihm aber nichts neues, denn er antwortete mir: es fatiguirt die Augen. Ich dachte damahls nicht weiter über die Ursache nach.

Seitdem hat man angefangen viele deutsche Bücher mit lateinischer Schrift zu drucken. Seitdem hörte ich engländische Gelehrte über unsre deutsche Schrift klagen, und mich versichern, deutsche Bücher und deutsche Gelehrsamkeit werde unter ihnen weit angenehmer werden, wenn man nur anfangen wolle die gothische Schrift abzuschaffen, und das Deutsche dadurch lesbarer zu machen. Seitdem ist man in Deutschland von dem Extrem des schlechtesten Papiers, der stumpfsten Lettern, zu dem des prächtigsten Papiers und der saubern Didotschen lateinischen Schrift, selbst für wahre ephemerische Producte unsrer Litteratur, übergegangen.

Der Strohm riß mich mit fort, und zumahl bewog mich das, was man mir in England sagte, als ich vor einiger Zeit eine kleine Schrift heraus gegeben hatte, zu dem Entschlusse, sie zwar nicht auf geglätteten Papier und mit Didotscher Schrift, aber doch mit guten lateinischen Lettern, auf gutes Papier drucken zu lassen. Ich erhielt die Probe vom Titel und vom ersten Bogen. Es ist wohl Eigenliebe, daß man bey eignen Arbeiten empfindlich ist auf das, wovon man glaubt es verunstalte sie; genug, die Proben mißfielen mehr. Der aus lauter Capital-Buchstaben bestehende Titel, die vielen Z. K. dasz u. s. w. im Texte selbst, machten mir die sonst recht gute lateinische Schrift so unangenehm, daß ich augenblicklich meinen Verleger bat, deutsche Schriften zu nehmen. Dieser Umstand veranlaßte mich indessen, über die Vorzüge der einen und der andern Schrift für uns Deutsche einige Betrachtungen anzustellen.

Wir haben eine unsrer Sprache durch langen Gebrauch angepaßte Schrift; man will sie umtauschen; was werden wir gewinnen? Für Ausländer thun wir damit sehr wenig; denn wer eine fremde Sprache lernen will, der thut auch wohl so viel mehr, und lernt das Alphabet.

Für uns selbst entstehen daraus mancherley Beschwerden. Würde es mit Ende dieses Jahrhunderts allgemein, daß wir lateinische Schrift brauchten, so werden alle deutschgedruckte Schriften dieses Seculums in 50 Jahren ziemlich unbrauchbar seyn; und unsre Landleute müssen entweder zweyerley Schrift lesen lernen, oder man muß ihnen alle Bibeln, Gesang- und Erbauungs-Bücher, u. s. w. nach gerade auch lateinisch drucken, und beydes wird ihnen schwerlich gefallen.

Aber die Haupt-Ursache bleibt immer dieses: das Lesen der lateinischen Schrift greift die Augen mehr an, als das Lesen der deutschen, wenn sich alles gleich ist. Das was bey jener Ausgabe der italiänischen Dichter im höchsten Grade war, und deswegen so schnell wirkt, mag denn in aller lateinischen Schrift in einigem Maße seyn. Die allzu große Schärfe und Reinheit, die seltenen Buchstaben auf dem glänzend weißen Papier, kann wohl die Wirkung verstärkt haben. Aber die Haupt-Sache scheint nur in der allzugroßen Einförmigkeit der lateinischen Charaktere und in ihrer Zirkelförmigkeit zu liegen. Fast alles

ist

ist in der lateinischen Schrift entweder geradelinig, oder neigt sich der Zirkel-Form, bey den Capital-Buchstaben noch mehr wie bey den kleinen. Das o, das c, und das große Q. C. sind ganz zirkelförmig; am g, d, b, p, klein q, nähert sich, was nicht gerade ist, wieder dem Zirkel; selbst das kleine s hat in seinen beyden Biegungen etwas Zirkelförmiges; die l, w, v, k, t, x, y, z, bestehen ganz aus geraden Linien, und bey dem m, n, r, f, f, h, werden die geraden Linien nur durch Biegungen unterbrochen, die meist Segmente eines Zirkels sind. Bloß allein der untere Theil des a weicht von der zirkelförmigen Biegung ab. Sehr wenig eckiges ist in der lateinischen Schrift. Mir scheint daher die wahre Ursache, warum die lateinische Schrift die Augen mehr angreift als die deutsche, ihre zu große Einförmigkeit, und zumahl ihre Neigung zum Zirkelrunden, welches beym langen Anschauen eben sowohl unangenehm für die Augen wird, als das Schmahlgestreifte. Bey kleiner Schrift fällt dieses Runde besonders auf, und daher der Ausdruck der Perl-Schrift.

Eben weil die deutsche Schrift gar nichts Zirkelrundes hat, welches auch ausser ihrem Charakter wäre, sondern überall länglichrund und mehr Ecken hat: so ist, sonderlich wegen des Gebrauchs der vielen Capital-Buchstaben, und weil die geraden Linien oben und unten Verdickungen haben, mehr Mannigfaltigkeit darin, und darum erträgt ihren Anblick das Auge länger. Denn, daß schwache Augen länger den Anblick des Deutschen, als des Lateinischen, aushalten, nehme ich hier als eine Erfahrungs-Sache an, die man bald erwiesen finden wird; und es folgt daraus, daß auch gesunde Augen auf die Dauer mehr vom Lesen lateinischer Schrift, als deutscher, leiden werden.

Dann wären ja aber die Engländer zu bedauern, sagte man mir, sonderlich bey ihren vielen Zeitungen. Ich kann hierauf weiter nichts antworten, als, daß man zuverläßig in England mehr Brillen gebrauchen sieht, als bey uns. Und wahrlich, wenn man einige Stunden in englischen Zeitungen gelesen hat, so fühlt man doch auch wohl eine Zufriedenheit, die Augen ruhen zu lassen, selbst bey sehr guten Augen. Was sie aber noch erträglich macht, ist, daß die Lettern nicht sehr scharf, sondern etwas stumpf sind. Allemahl, je schärfer die lateinischen

Charaktere sind, desto beschwerlicher sind sie für die Augen; dahingegen die Schärfe der deutschen Schrift den Augen nicht nachtheilig ist, wegen ihrer geringern Einförmigkeit.

Mir scheint immer, daß deutsche Schrift ein frischeres Ansehen habe, als die lateinische von gleicher Größe, und als ob man das Deutsche noch in einer Entfernung erkenne, wo das Lateinische schon undeutlich wird. Ein schön gedrucktes deutsches Buch, wie etwa Zimmermanns Einsamkeit, die große Ausgabe, fällt auch gewiß gut ins Auge, und die deutschen Schriften sind wohl noch Verschönerungen fähig, ohne ihr Eigenthümliches zu verlieren.

M.

Antwort des Hrn. Hofr. Wieland.

„Bekanntermaßen hat schon der große Leibnitz den Gedanken gehabt, daß es wohl gethan seyn dürfte, die aus allmählicher Verschönerung der alten lateinischen Mönchs-Schrift entstandenen sogenannten deutschen Lettern, mit den lateinischen zu vertauschen, deren sich Spanier, Italiäner, Franzosen, Engländer, und andere europäische Völker, schon längst als Schrift- und Druck-Zeichen ihrer Sprachen bedienen. Kleist, Bodmer und Gleim, waren schon vor mehr als 40 Jahren die ersten (*), so viel ich weis, die den Versuch machten, was das

(*) Im 4 Th. von Hrn. Hofr. Meusel historisch-litterar. Magazin (Bayr. und Lpz. 1786, gr. 8.) S. 156, fgg. wird in dem Aufsatze: Ueber den lateinischen Letterndruck teutscher Schriften, gegen eine Behauptung im teutschen Museum dargethan, daß man nicht, wie da angegeben ist, erst zwischen den Jahren 1740 und 1750, sondern schon 40 Jahre früher den Anfang gemacht habe, zuweilen teutsche Schriften mit lateinischen Lettern zu drucken. In eben Dess. historisch-litterarisch-bibliographischen Magazin, 3 St. (Zürich, 1791, gr. 8.) S. 291, f. führt Hr. Reinhard ein Beyspiel, welches beynahe 100 Jahr älter ist, mit den Worten des Hrn. Prof. Will aus seiner Reise durch Sachsen, an: „Unter vielen andern Büchern, die ich „(auf der Jenaischen Bibliothek) sah, fiel mir ein latein„isch-teutscher Tacitus, von der Uebersetzung Jacob Mi„cyllus, von 1612 in 8. auf, wo schon die teutsche Ueber„setzung

das Ansehen eines der größten Männer unserer Nation, nebst der in die Augen fallenden vorzüglichern Schönheit der runden Lettern, über eine althergebrachte Gewohnheit vielleicht erhalten möchte; und binnen dieser Zeit, in welcher unsre Sprache und Litteratur überhaupt rasche und große Fortschritte zur Vollkommenheit gemacht hat, ist es auch durch allerley Abwechselungen endlich mit dem Gebrauch der lateinischen Lettern dahin gediehen, daß diese leztern zwar die sogenannten deutschen nicht gänzlich verdrungen, aber doch so viel über sie gewonnen haben, daß sie dermahlen, fast ausschließlich, zum Druck solcher Schriften und Werke, die man eines schönen Drucks vorzüglich würdig hält, oder denen man wenigstens durch eine zierliche Aussenseite eine gefälligere Aufnahme zu verschaffen hofft, um so mehr gebraucht werden, da durch Baskervill's, Didot's und andrer Bemühungen, die verschiedenen Arten der lateinischen Lettern an Schönheit der Form ungemein viel gewonnen haben.

Der Apologist der deutschen Lettern (dessen Nahmen ich, seinem Willen gemäß, und um so lieber verschweige, da sein Ansehen nicht wenig zum Gewicht seiner Gründe hinzuthun könnte,) ist zu wahrheitliebend, um den lateinischen Lettern den Vorzug der Schönheit streitig zu machen, den sie vor den deutschen, oder vielmehr vor der gothischen Mönchs-Schrift, wie sehr man auch an ihrer Verschönerung gearbeitet hat, so augenscheinlich behaupten. Auch begehrt er nicht in Abrede zu seyn, daß durch die Verbannung der deutschen Lettern wenigstens aus denjenigen Werken unsrer Litteratur, mit welchen die Ausländer, es sey nun des Inhalts oder der Sprache wegen, vorzüglich Bekanntschaft zu machen wünschen, ein nicht ganz unbeträchtliches Hinderniß, das, wo nicht alle, doch den größten Theil dieser leztern entweder abschreckt, oder ihnen wenigstens unangenehm und anstößig ist, aus dem Wege geräumt würde.

„setzung mit lateinischen Buchstaben gedruckt war, die wir „Jetztlebende nach (damahls) 172 Jahren einzuführen, gleich„wohl noch so viele Bedenklichkeiten haben.

Bemerkung zum 3ten Stück des Magazins, S. 291, den lateinischen Letterndruck deutscher Schriften betreffend, st. im 7 und 8 St. des hist. litter. biogr. Magaz. (Chemn. 1794, gr. 8.) S. 277, flgg.

Der Apologist gesteht also den Liebhabern des lateinischen Drucks deutscher Schriften die zwey wesentlichsten Beweggründe ein, welche sie zum Behuf derselben geltend machen, und welche in der That völlig hinreichend sind, ihren Vorzug vor den gothischen zu behaupten, in so fern nicht etwa ein neues, bisher noch von niemand bemerktes Argument den Sieg auf die Seite der leztern lenken sollte.

Ein solches Argument glaubt nun unser edler Antagonist in einer Bemerkung gefunden zu haben, worauf seine eigene Erfahrung ihn gebracht hat, nähmlich: daß lateinische Druckschriften die Augen in die Länge weit mehr angreifen und ermüden, als deutsche. Auch hier wird er uns gern gestehen, daß sonderlich bey den englischen und französischen großen Tagblattern, wo diese Augen-Beschwerde sehr auffallend ist, die Haupt-Ursache an dem grauen Papier, den allzukleinen Lettern, der schlechten Farbe, oder dem allzu eilfertigen Druck, liegen könne; aber dagegen ist nicht mehr als billig, daß wir eben so ehrlich gegen ihn verfahren, und ihm einräumen, daß auch, wenn alles übrige gleich ist, ein mit Baskervillschen oder Didotschen Lettern aufs prächtigste gedrucktes italiänisches Buch die Augen mehr angreift, als ein mit schönen deutschen Schriften gedrucktes. Die Erfahrung scheint ihre Richtigkeit zu haben; nur die Ursache, aus welcher er sich diese Erfahrung erklärt, ist, deucht mich, nicht so einleuchtend, daß der wahre Grund, worauf sie beruhet, nicht vielmehr in einem ganz andern Umstand liegen könnte, als in der wenigern Einförmigkeit der deutschen, mit so vielen kleinen Ecken und Spitzen versehenen Buchstaben. Denn es dürfte, im Gegentheil, noch die Frage seyn, ob nicht eben diese vielen Spitzen einem schwachen Auge weher thun, als die abgerundeten Formen, oder die geradern und gleichern Striche der lateinischen.

Mit Einem Worte, der wahre Grund der Erfahrung, worauf sich Hr. M. beruft, dürfte wohl in derjenigen allzu großen, und allerdings, in die Länge, auch die besten Augen ermüdenden Einförmigkeit des französischen und italiänischen Drucks zu suchen seyn, welche aus der Gewohnheit entsteht, beynahe alle Substantiva mit kleinen Anfangsbuchstaben zu drucken; als woher es öfters

kommt,

kommt, daß auf einer ganzen Octav- oder Quart-Seite unter 14 bis 1500 Lettern kaum 8 bis 12 Capital- oder Unzial-Buchstaben zu finden sind; wie ich z. B. in den Oeuvres de Voltaire häufig bemerkt habe (*). Neuere eigene Erfahrungen, die ich hierüber angestellt, und besonders die Bemerkung: daß auch ein mit deutschen Schrift-Formen gedrucktes Buch, wenn die Substantiva dann, nach der französischen Mode, mit kleinen Anfangs-Buchstaben gedruckt werden, die Augen mehr ermüdet, als wenn es bey der löblichen Gewohnheit unsrer Alten (die auch hierin von einem richtigen Sinne geleitet wurden,) belassen wird, haben mich in dieser Meinung gänzlich bestätigt. Ich glaube also, in sofern 1) in den mit lateinischen Lettern gedruckten deutschen Werken die großen Anfangs-Buchstaben, die zur Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Formen so viel beytragen, nicht nur beybehalten, sondern eher auf eine schickliche Art vervielfältigt als vermindert werden; 2) das geglättete Papier nicht einen die Augen blendenden Glanz hat; 3) die Farbe so fein und schwarz ist, als möglich; 4) die Buchstaben rein und scharf ausgedruckt (**), und 5) nicht an sich selbst zu dünn sind, sondern die gehörige Dicke haben: so werde der okulistische Vorwurf, den Hr. M. den lateinischen Lettern macht, ziemlich gehoben seyn, und gegen die übrigen eingestandenen Vorzüge und Vortheile der leztern, in keine Betrachtung kommen.

Uebrigens ist ja keine Noth vorhanden, daß man vor der Hand alles, oder auch nur das Meiste, was unsere Pressen in ganz Deutschland beschäftigt, mit lateinischen Lettern drucke. Die Vertauschung derselben kann entweder nach und nach, auf eine Art, die den Buchdruckern am wenigsten lästig ist, bewerkstelliget werden; oder die lateinischen Lettern können auch eine Uniform bleiben, wodurch

(*) In Marchetti's zu London bey Mackintosch gedruckten Uebersetzung des Lukrez, ist oft auf 6, 8 bis 10 Seiten hinter einander, kein anderer Unzial-Buchstaben zu sehen, als die womit jeder Vers anfängt; und es ist nicht zu sagen, wie beschwerlich dies das Lesen dieses übrigens prächtig gedruckten Buches macht.

(**) Denn daß stumpfe Lettern den Augen wohlthätig seyn, kann Hr. M. doch kaum im Ernst gemeint haben.

durch sich Werke des Genies und Geschmacks, Bücher von vorzüglichem wissenschaftlichem Werth, welche hauptsächlich für die Bibliotheken der Liebhaber und für die öffentlichen Bücher-Säle bestimmt sind, von dem übrigen großen Haufen der Druck-Sachen unterscheiden.

Was Hr. M. von noch möglichen Verschönerungen der deutschen Lettern erwähnt, erinnert mich an die neuesten, mühsamen und kostspieligen Bemühungen des Hrn. Unger in Berlin (*), wofür dem patriotischen und unver-

(*) Probe einer neuen Art deutscher Lettern; erfunden und in Stahl geschnitten von J. F. Unger. Berlin, 1793, 8. 1 u. e. Viert. Bog. Die großen Verdienste, welche sich Hr. Unger (dessen ich, im LX Th. S. 152, bey Gelegenheit der von ihm geschnittenen Land-Karte, Erwähnung gethan habe,) um die Kunst und um die Typographie bereits erworben hat, werden durch diese Probe beträchtlich vermehrt.

Schon mehrere Jahre beschäftigte sich Hr. Unger mit der Idee, wie unsere gewöhnlichen deutschen Lettern zu vereinfachen, das viele Eckige von den gemeinen, und das Krause, Gothisch-schnörkelige von den großen Buchstaben wegzuschaffen wäre, ohne jedoch der Schrift durch die damit vorzunehmende Veränderung ein fremdartiges Ansehen zu geben. Er versuchte Zeichnungen, und schickte sie Hrn. Didot, um sie in Stahl zu schneiden, aber sie schienen kein angenehmes Ganzes auszumachen. Didot strengte seine Kunst noch einmahl an; aber der Versuch mißlang wieder. Endlich meldete Didot, daß er auf der königl. Bibliothek zu Paris ein sehr schönes Manuscript gesehen habe, und geneigt sey, nach diesem und mit Zuziehung der ihm gesandten Zeichnungen noch eine deutsche Schrift zu versuchen. Er that es, und darauf erfolgten die Lettern, die auf der lezten Seite dieser Blätter abgedruckt sind; aber Männer von entschiedenem Kunst-Geschmacke urtheilten darüber auch nicht günstig. Nun entschloß sich Hr. Unger selbst einigen Unterricht im Stahl-Schneiden zu nehmen, wobey ihm sein Holzschneiden so gut zu Statten kam, daß er jene Kunst im Allgemeinen sehr bald faßte. Durch anhaltende Uebung und mit Anstrengung aller Geduld gelang es ihm endlich, die Schrift, welche er in erwähnter Probe dem sachverständigen Publicum vorlegt, zu Stande zu bringen. Er mußte dabey mit großen Schwierigkeiten kämpfen; denn bey aller Abweichung von den alten Lettern, die er zu machen hatte, mußte er doch alle fremdartigen Züge vermeiden. Um sich zu überzeugen, daß er dies wirklich gethan habe, setzte er die Wörter von seinen Lettern zusammen, und legte sie Kindern vor, die im Lesen noch nicht sehr geübt waren.

Lasen

verdrossenen Eifer dieses verdienten Mannes alle Ehre gebührt; wiewohl ich gänzlich gegen mein Gefühl sprechen müßte, wenn ich nicht gestände, daß mich eben diese Versuche in der Meinung bestätigt haben, daß Hr. Breitkopf dem deutschen Buchstaben bereits alle die Schönheit, dessen er, seiner gothischen Natur und Art nach, fähig ist, gegeben habe, und daß jeder neue Versuch, denselben durch Abstumpfung seiner Ecken den edeln und zierlichen Formen des lateinischen näher zu bringen, und ihm gleichwohl noch so viel davon zu lassen, daß er wesentlich von dem lateinischen verschieden bleibe, nothwendig verunglücken müsse. Meine einzelne Stimme in dieser Sache kann der Majorität, wenn sie für die neu erfundenen Let-

Lasen sie beym ersten Anblick ohne Anstoß, so hielt er seine Buchstaben für annehmlich, so wie er sie im entgegengesetzten Falle verwarf. Sein Endzweck bey Verfertigung dieser Lettern war: erstlich, die vielen Ecken davon wegzuschaffen, damit sie eine gefälligere Form bekämen; die Lettern dem schwachen Auge unentstellter, heller und deutlicher darzustellen, und dadurch den nicht ungegründeten Klagen über das Unangenehme der jetzigen deutschen Schriftzüge abzuhelfen; zweytens, den Buchstaben so zu formen, daß er sich deutlich von dem andern auszeichnete, und daß die jezt so häufigen Verwechselungen in den Büchern vermieden würden. Man muß gestehen, daß diese Schrift-Form, ohne von der gewöhnlichen sehr abzuweichen, viel Helles, Zartes und Deutliches hat, wenn gleich das an die alte Form gewöhnte Auge, dem daher das Eckige und Stumpfe nicht so auffällt, sie anfangs etwas mager finden sollte. Daß besonders die Formen der Versal-Buchstaben sehr schön gebildet sind, fällt sogleich bey dem ersten Anblicke in das Auge. Beym ersten Anblick glaubt man eine von einem sehr geschickten Schönschreiber nachgebildete feine Druckschrift zu sehen.

Nachdem Hr. Unger die Urtheile über diesen seinen ersten Versuch abgewartet hatte, verfertigte er nach einer andern Idee, zwey Schriften, eine kleinere und eine etwas größere, und druckte damit, im J. 1794, ein Buch, u. d. T. Die neue Cecilia. Letzte Blätter, von Karl Phil. Moritz. Zweyte Probe neuer veränderter deutscher Druckschrift. Berl. 1794, gr. 8. 76 S. Er legte dabey die gewöhnliche deutsche Schrift zum Grunde, that alle entbehrlichen Züge davon, gab sämmtlichen Buchstaben mehr Verhältniß und Licht, und so entstanden diese Lettern, welche dem Auge weniger fremd sind, als seine ersten Versuche.

K.

Lettern entscheiden sollte, keinen Abbruch thun, und ich werde, wenn der Augenschein mich eines andern belehren sollte, der Wahrheit mit Vergnügen huldigen; aber, so viel ich nach den Proben, die mir dermahlen vor Augen liegen, urtheilen kann, müßte ein Buch von einiger Größe mit diesen neuen deutschen Lettern gedruckt, theils wegen der Unbestimmtheit mancher Buchstaben und der häufigen stumpfen Ecken, theils wegen der zu großen Feinheit der kleinen Züge, die gegen jene desto auffallender abstechen, schwachen Augen ungleich beschwerlicher seyn, als irgend ein italiänisches oder französisches; eine Sache, worüber ich mir getraue, unsern unbefangenen Apologisten der deutschen Lettern selbst entscheiden zu lassen."

B.

Im Journal des Luxus und der Moden, Dec. 1793, S. 622, fgg. eröffnete Hr. Leg. R. Bertuch, in Weimar, seine Gedanken über diese Materie, in folgendem Aufsatz.

„Mein Votum über lateinische und teutsche Lettern, als Typographische Mode betrachtet. Ich habe in der kleinen Abhandlung, über den typographischen Luxus, im Nov. dieses Journals versprochen, in gegenwärtigem Hefte mein ausführliches Votum über den Vorzug der lateinischen Lettern vor unsern sogenannten teutschen, zu liefern, und erfülle hiermit um desto lieber mein Versprechen, da mir Herr Unger in Berlin selbst seinen Versuch einer Verschönerung der teutschen Lettern (*) zuschickte, und mir dadurch die Ehre erwies, mich zu einer Erklärung meiner Meinung hierüber aufzufordern.

Es ist nach und nach Mode geworden, teutsche Werke, denen man eine Art von Eleganz geben wollte, mit lateinischen Lettern zu drucken; der Geschmack daran hat sich seit 30 Jahren in Teutschland sehr verbreitet, und es ist wirklich Hoffnung da, daß Teutschland endlich auch so glück-

(*) Probe einer neuen Art deutscher Lettern; erfunden und in Stahl geschnitten von J. F. Unger. Berlin, 1793. B.

Siehe oben, S. 300, Anm. K.

glücklich seyn werde, wie alle andere Europäische Nationen seine häßliche Mönchsschrift los zu werden, sie mit den allgemein eingeführten lateinischen Typen zu vertauschen, und dadurch mit den andern abendländischen Nationen von Europa in Einklang zu treten. Sey dies auch vielleicht erst in 30 bis 40 Jahren: dies thut nichts; wenn es nur dennoch dazu kommt. Ich werde hernach zeigen, wie langsam dieser Wechsel im 16ten Jahrhunderte in Frankreich und Spanien gieng; und dennoch drang der bessere Geschmack durch.

Es ist sonderbar, daß eben diese glückliche Crise, die wir in unsrer Typographie und dem teutschen Bücherwesen zu erwarten haben, noch bis jezt die Meinungen unsrer Gelehrten theilt, sie Parthey für und gegen dieselbe nehmen macht, und anjezt zu mancherley Schriften, Versuchen und Aeusserungen Anlaß giebt, die wirklich zum Theil mißverstanden, zum Theil vorurtheilsvoll und übereilt sind, und das Publikum irre führen können. Ich bin gewiß, daß sich alle Einwürfe und Bedenklichkeiten, die man der Einführung der lateinischen Lettern in teutschen Druckereyen entgegenstellt, leicht heben, und die dissentirenden Meinungen der Partheyen, vereinigen lassen, sobald man die Sache nur gründlicher untersuchen, sich klarer darstellen, und zur Detail die nöthigen Unterschiede machen will, die sie nothwendig verlangt. Ich habe es hier eigentlich mit drey Gegnern der lateinischen Lettern zu thun: 1) mit Hrn. Unger in Berlin, der durch seinen obgedachten Versuch das Publikum von seiner Vorliebe zu den lateinischen Lettern zurückbringen will; 2) mit Hrn. H. v. Archenholz, der im Jul. d. J. seiner Minerva, in dem kleinen Aufsatze, zur Geschichte des teutschen Bücherwesens, die teutschen Lettern in Schutz nimmt; und 3) mit Hrn. M.**, der im Sept. des T. Teutschen Merkur eine Apologie der teutschen Lettern geliefert, und, ich muß bekennen, die meisten und scheinbarsten Gründe für seine Sache aufgestellt hat; zum Theil aber auch schon dort recht gut von Hrn. Hofr. Wieland widerlegt worden ist.

Ehe ich mich auf die Streitfrage selbst einlassen kann, muß ich erst bestimmen, was eigentlich unsre teutschen Lettern sind? woher wir sie haben? und wie nahe oder fern sie mit den lateinischen verwandt sind? Diese klei-

ne Entwickelung wird mir schon zimlich reine Bahn machen, und die Richtigkeit so manches Einwurfs zeigen.

Es ist ein großes Vorurtheil, wenn wir mit Hrn. Unger glauben (S. 13 seiner Probe), die sogenannten teutschen Lettern gehörten Teutschland ausschließlich zu, und wir würden auf Originalität Verzicht thun, wenn wir sie aufgäben, und auf die sogenannten lateinischen übergiengen. Beyde sind einerley Ursprungs, und höchstwahrscheinlich aus dem uralten Gothischen Alphabet des Bischof Ulphilas in Mösien entstanden, mit welchem dieser seine Uebersetzung der IV. Evangelisten schrieb, und sie nach Rom brachte (*). Dies neue Alphabet war offenbar, und wie man gleich auf den ersten Blick bey einer Vergleichung sieht, nichts anders als verbesserte scandinavische Runen. In den Homilien des heil. Gregorii erscheint zuerst das sogenannte Gregorianische Alphabet, das unsrer alten Mönchsschrift, und unsren eckigten teutschen Druck-Lettern am ähnlichsten, und offenbar auch gothisch-runischer Herkunft ist (**). Wer mit der Diplomatik ein wenig bekannt ist, weis, daß diese Alphabete nun beym Schreiben, nach Landes-Art und Geschmack, und Gebrauch der Abschreiber in Teutschland, Italien, Frankreich, Spanien, England, u. s. w. fast in jedem Jahrhunderte andere Formen annahmen. So hat z. E. ein Alphabet aus dem VI. Jahrhunderte beynahe die Züge der jezigen teutschen Current-Handschrift; das sogenannte Merovingische Alphabet fast ganz lateinische kleine Buchstaben; das älteste Sächsische Alphabet, das wir kennen, so wie das Longobardische aus dem VIII. Jahrhunderte, halb teutsche, halb lateinische Lettern. Kommt man in die Handschriften der Diplomen des Mittel-Alters, so findet man beyderley Alphabete in einerley Sprache beständig vermischt, und ohne Unterschied gebraucht. Im XIV. und zu Anfange des XV. Jahrh. wurde in den Klöstern meistens mit Rohrfedern geschrieben, und da diese keine flüchtige rundgeformte Züge, sondern nur geradlinigte und eckigte Striche erlaubten, so fand die Buchdrucker-

(*) *M. G. Heupel* Diss. de Ulphila, seu versione IV. Evangeliiarum Gothica. Wittemb. 1693.

(**) Conf. *Schannat* Vindem. litter. p. 228.

ckerkunst bey ihrer Entstehung im J. 1440 keine andere als die sogenannte Mönchsschrift allgemein verbreitet; und nahm ihre eckigten und geradlinigten Formen um desto lieber an, da ihre ersten Versuche in Holz geschnittene Tafeln, oder auch hölzerne Buchstaben waren, und das Messer des Holzschneiders weit besser nach geraden als nach krummen und runden Linien arbeiten konnte (*).

So kam es nun, daß mit Verbreitung der Buchdruckerey in Europa die Lettern endlich eine feste, bestimmte und unveränderliche Form bekamen; die darin aufgenommene Mönchsschrift mit der Druckerpresse von Nation zu Nation wanderte, und Teutschland, Frankreich, Italien, Spanien, England, Holland, u. s. w. ohne Unterschied sowohl Werke in der Landessprache als auch lateinische daraus druckte, obgleich die runden Typen auch neben der eckigten Mönchsschrift, schon im XV Jahrh. hie und da, obgleich roh genug, in den Druckereyen existirten, und vermuthlich nach der Handschrift der Diplomen kopirt worden waren, um diesen nachzuahmen. Dies dauerte länger als ein Jahrhundert so fort, wie ich gleich zeigen will. Claude Garamond, einer der größten und berühmtesten Schriftschneider und Gießer die es je gab, der zu Anfange des XVI Jahrh. in Paris lebte, war der erste, der im J. 1510 die häßliche Mönchsschrift in den Druckereyen ganz zu verdrängen suchte, und auf Befehl des Königs Franz I. so schöne lateinische Schriften für die königl. Druckerey schnitte, daß sie noch bis jezt bewundert werden, und einem Fournier und Didot zu Mustern der ihrigen dienten. Dies machte eine merkwürdige Epoque für die sogenannten lateinischen Lettern, so wie wir

(*) Nach Hrn. Unger Urtheil, in der seiner zweyten Probe (s. oben, S. 301, Anm.) vorangeschickten Nachricht, S. 7, irrt Hr. Bertuch, wenn er glaubt, daß man, bey Erfindung der Buchdrucker-Kunst, lieber die eckigte und geradlinigte Form der Buchstaben wählte, weil sie für das Messer des Holzschneiders leichter zu verfertigen sey; „daran," sagt Hr. Unger: „war wohl bloß der damahlige Geschmack „Schuld; für den Formschneider sind vielmehr runde Buchstaben weit leichter und besser zu schneiden, als eckichte, „worüber ich aus eigener Erfahrung urtheilen kann." K.

wir sie jezt kennen, und die wir besser Garamondsche Lettern nennen sollten (*).

So bald sich auch diese so glückliche Verbesserung der Druckereyen durch Frankreich, Spanien, Italien, England und Teutschland verbreitete, so gieng die gänzliche Abschaffung und Verwechselung der Mönchsschrift mit dieser schöneren, selbst in Frankreich, Spanien und England, bey weitem nicht so schnell, als man vielleicht glauben sollte; und ich habe Beweise davon in den Händen, daß man noch beynahe 50 Jahre lang, nachdem Garamond schon die verschönerten Lettern geliefert hatte, in Frankreich und Spanien, sonderlich Volksbücher, mit Mönchsschrift, die unsern ältern teutschen Lettern vollkommen gleich ist, druckte, vermuthlich weil man diese Schrift noch in Menge in den Druckereyen hatte, und die Augen des Volks erst nach und nach an die neuen schönern Formen gewöhnen wollte.

In Teutschland waren zwar schon die runden Typen auch bekannt, und die neue französische oder verschönerte Garamondische Schrift wurde eben so schnell, als in andern Ländern, von unsern fleißigen Künstlern in die teutschen Druckereyen aufgenommen, wie die noch bey uns gangbaren französischen Namen verschiedener lateinischen Typen beweisen; man druckte aber — wohl zu merken — nur lateinische Werke damit, und behielt für teutsche Bücher entweder aus Oekonomie, oder, eben so wie in andern Ländern, um das ungelehrte gemeine Volk nicht vom Lesen abzuschrecken, die eckigte Mönchsschrift bey. Man nahm ihr die in den Handschriften und ersten gedruckten Büchern eingeführten häßlichen Abbreviaturen, und unsre geschickten teutschen Schriftschneider führten eine

(*) In Paris war zwar, wie Hr. Unger, a. ang. O., S. 6, anführt, Garamond der erste Künstler, welcher lateinische Lettern schnitt, vor ihm aber hatten schon, im J. 1469, in Rom, Conrad Schweinheim und Pannartz, den Virgil, 1471 Georg Lever den Eutropius, und andere Buchdrucker mehr, mit ziemlich guten runden Buchstaben gedruckt; und Garamond fand nicht viel an der Buchstaben Form zu ändern, nur daß er in seiner Gießerey genauere Instrumente hatte, wodurch die Buchstaben mehr in eine Linie kamen, und sich dem Auge gefälliger darstellten.

eine etwas leidlichere und festbestimmte Form der Buchstaben im XVI Jahrhunderte ein. Da man nun in Teutschland fortfuhr mit den runden Typen, welche Garamond in Frankreich und Aldus Manutius in Venedig — der die sogenannte Cursiv-Schrift hinzu that, verschönert hatten, bloß lateinische Werke, mit der verbesserten eckigten Mönchsschrift aber nur teutsche Schriften zu drucken, so bekamen jene daher im gemeinen Leben den Nahmen lateinische und diese teutsche Lettern.

Alle abendländische Nationen Europens hatten sich nun zu Anfange des XVII Jahrhunderts ganz unmerklich von ihrer alten Mönchsschrift — die man zum Glück bey ihnen gar nicht zu verbessern gesucht hatte — losgemacht; nur in Teutschland bliebs unglücklicherweise in den Druckereyen eben deswegen, weil man die Formen der alten Mönchsschrift etwas leidlicher gemacht hatte, bey dieser Gewohnheit. Der typographische gute Geschmack verlohr sich fast in ganz Europa, und die Druckereyen lieferten zu Ende des XVII, und in der ersten Hälfte des XVIII Jahrhunderts, sonderlich in Teutschland wahre Sudeleyen. In der Mitte dieses Jahrhunderts stieg aus den Trümmern der schönen Aldinschen, Garamondschen, Stephanischen, Plantinschen, Frobenschen, Oporinschen, Rafflenghschen, Elzevirschen, und Sheldonschen Ausgaben gleichsam ein neuer Geist in den europäischen Druckereyen auf, und Baskerville in England, Fournier und Didot in Frankreich, Ibarra in Spanien, und Bodoni in Italien, fiengen fast zu gleicher Zeit an, in allen diesen Ländern den gesunkenen typographischen Geschmack zu verbessern; indessen auch Haas in Basel und Breitkopf in Leipzig nochmahls versuchten, unsern teutschen Lettern ihre Schnörkel wegzuschneiden, und ihnen die möglichste Simplicität zu geben, deren sie, ihrem Wesen nach, fähig wären.

Diese kleine Entwickelung, welche ich nothwendig machen mußte, um den Punct unsrer Streitfrage richtig zu bestimmen, zeigt also deutlich: 1) daß unsre dermahligen teutschen Lettern mit den sogenannten lateinischen einerley und gemeinschaftlichen gothischen Ursprungs sind, beyde von andern europäischen Nationen lange Zeit ohne Unterschied gebraucht wurden, und wir gar keinen Anspruch auf Originalität und Alleinbesitz der ersteren machen kön-

nen; 2) daß andere Nationen die Mönchsschrift wegen ihrer Häßlichkeit nach und nach abschafften, und auf die schöneren runden Typen übergiengen. Nun ein Wort mit den drey Herren Gegnern der lateinischen Lettern.

Es ist wirklich sonderbar, daß Hr. Unger in Berlin, dieser verdienstvolle Künstler, der bisher einer der eifrigsten und wärmsten Beförderer der Einführung der schönen Didotschen Lettern in Teutschland war, und dessen Druckerey vortreffliche Proben davon lieferte, auf einmahl jene gute Bahn verläßt, und mit einem Versuche, die teutschen Lettern zu verbessern, auftritt, der ihm, nach dem einstimmigen Urtheile mehrerer Kenner, die ich darüber sprach, weil ich dem Gefühle meiner Augen nicht allein trauen wollte, nicht geglückt ist. „Ich habe bey diesen „Lettern gesucht — sagt er, S. 15 — das Helle und „Zarte der lateinischen Schrift hineinzubringen, ohne nur „einen Zug davon zu entlehnen.“ Eben dadurch ist sein Versuch verunglückt, denn seine neuen Lettern sind zu zart und zu mager, und thun dem Auge wirklich nicht so wohl, als die auf S. 11 als Contrast abgedruckte fettere alte Corpus-Schrift. Unser Auge ist von Jugend auf nur an zwey Hauptformen von Schriften, nemlich an die Teutsche oder Lateinische, beym Lesen gewöhnt, und jede neue ungewohnte, mit deren Form man sich beschäftigen muß, wenn man bloß über den Inhalt dessen, was man liest, denken will, ist uns so unangenehm, als Spielkarten von neuer Form, weil es den Mechanismus unsrer Seelen-Operation stöhrt. Meiner Meinung nach haben Haas und Breitkopf aus unsern gothischen Lettern schon gemacht was nur möglich war; und man sollte sie nicht mehr zu verbessern, sondern nach dem Beyspiele anderer Nationen nach und nach abzuschaffen suchen. Ein glücklicher Anfang ist bereits seit 30 Jahren her schon damit gemacht worden: das Publikum, ja sogar Kinder, lesen teutsche Schriften mit lateinischen Lettern gedruckt, ohne Anstoß und Beschwerde; und in 30 bis 40 Jahren ist vielleicht ohne große Mühe, der große Uebergang von selbst gemacht. Herr Unger suche also das Publikum von seiner Vorliebe zu den lateinischen Lettern (die er doch also eingestehen muß?) nur nicht zurückzubringen, sondern befördre immer, so warm er anfangs that, durch schönen Druck mit lateinischen Lettern, die glückliche Crise der

völ-

völligen Verbannung unsrer Runen, die Teutschland zu hoffen hat. Es ist allerdings ein weit wichtigerer Punkt als Hr. Unger glaubt, wenn wir dem Ausländer, der Teutsch lernen will, unsre Schriftsteller mit Lettern gedruckt, die seinem Auge schon mechanisch sind, in die Hände geben können; und ich bin gewiß, daß dadurch unsre Literatur im Auslande weit schnellere Fortschritte machen wird.

Herr v. Archenholz schrieb den obgedachten Aufsatz im Julius-Hefte seiner heurigen Minerva, hauptsächlich Hrn. Ungers Versuch bekannt zu machen, und seine neue teutsche Schrift zu empfehlen. Er ist aber zu flüchtig hingeschrieben, und Hr. v. Archenholz hat, ausserdem daß er ein paarmahl petitionem principii darin begeht, seine Meinung, ob Teutschland die lateinischen Lettern an statt seiner alten teutschen annehmen solle oder nicht, so schwankend darin ausgedruckt, daß sich nichts darüber sagen läßt. Vollkommen einverstanden bin ich übrigens mit ihm über folgende Sätze: 1) daß eine schnelle und allgemeine Verdrängung der teutschen Lettern sogleich unausführbar sey, und wenigstens noch die folgende Generation dazu gehöre dies zu bewerkstelligen; 2) daß man vor der Hand keine populären Schriften mit lateinischen Lettern drucken müsse, sondern nur wissenschaftliche Werke, wenn man als Buchhändler sicher gehen will. Eben so machten es unsre benachbarten Nationen im XVI Jahrhunderte.

Der Apologist der teutschen Lettern im N. Teutschen Merkur (Sept. d. J.) hat zwar mehr und scheinbare Gründe gegen die lateinischen Typen aufgestellt; sie sind ihm aber größtentheils schon ebendaselbst vom Hrn. Hofr. Wieland so gut widerlegt worden, daß ich mich, um einerley Sache nicht zweymahl zu thun, darauf beziehen kann. Sein Haupteinwurf, daß die lateinische Schrift die Augen mehr angreife, als die teutsche, verschwindet ganz, wenn man 1) in den mit lateinischen Lettern gedruckten Büchern eben so viele größere Anfangsbuchstaben oder Versalien braucht, als bey teutschen, und überhaupt die lateinische Schrift, in Rücksicht unserer Diphtongen, Doppel-Vocalen, u. d. gl. völlig auf teutsche Sprache einrichtet, wie die Schriftgießer auch jezt schon thun; und 2) wenn man nicht jedes Pamphlet luxuriös prächtig

druckt, und bey guten Werken das Papier nicht bis zum Glanze glättet, sondern nur sanft preßt.

Mein unvorgreifliches Votum, wenn ich eins in dieser nicht unwichtigen Angelegenheit des teutschen Büchersweesens zu geben habe, würde also folgendes seyn. Man bleibe nicht auf halben Wege der glücklich eingeschlagenen Bahn stehen, und suche den Austausch der gothisch-teutschen Lettern gegen die schöneren lateinischen zu vollenden. Dies zu bewürken, gehe man langsam, aber nach einem bestimmten Plane fort, und drucke nur wissenschaftliche Werke, oder unsre klassischen Schriftsteller, von lezter Hand, mit lateinischen, populäre Bücher, Volksschriften, Gesetze, politische Zeitungen, u. s. w. aber noch lange hin mit teutschen Lettern. Man lasse in den Volksschulen die Kinder zuweilen abwechselnd teutsch mit lateinischen Lettern gedruckt und geschrieben lesen, auch teutsch mit lateinischen Lettern schreiben, woran sie sich leicht gewöhnen werden. Nach und nach, vielleicht in 30, 40 Jahren, wird der Umtausch durch ganz Teutschland ohnvermerkt — denn der Himmel bewahre uns für allen schnellen und gewaltsamen Umschaffungs-Operationen à la Françoise! — gemacht seyn, und unsre Nachkommen, wenn sie den Nutzen davon spühren, werden uns herzlich danken, daß wir endlich einmahl auch anfiengen unsre Druckereyen zu simplificiren, und ihnen diese Wohlthat erwiesen."

J. F. Bertuch.

Das lezte Werk, welches der d. 28 Jan. 1794 verstorbene gelehrte Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig, Hr. Joh. Gottlob Immanu. Breitkopf, unter dem Titel: Ueber Bibliographie und Bibliophilie, 1793, auf 4 Bog. in gr. 4. geliefert hat, enthält eigentlich eine genaue Untersuchung, wie die deutsche Schrift, oder die deutschen Buchstaben, in den Buchdruckereyen, von ihrem ersten Anfange an gebrauchet, wie sie nach und nach verändert, verbessert, und endlich zu der Schönheit gelanget sind, die man gegenwärtig an ihnen findet; und bey dieser Gelegen-

legenheit zugleich auch eine gründliche Ablehnung der Einwürfe gegen die deutschen Schrift-Arten, und den deutschen Druck, um diese National-Schrift aus den deutschen Druckereyen zu verdrängen, und die lateinische Schrift, gleich andern Nationen, die ehemahls auch die deutschen Schrift-Arten gebrauchten, anzunehmen.

„Ungeachtet," sagt Hr. Breitkopf: „die deutsche Schrift aus der lateinischen Schrift-Art, vornehmlich der Mönche in Klöstern, entsprungen ist, so ist sie doch diese Schrift nicht mehr, sondern auf einen gewissen Grad ausgebildet. Die lateinische Schrift ist ja aus der griechischen entstanden; aber sie war schon gänzlich für die römische Sprache ausgebildet, als der römische Stat im größten Flore war; und die griechische Schrift ist wieder aus der phönizischen entstanden, und so hat immer eine die andere zur Stamm-Mutter. Vor Alters konnte das Deutsche um so viel leichter mit lateinischen Buchstaben ausgedruckt werden, da die deutsche Sprache damahls mehr Vocales, als Consonanten, brauchte, und die deutsche Schrift der lateinischen ähnlicher war. Nachdem aber die deutsche Sprache mehr ausgebildet worden, fand sich die Unbequemlichkeit nur zu sehr, alle Worte gehörig mit lateinischen Buchstaben auszudrucken. Selbst die Nationen, welche lateinische Charaktere angenommen haben, sind gar nicht damit zufrieden gewesen. Denn die lateinischen Buchstaben reichen allein nicht zu, das Eigene der Mund-Art vollkommen auszudrücken, ohne fremde hinzugefügten Charaktere einzumischen. Alle Verbesserungen und Reformationen in der deutschen Sprache werden es nicht dahin bringen, daß die lateinischen Charaktere für die Sprache hinlänglich zureichen werden. Man muß nur Bücher-Sprache, und Provinz-Sprache oder Volks-Sprache unterscheiden. Selbst in denen Ländern, wo die lateinische Schrift-Art in Büchern zum Gebrauch angenommen ist, hat das Volk seine deutsche Schrift nicht verabschiedet. Kirchen- Schul- und Andachts-Bücher werden noch immer in der angewohnten Schrift-Art gedruckt. Warum will man einer Nation eine Schrift-Art nehmen, und verächtlich machen, die, der Buchstaben wegen, ihrer Sprache angemessener ist, als die, welche man ihr

dafür aufdringt? Solche Verachtung des deutschen Schrift-Charakters schrecket die Künstler ab, sie zu verbessern und ganz auszubilden. Und deswegen kann die lateinische Schrift, wenn sie noch so häufig zur deutschen Sprache gebraucht wird, nicht weiter ausgeputzet werden."

Lateran, ein Pallast und eine dabey stehende Kirche in Rom. Obgleich die im XXXVIII Th. S. 180, fgg. beschriebene St. Peters-Kirche in Rom, alle andere an Pracht übertrifft, so hat doch die **Lateran-Kirche** den ersten Rang, weil sie die älteste in Rom ist. Dieses ist eigentlich die Pfarr-Kirche des Papstes, als Bischofes von Rom; und die erste Ceremonie nach seiner Wahl ist, von derselben Besitz zu nehmen; dies geschieht mit ausserordentlichem Pomp, und ist auch gemeiniglich das einzige Mahl, daß dieser vornehme Pfarrer seine Pfarr-Kirche besucht. Sie hat den Nahmen von einer alten römischen Familie, die daselbst ein ansehnliches Haus besaß. Da nähmlich, nach dem Berichte des Tacitus, der römische Senator Plautius Lateranus an einer Verschwörung wider den Kaiser Nero Theil hatte, oder gar das Haupt derselben war, ließ ihn Nero hinrichten, und seine Güter wurden eingezogen. Gedachter Pallast fiel daher dem Kaiser zu, und nach ihm seinen Nachfolgern, bis auf Konstantin den Großen. Dieser schenkte ihn dem Bischofe zu Rom, Melchiades, sowohl daselbst zu wohnen, als auch eine Kirche zu bauen. Dieses geschah, und sein Nachfolger, der h. Sylvester, weihete dieselbe im J. 324 ein (*), daher wird sie

(*) Diese Kirche wurde, nach Konstantin's Nahmen, die konstantinische, sonst zu St. Salvator, oder dem Heilande, genannt, weil unter der Zeit, da der heil. Sylvester solche einweihete, das Bild des Heilandes der Welt an der Wand erschien; und weil gedachter Kaiser nahe bey dieser Kirche einen Tauf-Stein bauen ließ, die Tauf-Steine aber das Bildniß Johannes des Täufers hatten, so gab man ihr auch den Nahmen St. Johannes von Lateran, welchen sie behalten hat, obgleich ihr wahrer Nahme St. Sal-

sie wie die Kathedral-Kirche von Rom betrachtet, und ihr auch der Vorzug vor der Peters-Kirche zugestanden (*). Die ganze Gegend zwischen dem Capitolium und dieser großen Kirche, wurde 1080 von Robert Guichard, Fürst von Salerno, einem Normann, verwüstet, und ist seitdem nie wieder bevölkert worden. Alles ist hier öde und unbewohnt. Dieser prächtige Tempel mit seinem Obelisk, wie auch die dabey liegenden herrlichen Gebäude, stehen ganz isolirt, und gleichsam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb der Ring-Mauern der Stadt ist.

Anastasius, der Bibliothekar, giebt uns Nachricht von den Geschenken, die Konstantin, nach erhaltener Taufe, dieser Kirche machte. Das Verzeichniß davon ist merkwürdig, und bestand aus folgenden Stücken: Ein bey der Taufe gebrauchtes silbernes Wasser-Gefäß, welches mehr als 300 Pfund wog; eine porphyrne Säule, an welcher eine 50 Pf. schwere, goldene Lampe hing; eine silberne Bildsäule Christi von 170, eine andere von 140, und noch eine andere von 130 Pfund; eine Bildsäule Johannes des Täufers von Silber, 100 Pfund schwer; vier silberne Engel, jeder von 150, und die zwölf Apostel, jeder von 90 Pfund; sieben silberne Hirsche, jeder von 80 Pfund; ein goldenes Lamm; ein goldenes Kästchen mit 42 Edelsteinen besetzt; vier goldene Kronen von 20, eine silberne Kette von 40, und vier silberne Altar-Aufsätze von 200 Pfund. Man versichert auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund Silber belegen ließ, wozu er noch eine goldene Lampe von

Salvator ist, denn unter diesem Nahmen begeht die Kirche d. 9 Nov. ihre Kirchweihe.

(*) Die Unwissenheit des Mittel-Alters dichtete, daß der Nahme Lateran vom Kaiser Nero herrühre, der daselbst heimlich den Teufel, in Gestalt von Fröschen (latens ranas) von sich gespien habe.

80 Pfund, 45 silberne Lampen, und 40 goldene Kelche, fügte. Von allen diesen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringste übrig gelassen; indessen ist die Kirche doch reich, weil viele Kaiser, Könige und Päpste sie mit Land-Gütern beschenkt haben, in deren Besitze sie ungestört geblieben ist. Unter andern erhielt sie von Heinrich IV. König von Frankreich, die Abtey Clerac in Guienne, welche 5000 römische Scudi jährlich einträgt. Ausserdem ist merkwürdig, daß die Lateran-Kirche unter dem Schutze des römischen Kaisers, als Nachfolgers Konstantin's, und des Königs von Frankreich, als des ältesten Sohnes der Kirche, steht, deren beyde Wapen auch über der großen Kirch-Thüre prangen. Dieser prächtige Tempel wird, wegen der Entlegenheit, sehr wenig besucht; man findet ihn beständig leer, ob er gleich, wie alle Kirchen Roms, den ganzen Tag offen steht. Nur bey der Ceremonie der päpstlichen Besitznehmung sind alle Einwohner der Stadt hier versammelt, um von dem neuen Papste den ersten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieses geschieht, so wie in der St. Peters-Kirche, von einem Balcon (*).

In

(*) Hierher gehört eine Anekdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die sonderbar ist. Als Clemens XIII. in dieser Kirche seinen Einzug hielt, befand sich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuschauer; er bestieg das Postement einer Säule in der Kirche, um desto besser die Procession zu sehen, wurde aber von diesem Posten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarthe noch obendrein einige Stöße versetzte. Wie wenig konnte sich dieser vortreffliche Mann damahls einbilden, daß er selbst bey der nächsten Feyerlichkeit dieser Art die Haupt-Rolle spielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Gesellschaft des ganzen Volkes damahls auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abstand zwischen einem armseligen Franciscaner-Mönche, der barfuß geht, und einem römischen Papste, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an diesen Vorfall erregte bey

In der Lateran-Kirche machen die 12 Apostel in Marmor, in kolossalischer Größe, einen großen Eindruck. Einige darunter sind ganz vortrefflich, und gehören zu den besten Werken der neuern Bildhauer-Kunst. Auch sieht man hier zwey ganze Säulen von dem ungemein seltenen Steine, Giallo antico genannt, der selbst in kleinen Stücken so kostbar ist. In der Capelle des heil. Thomas befindet sich, unter andern ausserordentlichen Reliquien, auch die Bundes-Lade der Juden; dieses sind zwey Bretter ohne alle Zierrathen, und so sehr veraltet und verunstaltet, daß man nicht einmahl die Gattung Holz mehr daran unterscheiden kann. Dieses Stück, dessen Aechtheit man wohl sehr bezweifeln möchte, soll, nebst den andern Reliquien, der Tradition zu Folge, von der heil. Helena nach Rom geschenkt worden seyn; in dem Verzeichnisse aber, welches *Josephus* von den aus dem jüdischen Tempel geraubten Schätzen und Heiligthümern macht, welche nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Worte der Bundes-Lade gedacht; auch ist sie nicht in dem Triumph-Bogen des Titus abgebildet. Auch lieset man im 2ten Buche der Maccabäer, daß Jeremias die Bundes-Lade nebst dem Rauch-Altar, in eine Höhle des Berges Nebo bringen ließ, wobey er prophezeyete, daß sie daselbst so lange verborgen bleiben würde, bis Gott sein Volk versammelt hätte, und versöhnt wäre. Siehe im LVIII Th., S. 629, f. In der Lateran-Kirche sind eilf, sowohl allgemeine, als besondere, Kirchen-Versammlungen (Concilien) gehalten worden. Die merkwürdigste ist von 1215, weil darauf die Kirchen-Zucht, und

bey ihm ein Lächeln, als er eilf Jahr hernach als Pabst im größten Pomp bey dieser Säule vorbey getragen wurde. Nach geendigter Ceremonie erzählte er selbst die Geschichte, da ihn die Cardinäle um den Bewegungsgrund seines Lächelns fragten.

und andere noch heutiges Tages übliche Kirchen-Verordnungen reguliret worden sind.

Der vor der Lateran-Kirche stehende Obelisk ist der größte in Rom, und voll Hieroglyphen. Seine Länge ist 112 Fuß, ohne das sehr hohe Postement. Konstantin der Große ließ ihn aus Aegypten hohlen, und in den großen Circus setzen. Er lag in Stücken auf der Erde, als ihn Sixtus V., dieser um die Pracht Roms nie genug zu preisende Papst, durch den berühmten Fontana zusammen setzen und aufrichten ließ.

In dem bey der Kirche erbaueten Pallaste haben die Päpste über 1000 Jahr gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI., nach 70 Jahren, Rom wieder zur päpstlichen Residenz machte, war der Lateran-Pallast dermaßen verfallen, daß er sich nach dem vaticanischen Pallast begeben mußte, wo auch alle seine Nachfolger residirt haben, bis endlich der Pallast auf dem Monte Cavallo erbauet wurde. Sixtus V. ließ zwar den jetzigen prächtigen Lateran-Pallast aufführen, allein die Päpste kommen nie dahin, als bey der Besitznehmung; daher hat man dieses herrliche Gebäude zum Hospital für alte Weiber und Mädchen gemacht.

Von den regulirten Chor-Herren von St. Salvator von Lateran, oder von der lateranischen Congregation. Dom Gabriel Penot, regulirter Chor-Herr von der lateranischen Congregation, welcher die Geschichte derselben geschrieben hat, giebt vor, es hätte eine ununterbrochene Reihe Geistliche von den Aposteln an bis auf St. Sylvester's Zeiten gegeben, welche in Gemeinschaft mit einander gelebt hätten; und eben diese, sagt er, hätte gedachter Papst in die Kirche St. Salvator von Lateran gesetzt. Allein, da dieses Vorgeben streitig ist, und der wahre

Ur-

Ursprung der Gemeinschaften der Geistlichen nur dem heil. Augustin zugeschrieben wird, so ist dasjenige weit glaubwürdiger, was dieser Schriftsteller hinzu setzt, daß sich nähmlich der heil. Leo I., um das Jahr 440, des Gelasius, der hernach einer von seinen Nachfolgern und des heil. Augustin's Schüler war, bedient habe, um die Geistlichen an dieser Kirche zu verbessern, und sie nach denen Regeln leben zu lassen, welche dieser große Kirchen-Lehrer den Geistlichen bey seiner Kirche zu Hippon vorgeschrieben hatte, und die nichts weiter enthielten, als was die Apostel und die ersten Gläubigen der Kirche zu Jerusalem ausgeübt hätten. Die römische Geistlichkeit hatte in der That eine Verbesserung nöthig, weil sich schon im J. 383 der h. Hieronymus über die Unordnungen der Geistlichen dieser Stadt beschwerte, welche die Verweise dieses großen Mannes nicht hatten ertragen können, und seinen guten Nahmen daher durch so viele Verleumdungen und Afterreden schmählerten, daß er, um ihrem Neide zu entgehen, genöthigt war, Rom zu verlassen und wieder nach Palästina zu gehen.

Unter der päpstlichen Regierung des heil. Leo I. also lebten die Geistlichen an der Kirche zu St. Johann vom Lateran in Gemeinschaft. Sie blieben viele Jahre lang in der Beobachtung der apostolischen Regeln. Nachdem sich aber nach und nach das ungebundene Leben unter ihnen eingeschlichen hatte, ließ der Papst Alexander II., welcher Chor-Herr von der Congregation St. Frigdian's zu Lucca gewesen war, Chor-Herren von dieser Congregation im Jahr 1061 kommen, um die Lateran-Kirche zu verbessern; und nachdem er im J. 1063 eine Kirchen-Versammlung zu Rom gehalten hatte, auf welcher man von der Verbesserung der Chor-Herren handelte, so unterwarf er die vom Lateran der Beobachtung desjenigen, was auf dieser Kirchen-Versammlung war verordnet wor-

worden; er erklärte auch diese Kirche für das Haupt vieler Chorherren-Häuser, die davon abhingen, und die insgesammt eine Congregation ausmachten, welche, von der Zeit an, den Nahmen der lateranischen Congregation annahm, und von des heil. Frigdian's von Lucca Congregation unterschieden war. Sie besaßen diese Kirche über 800 Jahr lang, von dem h. Leo I. an, bis auf Bonifacius VIII., welcher, nachdem er im J. 1294 auf den apostolischen Stuhl war erhoben worden, sie nöthigte, hinaus zu gehen, um weltliche Chor-Herren an ihre Stelle zu setzen. Nunmehr fing die lateranische Congregation an abzunehmen, und erlosch nicht lange darnach, da sie alle ihre Klöster verloren hatte, wovon einige waren weltlich gemacht, die andern aber, als das zu Grotto Ferrata, den Mönchen des h. Basilius gegeben worden. 150 Jahr darnach, wurden die regulirten Chor-Herren von dem Papste Eugen IV. in eben dieser Lateran-Kirche wieder niedergesetzt; und weil gedachter Papst auf die frigdionarische Congregation, oder der h. Maria von Frisonaria seine Augen warf, um aus derselben diese Chor-Herren zu nehmen, und verlangte, daß sie in Zukunft von Salvator im Lateran sollten genannt werden, so ist es nöthig, ihren Ursprung hier zu erzählen.

Die frigdionarische Congregation, oder der heil. Maria von Frisonaria, ist von der, bereits erwähnten, Congregation des heil. Frigdian's von Lucca unterschieden, ob sie gleich bloß wegen dieses Heiligen die frigdionarische genannt wurde. Denn man giebt vor, als er Bischof zu Lucca gewesen, so habe er 3 Meilen von dieser Stadt eine Kirche, unter dem Nahmen Unserer lieben Frau, erbauen lassen, welche mit der Zeit, wegen ihres Stifters Santa Maria Frigdionaria, und nach einer verderbten Aussprache Frisonaria genannt wurde. Diese Kirche ist stets von

Geist-

Geistlichen bestellt worden, welche gemeinschaftlich mit einander lebten, und nach der Zeit regulirte Chor-Herren wurden, als man alle die Geistlichen, die in Gemeinschaft lebten, zu der Entsagung alles Eigenthumes verbunden hatte. Sie machten sich durch ihr heiliges Leben preiswürdig; ihre Nachfolger im 14ten Jahrh. aber hatten sich sehr von ihrem Geiste entfernt. Kaum fand man bey ihnen noch Spuren von einer regulirten Zucht. Das Zeitliche wurde eben so schlecht verwaltet, als das Geistliche; und was noch von den Einkünften, die vordem sehr ansehnlich gewesen waren, übrig war, das reichte zum Unterhalt dreyer Religiosen, welche sich im J. 1382 daselbst befanden, nicht zu. Der Bischof von Lucca, welcher in eben diesem Jahre eine Untersuchung daselbst hielt, hatte, eine Verbesserung darin vorzunehmen, sich bemühet. Die Religiosen hatten mit darein gewilligt, und sogar vielmahls versucht, ein so gutes Vorhaben auszuführen. Sie konnten solches aber nicht glücklich ins Werk richten, sondern die häufigen Durchzüge der Kriegs-Völker, und die vielen Parteyen, welche das Kloster oftmahls geplündert, hatten sie vielmehr gezwungen, dasselbe zu verlassen, und in die Stadt zu flüchten. Weil sie bey ihrem Entschlusse beständig verharreten, so schickte ihnen Gott einen frommen Mann zu ihrem Beystande, welcher der Verbesserer der regulirten Chor-Herren in Italien gewesen war, und dem man den Titel eines Stifters der Congregation der h. Maria von Frisonaria gegeben hat. Er hieß Bartholomäus Colonna, und war von dem alten Geschlechte der Colonnen in Italien, welches wegen seines Adels, wegen der großen Männer, die es der Kirche und den Kriegs-Heeren gegeben hat, und wegen der ihm erblichen Würde eines Groß-Connetable des Königreiches Neapolis, so bekannt ist. Unter denen Klöstern, welche die Con-

gre-

gregation der heil. Maria von Frisonaria inne hatte, ist unstreitig dasjenige das preiswürdigste gewesen, welches mit der Kirche St. Salvator, die man insgemein St. Johann vom Lateran nennt, verbunden war, weil diese Kirche, oben erwähnter Maßen, die Mutter und das Haupt aller Kirchen in der Welt ist, die ihnen von dem Papste Eugenius IV. im J. 1442 war zugestanden worden. Dieser Papst mochte nun entweder von Natur eine Zuneigung gegen die regulirten Chor-Herren haben, weil er selbst einer von den Stiftern der Congregation der Chor-Herren St. Georg's in Algha gewesen war, oder es mochte auch, wie Penot sagt, diese Kirche aller ihrer Zierrathen beraubt, von ihren Dienern verlassen, und der Gottes-Dienst darin gänzlich vernachlässigt seyn, so war er doch kaum dem Papste Martin V. gefolget, als er regulirte Chor-Herren von der Congregation von Frisonaria kommen ließ, diese Kirche zu verbessern. Er konnte aber damahls seine Absicht nicht ausführen, weil die Colonnen, seines Vorfahren Anverwandte, einen Aufstand wider ihn erregeten, und er mit der Kirchen-Versammlung zu Basel Streitigkeiten hatte, welche einige Jahre dauerten, und ihm andere Dinge zu thun gaben. Ein anderer Aufstand der Römer, welche, auf Antrieb des Herzogs von Mailand, sich seiner Person bemächtigen wollten, nöthigte ihn, vielmehr auf seine Sicherheit, als auf die Verbesserung der Lateran-Kirche, zu denken. Er konnte kaum die Mündung der Tiber erreichen, um sich zu Ostia auf eine Galere zu setzen, mit der er zuerst nach Pisa kam, und von da nach Florenz gieng, wo er mit vielen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde, da unterdessen die Römer seine Habseligkeiten plünderten, und seinen Neffen und den Cardinal Gondelmaire gefangen nahmen.

Im

Im J. 1442 endlich, nachdem er die Kirchen-Versammlung zu Florenz glücklich geendigt hatte, welcher der Kaiser aus Konstantinopel, Johann Palæologus, sein Bruder Demetrius und der Patriarch gedachter Stadt, nebst vielen griechischen Bischöfen beywohnten, die sich sowohl als die Armenier und viele andere Schismatiker mit der römischen Kirche vereinigten, befahl er, da er noch zu Florenz war, den frisonarischen Chor-Herren, welche damahls ihr General-Capitel zu Ferrara hielten, sie sollten 32 von ihren Religiosen nach Rom schicken, um die Lateran-Kirche zu verbessern. Sie schickten aber nur 5, welche anfangs in dem dicht an dieser Kirche liegenden Pallaste wohnten; und als sie sich anschickten ein Kloster zu erbauen, so wurden sie insgesammt krank, und es starben gar einige. Dieses verursachete, daß die andern von ihrem Unternehmen abstanden, und wieder in die Convente ihrer Congregation zurückkehrten. Der Papst, welcher indessen bey seinem Vorsatze beharrete, schickte im folgenden Jahre Schreiben aus Siena, wo er damahls war, an ihr General-Capitel, und befahl darin den Obern, 30 Chor-Herren nebst einem Prior nach Rom zu schicken. Sie gehorchten diesem Befehle, und wurden wieder in eben dem Lateran-Pallaste aufgenommen, bis das Kloster fertig wäre. Die weltlichen Chor-Herren aber, welche diese Kirche bestelleten, und deren nur 12 an der Zahl waren, machten sich die Abwesenheit des Papstes, und das Fronleichnams-Fest, an welchem Tage man einen feyerlichen Umgang hält, der alle Bauern umher nach Rom zieht, zu nutze. Sie nahmen einen Trupp von diesen Bauern und einige Uebelgesinnte aus dem Volke zu sich, und griffen die Religiosen in dem lateranischen Pallaste an, als sie am wenigsten daran dachten, und nach ihrem Mittags-Mahle Gott eben Dank sagten. Sie brachen die Thüren auf, zwangen einige, zum Fenster her-

herunter zu springen; andere griffen sie, und thaten ihnen allerley Schmach an. Alle ihre Geräthe gaben sie diesem Pöbel preis; und es würden sogar einige seyn getödtet worden, wenn nicht die Conservatores des römischen Volkes ihnen zu Hülfe geeilet wären, sie aus den Händen des Pöbels gerissen und in den Vatican geführt hätten, wo sie so lange blieben, bis dieser Auflauf gestillet war, und sie sicher nach ihren Conventen zurück kehren konnten.

Als diese Nachricht dem Papste, welcher sich noch in Siena aufhielt, gebracht wurde, ward er sehr zornig darüber; er verschob die Bestrafung der Uebelthäter bis zu seiner Rückkunft, er beschleunigte sogar seine Abreise dieserwegen; und als er zu Ende des Septembers im J. 1443 zu Rom angekommen war, befahl er diesen Religiosen zum dritten Mahl wieder, 30 Chor-Herren nebst einem Prior nach Rom zu schicken. Sie sahen diesen Befehl ungern, und hatten sich eingebildet, es würde der Papst nach so vielen Schwierigkeiten von seinem Vorsatze vielleicht abstehen. Damit sie ihm aber doch gehorchten, machten sie im folgenden Jahre in ihrem General-Capitel, welches sie jährlich zu halten pflegten, eine Familie von 30 Religiosen aus, die sie für St. Johann vom Lateran bestimmten. Sie gaben ihnen Dom Nicolas von Bologna zum Prior, und sollten sie sich auf den ersten Befehl, den sie von dem Papste erhalten würden, auf den Weg machen. Indessen schickten sie doch erstlich allein den Prior nebst zwey Religiosen an ihn, um ihm demüthigste Vorstellungen zu thun, wie es nicht in ihrem Vermögen stände, alle die Beschwerlichkeiten übersteigen zu können, die sich bey Ausführung des Vorsatzes, den er gefaßt hätte, fänden, und ihn zu bitten, daß er davon abstehen möchte. Der Papst nahm diese Vorstellungen sehr übel, und wollte die Abgeordneten über einen Monath lang

nicht

nicht vor sich lassen. Da er indessen durch ihre Freunde, die für sie geredet hatten, war erweicht worden, ließ er sie kommen, und bezeigte ihnen viele Zärtlichkeit, als er vernahm, daß die Familie für die Lateran-Kirche in ihrem Capitel wäre bestimmt worden, und daß bloß die Gefahr, der sie im vorigen Jahre wären ausgesetzt gewesen, ihnen eine Furcht eingejagt, und sie abgehalten hätte, zu kommen.

Unter der Zeit bemüheten sich die weltlichen Chor-Herren, unter der Hand, das Volk aufzuwiegeln, indem sie ihm beybrachten, es wollte dieser Papst die Römer aus St. Johann vom Lateran verjagen, und an ihre Stelle fremde einsetzen, welche keine andere Absicht hätten, als die Häupter der heiligen Apostel wegzuführen, die man in dieser Kirche verwahrte. Als der Papst solches erfuhr, ließ er sie vor sich kommen, und brauchte alle gelinde Mittel, diese Gemüther zu befriedigen, welche wider die regulirten Chor-Herren so sehr aufgebracht waren; und da er sahe, daß die Schmeicheleyen und Versprechungen, die er ihnen machte, nichts halfen, hielt er mit den Cardinälen ein Consistorium, denen er vortrug, daß er den Vorsatz hätte, die Kirche zu St. Johann vom Lateran zu verbessern, und regulirte Chor-Herren an die Stelle der weltlichen, welche ihre Pflicht schlecht beobachteten, hinein zu setzen. Einige unter ihnen waren nicht dieser Meinung; der größte Theil aber billigte den Eifer des Papstes, und willigte ein, daß er zwey Cardinäle ernannte, eine Untersuchung bey dieser Kirche anzustellen. Diese waren Thomas, Bischof zu Bologna, welcher ihm unter dem Nahmen Nicolas V. folgte, und Peter Barbo, ein Venetianer, welcher dem Papste Pius II., unter dem Nahmen Paul II. folgte.

Da diese Cardinäle mehr Unordnung unter den weltlichen Chor-Herren fanden, als man sich ein-

gebildet hatte, hielten sie solche für gänzlich unwürdig, diese Kirche, welche die Mutter aller andern ist, inne zu haben. Und da diese Chor-Herren nichts zu ihrer Rechtfertigung vorbringen konnten, als sie vor dem Papste erschienen, so legten sie freywillig alle ihre Pfründen in seine Hände nieder. Der Papst ließ sogleich eine Bulle ausfertigen, wodurch sie den regulirten Chor-Herren die Haupt Kirche zu St. Johann vom Lateran nebst allen Canonicaten, Pfründen, Capellen, zeitlichen und weltlichen Gütern und Rechten, die dazu gehörten, zustanden. Er machte auch durch eben diese Bulle, welche vom Jänner 1443 ist, alle Chor-Herren der frigdionarischen Congregation, oder der Congregation der h. Maria von Frisonaria, zu Chor-Herren von St. Salvator im Lateran, und wollte, daß sie künftig den Nahmen davon führen sollten. Im folgenden Jahre ertheilte er ihnen noch eine andere Bulle, wodurch er ihnen den Titel der Chor-Herren von St. Salvator im Lateran bestätigte, und sie, ihren alten Privilegien und Rechten zu Folge, die er hatte untersuchen lassen, für ursprünglich aus dieser Kirche hergekommene Chor-Herren erklärte.

Die regulirten Chor-Herren blieben nicht lange ruhige Besitzer dieser Kirche; denn 2 Jahr darnach, da der Papst Eugenius gestorben war, wollten sich die weltlichen Chor-Herren den erledigten päpstlichen Stuhl zu nutze machen, und thaten sich zusammen, um sie zu verjagen. Die Cardinäle, welche sich vor denen Folgen, welche dieser Handel während des Conclave haben könnte, fürchteten, besänftigten sie durch das Versprechen, sie sollten sogleich wieder eingesetzt werden, wenn sie der Kirche nur erst ein Oberhaupt gegeben hätten. Die Wahl fiel im J. 1447 auf Nicolas V, welcher, auf Anhalten der Cardinäle, sie nebst den regulirten Chor-Herren wieder in den Besitz dieser Kirche setzte, doch unter der Bedingung,

sie

sie sollten sich nicht in dieser ihre Sachen mischen, und nicht nebst ihnen im Chore seyn. Es war aber unmöglich, daß Gemüther, die gegen einander so verbittert waren, lange Zeit in gutem Vernehmen und in einer vollkommenen Einigkeit zusammen leben konnten. Die Streitigkeiten, die sie täglich mit einander hatten, nöthigten diesen Papst endlich, den weltlichen Chor-Herren andere Pfründen zu geben. Einige von ihnen wurden sogar zu Bischöfen gemacht, und es blieb nur, zur Verwahrung der Heiligthümer, einer mit 4 Pfründnern da, denen man jährliche Einkünfte anwies.

Die Sachen blieben nicht lange in diesem Stande. Denn da Nicolaus V. im J. 1455 gestorben, und Alphonsus Borgia, ein Spanier von Geburt, ihm unter dem Nahmen Calixtus III. gefolget war, wollte er sich anfänglich, weil er ein Fremder war, die Freundschaft der Römer dadurch erwerben, daß er die regulirten Chor-Herren in ihre Klöster zurück schickte, die weltlichen Chor-Herren wieder einsetzte, und alles dasjenige, was Eugenius IV. gemacht hatte, aufhob. Dem ungeachtet verneuerte sich ihre Hoffnung doch wieder im J. 1464, als sie sahen, daß nach des Papstes Pius II. Tode, welcher dem Papste Calixtus III. gefolget war, die Cardinäle den Peter Barbo zum Papste erwählt hatten, welcher sich Paul II. nannte. Weil er einer von denen Commissarien gewesen war, die der Papst Eugenius IV. ernannt hatte, eine Untersuchung bey der Lateran-Kirche anzustellen, und von der weltlichen Chor-Herren Verabsäumung des Gottesdienstes ein Zeuge gewesen war, so gab er auch wirklich, im Anfange seiner päpstlichen Regierung, diese Kirche den regulirten Chor-Herren wieder, und befahl ihrem Generale, 30 Religiosen nach Rom zu schicken. Als solche daselbst angekommen waren, und vermuthlich glaubten, daß sie nicht mehr aus der La-

teran-Kirche ausziehen sollten, so wollten sie, daß ganz Rom von ihrer Besitznehmung Zeuge wäre. Denn sie zogen in Procession, in Begleitung der vornehmsten päpstlichen Bedienten und im Gefolge einer großen Menge Volkes ein, welches auch 7 Jahr darnach von ihrem Auszuge Zeuge war, als sie durch die Gewaltthätigkeit der weltlichen Chor-Herren dazu gezwungen wurden, welche im Jahr 1471 unmittelbar nach dem Absterben des Papstes Paul II., mit Gewalt nebst einer großen Anzahl bewaffneter Leute in ihr Kloster gedrungen waren, sie zum lezten Mahl daraus verjagten, alle ihre Habseligkeiten plünderten, und sich aller ihrer Papiere bemächtigten. Sie überreichten dem Papste Sixtus IV., Paul's II. Nachfolger, viele Bitt-Schreiben, um Gerechtigkeit von ihm wegen dieser Gewaltthätigkeiten zu erlangen, und in St. Johann vom Lateran wieder eingesetzt zu werden; es war aber vergebens, denn der Papst war seines Lebens selbst nicht sicher, wenn er nach demjenigen urtheilte, was ihm begegnet war, als er von eben dieser Kirche, welche der Sitz der Päpste, als Bischöfe von Rom, ist, Besitz nehmen wollte. Er gerieth dabey in Lebens-Gefahr, und dachte nicht anders, als er würde von einigen Römern gesteiniget werden, welche von seiner Wache zu Pferde verfolget wurden, mit denen sie in Streit gerathen waren. Er gab also diesen regulirten Chor-Herren nur eine Bulle vom May 1472, wodurch er ihnen den Titel der regulirten Chor-Herren von St. Salvator im Lateran nebst denen Privilegien bestätigte, die ihnen von seinen Vorfahren waren bewilliget worden, als sie sich noch im Besitze dieser Kirche befanden, und wollte, sie sollten dieselben eben so genießen, als ob sie noch zu diesem Capitel gehörten. Er bewilligte ihnen noch eine andere v. 1480, wodurch er viele Klöster zu Abteyen machte, welche diesen Titel verloren hatten, da sie die

Ver-

Verbesserung annahmen, von welcher ich geredet habe; und im J. 1483, da er ganz Italien in Frieden sahe, ließ er mitten in Rom eine Kirche, unter dem Nahmen Unserer lieben Frau des Friedens, bauen, wie er es angelobet hatte. Er ließ ein Bild der heil. Jungfrau hinein setzen, welches viel Blut von sich gegeben hatte, da es von einem gottlosen Soldaten, welcher sein Geld verspielt hatte, sehr war geschlagen worden; und gab diese Kirche den regulirten Chor-Herren, welche bis izt darin geblieben sind. Der Cardinal Olivier Caraffa ließ ihnen ein Kloster bauen, und hinterließ ihnen durch ein Testament seine Bibliothek nebst einem Lust-Hause ausserhalb Rom. Diese Kirche des Friedens ist izt ein Cardinals-Titel, und der Papst Alexander VII, welcher sie unter seiner Regierung hatte ausbessern lassen, ließ vorn auf der einen Seite sein Bildniß mit diesen Worten aus dem 71sten Psalme setzen: ORIETUR IN DIEBUS EIUS JUSTITIA ET ABUNDANTIA PACIS. Weil es aber diesem Papste nicht an Feinden fehlte, so ließ man den Pasquin reden; man setzte vorn noch ein *M* hinzu, und machte aus dem *C* in *PACIS* ein *N*, so daß man darauf las: MORIETUR IN DIEBUS EIUS JUSTITIA ET ABUNDANTIA PANIS.

Was die weltlichen Chor-Herren anbetrifft, so sind sie von der Zeit an stets ruhige Besitzer der Haupt-Kirche St. Johannis im Lateran geblieben, welche seit vielen Jahrhunderten unter dem Schutze der Könige in Frankreich steht, die sie mit vielen Geschenken bereichert haben; und Heinrich IV., welcher seine Vorgänger darin übertraf, hat diesen Chor-Herren die Abtey Clerac in Languedoc gegeben, welche, zur Bezeugung ihrer Erkenntlichkeit gegen ihren Wohlthäter, ihm eine prächtige Bild-Säule von Erz unter dem Gange dieser Kirche haben errichten lassen; und alle Jahr d. 13 Dec., am Feste der heil. Luciä,

lassen sie eine Messe für den König und das Königreich Frankreich mit einer prächtigen Musik singen, welcher der französische Gesandte und die französisch gesinnten Cardinäle und Prälaten beywohnen.

Die regulirten Chor-Herren haben dem ungeachtet nicht unterlassen, einige Versuche zu thun, um wieder hinein zu kommen. Penot giebt vor, der Papst Pius IV. hätte sie in diese Kirche wieder einsetzen wollen; die Bullen dazu wären schon entworfen gewesen, der Tod aber hätte ihn verhindert, seinen Vorsatz auszuführen. Er hatte auch 16 von ihren Priorenen zu Abteyen gemacht, wovon die Urkunden aber nicht vor seinem Tode konnten ausgefertiget werden, sondern erst unter der Regierung seines Nachfolgers, Pius V., erschienen. Unter dem Papste Pius IV., im J. 1564 gewannen sie auch den Proceß, den sie mit den Mönchen von Monte Cassino hatten; und zur Erkenntlichkeit für die von diesem Papste erhaltenen Wohlthaten, verordneten sie in einem General-Capitel, man sollte jährlich in allen Klöstern der Congregation seinen Jahrs-Tag begehen.

Diese regulirten Chor-Herren hatten ehemahls 45 Abteyen, 56 Priorenen, 21 Propsteyen und 2 Erz-Priesterschaften, ausser den Chorfrauen-Klöstern, die unter ihnen standen. Sie sind Herren von den tremitischen Inseln in dem adriatischen Meere und unter dem neapolitanischen Gebiethe. In der vornehmsten von diesen Inseln, Santa Maria di Tremiti genannt, haben sie ein schönes Kloster nebst einer Kirche, welche Unserer lieben Frau gewidmet ist. Es gehen viele Personen aus Andacht dahin, weil häufige Wunderwerke daselbst geschehen. Es darf kein Schiff-Hauptmann vorbey segeln, ohne die heil. Jungfrau mit 3 Stück-Schüssen zu begrüßen. Diese Kirche und das Kloster haben sehr gute Mauern, und sehen wie eine Festung aus. Die zweyte von

die-

diesen Inseln heißt San Domino, und die dritte Caprara.

Es sind aus dieser Congregation einige Cardinäle gekommen, und sie hat der Kirche Erz-Bischöfe gegeben. Bartholomäus Colonna, welcher für den Vater und Verbesserer dieser Congregation erkannt wird, hat durch seine Heiligkeit den Titel eines Seligen erhalten, so wie Leo von Caratta, und Martin von Bergamo, die aus der Zahl dieser verbesserten Chor-Herren waren.

Die Chor-Herren von dieser Congregation von Lateran fasten die Advent-Zeit über und alle Freytage des Jahres, ausgenommen in der Oster-Zeit. Sie enthalten sich des Fleisch-Essens alle Mittwochen; und von dem Kreuzerhöhungs-Feste an, bis Ostern, fasten sie auch des Montags, des Mittwochs, und des Sonnabends; es ist aber dem Superior erlaubt, des Abends noch etwas bey dem Brode und Weine zu geben. Sie thun das vierte Gelübde, daß sie ohne Erlaubniß des General-Capitels keine Pfründe annehmen wollen (*). Ihre Kleidung besteht aus ei-

(*) Die Formel ihres Gelübdes lautet also: Anno Domini N. die N. mensis N. Ego Dominus N. in saeculo vocatus N. filius N. voveo, confiteor et promitto Deo, B. Mariae Virgini et B. Augustino, et tibi Patri Domno N. Abbati (s. Priori) eius Monasterii sancti N. Ordinis Canonicorum regularium S. Augustini Congregationis Salvatoris Lateranensis recipienti nomine et vice reverendissimi Patris N. eiusdem Congregationis Abbatis Generalis, ac successorum eius Canonica intrantium, obedientiam, castitatem et vivere in communi sine proprio, usque ad mortem, secundum Regulam sancti Augustini et quod nunquam absque licentia Capituli generalis dictae congregationis vel eius autoritate fungentis, aliquod cum cura, vel sine cura beneficium acceptabo, intus, vel extra Ordinem nostrum renuntiando omnibus iuribus, privilegiis et consuetudinibus, vel quomodolibet competituris. Ego Dominus N. supra dictus manu propria scripsi, et ore proprio pronunciavi.

nem Leib-Rocke von weißer Serge, und einem sehr gefältelten Rochette darüber, und einer viereckigen Mütze, wenn sie im Hause sind. Sie nehmen noch einen Ueberhang über das Rochett, ohne Kotze, wenn sie zu Chore gehen, sowohl des Winters, als Sommers; und wenn sie ausgehen, so tragen sie einen schwarzen Mantel, nach Art der Kirchen-Diener.

Fig. 3913 α), ist ein regulirter Chor-Herr von der lateranischen Congregation, in ordentlicher Kleidung; und Fig. 3913 β), eben Derselbe, in der Stadt-Kleidung.

Ihr Wapen ist ein blauer Schild mit dem Bilde der heil. Jungfrau, welche das Kind Jesus auf den Armen hat; zu ihrer Rechten steht St. Johann der Evangelist, und zur Linken der heil. Augustin; zu ihren Füßen ein schwarzer Adler, und über ihrem Haupte das heilige Gesicht unsers Herrn. Der Schild ist mit einer Mütze und einem Stabe geziert, deren sich die Aebte dieser Congregation bedienen, welche an Ceremonien-Tagen Pontifical-Kleider anziehen.

Einige Schriftsteller haben vorgegeben, die regulirten Chor-Herren aus der Abtey St. Michael bey Pisa, welche auch von der lateranischen Congregation sind, wären seit 1590 unbeschuhet, da sie eine besondere Verbesserung in dieser Abtey einführten; allein, sie sind unrecht berichtet. Es ist wahr, daß diese Chor-Herren bey einer öffentlichen Trübsal einen Umgang gehalten haben, bey welchem sie barfuß giengen; sie haben aber deswegen keine andere Verbesserung in dieser Abtey eingeführt, als der Chor-Herren vom Lateran ihre, mit denen sie im J. 1463 vereiniget wurden; und sie haben eben die Observanzen, als die andern von der lateranischen Congregation.

Ordinationes s. Constitutiones Congregationis Lateranensis, alias S. M. de Frisonaria. Luccæ, 1560, 4.

Regu-

Regula et Constitutiones Canonicorum Regularium Congregationis S. Salvatoris Lateranensis. Romae, 1592. 4.
Constitutiones Canonicorum Regularium Congregationis S. Salvatoris Lateranensis. Romae, 1619, 4.
Sacri Apostolici Ordinis Clericorum Canonicorum Regularium S. Salvatoris Lateranensis Frigdionarii XII. Reformatores, a *Celso Rosino*. Caesenae 1652, 4.
Eiusd. Liceum Lateranense illustrium Scriptorum sacri Apostolici Ordinis Clericorum Canonicorum Regularium S. Salvatoris Lateranensis Elogia. Caesenae, 1652, f. 2 Bände.
Indulta et Privilegia Pontificia Ordini Canonicorum Regularium Lateranens. Regularis observantiae concessa. Mediol. 1686, 4.

Von der Congregation der heil. Maria im adriatischen Hafen, von Cella Volano, von Mortara, von Crescenzago, und St. Frigdians von Lucca, welche mit der von St. Salvator im Lateran vereinigt sind. Die Chor-Herren von der h. Maria von Frisonaria hatten, wie ich bereits oben erwähnt habe, nachdem sie waren verbessert worden, sich eine so große Hochachtung erworben, daß man sie nicht allein nach vielen Orten rief, um daselbst neue Stifte anzulegen, sondern daß auch viele alte Klöster ihre Verbesserung annehmen wollten. Das zu St. Maria im adriatischen Hafen, war unter dieser Zahl. Es war deswegen so genannt worden, weil man es am Ufer des adriatischen Meeres, bey Ravenna, erbauet, und die Kirche der heil. Jungfrau Maria geweihet hatte. Hieron. von Rubeis sagt, in seiner Geschichte von Ravenna, es wäre Peter von Honestis, mit dem Zunahmen von Ravenna, seinem Geburts-Orte, der Stifter davon gewesen; er hätte, da er Schiffbruch gelitten, und in Gefahr gestanden, umzukommen, ein Gelübde gethan, eine Kirche zu Ehren der h. Jungfrau bauen zu lassen, wenn er dieser Gefahr entgienge; und dieses Gelübde auszuführen, hätte er den Grund zu diesem Kloster gelegt, welches mit der Zeit das Haupt von

einer

einer Congregation oder Samenung regulirter Chor-Herren geworden ist. Denn nachdem Peter v. Honestis viele Geistliche versammelt hatte, mit denen er in diesem Kloster gemeinschaftlich lebte, schrieb er ihnen Regeln oder Satzungen vor, welche von dem Papste Paschalis II. gebilliget wurden; man fand sie so gut, daß viele Klöster, welche nach der Zeit errichtet wurden, sie beobachten wollten, und einige unterwarfen sich dem im adriatischen Hafen, welches sie für ihr Haupt erkannten. Nachdem gedachter Abt das Kloster einige Jahre lang regiert hatte, starb er d. 29 Jul. 1119 daselbst. Dieses Kloster wurde nachher als eine Commhurey dem Cardinale des Titels der heil. Potentiana, Angelus, gegeben, welchen der Papst Gregor XII., wegen seiner schlechten Sitten, dieser Würde beraubte. Es wurde fast gänzlich zerstöret und zu Grunde gerichtet, und seine Güter verkauft und durchgebracht: dieses verursachte, daß die Congregation der h. Maria im Hafen, welche aus 8 Klöstern bestand, da sie sich ohne Oberhaupt sahe, sich von einander trennte. Indessen nöthigte doch Obizo Polentani, Herr von Ravenna, gedachten Cardinal, dieses Kloster wieder in die Hände des Papstes zu geben, welcher, nachdem der Cardinal Angelus das Kloster aufgegeben hatte, solches dem regulirten Chor-Herrn Peter Mini de Bagna Cavallo gab, damit er daselbst die ordentliche Observanz wieder herstellte, die Gerechtsamen desselben erhielte, und die Güter, die demselben unrechtmäßiger Weise entzogen waren, wieder erlangen könnte. Er führte dasjenige aber nicht aus, was er dem Papste versprochen hatte, und die Anzahl der Religiosen dieses Klosters bestand nur aus dem einzigen Prior und seinem Gefährten, als eben der Obizo Polentani und die Bürger von Ravenna ihn beredeten, die Chor-Herren von St. Maria von Frisonaria kommen zu lassen, denen er im Jahr

1420

1420 dieses Kloster abtrat. Diese Abtretung wurde in eben dem Jahre von dem Papste Martin V. bestätigt. welcher ihnen die Klöster St. Bartholomäi bey Mantua, der h. Margaretha zu Ferrara, der h. Maria de la Stradella bey Faenza, und des h. Augustin's zu Forly, wieder gab, welche der Congregation der h. Maria im Hafen zugehört hatten. Im Jahr 1432 aber, da der Krieg, welchen der Papst Eugen IV. mit den Venetianern führte, die regulirten Chor-Herren genöthigt hatte, das Kloster zu St. Maria im Hafen zu verlassen, gab es der Papst seinem Neffen Lorenz, Patriarchen zu Antiochien, als eine Comthurey, und die regulirten Chor-Herren kamen erst nach dem Tode dieses Prälaten wieder dahin, welcher es nur 2 Jahr lang besaß. Weil dieses Kloster im freyen Felde allein, 3 Meilen von Ravenna lag, und durch den Krieg oftmahls war zerstöret worden, so verlegten es die regulirten Chor-Herren im J. 1563 in die Stadt. Der P. Sylvan Moroceni, welcher Prior darin war, ließ in diesem Jahre den Grund zu einer prächtigen Kirche und einem Kloster legen, welche durch die Freygebigkeit und Almosen der Bürger von Ravenna sehr berühmt geworden ist. Der P. Philipp Bonanni hat, in seinem Verzeichn. der geistl. Ordens-Personen, die Kleidung von einem ehemahligen Chor-Herrn aus der Congregation der heil. Maria am adriatischen Hafen gegeben, so wie sie auf einigen Gemählden zu Ravenna vorgestellt wird, und hier in Figur 3913 γ) zu sehen ist; diese Kleidung bestand in einem weißen Rocke, einem leinenen Röckchen oder Rocchette darüber, nebst einem schwarzen Mantel, und zur Bedeckung des Hauptes hatten sie ein Almutium (Aumuce, Kotze,) von grauer Serge.

Die zweyte Congregation, welche mit der Samenung der h. Maria von Frisonaria vereinigt wurde, war wegen der kleinen Anzahl Klöster, die sie besessen

hat,

hat, nicht beträgtlich, und man weis nicht einmahl das Jahr ihrer Stiftung. Sie wurde St. Jacob von Cella Volano, genannt, weil ihr erstes Kloster unter dem Titel St. Jacob, an einem Orte, Nahmens Cella Volano gebauet war, welches mitten in einem Walde lag, und mit einem Moraste umgeben war, der die Luft sehr ungesund machte, und den Religiosen häufige Krankheiten verursachete, welche sie nöthigten ihn zu verlassen. Dem ungeachtet war doch ein gottseliger Mann, Nahmens Blasius von Noveli, als Prior daselbst geblieben, und weil er wünschte, die regulirten Beobachtungen der Pflichten daselbst festzusetzen, so fand er kein anderes Mittel, als daß er solches den regulirten Chor-Herren der h. Maria von Frisonaria abtrat. Dieses geschahe im J. 1424, und wurde von dem Cardinale Gabriel Gondelmaire, Legaten zu Bologna, bestätigt. Da die frisonarischen Chor-Herren wegen der ungesunden Luft nicht länger daselbst bleiben konnten, so verlegten sie es mit seinen Einkünften in ein Siechen-Haus in einer von den ferrarischen Vorstädten, welches ihnen der Herzog von Ferrara, Nicolas, mit Einwilligung des Papstes Martin V., gab. Im J. 1505 wurde es abgebrochen, als man die Stadt vergrößern und befestigen wollte, und man verlegte es in die Stadt, wo man eine Kirche zu Ehren des h. Johannes des Täufers erbauete, welche von dem Papste Pius V. im J. 1596 zu einer Abtey erhoben wurde. Eugenius IV. gab ihm auch, im J. 1442, oder 1447, das Kloster des h. Lorenz zu Ravenna, welches ebenfalls ein Glied von dieser Congregation gewesen war, und welches mit seinem Haupte einerley Schicksal hatte, indem es gleichfalls abgebrochen wurde, als man diese Stadt befestigte. Die Kleidung dieser Chor-Herren von Cella Volano war, sowohl der Gestalt als Farbe nach, von derjenigen, welche die Chor-Herren von Frisonaria

naria trugen, nicht unterschieden, wie aus den Vereinigungs-Urkunden erhellt: man findet aber nicht, was für Farbe diese Kleidung gehabt hat.

Als die Chor-Herren der h. Maria von Frisonaria im J. 1445 den Titel der regulirten Chor-Herren von St. Salvator im Lateran angenommen hatten, sahe sich ihre Congregation einige Jahre hernach durch die Congregation von Mortara vermehrt, welche mit ihr vereinigt wurde. Sie hatte den Nahmen von ihrem ersten Kloster angenommen, welches in Mortara, einem Flecken bey Pavia, lag. Dieser Ort war ehemahls, wegen der Gehölze und Waldungen, die ihn umgaben, und wovon er den Nahmen Schönwald bekommen hatte, sehr angenehm. Nachdem aber der Kaiser, Karl der Große, den König der Longobarden Desiderius überwunden hatte, welcher an diesem Orte sein Königreich und seine Freyheit verlor, so hat er nur den Nahmen Mortara behalten. Ein frommer aus diesem Orte gebürtiger Mann, der sehr reich war, Nahmens Adam, dem die Geschichtschreiber den Titel eines Geistlichen beylegen, ließ im J. 1180 auf seinen Gütern eine prächtige Kirche unter dem Nahmen zum heil. Kreuze bauen, die er anfänglich den Mönchen gab, welche dieselben nur 3 Jahr besaßen, nach welchen die regulirten Chor-Herren sie einnahmen. Sie wurden von Dom Gandulf von Barlasco regiert, welcher einige Zeit darnach starb, und Dom Ayrald zum Nachfolger hatte, welcher hernach Erz-Bischof zu Genua ward. Unter seiner Regierung nahm diese Congregation zu, und war so ansehnlich, daß sie 42 Klöster und viele Pfarren besaß. Die Benedictiner hatten seit dem Anfange des 8ten Jahrh. die Kirche zu St. Peter im goldenen Himmel zu Pavia besessen, da Luitprand, König der Longobarden, den Leichnam des heil. Kirchen-Lehrers Augustin hatte hinein legen lassen. Nachdem sie

aber

aber im 13ten Jahrh. einer Verbesserung bedurft hatte, nahm ihnen der Papst Honorius III. im J. 1222, diese Kirche. Er gab sie den regulirten Chor-Herren von der Congregation von Mortara; und weil der Leichnam des h. Augustin's darin lag, so wollte er, daß künftighin dieses Kloster das Haupt ihrer Congregation seyn, und man die General-Capitel daselbst halten sollte. Die regulirten Chor-Herren, welche zu Mortara geblieben waren, wollten ungern darein willigen, daß das Kloster zu St. Peter im goldenen Himmel zum Haupte ihrer Congregation gemacht würde; sie wollten dieses Recht des Vorzuges nach dem Tode des Papstes Honorius behalten. Der Papst Gregorius IX. aber geboth ihnen, im J. 1228, dem Abte zum h. Peter im g. H. als ihrem Haupte zu gehorchen; und auf die Klagen, welche die zu Mortara beständig führten, verordnete er im J. 1238, es sollten die General-Capitel wechselweise zu Mortara und Pavia gehalten werden. Indessen hat es doch das Ansehen, daß die zu Mortara noch nicht zufrieden gewesen seyn, und daß mit der Zeit die Klöster, welche zu der Congregation von Mortara gehörten, der Gerichtbarkeit des Abtes zu St. P. i. g. H. zu Pavia nicht mehr unterworfen gewesen seyn, sondern das Kloster zu Mortara für ihr Haupt erkannt haben; denn als die Chor-Herren vom Lateran Besitz davon nahmen, und man ihnen im J. 1451 alle Klöster, welche dazu gehörten, bewilliget hatte, war das Kloster zu St. Pet. i. gold. H. nicht mit darunter begriffen, und sie wurden erst im J. 1583 Herren davon, als sie von dem Cardinale Raphael Riaire dahin waren berufen worden, um es zu verbessern. Das Kloster zu Mortara hatte mit vielen andern, welche in eine allzugroße Freyheit gefallen waren, einerley Schicksal gehabt, und die Kriege, welche das Mailändische viele Jahre lang beunruhigten, thäten ihm,

sowohl

sowohl im Geistlichen als Weltlichen, viel Schaden. Um das J. 1448 erhielt der P. Raphael Salviati von Calabrien, ein Dominicaner, vermittelst seines Bruders, welcher Ludwig's von San Severino, Herren zu Mortara, Secretair war, auf Empfehlung dieses Herrn, von dem Papste die Propstey zu Mortara, und nahm die Kleidung eines regulirten Chor-Herrn an. Er machte sich das Ansehen seines Bruders zu nutze, und trat in den Genuß vieler Güter, welche diesem Kloster zugehört hatten, und von Weltleuten waren an sie gebracht worden. Er ließ darauf den 10 Apr. eb. dess. J. zu Tortana ein General-Capitel halten, um einige Verbesserung in den dazu gehörigen Klöstern einzuführen. Allein, da Ludwig von San Severino unter der Zeit gestorben war, und Franz Sforzia sich Mortara durch die Gewalt der Waffen bemächtigt hatte, so stand der P. Salviati wegen seiner eigenen Person in Furcht, da er sahe, daß die Einwohner seinen Bruder aus der Stadt gejaget hatten. Er begab sich nach Genua in ein Kloster des h. Theodor's, welches von dieser Congregation abhieng. Die Begierde, die er hatte, wieder in sein Land und in seinen ersten Orden zurück zu kehren, nebst der Furcht, es möchte die Propstey zu Mortara zu einer Commende werden, wie solches die damahlige Gewohnheit war, machte, daß er mit den regulirten Chor-Herren vom Lateran Unterhandlung pflog, das Kloster zu Mortara vermittelst eines Jahr-Geldes von 100 Ducaten, mit ihrer Congregation zu vereinigen; welches von dem Papste Nicolaß V. durch seine Briefe v. 13 Feb. 1449 gebilliget wurde. Dieser Papst fertigte d. 26 Jul. 1451 noch andere aus, wodurch er ihnen alle Klöster, welche zu dieser Congregation gehörten, bewilligte. Dieses aber hat doch nicht verhindert, daß es nicht einige gegeben hat, welche zu einigen andern Orden übergegangen sind.

Die Congregation von Crescenzago, welche wegen ihres ersten Klosters, das in dem Flecken dieses Nahmens, 3 Meilen von Mailand lag, so genannt wurde, ist ehemahls ansehnlich gewesen. Dieses Kloster war im J. 1140 erbauet, und die Kirche, unter dem Nahmen der heil. Jungfrau gewidmet. Der erste Prior war ein edler Mailänder, Nahmens Otto von Morbi, unter dessen und seiner Nachfolger Regierung die regulirte Zucht so wohl beobachtet wurde, daß dieses Kloster das Haupt von vielen andern ward, die sich mit ihm vereinigten, und eine Congregation ausmachten, welche ihre besondern Satzungen hatte. Die Superioren kamen alle Jahre in einem General-Capitel zusammen, welches in dem Kloster zu Crescenzago gehalten wurde, dessen Einkünfte sich über 15000 Thaler beliefen. Dieses Kloster hatte nur den Titel einer Propstey, und der Cardinal von San Severino besaß es als eine Commende, als er im J. 1502 mit den Chor-Herren vom Lateran Unterhandlung pflog, ihre Verbesserung daselbst einzuführen, indem damahls nur ein einziger Chor-Herr in diesem Kloster war. Er überließ ihnen aber nicht die Einkünfte, die er für sich, und für die eingepfründeten Prioren, die ihm folgen würden, behielt, welches auch 3 Jahr zuvor Anton von Stangi, apostolischer Protonotarius gethan hatte, da er ihnen ebenfalls das Kloster zu St. Georg von Brimate abgetreten hatte, welches ein Glied von dieser Congregation gewesen war, aus welcher zwey Cardinäle, nähmlich Thomas und Albin, wie auch viele Bischöfe, gekommen sind.

Die Congregation von Frigdian in Lucca, welche ehemals unter der Regierung des Papstes Alexander II. gedient hatte, die Kirche St. Salvator's im Lateran zu verbessern, hatte endlich im 16ten Jahrh. selbst eine Verbesserung nöthig, und unterwarf sich der vom

Late-

Laterań. Sie hatte den Nahmen des heil. Frigdian's, Bischofes zu Lucca, angenommen, welcher im J. 566 eine Kirche den heiligen Diakonen, Stephan, Lorenz und Vincenz zu Ehren in dieser Stadt bauen ließ. Er setzte Geistliche hinein, mit denen er, wie man vorgiebt, bis an seinen Tod in Gemeinschaft gelebt hat. Nachdem er nun in dieser Kirche war begraben worden, waren die beständigen Wunderwerke, die auf seinem Grabe geschahen, Ursache, daß man dieser Kirche den Nahmen ihres Stifters gab, den sie bis izt behalten hat. Diese Congregation aber, welche auch von ihm den Nahmen führte, hat nur erst unter des Papstes Alexander II. Regierung angefangen; denn dieser Papst, der ebenfalls Bischof zu Lucca gewesen war, und die Frömmigkeit der Chor-Herren dieser Kirche kannte, ließ einige davon nach Rom kommen, um die Kirche im Laterań und die zum h. Kreuze von Jerusalem zu verbessern. Die Laterań-Kirche war keines von den Gliedern dieser Congregation; der Papst wollte, sie sollte dem h. Stuhle unmittelbar unterworfen seyn; sie ward das Haupt von einer andern Congregation, welche ausging, als man sie nöthigte, diese Kirche zu verlassen, wie oben gemeldet worden ist. Die Kirche zum heil. Kreuze von Jerusalem in Rom war also die erste, welche mit der Congregation von St. Frigdian in Lucca, nebst dem Kloster der heil. Maria der Neuen, welches ebenfalls in dem Bezirke von Rom lag, und 12 andern Conventualen-Klöstern vereiniget wurde, ohne eine große Anzahl Prioreyen und Pfarren zu rechnen. Als aber im Jahr 1507 der Prior von St. Frigdian in Lucca und seine Religiosen sahen, daß ihre Congregation täglich abnahm, und die meisten von ihren Klöstern zu Commenden gegeben wurden, vereinigten sie sich mit den Chor-Herren von St. Salvator im Laterań, und traten dieser Congregation das Kloster des h. Frig-

dian's in Lucca nebst den dazu gehörigen Prioreyen ab, deren 10 an der Zahl waren, unter der Bedingung, daß die vom Lateran, die in dem Kloster zu Lucca wohnen würden, mit ihnen einerley Kleidung tragen sollten, welche in einer schwarzen Kappe mit der Kapuze über den Ueberhang bestand; der alte Prior zu St. Frigdian sollte diese Würde auf seine Lebenszeit behalten, und derjenige, der ihm folgen würde, eben die Vorrechte genießen, welche unter andern darin bestanden, daß sie sich an den hohen Festen des Pontifical-Schmuckes bedienen durften. Es fanden sich auch noch andere Bedingungen dabey, die in der Bulle des Papstes Leo X., welcher diese Vereinigung bestätigte, ausgedruckt sind. Der Papst Lucius II. war in dieser Congregation gewesen; er verordnete, es sollte kein Cardinal den Titel der Kirche zum h. Kreuze von Jerusalem annehmen können, wenn er nicht von den regulirten Chor-Herren der Congregation des h. Frigdian's wäre. Der Papst Innocentius II. hatte eben das wegen des Titels der heil. Maria der Neuen verordnet, welches von den Päpsten Cölestin II., Eugenius III., Adrian IV., und Alexander III., bestätigt wurde; und dieses hat vielleicht die nachherigen Päpste genöthigt, diese beyden Kirchen den regulirten Chor-Herren zu nehmen; izt haben sie die Cistercienser und die Mönche von Monte Oliveto inne.

Von den regulirten Chor-Herren vom Lateran in Süd-Preußen, Pohlen und Mähren. Wenn Penot von den regulirten Chor-Herren in Pohlen redet, so sagt er: es schiene, daß zu Benedict XII. Zeiten dieser Orden nicht gar ansehnlich in diesem Königreiche gewesen sey, weil in der Bulle dieses Papstes v. J. 1339 zu der allgemeinen Verbesserung der regulirten Chor-Herren, von allen Pro-

vin-

vinzen in denen es welche gab, geredet, dabey aber keiner einzigen Provinz in Pohlen gedacht wird. Der P. du Moulinet hingegen sagt, auf den Bericht des P. Hiacinth Liberi, Propstes bey dem Kloster zum heil. Sacramente, in Krakau, die erste Abtey sey im J. 970 in dem Flecken Tremesse, in dem Kirchsprengel von Gnesen, durch den König Miecislav in Pohlen gestiftet worden. Es würde also dieser Orden eben so alt seyn, als die christliche Religion, weil Miecislav der erste pohlnische Fürst war, welcher durch das Licht des Glaubens war erleuchtet worden. Der P. du Moulinet sagt auch noch: er habe von Verona aus Italien regulirte Chor-Herren kommen lassen, er hätte aber das Wort regulirte weggelassen, und bloß hinzusetzen sollen, es hätten diese Chor-Herren in Gemeinschaft gelebt, weil man nur erst im 11ten Jahrh. anfing, von regulirten Chor-Herren zu reden, und die Chor-Herren, welche Miecislav aus Verona hatte kommen lassen, vermuthlich nach denen Regeln lebten, die auf der Kirchen-Versammlung zu Aachen waren vorgeschrieben worden.

Es ist wahr, man weis nicht die Zeit, da der Chor-Herren Orden in Pohlen eingeführt worden ist; er blüht aber izt daselbst stark. Es giebt mehrere Arten derselben in diesem Königreiche, nähmlich: vom Lateran, vom heil. Grabe Prämonstratenser, vom heil. Geiste in Saxia, und von der Buße der Märtyrer. Hier ist nur von den erstern die Rede.

Die Chor-Herren vom Lateran in Süd-Preussen und Pohlen sind in 3 Congregationen oder Provinzen abgetheilt. Die erste und älteste ist die zu Trzemeszno oder Tremesse in dem Kirchsprengel von Gnesen. Die oben erwähnte Abtey, die ihr den Nahmen gegeben hat, ist das Haupt davon. Sie ist sehr edel und reich, ist aber eine Commende, und hat sowohl einige Klöster, als einige Pfarren, unter sich. In

dieser Abtey ruhet der Leichnam des heil. Adelbert, des Märtyrers und Erz-Bischofes zu Gnesen. Die zweyte Congregation nennt sich Czerkenene im Kirch-Sprengel von Posen, und nicht Piotzko, wie P. du Moulinet sagt. Die Abtey, welche ihr ebenfalls ihren Nahmen giebt, ist auch eine Commende, und wurde im J. 1704 von Dom Nicolas Nyzyki, Bischofe zu Chelm, regulirtem Chor-Herrn von der Congregation zu Krakau, von welcher ich sogleich reden werde, besessen. Dieser Prälat wurde zu diesem Bisthume und zu dieser Abtey von dem Könige in Pohlen Sobieski ernannt, und diese Abtey hat auch einige Kloster, welche dazu gehören. Die dritte Congregation ist die von Krakau, welche den Dom Martin Kloczynski, beyder Rechte Doctor, für ihren Stifter erkennt, welcher Propst zu Krakau war, und dieser Congregation große Güter gegeben hat. Sie wird von einem Kloster-Probste regiert, welcher den Titel eines Generales der regulirten Chor-Herren in dem Königreiche Pohlen und dem Groß-Herzogthume Litauen annimmt. Diese Propstey giebt den beyden obgenannten Abteyen in Süd-Preußen an Würde nichts nach. Sie hat so gar noch mehr Vorrechte, weil sie das Wahl-Recht erhalten hat, welches die andern verloren haben. Diese Congregation sollte vielmehr die casimirische genannt werden, weil ihr vornehmstes Kloster in Casimir liegt, welches eine von denen vier Städten ist, welche Krakau theilen, von der sie nur durch die Weichsel abgesondert ist. Dieses Kloster wurde von dem Könige Ladislav II. im J. 1402 unter dem Titel des heil. Sacramentes gestiftet; daher haben auch diese Chor-Herren einen Kelch mit einer Hostie darüber zum Wapen. Es giebt noch 5 andere Klöster in Pohlen, welche dazu gehören, und viele in Litauen, wovon die vornehmsten das zu Vilna, welches sehr prächtig, und von

dem

dem Groß Feldherrn von Litauen, Michael Patz, gebauet ist, und das zu Bichu, sind, welches Karl Kotiewicz, gleichfalls Groß-Feldherr dieses Herzogthumes, erbauet hat.

Die Kleidung dieser Chor-Herren, Fig. 3913 d), besteht in einem weißen Leib-Rocke, nebst einer Art von leinen Ober-Röckchen ohne Aermel, in Gestalt eines Scapulieres, welches bis auf die Hüften geht, wo es sich erweitert und den ganzen Leib umgiebt. Ueber dieses Röckchen, welches Sarracium heißt, legen sie ein schwarzes Mäntelchen, welches bis auf die Knie geht, nach Art der römischen Prälaten, und bey öffentlichen Handlungen in Krakau bedienen sie sich eines Ueberhanges, den sie über das Sarracium anlegen, nebst einer schwarzen Mozetta, oder solchem Bischofs-Mäntelchen. An andern Orten nehmen sie, anstatt des Ueberhanges, ein Rocchette. Es kann seyn, daß sie ehemahls eine Kotze oder ein Almutium auf den Schultern getragen haben, wie aus der Abbildung einer Kleidung erhellt, die P. du Poullinet von einem solchen Chor-Herrn nach dem Berichte solcher Personen, wie er sagt, die in diesem Lande gereiset sind, ertheilt hat, und zwar um so mehr, weil Penot sagt, es trügen die aus dem Kloster zum h. Sacramente in Krakau Ueberhänge und violette Kotzen; sie haben aber vielleicht diese Kleidung abgelegt, und die oben beschriebene angenommen.

Die Congregation von Allerheiligen zu Olmütz in Mähren, wurde im Anfange des 16ten Jahrh. gestiftet, und das Kloster zu Allerheil. in Olmütz, welches das Haupt derselben ist, wurde von den regulirten Chor-Herren auf die Ruinen des Klosters zu Langstron gegründet, welches von den Ketzern kurz vorher, ehe der Papst Alexander VI. im J. 1492 zu der päpstlichen Regierung kam, war zerstöret worden.

Johann Stiakoka, welcher der erste Propst darin war, und die andern Chor-Herren, ließen es auf ihre eigene Kosten erbauen. Nachdem solches gebauet war, vereinigten sich die Propstey Stemberg und einige andere Klöster mit einander, und erkannten das zu Olmütz für ihr Haupt, welches von dem Papste gebilliget wurde, der diesen Chor-Herren den Titel der regulirten Chor-Herren vom Lateran, und die Privilegien, welche die in Italien genießen, zugestand. Er befreyete sie von der Gerichtbarkeit der Ordinarien, und nahm sie unter den unmittelbaren Schutz des apostolischen Stuhles. Der König Vladislav ertheilte ihnen viele Privilegien, und nahm sie auch im J. 1510 unter seinen Schutz. Der Propst zu Olmütz bedient sich der Pontifical-Kleidung, und hat unter den mährischen Ständen Sitz und Stimme. Der Propst zu Stemberg bedient sich ebenfalls der Mütze und des Stabes. Es scheint aber, daß diese Congregation nicht mehr besteht, weil die regulirten Chor-Herren zu Stemberg, und aus einigen andern Klöstern von der olmützer Congregation, vielmahl ihre Zuflucht zu den regulirten Chor-Herren in Pohlen genommen haben, um sie zu regieren, und der Bischof zu Chelm, welcher noch im J. 1704 lebte, Propst zu Stemberg gewesen ist, ob er gleich regulirter Chor-Herr von der krakauischen Congregation war. Der Propst aus dem Kloster zu Olmütz war vordem General der Congregation dieses Nahmens, als sie noch bestand.

Von den regulirten Chor-Frauen, oder Canonissinnen vom Lateran. Die Chor-Frauen waren nicht eher, als im 8ten Jahrh. bekannt, weil die in Deutschland im J. 742 gehaltene Kirchen-Versammlung verordnete, es sollten die Religiosen und Religiosinnen sich nach der Regel des heil. Benedict's rich-

richten, was das Verhalten in ihren Sitten, und die Verwaltung der Klöster und Hospitäler beträfe. Denn um diese Zeit fand man kein Kloster, weder von Mönchen noch Nonnen, welches nicht ein Hospital hatte, entweder die Pilger darin aufzunehmen, oder für die armen Kranken Sorge zu tragen. Die Chor-Herren konnten die Chor-Frauen nicht von ihren Verbindlichkeiten unterrichten, weil sie selbst die Canones nicht kannten, und nur den Nahmen der Canonicorum führten. Daher ließ der Kaiser Ludwig der Gütige, nachdem er im J. 816 zu Aachen eine Kirchen-Versammlung gehalten hatte, von dem Diakonus Amalarius Regeln für diese Chor-Herren und Chor-Frauen aufsetzen, damit er sie zu einem regelmäßigen Leben zurück führen möchte. Man erkannte sie nicht für Kinder des heil. Augustin's, denn in diesen beyden Regeln gedenkt man dieses Heiligen nicht, vielmehr ist der Chor-Frauen ihre aus den Schriften des h. Hieronymus, des h. Cyprian's, des h. Athanasius, und des h. Cäsarius gezogen, und es wird darin von der Regel, welche der heil. Augustin den Kloster-Frauen zu Hippon gegeben hatte, und man den Canonissinnen nicht vorlegte, nicht geredet. Weil man in derjenigen, die ihnen die Kirchen-Versammlung zu Aachen vorschrieb, erlaubte, ihr Vermögen zu behalten, nur daß sie solches durch eine öffentliche Urkunde einem Anverwandten oder Freunde zu verwalten, und ihre Rechte vor Gerichte zu vertheidigen, auftragen mußten, und man ihnen auch erlaubte, Bediente zu haben, so wurde dieser Mißbrauch auf der Kirchen-Versammlung zu Rom, worin der Papst Nicolaus II. den Vorsitz hatte, im J. 1060 verdammet, indem solches niemahls einigen Religiosen, von der Apostel Zeiten an, bis auf Ludwig den Gütigen, welcher die Kirchen-Versammlung zu Aachen hatte halten lassen, erlaubt gewesen war.

Die Kirchen-Versammlung zu Rom erkannte, daß bis auf dieses 1060ste Jahr dergleichen Canonissinnen an keinem Orte in Asia, Afrika und Europa gewesen seyn, außer in einem kleinen Winkel von Deutschland, und sagt, es sey gewiß, daß alle Kloster-Frauen, an was für einem Orte sie auch wären, keine andere Regel gehabt hätten, als die Regel des heil. Benedict's. Indessen hat es doch allezeit Kloster-Frauen in Asia gegeben, welche der Regel des h. Basilius gefolgt sind. Es gab deren sogar in den Abendländern zu den Zeiten der Kirchen-Versammlung, und hatte deren gegeben, welche einer andern Regel folgten; es ist aber auch wahr, daß die Klöster, welche sich zu der Regel des heil. Benedict's bekannten, in größerer Anzahl waren, und vermuthlich nahm die Kirchen-Versammlung den größten Theil für das Ganze; denn es gab wirklich in einigen italiänischen Provinzen nur Benedictinerinnen; und die Kirchen-Versammlung, welche im J. 855 zu Pavia unter dem Kaiser Ludwig, Lothar's Sohne, gehalten wurde, ließ nur zwey Regeln zu, nähmlich die Regel des h. Benedict's für die Mönche und Nonnen, und die Canones für die Chor-Herren; von den Canonissinnen aber redet sie nicht, ob es gleich schon damahls solche gegeben hat.

Penot will das Alterthum dieser Chor-Frauen bis auf die Zeit der ersten Kirche hinauf führen, so wie der regulirten Chor-Herren ihres, und sagt: es wären beyde von der Zeit an, oder wenigstens von Augustin's Zeiten, durch ihre weißen Kleider von den Mönchen unterschieden gewesen, und führt zum Beweise dessen, was er vorgiebt, die Regel dieses Heiligen an, welcher seinen Kloster-Frauen befiehlt, ihre Kleider von den Tuch-Walkern waschen zu lassen, oder sie selbst zu waschen. Allein, dieser Beweis ist nicht überzeugend; denn außerdem, daß man allerley Zeuge, von was für Farbe sie auch seyn, zu den Tuch-Walkern

bringt,

bringt, um sie zu waschen, und fester und dichter zu machen, und wir noch heutiges Tages regulirte Chor-Herren und Chor Frauen sehen, die in verschiedene Farben gekleidet sind, so bemerken die Geschichten dieser Kirchen Versammlung zu Aachen ausdrücklich, daß die Kleidung der Chor-Frauen schwarz gewesen ist. Die Benedictinerinnen aus der Abtey St. Peter's zu Rheims, aus Montmartre bey Paris, aus Xaintes, der heil. Dreyeinigkeit zu Caens, und einigen andern, würden sich mit dem größten Rechte haben Chor-Frauen nennen können, wenn man auf die Farbe und Gestalt ihrer Kleider hätte Acht geben wollen; denn sie haben weiße Kleider mit Ueberhängen getragen, bis sie verbessert wurden, zu Anfange des vorigen Jahrhundertes. Die zu Rheims wohnten sogar nebst den Chor-Herren aus der Haupt-Kirche den öffentlichen Umgängen bey, und machten für sich eine Reihe, und die Kloster-Frauen eine andere; und ohne eine große Anzahl Benedictinerinnen anzuführen, welche weiße Kleider, oder auch schwarze mit Ueberhängen, getragen haben, so findet man noch den Orden von Font-Evraud oder Ebrals-Brunnen, wo die Kloster-Frauen weiß gekleidet sind, und Ueberhänge oder leinene Röckchen, Rocchette genannt, tragen, und in den Congregationen von Monte Oliveto, Monte Vergine und der Camaldulenser, kleiden sich die Feligiosen ebenfalls weiß, ob sie gleich unter der Regel des heil. Benedict's stehen.

Hieraus erhellt also, daß die Einführung der Chor-Frauen nur erst zu Ende des 8ten, oder im Anfange des 9ten Jahrh. zu setzen sey; und obgleich die Chor-Herren den Nahmen der regulirten und den Titel der Kinder des heil. Augustin's um das Ende des 11ten Jahrh. angenommen haben, als man sie zu der Entsagung alles Eigenthumes verbunden hatte, so scheint es doch, daß die Chor-Frauen nur erst in der Mitte

des

des 12ten Jahrh. der Regel dieses Heiligen unterworfen worden seyn, weil die zweyte lateranische Kirchen-Versammlung, die im J. 1139 unter dem Papste Innocentius II. gehalten wurde, den Kloster-Frauen verbiethet, in abgesonderten Häusern zu wohnen, unter dem Vorwande der Gast-Freyheit, als welches der Regel des heil. Basilius, des heil. Benedict's und des heil. Augustin's zuwider wäre; und die Kirchen-Versammlung zu Rheims, unter dem Papste Eugenius III., im J. 1148, verbindet die Chor-Frauen, welche unter der Regel des heil. Augustin's leben, allem Eigenthume zu entsagen. Bey Gelegenheit dieser beyden Kirchen-Versammlungen, sagt der P. Thomassin: es könnte wohl seyn, daß dieses eben die Chor-Frauen von der aachener-Kirchen-Versammlung wären, deren ärgerliche Unordnungen die Päpste und Kirchen-Versammlungen endlich nöthigten, ihnen eine Verbesserung vorzuschreiben, welche sie zu regulirten Chor-Frauen machte, und sie nöthigte, allem Eigenthume zu entsagen.

Weil in eben der Zeit Congregationen von regulirten Chor-Herren entstanden, welche, um sich in der Beobachtung ihrer Pflichten zu erhalten, Verordnungen und Satzungen aufsetzten, so scheint es, daß auch einige Chor-Frauen sich ihrer Führung unterworfen und eben die Verordnungen angenommen haben. Die Chor-Herren von der Congregation vom Lateran hatten sich das Gesetz aufgelegt, sich nicht in die Regierung der Kloster-Frauen zu mengen, und die Führung derselben nicht zu übernehmen; dem ungeachtet aber konnten sie doch dem Anhalten der Päpste und Fürsten, welche Klöster für Chor-Frauen stifteten, nicht widerstehen. Es giebt deren ungefähr 30, welche Aebten von dieser Congregation unterworfen sind, wovon die meisten ansehnlich sind. In dem zur heil. Maria vom Sterne in Spoletto, giebt es gemein-

meiniglich 100 Chor-Frauen. Der Leichnam der sel. Maria wird in dem Kloster zu St. Matthäus in eben der Stadt unverweset erhalten. Der Leichnam der sel. Euphrosina wird zu Vicenza in einem Kloster der Chor-Frauen verehret. Die Mutter, Baptista Venace, eine Kloster-Frau aus dem Kloster der h. Maria der Gnaden, hat viele gottselige Werke herausgegeben, die in 4 Bänden zu Verona und Venedig gedruckt worden. Es gab ehemahls eine noch größere Anzahl von diesen Klöstern, welche unter dieser Congregation standen, und von den regulirten Chor-Herren waren aufgegeben worden, als: das Kloster zum heil. Geiste in Rom, welches izt unter dem Schutze des Königes von Frankreich steht; es war dem Abte zu Unserer lieben Frau des Friedens in eben der Stadt unterworfen, welcher die Führung desselben dem Cardinal-Vicarius im J. 1606 übergab. Die Chor-Frauen vom Lateran sind in weißer Serge gekleidet, nebst einem leinenen Röckchen oder Rocchetto darüber, und über solches nehmen sie noch einen Ueberhang, wenn sie dem Chor-Dienste beywohnen.

Fig. 3913 ε). Regulirte Chor-Frau vom Lateran, in ordentlicher Kleidung.

Fig. 3913 ζ). Dieselbe im Chor-Kleide, des Sommers.

Fig. 3913 η). Dieselbe im Chor-Kleide des Winters.

Die Congregation von Wendesheim in Flandern hat auch viele Klöster von Chor-Frauen, die eben so gekleidet sind. Es giebt auch Chor-Frauen in Frankreich, die von keiner Congregation sind, als: zu St. Stephan in Rheims, zu Unserer lieben Frau vom Siege zu Picpus bey Paris, zur heil. Perine de la Villette, und an vielen andern Orten, welche mit den Chor-Frauen vom Lateran einerley Kleidung haben, so wie auch die in Spanien; und wenn einiger Unterschied darunter ist, so besteht solcher nur in den Aermeln des Rockes und des Rocchetto,

die

die entweder weiter oder enger sind; und die meisten von diesen Chor-Frauen tragen auch bey Ceremonien und des Winters im Chore einen großen schwarzen Mantel. In Languedoc und in Guienne giebt es Chor-Frauen, welche schwarz gekleidet gehen, nebst einem Bande oder einer Binde von weißer Leinwand, 4 Finger breit, die sie als eine Schärpe oder als ein Wehr-Gehenk tragen. Sie dient ihnen auch zum Chor-Kleide; es giebt aber noch einige, welche noch einen Ueberhang übernehmen, wenn sie dahin gehen. Endlich so giebt es auch viele, die ganz verschiedene Kleider haben.

Man darf sich nicht wundern, daß man diese Chor-Frauen im Rocchetto und Ueberhange und sogar mit einer leinenen Binde, sieht, weil diese Röckchen, Ueberhänge und Binden, bey ihrem Ursprunge, und ehe man sie abgekürzt und eingezogen hat, eine Alba oder eine Art von Chor-Hemde waren, welche allerley Leute beyderley Geschlechts, und auch sogar die Laien, trugen. Man muß sich aber wundern, wenn man sieht, daß einige Chor-Frauen Kotzen genommen haben, weil sich vordem nur Mannspersonen derselben bedienten, ihre Häupter zu bedecken, und die Kloster-Frauen beständig Weibet zu diesem Gebrauche gehabt haben. Dergleichen Chor-Frauen mit Kotzen sind wirklich selten. Die Prämonstratenserinnen in einigen Provinzen tragen solche, und man findet nur die Chor-Frauen der Abtey Chaillot bey Paris, unter denen, die sich bloß und schlechtweg Chor-Frauen nennen, welche sie nachgeahmet haben, nur mit dem Unterschiede, daß die Kotzen der Prämonstratenserinnen weiß, der Chor-Frauen von Chaillot ihre aber schwarz mit weiß gefleckt sind; Fig. 391 3). Sie setzten sich anfänglich im J. 1647 zu Nanterre. Es waren Kloster-Frauen von St. Stephan aus Rheims, aus denen auch die zu Picpus gekommen sind. Da aber nicht lange darnach die bürgerlichen Kriege entstanden, so war diese anwachsende Gemeinschaft genothigt, sich näher nach Paris zu ziehen, und ihre Wohnung zu Chaillot zu nehmen, welche als eine von den Vorstädten dieser großen Stadt anzusehen ist, und auch wirklich die Vorstadt de la Conference genannt wird.

Later-

Laterne, (die) Diminut. das Laternchen, Oberd. Laternlein.

1. Eigentlich, ein Behältniß, dessen Wände aus einer durchscheinenden Materie verfertigt sind, das darein gesetzte brennende Licht vor dem Winde und Regen zu verwahren; wovon in gegenwärtigem Artikel gehandelt wird.

2. Figürlich, wegen einiger Aehnlichkeit in der äussern Gestalt.

1) Ein blecherner Aufsatz auf einer Feuer-Mauer, welcher an den Seiten mit verschiedenen Oeffnungen, oben aber mit einem spitzigen Dache versehen ist, und verhindert, daß der widrige Wind den Rauch nicht zurück treibe.

2) Ein kleines auf allen Seiten offenes Thürmchen, welches bisweilen über die Oeffnungen der Kuppeln gesetzt wird, um das Einfallen des Regens etwas abzuhalten. Siehe im LVI Th., S. 560. Es scheint, daß die Alten schon bisweilen die Oeffnungen der Kuppeln mit Laternen bedeckt haben, deren, nach der Meinung einiger Ausleger, Vitruvius unter dem Nahmen Tholus gedenkt. Nach andern aber, denen auch Winkelmann beystimmt, wurde dieser Nahme der Kuppel selbst gegeben; und man findet kein altes Gebäude, wo über der Kuppel eine Laterne stände. In der That scheint sie doch der einfachen Größe der Kuppel etwas zu benehmen. Widrig ist es einem an die Einfalt gewohnten Auge, wenn so viel neue Bau-Meister an die Pfeiler der Laterne gerollte Stützen ansetzen; eine in allen Absichten gothische Erfindung!

Mit eben dieser Benennung belegt man auch einen mit Glas-Fenstern versehenen hölzernen Verschlag, welcher oben auf dem Gipfel eines Umganges von einem Schlaf-Gemache, oder einer mit zwey Reihen Läden besetzten Galerie angebracht ist, dieselbe

be zu erleuchten, wie dergleichen an der Börse in London zu sehen ist.

Ferner nennt man Laterne, ein Thürmchen, welches über eine Platte-forme oder Terrasse erhöhet ist, die zur Bedeckung der Haube oder runden Kappe von einer Treppe dient, auf welcher man da hinauf kommen kann; dergleichen in allen warmen Ländern geschieht, wo die Terrassen, oder, wie wir sie im Deutschen nennen, die Altane zu Dächern der Häuser dienen.

3) In der Mechanik, besonders aber in dem Mühlen-Baue, ist die Laterne ein aus zwey Scheiben zusammengesetztes Getriebe, welches, anstatt der Kämme, cylindrische Stöcke hat, und auch der Drehling, Dreyling, Trilling, genannt wird. Siehe im XVIII Th. S. 23.

4) In einer Kirche, ein Stuhl oder kleiner Verschlag von Tischler-Arbeit, der entweder mit Glas-Fenstern oder Gittern verwahrt ist, und zu einem Bet-Stübchen dient, um darin mit desto weniger Zerstreuung seine Andacht zu haben.

5) Ein kleiner Sitz oder Verschlag in einem höhern Gerichts-Sahle, wie z. B. in den ehemahligen französischen Parlements-Kammern, darin die Abgesandten, oder andere vornehme Standes-Personen, den Verhören beywohnen können, ohne gesehen zu werden; ein Horch- oder Lausch-Stübchen; L. Auditorium; Fr. Ecoute, Lanterne.

Ital. Lanterna, Fr. Lanterne, Engl. Lantern, alle von dem Lat. Laterna. Das Leztere leitet man gemeiniglich von latere ab, weil das Licht in einer Laterne gleichsam verborgen ist. Allein, da sowohl ein Leuchter, als eine Laterne, im Angels. Lecht ern, Lihtern, genannt wird, von Arn, Ern, ein Ort, Platz, überhaupt, so ist, wie schon Ihre angemerkt hat, sehr wahrscheinlich, daß auch das Lateinische aus eben dieser alten celtischen Quelle herstamme. Denn daß in dem Worte Licht, der Hauch-Laut

nicht

nicht wesentlich ist, lässet sich sehr leicht beweisen. Auf ähnliche Art brauchen Notker und Willeram das Wort Liehtfaz, eine Laterne, Lampe oder einen Leuchter zu bezeichnen. Uebrigens wird eine Laterne im gemeinen Leben auch eine Leuchte genannt.

Die Laternen, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, sind ein, von Eisen- oder Messing-Blech, auch wohl von Holz, rund oder eckig gemachtes Behältniß, worein ein oder mehrere Scheiben oder Wände von Glas, Horn, Marien-Glas, Schwein-Blase, Papier, oder einer andern durchsichtigen Materie, eingesetzt sind, damit ein darein gesetztes Licht durchleuchte, und weder Wind noch Regen solches auslösche. Sie bestehen aus Seiten, auf deren einen eine Thür angebracht ist; einem Boden, worin eine oder mehrere Dillen zum Lichte befindlich sind, und einem Deckel mit Oeffnungen, wodurch sich der Dampf vom Lichte ziehen kann.

Die Erfindung der Laternen, geht in das höchste Alterthum zurück, und wahrscheinlich haben die Reisen, die man in heißen Ländern, um der Sonnen-Hitze auszuweichen, mehr des Nachts bey Fackeln unternahm, zu ihrer Erfindung die erste Veranlassung gegeben. Man fand nähmlich, daß die Fackeln zuweilen vom Winde ausgelöscht wurden; um dieses zu verhüten, wählte man, statt ihrer, eine Lampe, oder Kerze, die man mit einer durchsichtigen Einfassung umgab, damit der Wind nicht mehr das Licht auslöschen konnte. Clemens Alexandrinus (*) schreibt ihre Erfindung den Aegyptern zu. Unter den Griechen gedenkt Hippokrates (um 3600) der Laternen; und Alexander der Große (3648) soll sie zuerst in Griechenland eingeführt, oder ihren Gebrauch gemei-

(*) *Clem. Alexandr.* Strom. 1. p. 20.

meiner gemacht haben. Er bediente sich ihrer, wenn er sein Kriegs-Heer des Nachts marschieren ließ, wobey ihm die Fackeln nicht zweckmäßig schienen, indem sie theils vom Winde ausgelöscht werden, theils den Marsch allzu leicht dem Feinde verrathen konnten. Aus eben diesen Gründen führte sie auch Julius Cäsar bey den Römern ein. Die ersten Laternen bestanden aus einem eisernen oder blechernen Rahmen, der mit einer gut zubereiteten und dünn geschabten Thier-Haut überzogen war, wodurch sie durchsichtig ward. Aus solchen Laternen wußten die Alten mit leichter Mühe Kriegs- oder Blend-Laternen zu machen, die nur von Einer Seite Licht gaben; die zubereiteten Häute wurden nähmlich auf drey Seiten der Laterne schwarz gefärbt, daher das Licht hier nicht durchscheinen konnte; aber diejenige Haut, welche die vierte Seite der Laterne bedeckte, wurde weiß gelassen, damit das Licht durchschimmerte. Julius Afrikanus, der im J. 221 nach Chr. Geb. berühmt war, beschreibt schon eine solche Blend-Laterne (*); es ist also falsch, wenn Jo. Cinnamus ihre Erfindung erst dem griechischen Kaiser Emanuel Comnenus, der von 1143 bis 1180 regierte, zuschreibt (**). Auch nahm man, an statt der Thier-Häute, dünne Horn-Tafeln; und Plautus, der 3800 n. Erb. d. W. starb, gedenkt schon der Horn-Laternen, welches auch Olympiodorus (***) und Martialis (†) thun. Hofmann (††) wundert sich daher, daß der Engländer

(*) *J. J. Hofmanni* Lex. univ. Contin. (Basil. 1683) To. I. p. 983.

(**) *Jo. Cinnami* Epitome rerum praeclare gestar. Emanuelis Comneni, L. 5, n. 2.

(***) Olympiodorus in 4 Meteorol. κεφαλ. 49.

(†) *Martial.* L. 14. epigr. 61. (††) Am ang. O.

der Jo. Asser diese Erfindung dem Könige der Angelsachsen, Alfred, der 871 n. Chr. Geb. zur Regierung kam, zuschreibt. Die Chineser haben ordentliche Manufacturen, worin Horn-Laternen verfertigt werden; sie nehmen bloß die weißen Hörner von Ziegen und Hammeln dazu, und wissen das Horn sehr künstlich zu löthen. Wie die Chineser Laternen von Horn, sowohl von platten Horn-Tafeln, als auch die großen kugelförmigen Laternen oder Ballons machen, habe ich im XXV Th. S. 248, fgg. beschrieben. Martialis, der um das J. 100 nach C. G. lebte, gedenkt auch der Laternen, die aus den Blasen der Thiere gemacht wurden. Nachher erfand man Laternen, wozu man Frauen-Eis (Marien-Glas), auch in Oehl getränktes Papier nahm; und zulezt kamen die Glas-Laternen auf, deren der Engländer Aldhelmus, der um 680 n. C. G. lebte, in einem Gedichte gedenkt, welches Carl du Fresne anführt.

Man kann die Laternen überhaupt in die stehenden, und in die beweglichen, eintheilen. Bey diesen bedient man sich am füglichsten der festen Licht-Nahrungen; und bey jenen, der Oehle. Zu den beweglichen gehören alle Hand- und Haus-Laternen; zu den festen hingegen die Gassen- oder Straßen-Laternen, wie auch die Zauber-Laterne.

Die Hand-Laternen können zum Theil von andern Personen vorgetragen werden, wenn man im Finstern ausgeht; oder man kann sie ohne große Beschwerde bey sich führen, und sich selbst auf finstern Wegen leuchten. Der Gebrauch der hölzernen Laternen, deren unten, S. 368, bey Gelegenheit der Stall-Laternen, wieder Erwähnung geschehen wird, ist, sowohl auf dem Lande, als auch in Städten, verbothen.

Nach dem kön. preuß. Reglement für das platte Land, v. 18 Jan. 1772, sollen alle hölzerne Las-

ternen schlechterdings abgeschaffet, hingegen blecherne Laternen, welche entweder mit Glas oder Horn ausgesetzt, oder auch ganz von durchlöchertem Blech verfertigt sind, von einem jeden Haus-Wirthe angeschaffet und gebraucht werden; der Land-Rath eines jeden Kreises aber soll eine genaue Visitation anstellen, und nicht nur die noch etwa vorhandenen hölzernen Laternen sogleich wegnehmen lassen, sondern auch die Uebertreter mit 1 Rthlr. bestrafen, auch allenfalls dergleichen blecherne Laternen selbst ankaufen, solche dem liederlichen Wirthe durch den Polizey-Reiter zuschicken, und das Geld dafür executivisch beytreiben lassen.

In Ansehung der hölzernen Laternen, mit deren Verfertigung und Verkauf sich insonderheit einige Soldaten abzugeben pflegten, wurde in Berlin folgende Polizey-Verordnung wiederhohlend bekannt gemacht:

Den hiesigen Einwohnern, welche sich mit Anfertigung und Verkauf hölzerner Laternen abgeben, wird solches, weil sie sehr leicht in Brand gerathen und gefährlich werden können, hierdurch wiederhohlend bey der gesetzlichen Strafe von 5 Rthlr., und Confiscation der Laternen, untersagt, welches in Ansehung der Garnison, von E. kön. hochlöbl. Gouvernement ebenfalls geschehen ist. Uebrigens sollen die Käufer solcher Laternen, im Uebertretungs-Falle, mit dieser Strafe gleichfalls beleget werden. Berlin, d. 5 Jan. 1793.

v. Eisenhart.

Kön. Preuß. Polizey-Directorium
hiesiger Residenzien.

Eine große blecherne Hand-Laterne, mit einer unten an derselben befindlichen Stange, Stocke, oder langen Stiele, woran sie in der Höhe vorgetragen wird, wird eine Stangen-Laterne, Stock-

La-

Laterne, oder Stock-Leuchte, Niederſ. Stocklüchte, Fr. Falot, genannt.

Eine andere, des Mißbrauches wegen aber an einigen Orten verbothene, Art von blechernen Hand-Laternen, welche nur eine einzige, meiſtentheils runde, mit einem erhabenen (convexen) Glaſe verſehene Oeffnung haben, vermittelſt deren man alles ſieht, ohne ſelbſt geſehen zu werden, werden Blenden, oder Blend-Laternen, L. Laternae lurdae, genannt. Man kann dieſelben mit einer Thüre zumachen, und damit das Licht verbergen; wenn aber ſolches offen iſt, kann derjenige, welcher ſie trägt, alles, was er verlangt, ſehen, ohne ſelbſt erkannt zu werden. Bey einigen ſteht das Licht in einem Einſchieber, den man umdrehen, und das Glas hierdurch bedecken kann, ſo daß das Licht nicht zu ſehen iſt. Weil dieſe Laternen den Dieben vortheilhaft ſind, ſo werden ſie auch Diebes-Laternen genannt.

Man hat auch Blend-Laternen mit einer Lampe, welche, weil ſie einen hellen Strahl eine ganze Straße oder Gaſſe lang werfen, Wurf-Laternen genannt werden, und zugleich Blend-Laternen ſind, weil derjenige, dem man damit in die Augen leuchtet, eine Weile ſtille ſtehen muß, und, wegen verblendeter Augen, nicht aus der Stelle gehen kann; Fig. 3914. In die Laterne AB, wird die Röhre CD gelöthet, in welche eine andere, EF, geſchoben wird; in dieſe ſetzt man ein auf beyden Seiten convexes Glas, EF, deſſen Diameter der Convexität ungefähr 1 Fuß, auch größer oder kleiner ſeyn kann, nachdem nähmlich die Laterne groß iſt. Der Röhre CD gegenüber, bringt man einen Hohl-Spiegel HI an, deſſen Diameter der Concavität ungefähr 5 Zoll, mehr oder weniger, nach der Größe der Laterne, hat; es muß aber dieſer alſo geordnet werden, daß man ihn, wenn es nöthig iſt, und die Kapſel K hinweg ge-

than ist, heraus nehmen könne. In dem foco des Spiegels steht das Lampen-Licht L, und die Röhre EF wird, mit dem Glase, so weit ausgezogen, bis das Licht die begehrte Distanz erreicht hat; denn wenn das Lampen-Licht L in den focum des Hohl-Spiegels gestellet wird, so sind die Strahlen nach ihrer Reflexion parallel. Will man verschiedene Oerter, als z. B. mehrere Straßen oder Gassen, zur Nachtzeit erleuchten, so hat man mehrere Röhren mit Gläsern, auch mehrere Concav-Spiegel, nöthig.

Insgemein haben diese Laternen hinten einen Hohl-Spiegel, vorn aber vor dem Lichte ein Plan-Convex-Glas, aus 2 oder 3 Zoll geschliffen, welche, wenn das Licht im foco des Spiegels steht, den Strahl sehr weit werfen, daß man auf 50 und mehr Schritt alles erleuchten, auch wohl dabey lesen kann. Leutmann (*) hat eine gemeine, sogenannte Stock-Laterne, Fig. 3915 [a]) und [b]), dazu eingerichtet, so daß er vor das vorderste Glas inwendig ein fein hoch geschliffenes Polyedrum, welches auf der andern Seite convex geschliffen ist, mit einer Einfassung und Stiel, mitten an das Glas hat setzen und wieder wegnehmen können, indem es unten eingeschraubet wird. Die convexe Seite dieses Polyedri hat er dem Lichte zugekehrt. Hinter die hinterste Scheibe hat er ein terminirtes Plan-Convex-Glas B eben also eingeschraubet, daß die plane Seite dicht an der Glas-Scheibe anliegt; die terminirte Seite aber, damit sie nicht Schaden leide, hat er in ein hohl getriebenes verzinntes Blech eingekittet, und sich dieser, an der Kutsche befestigten Laterne, bey nächtlichen Reisen, mit großer Bequemlichkeit bedient, so, daß es also zugleich eine Reise-Laterne und Kutsch-Laterne ist.

Eine

(*) S. Dessen Anmerkungen vom Glasschleifen, (Halle, 1738, 8.) S. 63.

Eine fast ähnliche Einrichtung hat die sogenannte Post-Laterne, d. i. eine Laterne, in Gestalt eines Fäßchens, welches der Länge nach liegt, so daß der Rauch des Lichtes aus dem Zapfen-Loche fahren kann. Der eine Boden des Fäßchens ist mit einem Hohl-Spiegel bedeckt, und der andere ist von Glas; in der Mitte wird das Licht eingesteckt.

Von Laternen, als einem Theile der Feuer-Geräthe, s. im XIII Th. S. 76.

Vom Gebrauche der Laternen zu Kriegs-Signalen, s. im LIII Th. S. 303, f.

Wasser-Laterne, oder Laterne, mit einem bey Nacht unter dem Wasser eines Flusses oder Sees brennenden Lichte, um solchergestalt die Fische durch den Schein in ein bequemes Behältniß zu locken. Unter denen Fragen, welche die königl. schwedische Akademie der Wissenschaften im J. 1740 zur Auflösung vorgelegt hatte, war auch folgende: Wie eine Laterne zu zubereiten ist, daß in ihr das Licht bey Nacht unter dem Wasser in einem Teiche brennen, und also mit seinem Scheine die Fische in ein Netz locken kann? Diese Frage hat Hr. Nic. Seeländer, zu Hannover, folgender Maßen beantwortet und aufgelöset (*).

„Es ist in der That eine schwere Sache, daß man das Feuer lange Zeit unter dem Wasser in seiner Kraft behalte, da es aus Mangel der Luft, natürlicher Weise, bald erlöschen muß. Die Feuerwerker-Kunst schaffet zwar, durch Hülfe des Schwefels, Salpeters, Camphers, Stein-Oehls, u. s. f. ein Feuer in und unter dem Wasser, aber nur eine kurze Zeit; denn wenn die Hitze dieser geschwinde brennenden Sachen

(*) Im 1 B. der Hamburg. vermischten Bibliothek, (Hamb. 1743, 8.) S. 986, fgg.

vorbey ist, hat des Feuers Schein ein Ende. Damit man eine stets brennende Leuchte in der Tiefe unter dem Wasser erhalte, ist dies das einzige Mittel, daß man solche mit Luft versehe, damit die Flamme nicht ersticke. Ich will einen Vorschlag geben, wie solches zu bewerkstelligen sey. Man mache eine achteckige Leuchte aus Holz, in den Säulen derselben schiebe man die Gläser in die Fugen ein, und vermache solche aufs sorgfältigste mit Kitt von ungelöschtem Kalk, Firniß und Eyweiß. An einer Seite mache man die Thür, wodurch die Lampe versorget werde; solcher Thüre Fugen bestreiche man von aussen mit dickem Theer, damit das Wasser nicht hinein dringe. Die Lampe versehe man mit drey Tochten, und hänge solche an eine Kette mit Wirbeln. Alle Wände innerhalb der Leuchte versehe man mit geflochtenem Draht, damit das Glas vor dem Schwung der Lampe gesichert sey. Den baumwollenen Tocht in der Lampe netze man mit Campher- und Peter-Oehle, oder Thran, ein. Das Feuer oder die Flamme der Lampe im Brande zu erhalten, ist ferner nöthig, daß die Leuchte von oben herab einen Rauchzug mit Röhren habe, die 4 oder 5 Zoll weit, aus weißem Blech gemacht, und mit Leder zusammen gebunden sind. Bey diesen Röhren werden zu beyden Seiten, Linien von unten bis oben an der Leuchte befestiget, so die ganze Last derselben tragen, und an der Luftröhre in die Höhe laufen, woselbst die Stricke einige mahle mit einem Bindfaden können angebunden werden. Aber am Ende werden die Stricke einen Fuß höher, als die Luftröhre ist, zusammengeknüpfet, und darin ein anderer dickerer Strick gezogen, welcher durch eine Trille geht, so am Vordertheil eines langen Stück Holzes sich befindet. Hierdurch wird die Leuchte, so weit man will, von dem Schiffe ab, durch Hülfe eines angehängten Gewichtes, unter Wasser gelassen. Hiermit wäre

nun

nun zwar die Laterne, die Lampe, und alles Zubehörige fertig. Es fehlt aber noch die Luft, als ohne welche die Flamme sich keinen Augenblick erhält. Derohalben muß an der Rauchröhre ein lederner Schlauch, eines Zolls dick mit angeschnüret werden, so von oben bis unten an die Leuchte in deren Grund und Boden reichet. In der Leuchte ist zu dem Ende ein doppelter Boden, der unterste von einem hölzernen Bret, damit kein Wasser eindringe; zwey Zoll darüber ist ein anderer Boden von Blech mit vielen Löchern; dazwischen geht das Ende des ledernen Schlauchs, so allda fest angeheftet seyn muß, doch so, daß das Mundloch nicht verletzet werde. An das oberste Theil des Schlauchs wird im Schiff ein Blasebalg angefüget, und also die frische Luft zwischen den Böden in die Leuchte eingeblasen, so streicht die Luft durch die Löcher des blechernen Bodens aufwärts, und treibt den Dampf des brennenden Oehls durch die Rauchröhren in die Höhe. Um die viele Drehung und das Hin- und Herschwenken der Leuchte zu verhindern, dient theils das am Untertheil der Leuchte angehängte Gewicht, theils zwey besondere Stricke, die am obern Boden der Leuchte angeschnüret werden, deren der eine bis ans Vordertheil des Schiffes reicht, der andere aber, nach niedergesenkter Leuchte, am Hintertheil angeschnüret werden kann: so muß die Leuchte in der Tiefe unter dem Wasser allezeit gerade nachfolgen, welche sonst, wenn das Schiff geschwinde segelte, weit zurück bleiben würde. Es sind zwar noch mehrere Umstände hierbey in Acht zu nehmen, welche aber vorjetzo übergehe. Bey dem Gebrauch der Leuchte wird es sehr wohl zu Statten kommen, wenn man einige Raketen mit vorhin benannten stark brennenden Sachen und etwas Schießpulver anfüllet, von aussen aber mit Theer bestreicht, einen Stein daran bindet, und alsdann anzündet und in das Wasser senkt. Solches wird den Fischen in der

Tiefe vorkommen, als ob die Sonne scheinete, wornach sie sich in die Höhe begeben, und der Leuchte im Wasser desto eher nachfolgen werden.

„Auf eine andere Weise kann auch eine solche Wasser-Leuchte mit geringer Mühe verfertiget werden, wenn man ein sehr großes Destillirkolbenglas mit bey Nachtzeit stark leuchtendem faulen Holz, so zu rechter Zeit gesammlet worden, anfüllet, solches zuerst mit Rinderblasen, und darauf mit leinem Tuch und Theer wohl verwahret, alsdann in 3 oder 4 krumme eiserne, mit Stroh umwundene Stäbe oder Ringe setzt, und darin befestigt, unten aber ein Gewicht anhängt, damit man es bequem in die Tiefe senke."

Ueber vorstehenden Aufsatz, hat Hr. Heinr. Theoph. Scheffer folgende Anmerkungen gemacht (*).

„Bey Hrn. Seeländers Vorschlage habe ich Folgendes zu erinnern. Wenn die Laterne nach Hrn. Seeländers Art zugerichtet, die obere Luftröhre aber, die die Luft herauslassen soll, doppelt gemacht wird, daß eine in der andern steckt, so kann die innere erwärmet werden, ohne daß das Wasser sie abkühlt, welche Wärme nachgehends von dem brennenden Lichte oder der Lampe unterhalten wird, und auf diese Art läßt sich der Luftzug durch die andere Röhre, die durch der Laterne Boden geht, am besten ohne einen Blasebalg erhalten; diese leztere Röhre muß alsdann so gemacht seyn, daß sie von sich selbst gegen den Druck des Wassers geöffnet wird; so erhält man Luftzug und Wetterwechsel in Schachten, in Bergwerken, vollkommen auf eben die Art durch Feuer und Wärme, und er bleibt gleichfalls beständig. Aber mit dem Blase-Balge und der ledernen Schlange läßt sich solches auf einige Tiefe nicht bewerkstelligen, weil sich die Luft eher durch das Leder an dem obern Ende der Schlange dränget, als daß sie solche unten gegen des Wassers zusammen-

(*) Im 12 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1750, (Hamb. und Leipz. 1754, gr. 8.) S. 68, f.

mendrückende Last sich zu öffnen vermöchte. Auch widerstehen ebene Glasscheiben dem Druck des Wassers nicht so gut, als wenn sie eine runde oder cylindrische Gestalt haben, und man kann solche zu dieser Absicht groß genug aus einem Stücke Glas bekommen. Hr. P. Gadolin hat in einer 1747 zu Abo vertheidigten Disputation, nicht allein gründlich gewiesen, wie eine solche Laterne einzurichten ist, und die Bewegungsgesetze der Natur mathematisch betrachtet, welche die verlangte Wirkung verrichten, sondern auch Versuche angestellt, die in verschiedenen Tiefen vollkommen glücklich gelungen sind, so daß das Licht ganze Nächte unter Wasser gebrannt hat, wiewohl er nicht gefunden hat, daß die Fische dadurch in ein Netz wären gelockt worden. Doch könnten Hrn. Gadolin glückliche Gedanken noch verbessert werden, wenn die Röhre für die aufsteigende Luft verdoppelt würde; denn da solchergestalt die innere Röhre ihre Wärme beständig behielte, und nicht vom Wasser abgekühlet würde, wie wann sie einfach ist, so würde dieses viel zur schnellern Bewegung der Luft beytragen. Die leuchtende Materie betreffend, so wäre nöthig, Versuche anzustellen, ob sie in luftdichten Gefäßen einige Stunden leuchten kann. Wenigstens stimmt solches mit andern phosphorescirenden Körpern, als: Brand's oder Kunkel's Phosphoris, den im Finstern leuchtenden Barometern, u. s. w. nicht überein, die in verschlossenen Gefäßen, ohne von der Luft gerührt, und geschüttelt zu werden, nicht leuchten."

Lanterne pour eclairer dans l'eau, inventée par Mr. VIRGILE, st. in *Machines et Inuentions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc.* To. VI. (à Par. 1735, 4.) No. 386, S. 77, u. f. Abbild.

Unter Haus-Laternen begreife ich diejenigen Laternen, welche in den Häusern gemeiniglich an Stricken oder Schnüren aufgehängt werden, um einen gewissen Raum in einem Gebäude, als das Vor-Haus oder die Haus-Flur, Treppen, finstre Gänge, Gewölbe, Säle, Zimmer, Cabinete, Pferde-Ställe ꝛc. damit zu erleuchten.

Von denen, die zur Erleuchtung der Flur, Treppen, finstern Gänge, Gewölbe, ꝛc. dienen, giebt

es

es in großen Häusern verschiedene Arten. Die zierlichsten bestehen in einer Glas-Kugel, deren obere Oeffnung mit einer Krone von vergoldetem Messing geziert ist, und die, wie die folgende, an einem Stricke oder einer Schnur unter der Decke der Flur hängt, damit man sie bey dem Anzünden der Lampe hinab lassen kann. Eine andere Art ist diejenige, die von dem Glaser aus Glas und Bley zusammengesetzt wird, und mehrentheils die Gestalt eines vielseitigen länglich erhabenen Kastens hat, auf dessen Mitte eine abgekürzte Pyramide, welche man Thurm nennt, steht; Fig. 3916 [a]). Die hier abgebildete Laterne, wird aus 4 solchen Stücken, als Fig. 3916 [b]) vorstellt, zusammengesetzt. Die Buchstaben, welche in Fig. 3916 [b]) und [a]) übereinstimmen, werden die Theile in beyden Figuren nachweisen; doch fehlt in Fig. 3916 [b]) der Boden, welcher in Fig. 3916 [a]) mit f bezeichnet ist. Die ganze Laterne besteht aus 4 Theilen, nähmlich: den beyden großen Haupt-Stücken, a und b, aus den vier Triangel-Stücken, c; dem Thurme, e, und dem Boden, f. Die Weite einer solchen Laterne beträgt ungefähr $\frac{1}{2}$ Fuß, und die Höhe, ohne den Thurm, 1 Fuß. Die 4 Theile dieser Laterne werden, jeder auf einem Tische ausgebreitet, eben so verbleyet, wie ein Fenster; doch muß das Bley hierzu etwas breiter seyn, als das gewöhnliche Fenster-Bley, weil in der Folge die sämmtlichen verglaseten Theile in verschiedenen Seiten und Ecken, nach der Gestalt der Laterne gebogen werden müssen, um die verlangte Gestalt hervorzubringen. Bey Ausmessung der Theile muß der Glaser den Zirkel sehr sorgfältig gebrauchen, damit nicht nur alle 4 Haupt-Theile gleich groß werden, sondern auch die kleineren Stücke eines jeden Haupt-Theiles die erforderliche Größe erhalten. Nach der auf dem Tische entworfenen Zeichnung setzt der Glaser vorläufig durch

das

das Zuschneiden und Löthen, die Bley-Stücke nach ihren verschiedenen Gestalten, die jede Glas-Scheibe erhalten soll, zusammen, ehe er das Glas einsetzt. Das Bley des Haupt-Stückes, a, Fig. 3916 a), setzt er erst zusammen; die Bley-Stücke g h und i k bleiben so lang, daß sie durch den ganzen sogenannten Thurm e durchgehen, nähmlich bis nach l. An dieses Haupt-Stück a, dessen Bley-Stücke er, wie gedacht, zusammen löthet, werden die Bley-Stücke der beyden Haupt-Stücke b angelöthet, so wie auch die Bley-Stücke der Triangel c, und des Bodens in k h. Das Haupt-Stück a bleibt senkrecht stehen, allein die übrigen jezt genannten Theile kommen schräge zu stehen; deshalb biegt der Glaser nicht nur die Bley-Stücke g h und i k, nach der Breite in einen stumpfen Winkel um, sondern auch alle Bley-Stücke, wodurch der Boden in k h und die Triangel c mit dem Haupt-Stück a zusammen hangen. Eben so setzt man auch das Stück d an a an, und an das erste wieder das eine Viertel des Thurmes e. Wenn nun das Bley aller 4 Haupt-Theile der Laterne zusammen gelöthet ist, so setzt man alle diese Haupt-Theile gleichfalls durch das Löthen zusammen, und setzt alsdann auf die oben beschriebene Art die Glas-Scheiben ein. Ein Haupt-Theil a, ist die Thür, und wird mit Heften beweglich an die benachbarte Seite angesetzt. In dem Thurme schneidet man, in m und n, Fig. 3916 a), aus dem Glase Luftlöcher aus, und auf den Boden f, wird ein Blech mit einer Dille zu der Lampe gesetzt, welches sich auf den Boden genau passen muß, doch so, daß man es nach Belieben herausnehmen kann.

Eine andere Art Haus-Laterne macht der Klempner, worin der Glaser nur die verschiedenen Seiten derselben, so wie ein Fenster, verbleyet und verglaset. Eine solche Laterne erhält aber auch alsdann nicht so viele

viele kleine Seiten und Ecken von Glas, wie die vorher beschriebene, sondern sie hat 3, 4, oder höchstens 8 Seiten und Ecken. Der Deckel ist zuweilen ganz von Messing- oder weißem Eisen-Blech, oder aber auch nur von dergleichen schmahlen Streifen zusammen gesetzt, in deren Oeffnung, so wie in dem ganzen Körper, rund um, Glas eingesetzt wird. Der Körper der Laterne wird alsdann auch von verschiedenen schmahlen Blech-Streifen nach ihrer verschiedenen Gestalt, die sie erhalten soll, sowohl am Deckel, als auch an den Boden, zusammen gelöthet. Der Boden, so wie der Deckel, ist, nach der Gestalt des Körpers, entweder rund oder eckig; in der Mitte des Bodens wird eine Dille zur Lampe angebracht. Die Thür wird mit Heften an der Ecke einer Seite beweglich befestigt, und bekommt an der andern Seite einen Haken oder Schieber, der bey dem Zumachen an die andere Seite eingehängt wird.

In Zimmern, Sählen und Cabineten hat man Laternen von verschiedener Pracht. Dergleichen ist z. B. eine schöne bunte von Glas. Das Gestelle dazu läßt man bey einem Tischler oder Glaser von Holzwerk machen, vier-sechs-oder achteckig. Dann nimmt man die vom Glaser hierzu zugerichteten Glas-Tafeln, überstreicht sie auf der einen Seite mit Firnissen von allerley verschiedenen Farben, als: die eine Tafel mit grünem, die andere mit blauem, die dritte mit goldfarbigem, die vierte mit rothem, die fünfte wieder mit grünem Firnisse, u. s. f. und läßt sie trocknen. Wenn sie nun wohl trocken sind, läßt man sie durch den Glaser in das Holzwerk einrichten, dergestalt, daß die gefirnißten Seiten einwärts gerichtet stehen. Wenn man nun solche Laterne mit einem brennenden Lichte in einem geweißten Sahle oder Zimmer aufhängt, wird man mit Lust sehen, wie die gefärbten Gläser die Farben an den Wänden spielen las-

sen.

sen. An statt der gefirnißten Gläser, ist es besser, schöne gefärbte Gläser einzusetzen, weil solche ein helleres Licht durchlassen.

Fig. 3917, stellt eine englische Glocken-Laterne vor. Sie sind mit Krystall-Guirlanden und dergleichen Quasten; die Glocke ist in dem ganzen Umfange mit Facetten sauber geschliffen; das Beschläge ist in Bronze-Arbeit, so wie die darin befindlichen dreydilligen Lampen, statt welcher man leicht einen Leuchter zu 3 oder 4 Wachs-Lichter anbringen kann, wenn man das Oehl vermeiden will. Sie werden in Leipzig zu 40 bis 45 Rthlr. verkauft.

Ein Cabinet, ist zu klein, als daß ein ordentlicher Kron-Leuchter mit vielen Lichtern darin hangen könnte. Eben so ist es gegen den modernen Geschmack des Ameublements, es mit Wand-Leuchtern zu erleuchten. Der neueste Luxus hängt eine dreyarmige Argandsche Lampe von schöner antiker Form, eine Cassolette, oder eine geschmackvoll und reich verzierte Laterne mit etlichen Wachs-Lichtern hinein, und setzt höchstens noch ein Par antike Flambeaux auf den Kamin, oder unter den Spiegel. Eine dergleichen überaus schöne Laterne, die theils für Cabinete, theils auch für eine Salla terrena, wo viel Luft-Zug ist, gebraucht werden kann, hat die kurf. sächsische Spiegel-Manufactur in Dresden vor kurzem geliefert. Die Zeichnung dieser reich decorirten Cabinet-Laterne stellt Fig. 3918 dar. Das Ganze ist von geschliffenen Glas-Rauten, Perlen, Rosetten, u. d. gl., und von vergoldetem Bronze, componirt. Der untere Rand der Krone, so wie der Kranz der um die Glas-Glocke läuft, die 4 Schnörkel, an welchen die 4 Schnüre, die die Laterne tragen, hangen, und der neben der Glocke gestochene zwey-, drey- bis vierarmige Leuchter, der mitten in der Glocke schwebt, sind von vergoldetem Metall; alles übrige aber, nähmlich die Kro-

ne,

ne, die Sterne und Festons, die an der Krone hangen, die Rosetten an den Schnörkeln, die Schnüre an welchen Glocke und Leuchter hangen, die 4 Festons um die Glocke, die Quasten am Leuchter und unten an der Glocke, sind von geschliffenen Glas-Rauten zusammen gesetzt, und das Ganze thut bey Lichte einen prächtigen Effect. Eine solche Laterne kostet bey der Manufactur 60 Rthlr., und man wendet sich deshalb an den kurfürstl. Factor derselben, Hrn. Breuer in Dresden.

Die in Fig. 3919 vorgestellte, reich verzierte Cabinet-Laterne, ist aus Berlin; im chinesischen Geschmacke, mit vergoldetem Bronze gefaßt, und mit vielen geschliffenen Rauten decorirt. Ihre überaus schöne Form und saubere Ausarbeitung ziert ein Zimmer ausserordentlich.

Von Laternen in Pferde-Ställen, s. im LVII Th. S. 457.

Im 41 St. der Oekonom. Nachr. der patriot. Gesellschaft in Schlesien, v. J. 1779, S. 327, f. hat Hr. Förster folgende Nachricht von einer in den Ställen feuersichern und zugleich zur Beleuchtung wohlfeilen Laterne bekannt gemacht. „Bisher hat man bey uns die blechernen Laternen, wo das Glas mit Blech eingefaßt ist, einzuführen befohlen. Einigermaßen haben solche einen kleinen Vorzug vor den hölzernen, in Ansehung des unbehutsamen und unvorsichtigen Umganges der Leute mit diesen hölzernen Laternen. Ist das Licht zu lang in solchen hölzernen Laternen, so brennt oben das Holzwerk bald an; brennt das Licht unten auf der Tille ganz ohne Aufmerksamkeit aus, so kann sich ebenfalls der hölzerne Boden entzünden, die unten oder in der Höhe daran hangende, oder darum liegende brennbare Materie zur Flamme kommen, und durch solche

Laternen oft großer Schaden aus Unvorsichtigkeit verursachet werden.

„Einen kleinen Vorzug bemerke ich an den blechernen Laternen, welcher bloß darin besteht, daß der blecherne Boden und Deckel nicht, wie der hölzerne, brennen kann; aber hingegen so wie das Holz auf vorige beschriebene Art zur Flamme kommen kann, so kann durch die starke eingepreßte Hitze von einem darin befindlichen hohen starken Lichte das Blech schmelzen, und also auf die nähmliche Art die durchgedrungene Flamme oder Hitze in der um sich liegenden oder hangenden Brenn-Materie Brand und Feuer bewirken. Noch mehr, fällt das Licht an die gläserne Scheibe, so zerspringt dieselbe, die Feuer-Flamme fällt heraus, und ergreift die entzündbare Materie; kurz, ich bin durch eine hölzerne oder blecherne Laterne, aus Unvorsichtigkeit meiner Leute, des Feuerschadens niemahls gesichert; und habe, aus beschriebenen Ursachen, beyderley Laternen in meiner Wirthschaft gänzlich ausgerottet, und folgende eingeführet.

„Meine Laternen-Lampe besteht aus einem großen, hohen, starken, weißen und hellen Bier-Glase. Dieses Glas ist oben und unten, desgleichen auf den Seiten, mit Fingers breiten Streifen von Blech eingefaßt. Der blecherne Deckel geht in einem Charniere zur Aufmachung, hat in der Mitten ein rundes Loch, daß die Hitze ausdunsten kann und das Glas nicht zerspringt; über diesem runden Loche ist wieder eine kleine Bedachung mit kleinen Löchern, welche dem hierauf fallenden Stroh und andern entzündbaren Materien das Brennen verwehrt; zugleich ist ein Biegel von eisernen Draht angebracht, damit man selbige ganz bequem wegtragen und aufhängen kann. Inwendig paß ich mir auf dem Boden des Glases ein rundes Klötzchen ein; in dasselbe bohre ich in die Mitte ein Loch, worein ich ein rundes dünnes Spannhölz-

chen stelle und befestige; ferner bohre ich in das Klötzchen, in der Runde herum, 3 oder 4 Löcher, und schlage selbige mit Bley aus, damit das Klötzchen seinen Stand am Boden des Glases behalten muß. Das Hölzchen muß ein halb Viertel kürzer seyn, als das Lampen-Glas, sonst käme das hernach angezündete Hölzchen dem Deckel mit der Spitze zu nahe. Dieses Hölzchen umwinde ich die halbe Länge mit weißer, reiner, ungesponnener Baumwolle so stark, als es die Proportion und die Hitze des Glases vertragen kann. Wenn ich nun das Klötzchen mit dem Dacht in das Glas gestellt, so gieße ich zuerst Wasser hinein, hernach Oehl darauf, (welches ich will), doch so daß der Dacht eines starken Messerrücken breit über das Oehl hervorrage. Dieses Dacht nun wird durch ein anderes brennendes Hölzchen angezündet, dadurch ich alsdann von dieser Lampe den schönsten Lichtschein erhalte; doch muß die Lampe unbeweglich stille stehen oder hangen, weil sonst das Schwappen des Oehls den brennenden Dacht auslöschen würde, ausserdem brennt es, ohne der Flamme weiter behülflich zu seyn, noch besser als das schönste Inselt-Licht.

„Nun frage ich einen redlich denkenden Patrioten, ob diese beschriebene Laternen-Lampe auf irgend eine Art einen Feuer-Schaden zuwege bringen kann? Stoß ich oder ein Thier dieselbe um, so gießt mir bey dem Umstoß das darin befindliche Oehl und Wasser die Flamme bald aus. Vergesse ich solche brennend hangen zu lassen, so brennt dieselbe, ohne den geringsten Schaden zu machen, bis die Flamme das Oehl verzehrt hat. Kommt die Flamme bis an das unter dem Oehl befindliche Wasser, so wird das Licht von sich selbsten, ohne Sachen zu machen, verlöschen.

„Die Beurtheilung, ob meine eingeführte wirthschaftliche Laternen-Lampe einen Vorzug vor den hölzernen und blechernen Laternen verdient, überlasse ich

ich einem jeden redlich und vortheilhaft denkenden Patrioten."

Ueber die izt beschriebene, in Vorschlag gebrachte, in den Ställen feuersichere, und zugleich zur Beleuchtung wohlfeilere Laterne, hat ein gewisser Hr. v. F. folgendes Bedenken dem 44 St. der Oek. Nachr. &c. v. e. d. J. einrücken lassen.

„Wenn man den übergroßen Schaden, den Feuers-Brünste verursachen, auch nur obenhin betrachtet, so muß nothwendig bey jedermann der wärmste Dank gegen alle diejenigen rege werden, welche sich bestreben, zuverläßige Vorschläge zu derselben Verhütung bekannt zu machen. Aus diesem Grunde verdient, meiner Meinung nach, die im 41 St. unserer wöchentl. Nachrichten dem Publicum mitgetheilte Beschreibung einer feuersichern Laterne in den Ställen, alle mögliche Erkenntlichkeit; und ich würde derjenige seyn, der sothane Laterne auf seinen Gütern ohne Zeitverlust einführte, wenn mir nicht noch einige Bedenken im Wege stünden, die ich vorhero wünsche gehoben zu sehen. Es sind folgende:

Erstens: scheint mir schwer zu seyn, bey Verfertigung des Dachts immer eine und die nähmliche Stärke zu treffen, welches doch eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, will man anders nicht Gefahr laufen, wegen der unverhältnißmäßigen Hitze, wenn der Dacht zu stark, viele Gläser zu verlieren, wann er aber zu schwach, zu wenig Erleuchtung des Stalles zu erhalten. Welcher Dienstbothe dürfte wohl so geübt, oder geschickt seyn, oder sich so viel Mühe geben, das jedesmahl erforderliche Hölzchen von einerley Dicke zu schneiden, und nicht mehr noch weniger Baumwolle darum zu winden? Ich weis es aus einer etliche zwanzig jährigen Erfahrung, wie wenig es möglich sey, einen stets gleichen Dacht zu verfertigen, da ich seit Anfang des vorlezten Krieges beständig eine Nacht-Lampe brenne, deren Dacht aus Kümmel-Stroh mit Baumwolle umwickelt, besteht, und obwohl dieses nicht nur aus ganzen Stängeln, sondern so gar aus vielen Gebündeln ausgeklaubet werden kann, so habe ich doch bishero noch nicht zuwege bringen können, daß die Flamme des Nacht-Lichts von einerley Stärke wäre, sondern bald ist sie groß, bald schwach, bald mittelmäßig, viel weniger

dürfte jemand fähig seyn, alle Hölzchen von der nähmlichen und gleichen Stärke zu schnitzeln. Hieraus läßt sich fast mit Gewißheit schließen, daß durch ein Jahr lang nicht wenig Gläser erforderlich, und da diese mit Blech eingefaßt, und bedeckt seyn müssen, mehrere Kosten verursachen dürften, als eine wohl in Obacht genommene Laterne. Bey Talg-Lichtern fällt diese Bedenklichkeit gänzlich weg; denn da sie bey einer ordentlichen Wirthschaft gemeiniglich auf einmahl, und soviel man davon vor das ganze Jahr ohngefähr bedarf, gemacht werden, so ist es ein sehr leichtes, solche nach Verhältniß der Größe der Laternen erforderlich lang und dick, oder schwach zu ziehen, ohne sodann besorgen zu dürfen, daß solche oben heraus brennen, oder eine bis zum Schmelzen des Blechs anwachsende Hitze verursachen, welcher Fall an sich selbst wohl der seltenste, ja fast wollte ich sagen der unerhörteste wäre, maßen das Blech aus Eisen besteht, so eher bey einer starken Hitze glüet, als schmilzt. Das Umfallen der Talg-Lichter in den Laternen ist eben leicht zu verhindern, wenn die Tillen, worein erstere gesteckt werden, nicht weiter, als das Licht dick, und die gehörige Tiefe haben, daß dieses nicht über wiegen kann.

Zweytens: fällt mir auf, daß bey Füllung der Lampe erst Wasser, und so nach erst Oehl gegossen werden soll. Die Baumwolle, mit welcher der Dacht umwickelt wird, hat die Eigenschaft eines Schwammes. Sie zieht die erste beste Feuchtigkeit, die ihr zu nahe kommt, an; da nun das Wasser vor dem Oehl in die Lampe geschüttet wird, so ist nichts gewisser, als daß die Baumwolle von diesem dergestalt voll wird, daß sie kein Oehl mehr anzunehmen vermag, und zwar um so weniger, als diese beyden Flüssigkeiten einander dergestalt zuwider, daß sie sich von sich selbst nicht vermischen. Ich kann daher nicht begreifen, wie der mit Wasser vorerst angefüllte Dacht brennen soll? Meine eigene öftere Erfahrung bestärkt mich hierinnen. Ich kann mir daher nicht anders vorstellen, als daß entweder in der Beschreibung ein Schreibfehler untergelaufen und heißen müsse: So gieße ich zuerst Oehl hinein, oder es ist ein besonderer Handgriff unangemerkt geblieben, der vielleicht darinnen besteht, daß der Dacht zuerst, ehe er in dem Klötzchen festgemacht wird, in

Oehl

Oehl eingetunkt werde, damit das Wasser sodann in die Baumwolle nicht dringen könne.

Drittens: will mir das Anzünden der Lampe mit einem andern Hölzchen ebenfalls nicht gefallen. Nach der Anweisung des Herrn Erfinders muß sothane Lampe beständig an einem Orte unverrückt stehen, oder hangen, damit solche durch das Schwanken des Oehls nicht auslösche, folglich muß das brennende Hölzchen, durch welches die Lampe angezündet werden soll, in den Stall bis an den Ort hingetragen werden, wo erstere steht. Kann nicht eben so leicht dadurch, ja wohl noch eher, eine Feuersbrunst verursachet werden? Vielleicht wird der Dienstbothe, der den Auftrag des Anleuchtens hat, hundert und mehrmahl alle mögliche Vorsicht dabey brauchen, und ein einziges mahl wirft er in Eil, oder in Gedanken, das Hölzel weg, und der Stall geräth dadurch in Flammen, welches mit einer Laterne, als einer weit größern Maschine, nicht geschehen wird.

Viertens: ist, meinen Begriffen nach, die Lampe nicht fähig, jenen Dienst zu leisten, den eine Laterne thut. Wie oft ereignen sich nicht bey dem Vieh in den Ställen des Nachts Vorfälle, als da sind gähe Krankheiten, und bey Kühen schweres Abkalben, wo eine nahe Beleuchtung desselben unumgänglich nothwendig, damit die erforderlichen Mittel und Hülfe angewendet werden können. Die Lampe darf nicht von ihrem Orte, wie bereits oben gedacht, verrücket werden, und ihr Licht, da sie natürlicherweise in der Höhe angebracht seyn muß, um nicht von Menschen oder Vieh herab gestoßen zu werden, fällt nicht genugsam auf das Vieh, daher muß unumgänglich neben der Lampe eine Laterne gebraucht werden, folglich ist erstere, wenigstens bey gedachten Vorfällen unnütz und überflüßig.

Was fünftens die Frage anbelangt, ob nicht der Gebrauch des Talg-Lichts in den Laternen mit wenigern Kosten vertnüpfet, als des Oehls in den vorgeschlagenen Lampen? wird sonder Zweifel der Herr Erfinder der leztern am besten und zuverläßigsten entscheiden können. Das Talg-Licht kann so oft, als man nur will, ausgelöscht, und augenblicklich wieder angezündet werden, wohingegen Lampen, welche mit einem steifen und festgemachten Dacht versehen, so man nicht nach Erforderniß

vorwärts zu ziehen vermag, mit mehrerer Beschwerlichkeit wieder in Flamme gebracht werden können, und wann sie auch wirklich brennen, zufolge meiner vielfältigen Erfahrungen, die mehresten mahl wieder von sich selbst ausgehen, also daß man sich genöthigt sieht, solche wieder zu erneuern, folglich mehr Oehl als Talg bedarf, welches erstere ohnedies durch ein Jahr lang weit höher zu stehen kommt, als die Talg-Lichter, die man in die Stall-Laternen zu nehmen pflegt.

So lange nun vorstehende Bedenken mir nicht aufgelöst werden, dürfte ich wohl die blechernen Laternen, die mit verhältnißmäßigen Talg-Lichtern versehen, und die nach diesen in Ansehung ihrer Tillen gehörig verfertiget sind, denen vorgeschlagenen Lampen vorziehen."

Hrn. v. Goldfus Beschreibung einer zu Verhütung des Anzündens nützlichen Wirthschafts-Laterne (*).

„Da ich wahrgenommen, daß auch bey den anbefohlnen blechernen Laternen, dennoch die Feuersgefahr nicht völlig zu vermeiden, oder dergleichen Unvorsichtigkeit dadurch vorzubeugen ist, und besonders aber zur Winterszeit, bey Besuchung der Küh- und Schaf-Ställe, des Nachts beym Lammen, ein allzu langes Stück Licht in der Laterne die Decke zu sehr erhitzt, und gar leicht das zum Löthen des Bleches gebrauchte Zinn schmelzet, und die Laterne zerfällt, oder der, der solche hält, genöthiget wird, sie wegzuwerfen. Ein kurzes Stück Licht dauert nicht lange, und muß deswegen oft im Stalle, wo so viel Stroh vorhanden ist, ein anderes angezündet werden; ja, ich habe sogar gefunden, daß die Weibspersonen das in die Tille zu schwache Licht, mit Flachs von ihrem Spinn-Rocken, oder doch wenigstens mit Papier und Lumpen umwickelt, fest gesteckt haben; dadurch kann, wenn sie in der Arbeit beym Kalben einer Kuh nicht Achtung geben, beym Niederbrennen eine so große Flamme entstehen, daß die Glas-Scheiben zerspringen, und auf diese Art Feuersbrün-

(*) In Dessen feuersichern und dauerhaften Häuserbau von wohlfeilen Lamenpatzen ꝛc. (Dresd. 1794, gr. 8.) S. 94, 138.

Brünste entstehen. Daher habe ich alle diejenigen Laternen, die an unsichern Orten, besonders in Ställen gebraucht werden müssen, auf folgende Art eingerichtet.

Die Laterne wird von starkem Kreuz-Bleche, 14 Zoll hoch bis zur Decke, und 7 Zoll im Quadrat, gemacht; an jeder Ecke ist eine im Blech eingelöthete eiserne Stange, in der Stärke eines Gypspfeifenrohrs, das daran befindliche Blech aber auf allen Seiten doppelt, und macht einen Falz, so wie auch in der Thüre, damit von oben die Glas-Tafeln eingeschoben, und zum Reinigen herausgezogen, auch wenn Tafeln zerschlagen, ohne erst solche Laterne zu einem entfernten Glaser schicken zu dürfen, solche durch andere in Vorrath habende Tafeln bald ersetzt werden könnten. Oben ist eine Decke, mit einem den Untertheil überschließenden Rande; diese Decke hat auf jeder Seite ein Charnier, durch welches aber ein accurat passender messingener Draht auf dem einen Ende mit einem Oehre versehen, geht, welcher beym Aufheben der Decke, wenn die Glas-Tafeln herausgehoben werden müssen, ausgezogen, und beym Zumachen wieder eingeschoben werden kann. Auf dieser Decke ist nun die 2½ Zoll im Diameter weite Oeffnung, ein blechener 1½ Zoll hoher Rand, auf solchem ein kleiner Thurm mit einem muschelförmigen Dache, der durch seine, von der muschelförmigen Krümmung entstandenen, unterwärts befindlichen Oeffnungen den Dampf durchläßt, fest steht, und im nöthigen Fall abgehoben werden kann; über diesen Thurm geht ein von starkem Messing-Draht beweglicher Bügel zum Tragen der Laterne. Der Boden hat 4 Knöpfe zum Stehen; und inwendig ist ein, von Blech, zum Herausnehmen gut passender, und mit einem Rande versehener Leuchter-Boden, in dessen Mitte die Tille kommt; in dieser Tille steckt eine mit einem Zapfen versehene, zweyte, 2 Zoll hohe und weitere Tille, in welcher ein weißes Lampen-Glas, wie zu Illuminationen gebraucht wird, mit seiner Spitze fest sitzt, welches mit Oehl gefüllt, durch ein übergebogenes Blech das Loch in der Mitte hat. Die Thüre ist mit einer blechernen Anlege-Kette, wo solche mit einem kleinen Schlosse vor dem Herausnehmen verwahrt werden kann.

Diese Art der Laternen hat vor andern den Vorzug, daß die Lampe viele Stunden brennen kann, ohne solche eröffnen zu dürfen; daß die Flamme beständig an einem

Orte und in der Mitte bleibt, und den obern Theil nicht, wie bey einem langen Stücke Licht, erhitzt, oder das Licht durch einen Räuber oder von der Hitze zerschmelze, auch wohl gar durch Umfallen die Gläser zersprenge; wenn auch diese Laternen umfallen, oder weggeworfen werden sollten, die Lampe sogleich verlöscht, und nicht, wie beym Lichte, brennend bleiben und das Stroh anzünden kann. Hier muß ich ein Exempel dergleichen Gefahr, und des Nutzens dieser Laterne anführen. Vor 2 Jahren, als mein Schäfer mit dieser Laterne, die ich aller Orten anschaffte, im Stalle mit einem lammenden Schafe zu thun hatte, und der Knecht solche halten mußte, so kommt ein anderes Schaf (von der Art, die dem Feuer entgegen laufen), und springt dem Schafknechte unversehens so in die Laterne, daß 2 Tafeln zerspringen, die Lampe herausfällt und zerbricht, das Lampen-Licht aber im Augenblick verlöscht.

Der Gebrauch des Lein-, Rübsen- oder Baum-Oehls ist noch überdies weit wohlfeiler als Licht; es kann aus von selbst erbautem Lein-Dotter schönes Lampen-Oehl geschlagen werden; auch kann man sich des Härings-Oehls bedienen. Es kann beständig so gehalten werden, daß die Laterne im Nothfall parat steht, und keine Zeit mit Einpassen des Lichtes verloren geht; der unterste zum Herausnehmen gemachte blecherne Teller hält die Unreinigkeit von dem Oehl, durch seinen Rand, von der Laterne selbst zurück, und kann heraus genommen und gesäubert werden, ohne die Laterne naß zu machen, und dem Bleche zum Rosten Gelegenheit zu geben. Die auf diesem Bleche befestigte kleine Tille dient dazu, daß, wenn das Lampen-Glas mit der großen Tille herausgenommen wird, man in feuersichern Orten auch ein Licht einsetzen könne.

Diese unterste Licht-Tille ist auf der einen Seite aufgeschnitten, damit sie sich beym Einstecken des blechernen Zapfens der größern Lampen-Tille etwas erweitern, und solchen, vermöge der Federkraft, fest einschließen kann. Das Abziehen des auf dem Deckel befindlichen Thurmes aber ist dazu, daß, wenn bey starken baumwollenen Döchten in der Lampe viel Dampf verursacht wird, selbigem mehr Raum zum Wegdunsten verschaffet werden könne. Die Größe der Laterne aber giebt zu Ausbreitung der Hitze

mehrern Platz, als die kleinen, und läßt den Bügel nicht so sehr erwärmen, verschafft auch bey großen Glas-Tafeln mehr Licht."

Was die Laternen, in Ansehung der Pertinenz und Absonderung betrifft, so sind dieselben, wenn sie fest gemacht sind, ein Theil des Hauses; kann man sie aber ausheben, so bleiben sie den Land-Erben, doch daß sie den in die Mauer eingemachten Arm, oder das Eisen, worauf sie ruhet, da lassen; denn der eiserne Arm ist nicht das Haupt-Stück, weil er der Laterne halber, nicht aber die Laterne des Armes halber, gemacht ist. Gleiche Bewandtniß hat es, wenn sie auf einer Säule ruhen; diese muß der Verkäufer da lassen, die Laterne kann er mitnehmen (*). Es wäre denn, daß jemand das Gut mit dem Inventario gekauft hätte, so bekommt er diejenigen, die in die Ställe und Wirthschaft gehören, nicht aber diejenigen, deren sich die Herrschaft für ihre eigene Person bedient. Die tragbaren Laternen, ob sie schon eine Art von Leuchter sind, gehören sie doch nicht zur Gerade.

Hommels Pertinenz und Erbsonderungs-Register, (4te Ausg. Lpz. 1782, 8.) S. 238, f.
Oeconomia forensis, 4 B. (Berl. 1778, 4.) S. 130.

Die Erleuchtung der Gassen, Straßen und anderer Gegenden einer Stadt durch Laternen (Gassen- oder Straßen-Laternen, L. Lucernae in viis publicis vrbium de nocte accensae), gereicht nicht allein zur Verschönerung und Zierde einer Stadt, sondern auch und vornehmlich zur Bequemlichkeit der Einwohner,

(*) Statuae affixae basibus structibilibus, aut tabulae religatae catenis aut erga parietem adfixae, aut si similiter cohaerent lychni, non sunt aedium. Ornatus enim aedium causa parantur, non quo aedes perficiantur. L. 245. ff. *de verb. signif.*

und zur nächtlichen Sicherheit, und macht einen wichtigen Gegenstand der Polizey aus. Bey dieser Anstalt kann jedermann des Nachts sicher und ungehindert in den Gassen und Straßen gehen; der Einbruch und die Dieberey werden weniger verübet und leichter verhindert, indem ein Dieb das Licht scheuet, und wenn er auch etwas waget, doch bey den brennenden Laternen leicht entdeckt und ergriffen, auch die Hülfe viel geschwinder geleistet werden kann. Eräugnet sich Feuer-Gefahr, so können die zur Rettung bestimmten Personen, Geräthschaften und Fuhren sich zur Nacht-Zeit besser zurecht finden, und geschwinder an gehörige Orte gelangen. Viele lose und muthwillige Händel-betrunkener und anderer ungesitteter Menschen können dadurch leicht gestöret werden, und die Unzüchtigen finden zur Ausübung ihres Lasters hier keine so bequeme Gelegenheit, als welche ihnen sonst die finstere Nacht darbiethet. Dieses sind die Bewegungs-Gründe gewesen, welche große und volkreiche Städte zu dem Entschluß gebracht haben, die Beleuchtung der Gassen, Straßen und anderer Gegenden, einzuführen, denen denn auch viele mittelmäßige Städte, insonderheit solche, wo sich Landes-Collegia oder Universitäten befinden, nach und nach gefolget sind.

Bey der Einrichtung dieser Anstalt kommt es am meisten auf die Art der Laternen an, die man hierzu erwählt, indem von deren Beschaffenheit die Größe der erforderlichen Kosten hauptsächlich abhängt, weil eine Art immer eine stärkere Erleuchtung verschaffet, als die andere; je stärker aber dieselbe ist, je weniger Laternen werden erforder.. Eine Laterne, deren Bau, Reparatur und Unterhaltung die wenigsten Kosten erfordert, welche die Licht-Strahlen am weitesten von sich wirft, und deren Einfassung den mindesten Schatten verursachet, ist unstreitig die beste.

An einigen Orten, wie z. B. in Dresden, und in verschiedenen Städten der Mark Brandenburg, findet man Laternen, die ganz von Glas, und ihrer Figur nach theils eyförmig, theils birnförmig sind, und deren obere und untere Oeffnungen eine eisen- oder messingblecherne Einfassung haben, damit man mit der Lampe aus und einkommen, die Luft zufließen, und der Rauch heraus fliegen kann. Wenn diese Art Laternen nicht bey der ersten Anlage so kostbar, ausserdem aber der Zerbrechlichkeit zu sehr unterworfen wären, wo die ganze Laterne mit einmahl zu Grunde geht, so würden sie ohne Zweifel die vorzüglichsten seyn, weil sie rund um sich herum. und auch unter sich, eine starke Erleuchtung geben. An andern Orten sind die Laternen aus Glas und blechernen Rahmen zusammen gesetzt, und diese Art viel gewöhnlicher und dauerhafter; ihre Gestalt aber ist theils dreyeckig, theils viereckig, oder länglich viereckig; sie stehen entweder auf Pfählen, die von Weite zu Weite in den Straßen von beyden Seiten aufgestellt sind, oder sie stehen auf einem eisernen Arm, der horizontal an einem Hause angebracht und befestigt ist. Das lezte ist zwar dauerhafter, erleuchtet aber den mittlern Damm nicht so gut, als wenn die Laternen auf Pfählen stehen. An einigen Orten hangen sie mitten über den Straßen.

So giebt es auch verschiedene Sorten von Lampen, gläserne, messingene und blecherne, welche die Erleuchtung bald vermehren, bald vermindern, nach dem zumahl der Docht beschaffen ist. Die gläsernen Lampen, welche die Gestalt eines sogenannten Römerchens haben, die unten mit Wasser, und oben mit Oehl, gefüllet werden, taugen sehr wenig, weil, wenn das Oehl abnimmt, die Flamme sich innerhalb dem Glase verbirgt, welches, da es an den Seiten von innen sehr beschmiert ist, die Strahlen nicht durchläßt, mithin sehr dunkel leuchten; nicht zu

gedenken, daß die Strahlen des Lichtes durch zwey gläserne Flächen nicht so häufig durchdringen können, als durch eine einzige. Der blechernen Lampen giebt es verschiedene bequeme und nützliche Sorten, die sehr wohl in Laternen angebracht werden können. Uebrigens muß eine Lampe, von welcher Structur sie auch sey, wenigstens 6 Loth Oehl, nebst einem baumwollenen Docht von $\frac{1}{2}$ Elle lang, in sich fassen; auch muß sie also in der Laterne zu stehen kommen, daß das Docht-Röhrchen 2 bis 3 Zoll von dem Deckel oder Schirme abstehe; und endlich muß sie also eingehängt, oder in den Arm (dergleichen in der unten beschriebenen nürnbergischen Laterne, bey km. Fig. 3920 a), zu sehen ist), eingesteckt werden, daß die Flamme gerade gegen die Mitte der Rauch-Röhre der Laterne hinauf steige, damit der Rauch des Lichtes, so wenig als nur seyn kann, sich an das Innere des Schirmes anhänge. Sollte das lezte geschehen, so muß man den Schmutz fleißig abzuwischen nicht unterlassen.

Der Docht muß von gesponnener Baumwolle seyn. Einige erfordern einen fest gedrehten, Docht, andere einen lockern. Man probiere beyde, so wird man finden, ob ein merklicher Unterschied unter beyden sey. So viel ist gewiß, daß ein jeder Docht, der weit aus seinem Röhrchen hervor raget, weit mehr Oehl verzehrt, als ein anderer, der nicht so weit hervor geht, und daß ein dicker Docht heller leuchtet als ein dünner. Wenn also eine bestimmte Quantität Oehl auf eine gegebene Zeit zureichen soll, so muß die Stärke des Dochtes durch wiederhohlte Versuche gefunden werden. Bey diesen Versuchen muß man Oehl von einerley Güte, welches klar und flüssig ist, gebrauchen, und der Docht muß sauber und unbeschmutzt seyn. Gebraucht man nun, unter diesen Bedingungen, Dochte von verschiedener Stärke, so wird sowohl in Ansehung der Stärke des Lichtes, als auch in Anseh-

ung

ung der Zeit und der Dauer des Lichtes, sich ein merklicher Unterschied zeigen.

Von Einrichtung der Straßen-Laternen in ältern Zeiten, werde ich weiter unten sprechen. Von denen in neuern Zeiten, hat das dresdner, das pariser, und das nürnberger Modell vielen Beyfall erlangt.

In Dresden, wird, zur Nacht-Zeit, die Stadt durch 860 angezündete Laternen im Untertheile von ovalrunden Gläsern, die Vorstädte aber durch 245, die Friedrichsstadt und der Zwinger durch 107 Stück dreyeckige Laternen erleuchtet. Mit Ausschluß der Säule, betragen die Kosten

von einer runden, und von einer dreyeckigen:

	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
für Glas	1	16	—	—	9	—
Klempner-Arbeit	1	11	—	1	—	—
die Lampe	—	5	—	—	5	—
anzustreichen	—	4	6	—	4	—
das Eisen	1	12	—	1	12	—
	5	—	6	3	6	—

Die Unterhaltungs-Kosten werden aus der Laternen-Impost-Casse bestritten, deren Einnahme aus folgenden Anlagen besteht. Von jedem Stadtbier-Gebräude wird 1 Thlr. 8 Gr.; von jedem Faß Weiß-Bier, 1 Gr.; vom Dorfbier für das Faß zum Ausschenken 6 Gr., und zum Tischtrunk 2 Gr., von jedem eingehenden Scheffel Weizen 1 Gr., und vom Korn 6 Pfenn., gegeben. Diese Einnahme beträgt jährlich ungefähr 5300 Rthlr., ist aber zu den Unkosten bey weitem nicht hinreichend. Das Mangelnde wird vom Landes-Herrn aus der Accise-Casse jährlich zugeschossen.

Die Laternen in der Stadt sind, gedachter Massen, rund; sie werfen keinen Schatten auf den Weg; das Licht kann von allen Seiten gesehen werden, und

macht

macht des Abends in langen Straßen eine ziemliche Perspective. Die Lampe wird darin so gehängt, oder gewendet, daß der kleine Schatten davon rückwärts an die Oerter, wo keine Erleuchtung nöthig ist, kommt. Im Fuße oder Boden der Laterne, welcher durch ein Charnier auf- und zugemacht werden kann, ist ein rundes Zug-Loch, wodurch nicht nur die Laterne, ohne den Boden zu öffnen, ohne Hinderniß, auch in der schlimmsten Witterung angezündet und ausgelöscht werden kann. Der Dampf der Lampe findet durch die obern Luftlöcher, die in der Stürze und unter dem Deckel gelassen sind, seinen Ausweg. Wenn nun nicht stürmischer Wind, oder sonderlich dicke Luft ist, oder die Laternen-Wärter, die kaum in 8 Tagen ein Mahl nöthige Ausfegung des Russes in der obern Stürze nicht vernachlässigen, welches doch durch zwey besondere Aufseher genau observirt, und nach Befinden an dem Schuldigen ernstlich bestraft wird, so bleiben die Laternen die längsten Nächte durch ziemlich hell. Weil aber kein Docht die ganze Nacht gleich brennt, sondern eine Kohle oder Risper ansetzt, wovon die Lampen wohl gar verlöschen, so müssen sie, nach Länge der Nächte, ein, zwey bis drey Mahl geputzt werden, welches durch den zu öffnenden Boden, mit einem Häkchen so geschwinde geschieht, daß in einer Minute wenigstens 3 Lampen, so wie bey der Dämmerung angezündet, also des Nachts geputzt, und in der Frühe wieder ausgelöscht werden. Wenn nun diese Gläser nicht verwahrloset werden, so sind sie zu einem vieljährigen Gebrauch tüchtig. Sie gehen zwar, insonderheit wenn sie auf den Glas-Hütten nicht gut verkühlet worden, oder sonst nicht von guter Masse, und allzu sparsam dazu gebrauchter Pott-Asche sind, und deswegen hernach springen, beym Zerbrechen auf ein Mahl verloren; allein, dieser Zufall ist bey guter Aufsicht selten zu befürchten. Man

bedient sich theils der Laternen von der nehmißer Glas-Hütte, wo das Glas bis zur Stelle à Stück mit 1 Thlr. 10 Gr. bezahlt wird, theils der von böhmischen weißen Glas, wo das Stück 1 Thlr. 16 bis 18 Gr. kostet. Das ganze Beschläge an Wapen, Dach, Fuß und Lampe, kostet bey einem Stücke 1 Thlr. 16 bis 18 Gr., und die Mahlerey 4 Gr. 6 Pf. Die Reparaturen bestehen hauptsächlich darin, daß die Stürzen binnen 3 bis 4 Jahren eingehen, da dann eine neue 10 Gr. kostet; und binnen 6 Jahren, ist ein neuer Hals auf das Dach erforderlich, welcher mit 6 Gr. bezahlt wird. Wenn man aber ein Glas zerbricht, so kann doch gemeiniglich das Blechwerk ganz oder zum Theil wieder gebraucht werden, da man dann für Fassung einer Laterne mit dem alten Blechwerke 12 Gr. giebt.

Nach dem Berichte des 49 St. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1779, S. 428, hat die Gassen-Laternen-Anstalt so viel Beyfall gefunden, daß nicht nur der päpstliche Nuntius Mfgr. *Archinto* eine complete runde Glas-Laterne, an Glase, Lampe, Arm-Eisen, Anzünde-Rohr, Auslösch-Stängelchen und Putz-Häkchen, nebst einer umständlichen Beschreibung sich geben lassen, um solche in Rom einzuführen, sondern es sind auch die dresdner Laternen nach Rußland, Dänemark, und in andere Länder versendet worden.

Die Instruction für die Laternen-Wärter in Dresden, und die Amts-Verordnung, die Beschädigung der Laternen betreffend, werden unten vorkommen.

Ausser diesen Straßen-Laternen, hat man die pariser und nürnberger, welche jedoch mehr Aufsehen bey ihrer Entstehung gemacht, als Beyfall und Nachahmung gefunden haben.

In Paris, ist die Errichtung der öffentlichen Laternen erst im September 1667 geschehen. Der ausserordentlichen Sorgfalt und Mühe des Hrn. *de la Reynie*, der von Ludwig XIV, zum Ober-Polizey-

Mei-

Meister (Lieutenant Général de Police) war ernannt worden, haben die Pariser, ausser der Errichtung der Schar-Wache, der Straßen-Reinigung, und ausser verschiedenen andern bis izt noch geltenden Verordnungen und Einrichtungen, auch die Errichtung der öffentlichen Laternen zu verdanken; und sie haben das Glück erlebt, daß alle und jede Nachfolger dieser Magistrats-Person nach allen Kräften darauf gedacht haben, diese für die Haupt-Stadt so nüzliche Sache zu aller nur möglichen Vollkommenheit zu bringen. Diese ersteren Laternen, welche die Franzosen Lanternes à seau (Eimer-Laternen) nannten, waren achteckig, und sahen wie ein Eimer (seau) aus. Sie waren ungefähr, mit Inbegriff der Dicke des Bleyes, 18 bis 19 Zoll hoch, und aus 24 Stücken zusammengesezt. Die auf dem Boden angebrachten Streifen waren ungefähr $4\frac{1}{4}$ Z. hoch, und $4\frac{3}{4}$ Z. breit; das Stück in der Mitte aber war ungefähr $7\frac{1}{4}$ Z. hoch, und auch eben so breit. Das Stück des Rauchfanges untrn war ungefähr $6\frac{3}{4}$ Z. hoch, und eben so breit, oben aber in der Gegend der Beschließung $3\frac{3}{4}$ Z. hoch. Der Boden der Laterne bestand in einem achteckigen Felde von sieben ganzen und einem hohlen Glasstück. Zwey von den ganzen Glasstücken waren ruud ausgeschnitten, damit der Anzünder die Hand leichter in den leeren Raum des achten Stückes bringen konnte. Das Licht wurde in der Mitte durch ein eisernes Blech gehalten, welches zwey Dillen führte, nähmlich eine für ein großes und starkes, und die zweyte für ein kleineres Licht, je nach dem die Zeit es erfordert. Die zwey Dillen waren aus einem einzigen Stücke Eisen gemacht, und an dem Blech mit Nägeln verniethet. Diese Laternen waren aus vier, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Lin. dicken, eisernen Drahten zusammengesezt, ruheten auf vier von den acht Ecken, und waren unten durch gelöthete bleyerne Haften befestigt. Die vier eisernen Drahte

gin-

gingen gegen die Mitte des Bleches zu, und unterstützten dasselbe. Endlich waren diese Laternen noch mit einem Deckel versehen, der über dem Körper der Laterne einen guten Zoll stand, und über ihn an $1\frac{1}{2}$ Z. hervor stach.

Die Erweiterung der Haupt-Stadt, die bey Nacht-Zeit immer zunehmenden Unglücks-Fälle, die Berichte der Commissaires de Quartier, und die Bemerkungen des in diesem Fache der Polizey angestellten Inspectors, veranlasseten Herrn *Herault*, die gewöhnliche Form der Laternen abzuändern, und zugleich deren Anzahl zu vermehren. Man gab ihnen die Form einer Kirchen-Lampe, die sowohl nach oben, als nach unten in gleicher Weite zugemacht war, und nannte sie Lanternes à cul des lampe. Man trieb ihre Höhe, die Dicke des Bleyes nicht dazu gerechnet, wenigstens auf $21\frac{1}{4}$ Zoll. Die Stücke, die den Körper der Laterne ausmachten, waren gleichfalls 24, und es mußte dazu das ausgesuchteste Glas genommen werden; doch mußte jedes von den 8 Gläsern, welche die Mitte derselben ausmachten, 8 Zoll und 1 Linie hoch, und 5 Z. 10 L. breit seyn; jedes aber von denen die Lampe und den Rauchfang formirenden, 6 Z. 7 L. hoch, an dem an das Mittelstück stoßenden Ende aber 5 Z. 10 L. breit, und endlich an denen an den Deckel anstoßenden oder den Untertheil der Lampe formirenden, 4 Z. 7 L. hoch seyn. Der Boden der Laternen war, wie bey den vorher beschriebenen Eimer-Laternen, aus sieben ganzen Gläsern und einem ausgeschnittenen Glase, zusammengesetzt. Doch wurde dabey verordnet, daß das gerade in der Mitte des Bodens stehende Blech von sehr starkem Eisen-Blech gemacht seyn, und besonders auf der rechten Hand der zwey Mitten verschiedene Löcher haben sollte, daß man zwischen denselben einen 2 Lin. dicken und 7 Z. hohen messingenen Draht, der, nach oben zu, ein

Oval von 2 Z. inwendig haben solle, um das Licht gerade zu erhalten, und nach unten zu, eine mit den Dillen verbundene doppelte Krümme anbringen solle, damit dieselbe gegen die Hand des Anzünders stärker seyn, und ihm der Zugang offen stehen möge; endlich, daß die Dillen von neuem und starkem Eisen-Bleche gemacht, anderthalb Zoll hoch, und aus Einem Stücke gemacht seyn sollen, und der Durchmesser im Großen 1 Zoll, im kleinen aber 9 Lin. betragen solle. Damit man aber die Stücke des untern Theiles der Laterne recht wohl befestigen möge, so muß der Glaser den Flügel des Bodens mehr stark, als schwach, halten. Das Bley und das Blech welches um das Bley herum geht, mußten inwendig verzinnt, und mit der Löthe weiß gemacht werden. Der für den Anzünder leer gelassene Raum war mit Bley eingefaßt, in dessen Höhlung und nahe an dem Kern ein Stückchen eiserner Draht eingefügt war, der rings um dieselbe herum lief. Auf diesem eisernen Draht wurden die Säume des Bleyes aufgehoben, damit man dieselben verzinnen könnte, indem man die Löthe vorn an die Wände anstrich. Oben über den leeren Raum, innerhalb der Laterne, bringt man eine eiserne Fallthür an, die, wie das Blech, verschiedene Löcher hat. Durch den Rand dieser Fallthür, der auf der Seite des Eckes des Untertheiles der Laterne hohl und gerundet war, ging querdurch ein mittelmäßig starker eiserner Draht, dessen Ende, indem er durch die bleyernen Säulen durchging, daselbst durch einen Haken gehalten wurde, den man daselbst mit einer Zange formirte. Man hat aber hernach, an deren Stelle, um den von dem Bleche und der Fallthür verursachten Schatten wegzubringen, einen von Eisen-Blech gefugten Rahmen gesetzt, in welchen man, auf der breitesten Seite, die 4 Z. 7 L. betrug, und folglich die Breite des Bleyes nicht überschritt, eine Glas-Tafel, die gerade den

Rahmen ausfüllte, einschob, und zwar mit der Vorsicht, daß man durch einen Blech-Schmid innerhalb einen gleichfalls von Eisen-Blech gemachten, und ungefähr 1 Zoll vorstehenden Rückfall löthen lasse, damit derselbe, wenn der Anzünder seine Hand herauszieht, wieder von selbst auf den Boden zufalle. Die Theile, die den Körper der Laterne ausmachten, waren, wie die Felder des Bodens, mit einem völlig gezogenen, 7 Lin. breiten, Bley zusammen gefügt. Jede Laterne war mit vier eisernen Drahten, die 2 Lin. im Durchmesser betrugen, versehen. Die zwey Drahte, die gerade gegen einander stehen, gingen unter den Boden der Laterne nach der Quere hin, damit man sie daselbst befestigen, und von einem Ende bis an das andere, nach der Breite des Bodens, löthen könne, ohne die Oeffnung der Dille zu verstopfen. Die andern zwey waren der Länge nach geschnitten, damit sie an die erstern sich anschließen möchten, indem sie unter denselben durchlaufen. Diese alle mußten mit starken und breiten Haften befestigt, und unten und oben durch eine Löthe verbunden seyn. Diese eisernen Drathe mußten überdies so lang seyn, daß sie einen von dünnem Eisen-Blech gemachten Deckel tragen könnten, der oben durchlöchert ist, damit der Rauch durch diese Löcher sich hinaus ziehe, und zugleich dadurch verhindert werde, daß der Wind, wenn er etwa auf das Licht fallen sollte, dasselbe nicht zu stark anfache, und das Licht nicht so geschwinde verbrenne. Ueber diesen Deckel war noch ein anderer von stärkerm Eisen-Blech gemachter, befindlich. Durch diesen gingen, wie durch den ersten, die vier Drahte durch vier Löcher, die an dem Orte der Bley-Hafte in gleicher Weite von einander angebracht waren. Zwischen diesem Deckel und dem Rande des Rauchfanges blieb noch ein Raum ungefähr von $1\frac{1}{2}$ Z. übrig. Dieser Deckel hatte im Durchschnitt 15 bis

16 Zoll, wurde 2 Mahl mit Oehl-Farbe angestrichen, und alle zwey Jahr wieder mit neuer Farbe aufgefrischet.

Ungeachtet man alle mögliche Mühe und Vorsicht anwandte, die Straßen von Paris recht zu erleuchten, und ungeachtet die Anzahl der Laternen sich bis über 7000 erstreckte, so waren doch die Straßen nur sehr mittelmäßig erleuchtet. Da man die Lichter nicht putzen konnte, so leuchteten sie schwach, und das Bley warf auf die Straße um so stärkere und größere Schatten, je mehr Laternen in derselben hiengen. Anstatt daß man nun von denselben, sowohl in Absicht der Bequemlichkeit, als auch öffentlichen Sicherheit, den Nutzen, den man sich doch versprechen konnte, haben sollte, so vergüteten sie nicht einmahl die Kosten ihrer Unterhaltung. Sie wurden von dem im Monath May fallenden ersten Viertel, bis auf den zweyten Tag nach dem im Monath August fallenden Vollmond, nicht angezündet. Dem Ober-Polizey-Meister von Sartines war es vorbehalten, allem diesen Uebelstande kräftig abzuhelfen. Er setzte selbst einen Preis von 200 Livres für denjenigen aus, der, nach dem Urtheile der Akademie der Wissenschaften, das sicherste Mittel, die Straßen einer großen Stadt, bey Nacht-Zeit dermaßen zu erleuchten ausfindig machen und vorschlagen würde, daß dadurch das stärkste Licht verschaffet, und der Dienst erleichtert würde, und dabey doch die Kosten nicht sehr hoch stiegen. Alle diese Vortheile fand man endlich, nach langen und beschwerlichen Versuchen, in den mit einem metallenen Hohl-Spiegel versehenen Laternen vereinigt, die sowohl für das Auge vielen Reiz haben, als auch, ihres von sich werfenden hellen Lichtes wegen, sehr großen Nutzen schaffen.

Der erste, den Hr. v. Sartines einer Belohnung würdig achtete, war damahls ein Glaser-Gesell, nachher

aber

aber Glaser-Meister, Nahmens Goujon. Er erhielt ein Geschenk von 200 Livres, weil er, nach dem Urtheile der Akademie, viele Mängel der damahls gewöhnlichen Laternen verbessert hatte, indem er gemacht hatte, daß sie theils einen geringern Schatten warfen, theils aber auch die Lichter vor der Wirkung des Windes besser verwahrt waren. Gedachte Akademie bestimmte, mit Einstimmung des Hrn. v. Sartines, drey andere Prämien von 2000 Livres, für die Herren Bailly, le Roy, und Bourgeois de Chateaublanc, weil sie durch viele und oftmahls wiederhohlte Versuche das Publicum in den Stand gesetzt haben, verschiedene Mittel der Straßen-Erleuchtung mit einander zu vergleichen. Da der Akademie unter andern mit physikalischen und mathematischen Untersuchungen reichlich geschmückten Arbeiten, die verschiedene nützliche Mittel zur Erleuchtung vorschlugen, und zugleich deren Nutzen oder Unnutzbarkeit frey anzeigten, der Aufsatz des Hrn. Lavoisier vorzüglich gefallen hat, so brachte es gedachter Minister bey dem Könige dahin, daß derselbe dem Verfasser eine goldene Medaille durch den Präsidenten der Akademie öffentlich einhändigen ließ.

Diese neue Art von Laternen (Reverbéres (*), Reverberir-Laternen,) sind sechseckig, oben noch einmahl so weit, als unten, und zweymahl so lang, als sie unten weit sind. Unten der Boden besteht aus einer sechseckigen Glas-Scheibe. An jeder Seite dieser Boden-Scheibe ist eine Glas-Scheibe mit schmahlem Blech, wie mit Fenster-Bley, eingefaßt, welche oben noch einmahl so breit, als unten, und zweymahl so lang ist. Diese sechs Fenster-Scheiben sind ebenfalls mit Blech an den Seiten befestigt. Die Größe derselben ist willkürlich; und es ist genug, wenn man vorgedachte Proportion beobachtet. Doch ist es besser, wenn die Laterne groß ist, und deren Scheiben breit genug sind, damit sie we-

(*) Hr. Rath Campe übersetzt Reverbéres durch Scheinwerfer.

gen der blechernen Einfassung nicht zu viel Schatten geben. Wenn also die untere Boden-Scheibe $\frac{3}{4}$ Fuß im Diameter enthält, so wird jede von den 6 Seiten-Scheiben unten $4\frac{1}{2}$ Zoll, oben 9 Z. breit und 18 Z. lang seyn. Oben ist eine runde blecherne Haube dergestalt daran befestigt, daß die ganze Laterne damit in die Höhe gehoben werden kann. In der Mitte der Haube ist ein rundes Loch, wodurch der Dampf von der Lampe heraus zieht; über diesem Loche ist ein Dach oder Thürmchen, wie an jeder andern Laterne, welche es vor dem Regen bedeckt, und den Dampf zur Seite durch Löcher heraus läßt. Oben ist ein Ring, wodurch man die Laterne vermittelst einer Leine aufhängen kann. In der Mitte der Laterne hängt eine längliche Lampe, die an jedem Ende einen Arm mit einem Dochte, mithin zwey einander entgegengesetzte Arme hat. Diese Lampe ist von gewöhnlicher Form, und hat zwar an sich selbst nichts Besonderes, doch hat dabey die Kunst des Erfinders sich zeigen wollen, und diese besteht in zwey kleinern und einem größern Blaker oder glatt poliertem Hohl-Spiegel von Messing oder verzinntem Blech. Der größere breitet sich über der Lampe oben in der Laterne aus, und füllt fast deren Raum daselbst aus. In seiner Mitte ist ein rundes Loch, wodurch der Dampf von der Lampe fortgeht. Dieser Hohl-Spiegel dient dazu, um die Licht-Strahlen der Lampe herab auf die Erde zu werfen, welche sonst in die Höhe gehen, und die Luft allda erleuchten würden, wo es nichts nützt. Die beyden kleinern Hohl-Spiegel geben der Laterne das eigentlich kunstreiche äussere Ansehen. Jeder von ihnen ist ungefähr so groß, als eine große Thee-Schale; sie bestehen gleichfalls aus poliertem Blech, und sind nicht völlig zirkelrund, sondern unten ist eine Sehne vom Zirkel gerade abgeschnitten. Beyde sind unmittelbar auf der Lampe zwischen die beyden

Doch-

Dochte dergestalt aufgestellt, daß sie sich einander die runde Seite oder den Rücken, die hohle Seite aber dem Dochte und Lichte zukehren, dessen Schein vermehren, und die Strahlen von jedem Lichte vorwärts werfen sollen. Diese Laternen sind in der Mitte der Straßen zwischen zwey Häusern an einer Leine so hoch aufgehängt, daß eine Kutsche und ein Wagen mit hohen Leitern bequem darunter wegfahren kann. Es ist nähmlich eine Leine quer über die Straße von einem Hause zum andern gezogen; in der Mitte derselben ist ein eiserner Ring befestigt, durch diesen Ring geht eine andere Leine, woran die Laterne hängt, und welche daran geknüpft ist; diese Leine geht an der andern heraus zu dem Hause an der Wand durch eine Rolle bis auf ein par Ellen von der Erde; daselbst wird sie herauf und herunter gezogen, und diese Leine ist in einem verschlossenen Behältnisse versteckt, damit die Laterne von keinem, der nicht den Schlüssel dazu hat, herunter gelassen werden kann.

Der Pacht dieser neuen Laternen nahm d. 1 Aug. 1769 seinen Anfang. Die Entrepreneurs, die keine Glaser mehr, wie ehedem, sind, mußten sich auf 20 Jahr anheischig machen, die zur Beleuchtung der Straßen von Paris nöthige Anzahl von Laternen anzuschaffen und zu unterhalten. Diese Laternen müssen alle Tage des ganzen Jahres angezündet werden, und von Abend an bis 3 Uhr gegen Tag brennen, und selbst an denen Tagen, da der Mond später oder früher aufgeht, müssen sie angezündet werden (*). Damit nun aber diese Laternen richtiger besorget und angezündet werden mögen, so bekommt jeder Anzünder höchstens nur 20 Laternen zu versehen. Ueber diese Leute sind wieder 4 Aufseher und 10 bis 12 Factore gesetzt, die auf die richtige Anzündung der Laternen und

(*) Wenn der Mond die Weihnachts-Nacht, oder die Nächte der vor der Fasten gehenden Tage, nähmlich des leztern Sonntags, Montags, Dinstags oder Donnerstags vor der Fasten, nicht leuchtet, so müssen die Laternen bis zu Tages-Anbruch brennen.

das Verhalten der Anzünder genau Achtung geben müssen.

Die Pächter sind überdies noch verbunden, alle Jahre die Kloben, Seile, und alle andere zum Aufhängen der Laternen nöthige Dinge herzuschaffen; die Gehäuse und die eisernen Stangen zu unterhalten; die Hohl-Spiegel, wenn es nöthig ist, wieder verzinnen zu lassen; an die Stelle der zerbrochenen Gläser neue einsetzen zu lassen; allezeit bey jedem Hundert Laternen, fünf neue vorräthig zu haben, damit man dieselben, anstatt der unbrauchbar gewordenen, anbringen könne; und dann endlich die Anzünder zu bezahlen. Ferner sollen sie auch auf jeder Seite des Flusses zwey Haupt-Niederlagen, und in der Mitte von jedem Viertel der Stadt 8 bis 10 besondere Niederlagen haben. In ihren Magazinen müssen sie, auf ein Jahr lang, hinlänglichen Vorrath von gutem Baum-Oehl haben; auch in ihren Niederlagen alle zum Unterhalt der Laternen nöthige Werkzeuge, als: kleine Kübel, Lichter-Körbchen, und zum Läutern des Oehles nöthige Leinwand, und überhaupt alles, was nur einige Beziehung auf die Erleuchtung hat, besorgen, und aus ihren Mitteln anschaffen (*).

Also sind diese berühmten pariser Laternen beschaffen, welche in der That heller leuchten, als drey, man sagt gar als vier andere. Wir wollen daher die Ursachen davon untersuchen, und erwegen, wie fern sie nachgeahmet, oder verbessert werden können.

1. Die Haupt-Ursache, warum sie besser leuchten, als diejenigen, welche auf Pfählen stehen, besteht darin, weil sie unten einen gläsernen Boden haben. Dadurch fallen alle diejenigen Licht-Strahlen auf die Straße, welche sich bey den andern auf den Pfählen verlieren. Wie sehr dieser schwarze Boden auf den Pfählen, die Erleuchtung verhindert, kann man daraus abnehmen, wenn man aus dem Fenster von oben

(*) Arrêt du Conseil du 30 Juin 1769, qui reçoit la Soumission des Entrepreneurs de la nouvelle Illumination de la ville de Paris.

oben herunter auf eine solche Laterne sieht, und den Schatten, welcher dadurch auf der Straße entsteht, betrachtet. Es ist aber dieser Schatten nicht allein, welcher die Straße verfinstert, sondern der schwarze Boden in der Laterne fängt überhaupt beynahe den vierten Theil der Licht-Strahlen von der Lampe auf, und wirft sie nicht zur Seite. Wie viel Licht-Strahlen dadurch verloren gehen, kann man angeben, wenn man die Distanz des Dochtes in der Lampe von dem äussersten Ende des schwarzen Bodens der Laterne mißt. Das Licht in der Lampe wirft nähmlich seine Strahlen im Zirkel um sich herum; zieht man nun eine Linie vom äussersten Ende des schwarzen Bodens bis zum Dochte, so bekommt man einen Radium dieses Zirkels; fährt man mit diesem um den schwarzen Boden bis zur andern Seite desselben, so bekommt man eine Section von dem Zirkel der Licht-Strahlen; so wie sich diese Section zum ganzen Zirkel verhält, so verhält sich derjenige Theil vom Lichte, welcher verloren geht, zum ganzen Lichte der Laterne.

2. An den andern gewöhnlichen Laternen ist eine blecherne Thür, welche beynahe so groß ist, als die halbe Glas-Scheibe, worin sie steht; diese nimmt auch viel Licht weg, und fehlt an den pariser Laternen.

3. Die pariser Laternen haben oben über der Lampe einen blechernen Hohl-Spiegel, welcher die Licht-Strahlen herunter wirft. Die gewöhnlichen Laternen haben eine von dem Dampfe der Lampe schwarz gefärbte Haube, welche gleichfalls die Licht-Strahlen oben auffängt.

4. Die Laternen auf den Pfählen, oder Armen, werden nicht weit von den Häusern aufgestellt; wo sie die Mitte der Straßen nicht erleuchten können. Weil auch nicht alle Häuser weiß oder mit hellen Farben angestrichen sind, so prellen die Licht-Strahlen nicht davon zurück. Es läßt sich ausrechnen, daß kaum

der vierte Theil der Licht-Strahlen von den gewöhnlichen Lampen zur Erleuchtung auf die Straßen kommt.

Gleichwohl haben die pariser Laternen etwas überflüssiges an sich, welches zur Erleuchtung derselben nichts beyträgt. Die beyden kleinen Hohl-Spiegel auf der Lampe dienen zu nichts, und schwächen nur ihr Licht. Wenn ein blecherner Blaker oder Hohl-Spiegel hinter einem Lichte dessen Schein vermehrt, so besteht die Ursache darin, weil er die Licht-Strahlen, welche sonst hinterwärts oder an einen andern Ort fallen würden, vorwärts wirft. Diese beyden kleinen Hohl-Spiegel an der pariser Laterne thun zwar auch die Wirkung; allein, weil sie zwischen zwey Lichtern stehen, so verhindern sie zugleich, daß die Licht-Strahlen von beyden sich nicht vereinigen, und die Erleuchtung nicht vermehren. Ständen die beyden kleinen Blaker nicht zwischen beyden Dochten, so würden die Strahlen von dem vordersten Lichte dorthin, und die vom hintersten hierher fallen, und den Plaz erleuchten. Die Wahrheit davon, daß ein solcher Blaker zwischen zwey Lichtern deren Erleuchtung schwächt, kann man dadurch erfahren, wenn man in der Stube auf einem Tische zwey Lichter nahe bey einander stellt, und einen Blaker oder polierten Teller dazwischen halten läßt. Man lege ein Blatt Papier daneben auf den Tisch, sehe beständig darauf, und nicht auf den Blaker, und lasse denselben bald zwischen die Lichter halten, bald wegnehmen, so wird man allemahl aus der wenigern oder mehrern Erleuchtung des Papiers erkennen, und aussagen können, ob er zwischen die beyden Lichter gehalten sey oder nicht, wenn man gleich den Blaker nicht sieht. Diese beyden Hohl-Spiegel zwischen den beyden Dochten erfordern auch eine beständige Arbeit im Polieren. So bald sie schwarz und schmuzig werden, verfinstern

sie

sie das Licht noch mehr; sie sind demnach bloß für eine französische Spielerey zu halten, welche den Laternen zwar ein künstliches Ansehen giebt, in der That aber mehr schadet, als nützt.

Zweytens wird die Erleuchtung von diesen Laternen dadurch nicht wenig geschwächt, daß sie so hoch von der Erde hangen. Je näher das Licht bey den Gegenständen ist, desto mehr werden sie dadurch erleuchtet, und deswegen geben die Laternen auf den Pfählen mehr Licht, als nach dem Verhältnisse ihrer schlechten Einrichtung zu erwarten ist. Mich dünkt also, daß diese pariser Laternen nicht verdienen, in allen Stücken von den Ausländern nachgeahmet zu werden, sondern, wenn man Straßen-Laternen gebrauchen will, welche mit wenigern Kosten heller leuchten sollen, als die gewöhnlichen auf Pfählen, so schlage ich Folgendes vor. 1) Man lasse Laternen auf dieselbe Art, wie ich sie vorhin beschrieben habe, mit einem gläsernen Boden, und oben mit einem glatt polierten blechernen Hohl-Spiegel, verfertigen, doch ohne die beyden kleinen Blaker, welche ganz davon wegbleiben. 2) Man lasse entweder die bisherigen Laternen-Pfähle wegnehmen, und an demjenigen Hause, wo man die Laterne für nöthig hält, eine eiserne Stange befestigen, wie diejenigen sind, woran man die Schilde vor den Weinschenken und Wirths-Häusern anhängt. Diese Stange muß so hoch von der Erde seyn, als ein Laternen-Pfahl hoch ist. An diese Stange hänge man die Laterne, und verschließe die Leine unten in ein Behältniß an dem Hause. 3) Wofern es aber für gar zu kostbar gehalten werden sollte, solche lange eiserne Stangen an die Häuser anschlagen zu lassen, so lasse man die Laternen-Pfähle stehen, und oben an jeden Pfahl eine krumme eiserne Stange anschlagen, und die Laterne daran hängen. Die Stange muß so hoch in die Höhe gehen, als die

Laterne groß ist, und muß deswegen gekrümmt seyn, damit die Laterne daran gehängt werden kann. Würde die Stange auf dem Laternen-Pfahle gerade heraus befestigt, so würde die Laterne zu niedrig hangen. Jeder Pfahl muß alsdann weiß angestrichen werden; dieses verhindert nicht nur dessen Fäulung, sondern bewirkt auch zugleich, daß die Licht-Strahlen von der Laterne daran zurück fallen. Uebrigens ist es besser, wenn man allemahl eine große Laterne mit zwey Armen an der Lampe, als zwey kleinere Laternen, jede mit einem einzigen Dochte, nicht weit von einander aufhängen läßt. Zwar leuchten zwey kleinere Laternen, jede mit Einem Dochte, welche 30 bis 40 Schritt von einander stehen, in diesem Raume besser, als eine einzige große Laterne mit zwey Dochten. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur zwey Lichter auf einem Sahle dicht bey einander, und hernach einige Schritte von einander, setzen lassen. Allein, man erspart durch eine grössere Laterne die Kosten für das Arbeits-Lohn zweyer andern, ingleichem das Oehl, und die Mühe sie reinlich zu halten und aufzuhängen. Kaum wird es nöthig seyn, zu erinnern, daß es besser sey, wenn sie auf die vorgeschlagene Art niedrig, als nach der französischen Art mitten über die Straßen, gehängt werden. Dieses kann nur in solchen Städten, wie z. B. in Brüssel, von Nutzen seyn, wo man in der Mitte der Straßen gehen muß, und an den Seiten der Häuser kein zum Gehen bequemes Stein-Pflaster antrifft. Doch halte ich dafür, daß die an der Seite der Häuser niedrig aufgehängten Laternen selbst die Mitte der Straßen stärker erleuchten werden, als diejenigen, welche daselbst viel höher aufgehängt sind.

Dem Verfasser des Paris in Miniatur, (einer Uebersetzung der Numero's des Hrn. Peyssonel,) Lpz. 1784, 3. gefallen die Laternen in Paris auch nicht. „Seit sei-

„ner

„ner Kindheit sey die Form der Erleuchtung in dieser „Haupt-Stadt 3 bis 4 Mahl verändert worden, ohne zur „Vollkommenheit gebracht zu seyn. Die jezigen Rever„berir-Lampen verblenden mehr, als daß sie erleuchten. „Dieß sey so wahr, daß die Leute in den Kutschen genöth„igt seyn, ihre Kutscher des Nachts mit niedergestülpten „Hute fahren zu lassen, um Unfälle zu vermeiden. Lon„don hingegen sey wie ein Tanz-Sahl erleuchtet.“

Einer ähnlichen, in Frankfurt am Mayn versuchten Einrichtung der Laternen, welche aber ebenfalls der Erwartung nicht völlig entsprochen hat, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

Die Reverbéres, oder Straßen-Laternen in Paris, sind in den ersten Zeiten der Revolution, durch die Executionen, wozu man sie gebraucht hat, sehr fürchterlich geworden. Man scheint in Deutschland zu glauben, es sey an Laternen-Pfählen geschehen; aber dies ist ein Irrthum; es geschah an derselben Seilen, an welchen in der Mitte der Straße die Laternen herabhängen. Diese Seile sind vornehmlich an den Häusern befestigt, und werden auf der einen Seite über eine Art von Kloben mit den Laternen herabgelassen, damit man diese mit Oehl versehen und anzünden könne. Das Ende der Seile wird um einen Haken gewunden, und in einer Nische, die in der Mauer angebracht ist, und eine kleine eiserne Thür hat, jedes Mahl verschlossen. Diese Thürchen sprengte man auf, ließ die Laterne herunter, nahm sie ab, und zog, anstatt ihrer, den Delinquenten in die Höhe. Die Seile sind bloß für die Schwere der Laternen, und nicht für das Gewicht eines Menschen, berechnet; mithin mußten sie oft reissen, und so wurden die Unglücklichen nicht selten zu 4 bis 6 Reverbéres geführt, ehe man einen Strick traf, der die Operation aushielt (*).

In

(*) Schulz über Paris und die Pariser, (Berl. 1791, 8.) B. 1, S. 153 f.

In Nürnberg hat man eine Art Straßen-Laternen, deren Structur nicht zu verwerfen ist (*); Fig. 3920 a). Sie ist viereckig, uud in blechernen Rahmen. Die untere Weite, cd, hat 7 Zoll; die Höhe, ca, 9 Zoll; die obere Weite, ab, 8 Zoll. abfe, ist das Dach, oder der hellmachende Schirm. efgh, ist die Rauch-Röhre, 5 bis 6 Zoll hoch. n und o, sind die Trag-Bänder, welche ein viereckiges Loch haben, durch welches der eiserne Nagel, der am Ende des eisernen Armes aufrecht steht, durchgeschoben wird, um die Laterne fest zu halten. l, ist die Lampe. mk, ist der Arm, in welchem die mit einem blechernen Zapfen versehene Lampe steht. In die vier Seiten der Laterne werden helle Glas-Tafeln eingeschoben, wie auch in den Boden der Laterne. Der Schirm, abfe, ist das vornehmste Stück der Laterne, weil er das Licht ungemein vermehrt. Er hat die Gestalt eines aus 4 Walmen zusammengesetzten Daches, und besteht aus 4 gleichschenkeligen Triangeln, Fig. 3920 b), davon die Grund-Linie, wx, 8 Zoll, und jede Schenkel-Linie, wz und xz, 6 Zoll hat. Von der Spitze des Triangels, wird bey pq, in der Weite von $1\frac{1}{2}$ Zoll, ein Stückchen pq weggeschnitten, damit eine viereckige Oeffnung entstehe, auf welche die Rauch-Röhre efgh, 4 Zoll hoch, aufgenietet wird. Die Rauch-Röhre wird oben mit einer tauglichen Bedeckung versehen. Dieser Schirm ist nicht an das Gehäuse der Laterne angelöthet, sondern so eingerichtet, daß man ihn abnehmen, und den Ruß, der sich etwa angesetzt hat, abwischen kann, damit das Innere beständig hell bleibe. Der Docht

der

(*) Entwurf wie die nächtliche Beleuchtung der Gassen ohne große Kosten einzurichten, st. in den Oeconomisch-practischen Vorschlägen zur Verbesserung und Glückseligkeit der Länder, (Nürnb. 1769, 4.) S. 57 — 64.

der Lampe l, muß gerade mitten unter dieser Rauch-Röhre zu stehen kommen, und von dem Schirme ungefähr 3 Zoll entfernt seyn.

Weil eine auf diese Art eingerichtete Laterne nicht nur an den vier Seiten, sondern auch im Boden ein Glas hat, so kann sie, wenn sie ihre völlige Wirkung zeigen soll, nicht auf einem Pfahle oder Pfosten stehen, sondern muß an einem eisernen Arme aufgesteckt, oder an einem Drahte, der quer über eine nicht allzu breite Straße geht, aufgehängt werden. Wenn eine auf diese Art aufgehängte Laterne frisch mit Oehl versehen werden soll, muß sie entweder auf die Straße herabgelassen, oder an eines der beyden einander gegenüber stehenden Häuser gezogen werden können; im lezten Falle muß sie oben mit einem messingenen Rädchen und einer Schnur versehen seyn, damit man sie herbeyziehen und mit Oehl versorgen könne. Wollte man aber eine solche Laterne auf einen Pfeiler setzen, so müßte man den Boden von Blech machen. Uebrigens erfordert die gute Wirkung dieser Laternen eine schickliche Höhe. 12 bis 16 Fuß, ist, der Erfahrung nach, die beste. Also können sie mit großem Nutzen, wie in der Abbildung vorgestellt ist, gleich unter die Fenster des ersten Stockwerkes an bewegliche eiserne Arme angebracht, oder an einem quer über die Straße gezogenen Draht aufgehängt werden.

Da eine Laterne von dieser Art, ihr Licht von dem Orte, wo sie steht, 40 bis 50 Schritt weit ausbreitet, so kann jede Laterne 80 bis 100 Schritt von ihrer nächsten entfernt seyn, weil das Licht der einen das Licht der andern erreicht. Hierdurch werden die Anzahl der Laternen, und mithin die Anschaffungs- und Unterhaltungs-Kosten, merklich vermindert. Diesemnach erfordert eine Straße, von 300 Schritt lang, höchstens 6 Laternen. Und weil wenige Straßen 40 Schritt breit sind, so ist es nicht nöthig, die Laternen hin und her an die Häuser zu setzen, indem die den Laternen gegenüber stehenden Häuser, von der andern Seite her hinlänglich erleuchtet werden. Da aber in verschiedenen Fällen das Ueberflüssige nicht schadet, und man zuweilen, der Zierde wegen, gern einige mehrere Kosten anzuwenden Lust hat, so können in sehr

brei-

breiten Straßen auch zu beyden Seiten Laternen angebracht werden.

Wenn die Laterne an einer ihrer Ecken an dem eisernen Arme aufgehängt wird, so wendet sie 3 Ecken gegen die Straße, die sie erleuchten soll, wodurch 3 Schatten-Pyramiden entstehen, welche um so breiter und unangenehmer werden, je weiter sie sich von der Laterne entfernen; woraus in einer Straße, worin zigzak stehende Laternen sich befinden, ein solches Chaos von Licht und Schatten entsteht, daß das Auge in Verwirrung geräth. Diese widrige Wirkung zu vermeiden, muß die Laterne eine von ihren vier Flächen gegen das gegenüber stehende Haus wenden; sodann richtet sie die andern zwey Flächen nach der Länge der Straße auf- und abwärts; und also können nur zwey Ecken einen Schatten machen, welcher aber, an statt die Straße zu bedecken, schräg an die andere Reihe der Häuser gegenüber fällt. Solcher Gestalt erhält man eine stärkere Erleuchtung; welche ferner noch dadurch vermehrt wird, wenn, wie bereits angemerkt worden ist, die Laternen alle auf Eine Seite zu stehen kommen.

Wenn die Kosten gemeinschaftlich von den Häusern getragen werden, so macht der Verf. gedachten Entwurfes folgenden Anschlag der Anschaffungs- und Unterhaltungs-Kosten, wie auch des Beytrages, den eine angenommene Anzahl Häuser zu thun hat.

Man nehme an, daß 300 Häuser die Straßen-Erleuchtung ins Werk zu setzen sich entschließen. Man setze, daß 5 Häuser eine Laterne unterhalten, so erfordern 300 Häuser 60 Laternen.

Anschaffungs-Kosten.

60 Laternen, mit Säulen, oder eisernen Armen, beydes zusammen à 4 Fl. (*)	240 Fl.
4 blecherne Oehl-Flaschen, à 1½ Fl.	6 Fl.
4 Leitern, à 1½ Fl.	6 Fl.
Summa	252 Fl.

Unter-

(*) Nach diesem Anschlage kommt eine solche Laterne, nebst dem eisernen Arme, auf 4 Gulden zu stehen. Es läßt sich aber dabey noch vieles menagiren; denn es ist eben nicht nöthig, die

Unterhaltungs-Kosten.

Oehl und Docht zu 60 Laternen, auf jede jährlich $8\frac{1}{2}$ Fl. gerechnet - - - - - - - -	510 Fl.
4 Anzünder (*), jedem jährlich 20 Fl. - -	80 Fl.
	590 Fl.
	252 Fl.
Summa beyder Kosten	842 Fl.

Gesetzt, es gäbe jedes der angenommenen 300 Häuser, das erste Jahr, wöchentlich $3\frac{1}{2}$ Kreuzer, so betrüge es 892 Fl. 30 Kr.; folglich 50 Fl. 30 Kr. mehr, als die Summa der ausgeworfenen Kosten. Da aber im folgenden Jahre die Anschaffungs-Kosten wegfallen, so muß auch der Beytrag vermindert werden. Man lasse nun jedes Haus $2\frac{1}{2}$ Kr. wöchentlich beytragen, so zahlen 300 Häuser in 51 Wochen, 632 Fl. 30 Kr., welches abermahl zureicht, die jährlichen Unterhaltungs-Kosten von 590 Fl. zu bestreiten, und der Ueberschuß von 42 Fl. 30 Kr. kann zu den unausbleiblichen Reparations-Kosten, und dem etwa nicht zureichenden Brenn-Oehl, angewendet werden. In engen Straßen kann man einen Theil der Anschaffungs- und Unterhaltungs-Kosten ersparen, wenn man, wie oben gezeigt worden ist, diese Laterne an einem Draht mitten über die Straße aufhängt, und einer von den Bewohnern der beyden Häuser, an welchen der Draht befestigt ist, die Mühe der Besorgung der Lampe auf sich nimmt, welches um so weniger etwas unanständiges ist, da in der großen Stadt Paris, eine also aufgehängte Laterne sogar unter der Aufsicht dessen, der das Haus bewohnt, besorgt zu werden pflegt.

Descri-

die Laterne auf einen eisernen Arm zu stellen; man kann sie mit Haken und Schrauben an der Wand fest machen, wo sie auch vor Sturm und Wetter sicherer sind, wodurch nicht allein die mehreren Kosten für den eisernen Arm, sondern auch die für das alsdann überflüssige Glas an der hintern Seite, erspart werden. A.

(*) 4 Anzünder auf 60 Laternen, ist, wie ich weiter unten zeigen werde, zu viel.

Description d'une Lampe, pour eclairer une ville, inventée par Mr. *Faure*, ſt. in Machines et Inventions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc. To. II. (à Par. 1735, 4.) No. 88, S. 53, f. n. 1 K. T.

Einige optiſche Beyträge zur nächtlichen Erleuchtung, von Jo. Fr. Häſeler. Brſchw. 1773, 8. 3 u. 1 Viert. Bog. u. 5 Figg. auf 1 K. T.

Auf öffentlichen Plätzen, beſonders vor Schlöſſern, Pallaſten, an Canälen ꝛc. pflegt man, an ſtatt der Laternen-Pfähle, Statüen, Pilaren, Gruppen, welche die Laterne oder Lampen-Kugel halten, zu nicht geringer Verſchönerung der Straßen, anzubringen. So halten z. B. in Berlin, vor dem Pallaſte des Johanniter-Ordens-Meiſters, auf dem Wilhelms-Platze, zwey Mohren die Laternen; und auf den neu erbaueten ſteinernen Brücken, als: der neuſtädter Brücke, der Königs-Brücke, der ſpandauer Brücke, der neuen Friedrichs-Brücke ꝛc. tragen theils große Gruppen, in mehr als Lebens-Größe, theils Kinder-Gruppen, große Laternen.

Ueber die Geſchichte der Straßen-Erleuchtung, hat Hr. Hofr. Beckmann (*) die belehrendſten Nachrichten ertheilt, welche ich hier mit einer Anzeige der Beſchaffenheit und Einrichtung der Straßen-Erleuchtung in einigen Haupt-Städten, verbinden werde.

Gemeiniglich hält man die Erleuchtung der Straßen für eine ganz neue Einrichtung, und *St. Evremont*, in Saint-Evremoniana (Amſt. 1701, 8.) hat ganz zuverſichtlich geſagt, weder Griechen noch Römer hätten die Polizey ſo weit getrieben (1). Indeſſen

(*) Im 1 B. ſeiner Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen, 1 B. (Lpz. 1782, 8.) S. 62, fgg.; und 2 B. (Lpz. 1783,) S. 520, fgg.

(1) L'invention d'éclairer Paris pendant la nuit, par une infinité de lumieres, merite que les peuples les plus eloi-

sen findet man einige Nachrichten bey den Alten, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß Antiochia, Rom, und einige andere Städte, wo nicht in allen, doch wenigstens in den vornehmsten Straßen, öffentliche Laternen gehabt haben.

Libanius, der im Anfange des 4ten Jahrhunderts lebte, sagt im Panegyrico Antiocheno, wo er seine Vaterstadt Antiochia lobt: Solis porro facem aliae faces excipiunt, quae illam Aegyptiorum (in Minervae Saiticae festo) lucernarum accensionem longe superant. Hac una re tantum differt nox a die apud nos, nimirum specie lucis. Quod ad opificia certe et structuras spectat, ex aequo procedit. Quidam assidue et iugiter operantur manibus; alii vero molle rident et canticum laxantur; καὶ τὴν ἡλίου λαμπάδα, λαμπτῆρες ἕτεροι διαδέχονται τὴν Αἰγυπτίων λυχνοκαΐαν παριόντες. (So liefert Gronov, da sonst περίοντης in den Ausgaben steht,) καὶ διενήνοχεν ἐνὶ μόνῳ παρ' ἡμῖν νὺξ ἡμέρας, τῷ τοῦ φωτὸς εἴδει (2). Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Sophist seiner Vaterstadt daraus hat ein Lob machen wollen, daß die Einwohner nach Sonnen-Untergang nicht im Dunkeln saßen, sondern bey Licht arbeiteten; es scheint also, daß er die Erleuchtung der Straßen verstanden hat.

Eine andere Stelle des *Libanius*, nähmlich in der Rede in Ellebichum, p. 526 erzählt, daß die Stricke, woran die Lampen zur Zierde der Stadt gehangen hätten, von aufrührischen Soldaten, nicht weit von einem Bade, zerhauen wären (3). Wenigstens scheint

eloignez y viennent voir ce, que les Grecs et les Romains n'ont jamais pensé pour la police de leurs Republiques.

(2) Diese Worte stehen in *Libanii* Operum Vol. II. (Lutet. 1627. f.) p. 387.

(3) Profecti ad vicinum balneum, funes a quibus appendebant ea, quae lumen noctu praebebant, gladiis resciderunt; quoniam oporteret ornatum, qui in ciuitate est, suis conciliabulis cedere. ἐλθόντες ἐπὶ τὸ πλησιάζον βα-

doch aus dieser Stelle so viel zu folgen, daß man neben den Bädern, und Oertern, welche am meisten besucht wurden, oder sonst die ansehnlichsten in der Stadt waren, Lampen gehabt hat, die an Stricken aufgehangen waren.

Aber folgende Stelle des Kirchenvaters *Hieronymus* scheint es noch wahrscheinlicher, oder vielmehr gewiß, zu machen, daß die Straßen in Antiochia erleuchtet gewesen sind. In altercatione Luciferani & Orthodoxi, erzählt er, daß ein Anhänger des Ketzers Lucifer mit einem Rechtgläubigen so lange auf der Straße disputirt habe, bis man auf den Straßen die Lichter angezündet hätte. Dum audientium circulum lumina iam in plateis accensa solverent, et inconditam disputationem nox interrumperet, consputa invicem facie, recesserunt (4).

Basilius der Große, beschreibt in einem Briefe an Martinianus, den elenden Zustand seiner Vater-Stadt Cäsarea in Kappadocien, im J. 371, und sagt: sie hätten νύκτας ἀλαμπεῖς, noctes non illustratas (5). Die meisten Ausleger erklären dies so, als ob man die Lampen auf den Straßen nicht einmahl angezündet hätte. Valesius sagt, in seinen Anmerkungen zum Ammian: man habe bey großen Unglücksfällen, zu Bezeigung der allgemeinen Traurigkeit, die Erleuchtung der Straßen unterlassen, und er beruft sich dabey auf

βαλανεῖον, καλῶα, ὧν ἐξήρτηντα τὰ τὸ φῶς ἐν νυκτὶ παρέχοντα, μαχαίρας ἀπήκοπτον, δεικνύντες ὅτι δεῖ τὸν ἐν τῇ πόλει κόσμον, ταῖς αὐτῶν βελήσεσι ὑποχωρεῖν.

(4) In der prächtigen Ausgabe der Schriften dieses Heiligen, studio et labore Dominici Vallarsii, (Veron. 1735, f.) II. p. 170, steht eine kurze Nachricht von der Zeit und dem Orte, wo jene ungesittete Disputation gehalten ist, und der Herausgeber beweiset, sie sey in Antiochia im J. 378 gehalten.

(5) Diese Worte stehen in der von den Benedictinern besorgten Ausgabe, (Paris. 1730, f.) III. p. 169.

auf eine Stelle des *Libanius*, wo er den Antiochiern soll gerathen haben, zur Besänftigung des Kaisers, entweder keine, oder nur wenige Laternen anzuzünden. *Procopius* erzählt vom Kaiser Justinian, er hätte alle öffentliche Cassen der Städte dergestalt erschöpft, daß sie nicht einmahl die Aerzte und Lehrer besolden, noch die Erleuchtung auf öffentliche Kosten hätten unterhalten können (6).

Daß in Syrien schon im 5ten Jahrh. nicht Antiochia allein, sondern auch Edessa, erleuchtete Straßen gehabt hat, beweiset eine Stelle in der Geschichte des *Jesue Stylites* (7).

Daß das alte Rom erleuchtete Straßen gehabt hat, davon findet man nur zweifelhafte Beweise. *Meursius* hat ein Par angeführt, die ihm hinlänglich geschienen haben (8), die aber keinesweges überführen.

(6) Quos oppidani sibi, vel ad remp. vel ad spectacula fecissent proventus, veritus non est, in publicum censum referre; ob eaque in posterum nulla medicorum magistrorumve honoraria, nulla publicorum aedificiorum cura, nulla vrbibus in commune luminum procuratio. οὔτε λύχνα ταῖς πόλεσιν ἐν δημοσίῳ ἐκάστη. *Procopii* arcana historia (Lugd. 1623. f.) p. 114.

(7) Eulogius Edessae praefectus acceptis ab Anastasio libris auri bis centum, extima vrbis propugnacula restaurat. Aquaeductus praeterea duos extruit. — — Collapsas quoque balneas et Praetoris aedes aedificat; aliisque praeterea aedificiis Edessam exornat. Petro etiam vrbis episcopo libras auri viginti Anastasius mittit ad moeniorum instaurationem. Vrbicius Eunuchus decem libras auri adiecit ad excitandum B. Mariae templum. Solebant Edessae Prafecti mensuras olei sex mille et octingentas templis et monasteriis distribuere. Eulogius vix ducentas singulis templis erogari iussit, reliquas ad publicum vrbis vsum recondi; instituitque, vt in porticibus noctu lampades arderent. *Assemanni* biblioth. orient. (Romae, 1719, f.) I. p. 281.

(8) Nähmlich in Exercitationum criticarum Parte II. quae observationes miscellas complectitur, L. 3, c. 14, in *Jo. Meursii* Opp. ex recens. *Jo. Lami*, (Florent. 1745, f.) V. p. 634. Die eine Stelle, worauf er sich beruft, ist

Andere meinen in L. 19 C. de oper. publ. ein Gesetz zu finden, welches die Unterhaltung der Straßen-Laternen betreffen soll (9). Unter den grausamen Martern, welchen die Christen unter Nero ausgesetzt wurden, war auch diese, daß sie an Pfähle, welche auf den Straßen errichtet waren, angebunden, mit brennbaren Sachen umwickelt, mit Harz und Pech begossen, und alsdann angezündet wurden, und auf solche Weise zur Erleuchtung der Straßen dienen mußten (10).

Es

ist aus dem *Ammianus Marcellinus*, L. 14, c. 1, in der Ausgabe des *Jac. Gronovii*, (L. B. 1693, f.) p. 5: Adhibitis paucis clam ferro succinctis, vesperi per tabernas palabatur et compita, quaeritando Graeco sermone, cuius erat impendio gnarus, quid de Caesare quisque sentiret; et confidenter agebat in vrbe, vbi pernoctantium luminum claritudo dierum solet imitari fulgorem. *Meursius* führt hierbey auch des *Suetonius* Worte, im Leben des *Jul. Caes.* c. 31, an. Dein post solis occasum, multis e proximo pistrino ad veliculum iunctis, occultissimum iter modico comitatu ingressus est; et cum luminibus exstinctis decessisset via, diu erabundus tandem ad lucem duce reperto, per angustissimos tramites pedibus euasit.

(9) Quia plurimae domus cum officinis suis in porticibus Zeuxippi esse memorantur; reditus memoratorum locorum pro quantitate, quae placuit, ad praebenda luminaria, et aedificia ac tecta reparanda, regiae huius vrbis lauacro sine aliqua iubemus excusatione conferri.

(10) Et pereuntibus addita ludibria, vt ferarum tergis contecti, laniatu canum interirent, aut crucibus affixi, aut flammandi, atque vbi defecisset dies in vsum nocturni luminis vrerentur. *Tacit.* Annal. L. 15, c. 44.

Fast mit denselben Worten erzählt *Sulpitius* die Sache, in Historia sacra, L. 2, c. 29, in der Ausgabe des *Hier. de Prato* (Veron. 1754, 4.) II. p. 161: Quin et nouae mortes excogitatae, vt ferarum tergis contecti laniatu canum interirent. Multi crucibus affixi, aut flamma vsti. Plerique in id reseruati, vt, cum defecisset dies, in vsum nocturni luminis vrerentur.

Diese Grausamkeit scheint noch lange nach des Nero Zeiten, auch unter andern Kaisern, begangen worden zu seyn. Denn *Prudentius* περὶ στεφάνων hymn. IX, v. 116, sagt:

Aut

Es findet sich demnach, nach Hrn. Beckmann Urtheil, kein Beweis, daß das alte Rom erleuchtete Straßen gehabt habe; vielmehr bemerkt man manchen Umstand, aus welchem das Gegentheil, wo nicht erweislich, doch wenigstens wahrscheinlich wird. So scheint es, als ob die Römer, bey Rückkunft von ihren nächtlichen Gesellschaften, den Gebrauch der Fackeln und Hand-Laternen für nothwendiger angesehen haben, als er gewesen seyn würde, wenn auf den Straßen Laternen gebrannt hätten; wiewohl es freylich gewiß ist, daß auch in unsern Städten die öffentliche Erleuchtung nicht immer so vollkommen seyn kann, daß Fackeln oder Hand-Laternen den Fußgängern überflüssig wären. Wer in Rom ohne Laternen gehen mußte, der mußte in völliger Finsterniß mit größter Gefahr gleichsam nach Hause kriechen, so wie Alexis beym *Athenaeus* (11). Daß Neapolis nicht erleuchtet gewesen ist, weis man aus der nächtlichen Rückkunft des Giton beym *Petronius* (12).

Aut gladio feriere caput,
Aut laniabere membra feris,
Aut facibus data fumificis,
Flebiliter vlulanda tuis
In cineres vlulanda flues.

Auch *Juvenalis* gedenkt dieser unmenschlichen Lebens-Strafe, Sat. I, v. 155, und VIII, v. 235. *Seneca* nennt sie, im 14ten Briefe, wo er ein langes Verzeichniß teuflischer Grausamkeiten anführt: tunicam alimentis ignium et illitam et intextam.

(11) Non multum edens, bibensque multum, protinus
Discedo, lucernam puer nec fert mihi,
Serpo cadens persaepe per nigras tenebras.

Athen. Deipnos. VI, 8, p. 236.

(12) cap. 79, p. 234: Neque fax vlla in praesidio erat, quae iter aperiret errantibus, nec silentium noctis iam mediae promittebat occurrentium lumen. Accedebat huc ebrietas, et imprudentia locorum, etiam interdiu obscu-

Amsterdam, hatte schon im Jahr 1669, Laternen; denn im Febr. dieses Jahres verboth der Magistrat, der den Gebrauch der Fackeln schon im J. 1665 untersagt hatte, die Beschädigung der Lampen-Pfähle, an welche nicht Pferde gebunden werden sollten (13). Man hatte damahls noch nicht gläserne, sondern hörnerne Laternen (14).

In Berlin, machte man, im Jahr 1679, den Anfang der Straßen-Erleuchtung damit, daß aus jedem dritten Hause eine Laterne mit brennendem Lichte ausgehängt wurde, und die Nachbaren darin abwechseln mußten; aber im J. 1683 brachte Kurfürst Friedrich Wilhelm die Laternen auf Pfählen gänzlich zu Stande, so sehr auch die Einwohner, wegen der Kosten, sich dawider setzten. Sie gaben in einer Bittschrift, 1680 vor, daß in Berlin allein, die Anschaffung der Laternen 5000 Rthlr. gekostet habe, und daß die Unterhaltung jährlich 3000 Rthlr. koste. Die Unterhaltung wurde nachher allemahl auf 6 Jahr verpachtet. Der lezte Pachter hatte 2171 Stück für 6431 Rthlr. 7 Gr. übernommen; dabey war für jede Laterne zu Oehl, Docht, u. s. w. 2 Rthlr. 20 Gr. und für Ausbesserung 3 Gr. gerechnet. Im J. 1787 wurden, an statt der bisherigen hölzernen Pfähle, gegossene

obscura. Itaque cum hora pene tota, per omnes scrupos, gastrorumque eminentium fragmenta, traxissemus cruentos pedes, tandem expliciti acumine Gitonis sumus. Daß die Rede von Neapolis ist, läßt sich aus cap. 81, p. 242, n. 3, folgern, wo die Stadt Graeca urbs genannt wird, wiewohl Einige, mit geringerer Wahrscheinlichkeit, Capua verstehen wollen.

(13) Man findet diese Verordnung, so wie auch Instructie voor de aanstekers van de lampen, vom J. 1669, in *Handvesten, of the privilegien ende octroyen de Stad Amstelredam.* (Te Amstelred. 1748, f.) II. p. 1047.

(14) Denn es steht in der Instruction, die Anstecker sollten het roet, dat van de traen of olie aen het hoorn van de lantaren komt, täglich abwischen.

gossene eiserne Stangen zu den Laternen an die Häuser eingesetzt. Jezt hat die Stadt 2385 Laternen, welche vom September bis May brennen, und zwar auf kön. Kosten. Ihre Besorgung und Anzündung ist einem besondern Commissarius, von der kurmärk. Kammer verpachtet. In den vier lezten und vier ersten Monathen des Jahres müssen die Laternen, wenn nicht Monden-Licht ist, eine Viertel-Stunde ehe es dunkel wird, angezündet, und bey hellem Schein bis zu 2 Uhr Nachts unterhalten werden. Die kön. preuß. Verordnungen wegen der Straßen-Laternen, werden unten vorkommen.

Braunschweig, hat seit 1765, 1565 Laternen. Die braunschweigische Verordnung, das Laternenwesen betreffend, wird unten vorkommen.

In Breslau, sind 1182 Laternen.

In Cassel, wurde die Erleuchtung unter Land-Graf Karl im J. 1721 angefangen; weil aber zum Unterhalt keine hinlängliche Anstalten gemacht waren, so unterblieb sie endlich wieder ganz. Allein, im J. 1748, ist sie von neuem angeordnet, und seitdem von Zeit zu Zeit verbessert worden. Im J. 1767, waren überhaupt 720 Laternen, welche 20 Tage monathlich, ausgenommen May, Jun., Jul., und die erste Hälfte des Augusts, brennen. Zu diesen Laternen waren 18 Wärter. Im Winter 1778 war die Anzahl auf 1013 vermehrt, ohne diejenigen, welche um das Schloß herum stehen, und auf herrschaftliche Kosten unterhalten werden. Die Kosten zu den übrigen werden durch den sogenannten Fleisch-Heller aufgebracht, da die Fleischer von allem geschlachteten Viehe einen Heller pro Pfund entrichten müssen. Ehemahls wurde die Erleuchtung von einer besondern Administration, unter Direction der Kr. und Dom. Kammer beforget; jezt aber ist sie verpachtet. Für jede Laterne bekommt der Pachter 2 Rthlr. 30 Albus.

In Dresden, sind die ersten Laternen, d. 10 Nov. 1705 auf der Schloß-Gasse angezündet worden, denen 1706 d. 27 März, 46 Laternen auf der Brücke folgten. In der Neustadt sind die ersten d. 10 Jan. 1728 angezündet worden. Im J. 1766 sollen daselbst nur 728 Laternen überhaupt gewesen seyn, wozu 262 Centn. 12 ℔. Rüb-Oehl verbraucht worden sind. Der Centner wurde mit 9 Thlr. 8 Gr. bezahlt. Von der Form der dresdner Laternen und ihren Unterhaltungs-Kosten, s. oben, S. 381, fgg. Die Verordnung wegen ihrer Beschädigung und die Instruction für die Laternen-Wärter, werden unten vorkommen.

In Frankfurt am Mayn, ließ der Rath, im J. 1707, auf dem Römer-Berge 5 Nacht-Leuchten probieren, dergleichen er sodann durch die ganze Stadt anzulegen dachte; es that aber diese Probe den gesuchten Effect nicht. Im J. 1711 ließ der Rath am Römer 3 Nacht-Leuchten anbringen. Diesem Beyspiele folgten hernach die auf dem Römer-Berge wohnenden Bürger, welche auch dergleichen an ihren Häusern anbrachten, und solche dergestalt unter sich eintheilten, daß deren 14 waren. Der Rath ließ darauf durch ein Edict v. 9 Apr. gedachten Jahres öffentlich bekannt machen, daß es Jedem erlaubt seyn sollte, nach seinem Belieben eigene Laternen auszuhängen, oder sich wegen deren Aushängung und Unterhaltung mit den Nachbarn zu vergleichen, und daß gegen diejenigen, die sich durch deren Einwerfen als Störer der gemeinen Straßen-Sicherheit erzeigen würden, mit willkürlicher Strafe verfahren werden solle. Es wurden auch noch in demselben Monathe an alle evangelische Kirchen, und rings um den Römer, Leuchten gemacht. In der Folge wurde, bey Gelegenheit der damahls in Frankfurt gewesenen kaiserlichen Commission, dem Magistrat durch ein kaiserl.

Re-

Rescript v. 6 Oct. 1724, anbefohlen, die Veranstaltung dahin zu treffen, damit die Stadt zu allgemeiner Sicherheit und Bequemlichkeit, vermittelst Anzündung genugsamer Laternen bey Nacht-Zeit beleuchtet werden möge. Es verging aber eine beträgtliche Zeit, ehe man die vielen Schwierigkeiten, die sich wegen Aufbringung eines hinreichenden Fonds, sowohl zur Anschaffung und Unterhaltung der Laternen, als auch zur Besoldung der dazu nothwendig zu bestellenden Personen, hervorgethan hatten, heben konnte. Erst im J. 1761 entschloß man sich, die Laternen und übrigen Geräthschaften aus dem Stadt-Aerario anzuschaffen, wegen der Unterhaltung aber eine gewisse Abgabe auf sämmtliche Häuser und Gebäude der Stadt zu schlagen, worauf solches durch einen Raths-Schluß v. 15 Dec. ged. J öffentlich bekannt gemacht, auch die Laternen alsbald aller Orten aufgerichtet und angezündet wurden. Da es aber erforderlich war, daß auch der dortige katholische Klerus, und diejenigen auswärtigen Fürsten, Grafen ꝛc. welche Häuser in der Stadt besitzen, die dazu nöthigen Anstalten bey den ihnen zugehörigen Häusern, nach der bereits angeordneten Eintheilung und Gleichheit vorkehren möchten, verschiedene derselben aber sich hierin säumig finden ließen, so wandte sich der Rath deswegen an den Reichs-Hofrath, worauf ihnen sämmtlich durch ein Rescript v. 24 Aug. 1762 anbefohlen wurde, bey einem solchen, sowohl zum allgemeinen, als ihrem eigenen Vortheil gereichenden Werke allen möglichen Vorschub zu thun; doch wurde ihnen dabey freygestellt, ob sie die dazu erforderlichen Kosten für sich selbst bestreiten, oder, nach der von dem Magistrat getroffenen Verfügung, ihr dazu erforderliches Quantum ad Cassam abliefern wollten. Im J. 1772, d. 10 Jul. erkannte aber der Reichs-Hofrath, in Sachen des Stiftes zu St. Bartholomäi in Frankfurt

con-

contra den Magistrat daselbst, ein Mandatum S. C. subhastationis cassatorium, de non amplius turbando in possessione vel quasi immunitatis ecclesiasticae, nec in posterum via facti sed iuris procedendo, desuperque idonee cavendo ac restitutorium, deren vom Magistrat zur Ungebühr bezogenen Laternen-Gelder betreffend. Gegenwärtig sind 604 Stadt-Laternen vorhanden. Um solche zu füllen, sind in Frankfurt 22, und in Sachsenhausen (dem kleinern Theile der Stadt) 2 Lampen-Füller angestellt, wovon ein jeder seine gewisse Anzahl Laternen zu besorgen hat, und die sich in Ansehung des Anzündens nach einem gewissen gedruckten Laternen-Kalender zu richten haben. Es ist ein besonderer Laternen-Schreiber und Laternen-Inspector vorhanden, auch vermöge Reichshofraths-Conclusi v. 13 Nov. 1767 ein bürgerlicher Gegen-Schreiber. Zu Bestreitung der Salarien und Unterhaltungs-Kosten muß der Eigenthümer eines jeden Hauses ohne Unterschied etwas Gewisses beytragen, und sind deswegen die sämmtlichen Häuser und Gebäude der Stadt in 8 verschiedene Classen eingetheilt, wovon ein jedes in der ersten Classe jährlich 10 Fl., in der zweyten 8 Fl., in der dritten 6 Fl., in der vierten 5 Fl., in der fünften 4 Fl., in der sechsten 3 Fl., in der siebenten 2 Fl., und in der achten 1 Fl., beyzutragen hat. Sämmtliche Gebühren müssen, zu Folge Raths-Schlusses v. 18 Febr. 1762, wenigstens alle Viertel-Jahr, noch vor Ende desselben, auf das Bau-Amt gebracht, und daselbst in die den Eigenthümern zugestellte besondere Büchlein quittirt werden. Zur Sicherheit und Bequemlichkeit der fremden Handelsleute wurden nachher auch Laternen an den Meß-Läden sowohl auf den Römer-Berg und Weck-Markt, als auch an dem Mayn, aufgerichtet, und daher gedachte Läden, vermöge Raths-Schlusses v. 2 Jul. 1777, mit einem verhältnißmäßigen

An-

Anschlag des Laternen-Geldes belegt, und, nach dem Unterschied der Größe, in 4 Classen zu einer messentlichen Abgabe von resp. 36, 24, 12 und 6 Kreuzern tariert. Den 16 Apr. 1765 wurde auch verbothen, die Stadt-Laternen an den alten Häusern, welche neu erbauet werden, ohne Vorwissen des Bau-Amtes hinweg zu nehmen (*).

Im J. 1791, wurde in Frankfurt ein Versuch mit einer neuen Beleuchtung einer Straße gemacht, der vortrefflich ausfiel, dessen nähere Beschreibung folgender Brief, im Journ. des Luxus und der Moden, Oct. 1791, S. 581, f. liefert.

„Frankfurt, d. 27 Heum. 1791.

Ew. werden sich vielleicht noch des Abends erinnern, da ich das Vergnügen hatte, Sie hier durch jene Straße nach Hause zu begleiten, wo der erste Versuch einer bessern nächtlichen Beleuchtung dieser Stadt mit Blend-Laternen gemacht worden ist. Ich versprach Ihnen damahls eine genaue Beschreibung des glücklichen Erfolgs zu machen, der Ihre Aufmerksamkeit auf sich zog; und entledige mich hiermit meines Versprechens.

Die hiesige Stadt hat diesen neuen Zuwachs ihrer Vorzüge dem Herrn *Mussi*, Associé des Hauses Bolongaro-Simonetta zu danken, welcher großmüthig genug war, auf seine Kosten aus verschiedenen Städten, deren nächtliche Beleuchtung vorzüglich gerühmt wird, Muster-Laternen kommen zu lassen, ihre Wirkungen zu untersuchen, und aus der Zusammensetzung ihrer Vorzüge, mit dieser neuern Art Laternen einen Versuch zu machen. Dieser fiel, wie Sie es selbst als Augenzeuge bekräftigen können, zu jedermanns Bewunderung und Vergnügen, ganz vorzüglich gut aus. Die Straße, in welcher das Bolongarische Haus steht, ist gegen 500 Schritt lang, und wird

(*) Topographische, politische und historische Beschreibung der Reichs- Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Mayn, von D. J. H. Faber. 2 B. (Frf. 1789, 8.) S. 209, fgg.

wird mit fünf Laternen so gut beleuchtet, daß bey der dunkelsten Nacht nirgends eine Stelle ist, wo man den Vorübergehenden nicht schon auf 12 bis 20 Schritt erkennen kann. In der Achse der Hohl-Spiegel, und nicht weit davon, kann man auf 25 bis 30 Schritt noch sehr bequem Briefe lesen.

Daß fünf Laternen in der genannten Straße aufgehängt worden sind, ist nicht gerade die Folge ihrer Länge, sondern vielmehr der Absicht, die man hatte, in die sie durchkreuzenden, und auf sie stoßenden Neben-Straßen einen Zweig dieser Beleuchtung zu senden. Ohne diese Absicht sieht man leicht ein, daß man vielleicht eine der fünf Laternen ohne große Unbequemlichkeit hätte ersparen können.

Vor der neuen Einrichtung brannten in der Straße, wo sie gemacht worden ist, 56 Lampen in eben so viel Laternen; und die Beleuchtung war so schwach, daß man fast niemanden dabey erkennen konnte. Jezt brennen in den fünf Laternen 16 Dochte vor eben so viel kupfernen und versilberten Hohl-Spiegeln. Jeder Docht verzehrt die Stunde 1 Loth Oehl, und die Oehl-Ersparniß im Ganzen ist ein Viertel des vorigen Aufwandes.

Die Form der Lampen und Laternen zeigt beygelegte Zeichnung; Fig. 3921. Man hat gefunden, daß die gegenwärtige Form den brauchbarsten innern Raum mit dem geringsten Material-Aufwande an Blech und Glas verbinde. Die kleine Oeffnung a, am Boden der Laterne muß nicht übersehen werden, weil durch sie der den Lampen nothwendige Luftzug geht, ohne welchen alles voll Ruß werden müßte, und die Lampen verlöschen würden. Ich muß bemerken, daß die hier gezeichnete Laterne vier Hohl-Spiegel und Lampen hat, weil sie auf einer Kreuz-Gasse hängt, ausserdem hätte sie nur zwey.

Eine solche Laterne nebst den Lampen und Hohl-Spiegeln, kostet hier 16 bis 20 Gulden rheinisch, nachdem sie 3 oder 4 Hohl-Spiegel hat. Der hiesige geschickte Spängler- oder Flaschner-Meister, Hr. Richter, verfertigt diese Lampen und Laternen, und besorgt auch die Versilberung der Hohl-Spiegel.

Die Breite der Dönis-Gasse, welche 40 bis 50 Fuß ist, erlaubte die da aufgehängten fünf Laternen, nach der in Mailand üblichen Art, an eisernen, mit Strebe-Stangen

gen

gen unterstützten, und durch eine Quer-Strebe befestigten Armen aufzuhängen. Bey Tage wird die Quer-Strebe ausgehoben, und der Arm gegen das Haus gewendet, an welchem er befestigt ist. Man lehnt, wenn man die Laterne herunter nehmen, oder die Lampen anzünden will, eine Leiter gegen das Haus, und verrichtet alsdann mit leichter Mühe diese Arbeit. So wendet man auch den Arm mit der Laterne Abends gegen die Straße, und Morgens gegen das Haus. Der längste dieser Arme mißt ohngefähr 25 Fuß. Ein solcher Arm kostet auch 20 bis 24 Gulden.

Das Vergnügen, welches man hat, des Nachts in diesem prächtigen Lichte zu wandeln, hat bereits das Verlangen rege gemacht, dem öffentlichen Spazier-Wege in der Stadt unter den Linden, und dem Platze vor dem Komödien-Hause, eben diese Beleuchtung zu verschaffen. An den Laternen für den Spazier-Weg wird wirklich gearbeitet.

Die Schwierigkeiten, welche die hiesige Stadt-Verfassung öffentlichen neuen Einrichtungen entgegensetzt, gestatteten bisher keinen andern Weg, die gegenwärtige geltend zu machen, als den der Subscription, welchen auch der Vermögensstand der hiesigen Bürger begünstiget."

F.

Nach dem im 2 B. der Verhandlungen und Schriften der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützl. Gewerbe (Hamb. 1793, gr. 8.) S. 50, befindlichen Berichte, hat die Gesellschaft, durch die Ankündigung einer in Frankfurt am Main erfundenen vortheilhaften Gassen-Beleuchtung, vermittelst einer Laterne mit vier Lampen und polirten Reflectir-Spiegeln, welche im Journal des Luxus und der Moden eingerückt war, aufmerksam gemacht, eine solche Laterne von dem Erfinder kommen, und sie zum Versuch der versprochenen Wirkung an der Börse aufstellen zu lassen. „Dieser Versuch," heißt es in diesem Berichte ferner: „entspricht aber „der Erwartung davon nicht ganz, indem die Wirkung

„der

„der reflectirenden Höhl = Spiegel zu eingeschränkt ist,
„und die Kosten der Beleuchtung verhältnißmäßig zu groß
„seyn würden. Der hiesige Blechenschläger Stange,
„hat auch schon vor Bekanntwerdung der frankfurter La=
„terne, eine ähnliche, aber vollkommnere, Erfindung die=
„ser Art gemacht, welche local anwendbarer als jene ist,
„wenn etwa eine Veränderung mit unserer Gassen = Be=
„leuchtung vorgenommen werden sollte.“

In Gotha, hat die Laternen = Anstalt 1744 ihren Anfang genommen. Die Anzahl der Laternen beläuft sich auf 399, welche auf eisernen Armen stehen, die an den Häusern befestigt sind. Die Laternen sind dreyeckig.

Der Aufwand vom Sept. 1783, bis April 1784, betrug:

1) Oehl.

Sept 1783.	215 Pf.	10 Loth,	399 Lat.		15 Tage à 2 Lt. u. 3 Tag. à 2½ Lt.
Oct.	468	1½	—	—	15 Tage à 2 Lt. u. 3 Tag. à 2½ Lt.
Nov.	482	26½	—	—	3 Tage à 2 Lt. u. 13 Tag. à 2½ Lt.
Dec.	488	23	—	—	2 Tage à 2 Lt. u. 14 Tag. à 2½ Lt.
Jan. 1784.	501	16½	—	—	4 Tage à 2 Lt. u. 13 Tag. à 2½ Lt.
Febr.	451	10½	—	—	3 Tage à 2 Lt. u. 12 Tag. à 2½ Lt
März	426	2	—	—	17 Tage à 2 Lt.
Apr.	400	—	—	—	16 Tage à 2 Lt.
	3433 Pf.	26 Lt.			
in die Thore	90 Pf.	24 Lt.			
	3524 Pf.	18 Lt.			

	Thlr.	Gr.	Pf
à Ctn. 11 Thlr. 3 Gr. 8 Pf. - - - -	393	7	2
2) Lichte zum Laternen = Anstecken, 121 Tage, à 4 Gr. - - - - - - - - -	20	4	—
Larus	413	11	2

3) Werg

	Thlr.	Gr.	Pf.
Transport	413	11	2
3) Werg zum alltäglichen Abputzen, 121 Tage, à 2 Gr.	10	2	—
4) Werg zum anfänglichen Reinmachen	—	12	—
5) Dochte, 55 Schock lange, à 5 Gr.	11	11	—
6) Zwillich, 88 Ellen grünen zu 11 Kitteln, à 4 Gr. und 2 Thl. 16 Gr. Macherlohn	17	8	—
7) Glaser	28	12	3
8) Klempener	11	9	6
9) Schlosser	10	15	—
10) Laternenwärter, 10 Mann	211	—	—
11) Dem Aufseher	20	20	—
12) Dem Mahler	4	13	3
13) Denjenigen beyden Personen vom Rath, die das Laternenwesen zu besorgen haben	12	—	—
14) Brennholz zu Verheizung der Laternen-Stuben	12	15	—
15) Für allerley	2	14	—
Summa	767	2	2

11 St. der Goth. Handlungs-Zeitung, v. J. 1789, S. 86, f.

In Göttingen, sind die Laternen im J. 1735 angelegt. Die erste Verordnung darüber ist vom May dess. J. Jezt sind 400 Stück, für deren Versorgung mit Oehl und Anzündung, der Pachter, im J. 1779, 443 Rthlr. erhielt. Im J. 1788, war die Unterhaltung derselben auf 3 Jahr, jährlich für 730 Rthlr. accordirt. Die Ausbesserung derselben kostet jährlich ungefähr 30 Rthlr.

Im Haag, hat man zwar schon im Oct. 1553 den Befehl ertheilt, daß jeder in dunkeln Nächten ein Licht vor der Thür halten sollte, und nachher hat man an den Ecken der vornehmsten Straßen kleine steinerne Häuser gebauet, worin Nachts Licht gehalten wurde; aber im Sept. 1678 wurden durch alle Straßen, von dem Stadt-Collegio, welches die Societät genannt wird, Laternen errichtet.

Beschryving van's Graven-Hage, door *Jac. de Riemer.* (in Gravenh. 1739, f.) II. p. 265.

In der Stadt Halle im Magdeburgischen, sind seit 1728, in den Straßen, Gassen und auf den Märkten zusammen 600 Laternen errichtet, welche vom Oct. bis zum März schimmern, und von acht dazu besoldeten Männern gereinigt und angesteckt werden. Jeder von diesen acht Lampen-Putzern erhält wöchentlich 18 Sgr., jährlich ein Par neue Schuhe, und 1 Thlr. auf das Licht, womit die Lampen angesteckt werden. Zu ihrer Unterhaltung werden jährlich 10 Thaler auf Baumwolle zu den Dochten, gegen 50 Tonnen Oehl, und 100 Thlr. zur Reparatur erfordert. Jeder Bürger muß dazu jährlich 2 Sgr. bis 2 Thaler beytragen; und jeder, der Bürger wird, etwas dazu erlegen. Ueber die ganze Anstalt ist ein Inspector gesetzt, der alles besorgt, und von einem Lieferanten die Materialien an die Lampen-Putzer abliefern läßt.

Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Halle. (Grottkau, 1788, 8.) S. 38.

In Hamburg, hat der Rath schon im J. 1672 der Bürgerschaft den Vorschlag gethan, Gassen-Leuchten zu errichten, aber erst im J. 1673 wurden sie beliebt, und erst 2 Jahr nachher, nähmlich 1675, errichtet. Die Leuchten sind auf 7 Fuß hohen Pfählen befestigt. Im J. 1787, hatte die Stadt 1473, die jährlich vermehrt werden. Hierzu gehören die Privat-Laternen nicht, die einige Einwohner zu ihrem Gebrauch oben an beyden Seiten ihrer Haus-Thüren angehängt oder geheftet haben. Die Leuchten an sich haben die Form umgekehrter abgekürzter Pyramiden, und bestehen aus 3 Glas-Scheiben, in breiten blechernen Rahmen eingefaßt, welche einen großen Theil des blassen Scheines, der in dem dreyeckigen Glas-Häuschen leuchtenden, und mit Rüb- oder Lein-Oehl, in dem

dem ein neundrähtiges Kattun-Garn brennt, genährten Lampe auffangen. Diese öffentlichen Leuchten anzuzünden, im Brennen zu erhalten und sonst zu versehen, sind 64 Leute bestellt. Ihrer 48 zünden sie an, 8 füllen und reinigen, und 8 stochern sie nach, (diese lezten nennt das Volk Nahstoakers). Die Instruction für die Lampen-Versorger und Anstecker, ist in der Sammlung der hamburgischen Mandate, Befehle, u. s. w. Th. 1, S. 321, fgg. und Th. 2, S. 584, fgg. befindlich. Die Perioden ihrer Anzündung sind nach einem besonders dazu verfertigten Mondschein-Kalender bestimmt, und bey umwölktem Himmel bleiben die Straßen dunkel, wenn, dem Kalender zu Folge, das Mond-Licht statt der Laternen dienen soll.

Leuchten-Kalender für 1787.

Januarius.

	Tag.		anzu-steckt.	ver-löscht.	brennen.
	1				
	2				
	3				
Vollmond	4				
	5	Abends	5	7	2
	6	—	5	8½	3½
	7	—	5	10	5
	8	—	5	11½	6½
	9	—	5	12½	7½
	10	—	5	2	9
leztes Viertel	11	—	5	3½	10½
	12	—	5	6½	13½
	13	—	5	6½	13½
	14	—	5	6½	13½
	15	—	5	6½	13½
	16	—	5	6½	13½
	17	—	5	6½	13½
	18	—	5	6½	13½
Neumond	19	—	5	6½	13½
	20	—	5	6½	13½
	21	—	5	6½	13½
	22	—	5	6½	13½
	23	—	5	6½	13½
	24	—	5	6½	13½
	25	—	5	6½	13½
erstes Viertel	26	Nachts	12	6½	6½
	27	—	1½	6½	5
	28	—	3	6½	3½
	29	—			
	30	—			
	31	—			
					Stunden 248

Februa-

Februarius.

	Tag.		ang. steckt.	ver. löscht.	brennen.
	1				
Vollmond	2				
	3	Abends	5½	7½	2
	4	—	5½	9	3½
	5	—	5½	10	4½
	6	—	5½	11½	6
	7	—	5½	12½	7
	8	—	5½	2	8½
	9	—	5½	3	9½
leztes Viertel	10	—	5½	4	10½
	11	—	5½	6	12½
	12	—	5½	6	12½
	13	—	5½	6	12¼
	14	—	5½	6	12½
	15	—	6	5½	11½
	16	—	6	5½	11½
	17	—	6	5½	11½
	18	—	6	5½	11½
	19	—	6	5½	11½
	20	—	6	5½	11½
	21	—	6	5½	11½
	22	—	6	5½	11¼
	23	—	6	5½	11½
	24	—	6	5½	11½
erstes Viertel	25	Nachts	1	5½	4½
	26	—	2	5½	3½
	27	—	3	5½	2½
	28	—			

Stunden 227

Martius.

	Tag.		ange-steckt:	ver-löscht.	bren-nen.
	1				
	2				
	3				
Vollmond	4				
	5	Abends	6½	3½	2
	6	—	6½	10	3½
	7	—	6½	11½	5
	8	—	6½	1	6½
	9	—	6½	2	7½
	10	—	6½	2½	8
	11	—	6½	3½	9
letztes Viertel	12	—	6½	4½	10
	13	—	6½	5	10½
	14	—	6½	5	10½
	15	—	6½	5	10½
	16	—	6½	5	10½
	17	—	7	4½	9½
	18	—	7	4½	9½
Neumond	19	—	7	4½	9½
	20	—	7	4½	9½
	21	—	7	4½	9½
	22	—	7	4½	9½
	23	—	7	4½	9½
	24	—	7	4½	9½
	25	—	7	4½	9½
erstes Viertel	26	Nachts	1½	4½	3
	27	—	2½	4½	2
	28				
	29				
	30				
	31				
					Stunden 184

Apri-

Aprilis.

	Tag.		angesteckt.	verlöscht.	brennen.
	1				
Vollmond	2				
	3	Abends	7½	9½	2
	4	—	7½	10½	3
	5	—	7½	11½	4
	6	—	7½	1	5½
	7	—	7½	2	6½
	8	—	7½	2½	7
	9	—	7½	3	7½
leztes Viertel	10	—	7½	3½	8
	11	—	7½	4	8½
	12	—	7½	4	8½
	13	—	7½	4	8½
	14	—	7½	4	8½
	15	—	7½	4	8½
	16	—	8	3½	7½
	17	—	8	3½	7½
Neumond	18	—	8	3½	7½
	19	—	8	3½	7½
	20	—	8	3½	7½
	21	—	8	3½	7½
	22	—	8	3½	7½
	23	—	8	3½	7½
erstes Viertel	24	Nachts	12	3½	3½
	25	—	1	3½	2½
	26	—	1½	3½	2
	27				
	28				
	29				
	30				

Stunden 154

Majus.

	Tag		angesteckt.	verlöscht.	brennen.
	1				
Vollmond	2				
	3	Abends	9	11	2
	4	——	9	11½	2½
	5	——	9	12½	3½
	6	——	9	1	4
	7	——	9	1½	4½
	8	——	9	2	5
	9	——	9	2	5
leztes Viertel	10	——	9½	2	4½
	11	——	9½	2	4½
	12	——	9½	2	4½
	13	——	10	2	4
	14	——	10	2	4
	15	——	10	2	4
	16	——	10	2	4
Neumond	17	——	10	2	4
	18	——	10	2	4
	19	——	10	2	4
	20				
	21				
	22				
	23				
erstes Viertel	24				
	25				
	26				
	27				
	28				
	29				
	30				
	31				

Stunden 68

Ju-

Julius.

	Tag.		angesteckt.	verlöscht.	brennen.
	1				
	2				
	3				
	4				
	5				
	6				
	7				
leztes Viertel	8				
	9				
	10				
	11				
	12				
	13				
Neumond	14				
	15				
	16				
	17.				
	18				
	19	Abends	10	2	4
	20	——	10	2	4
	21	——	10	2	4
erstes Viertel	22	——	10	2	4
	23	——	10	2	4
	24	——	10½	2	3½
	25	——	11½	2	2½
					Stunden 26

August.

	Tag.		angesteckt.	verlöscht.	brennen.
	1				
	2				
	3				
	4	Abends	$8\frac{1}{2}$	$10\frac{1}{2}$	2
	5	——	dito	dito	2
leztes Viertel	6	——	dito	11	$2\frac{1}{2}$
	7	——	dito	12	$3\frac{1}{2}$
	8	——	dito	$1\frac{1}{2}$	5
	9	——	dito	3	$6\frac{1}{2}$
	10	——	dito	dito	dito
	11	——	dito	dito	dito
	12	——	dito	dito	dito
Neumond	13	——	dito	dito	dito
	14	——	dito	dito	dito
	15	——	dito	dito	dito
	16	——	8	dito	$7\frac{1}{2}$
	17	——	dito	$3\frac{1}{2}$	dito
	18	——	dito	dito	dito
	19	——	dito	dito	dito
erstes Viertel	20	——	dito	dito	dito
	21	——	dito	dito	dito
	22	——	$9\frac{1}{2}$	dito	6
	23	——	$10\frac{1}{2}$	dito	5
	24	Nachts	12	dito	$3\frac{1}{2}$
	25	——	1	dito	$2\frac{1}{2}$
	26				
	27				
Vollmond	28				
	29				
	30				
	31				
					Stunden $122\frac{1}{2}$

Septem-

September.

	Tag.		anue: steckt.	ver: löscht.	bren: nen.
	1	Abends	$7\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$	2
	2	——	dito	dito	2
	3	——	dito	10	$2\frac{1}{2}$
Iezles Viertel	4	——	dito	$10\frac{1}{2}$	3
	5	——	dito	12	$4\frac{1}{2}$
	6	——	dito	4	$8\frac{1}{2}$
	7	——	dito	dito	dito
	8	——	dito	dito	dito
	9	——	dito	dito	dito
	10	——	dito	dito	dito
Neumond	11	——	dito	dito	dito
	12	——	dito	dito	dito
	13	——	dito	dito	dito
	14	——	dito	dito	dito
	15	——	dito	dito	dito
	16	——	7	$4\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{2}$
	17	——	dito	dito	dito
	18	——	dito	dito	dito
erstes Viertel	19	——	dito	dito	dito
	20	——	9	dito	$7\frac{1}{2}$
	21	——	$10\frac{1}{2}$	dito	6
	22	——	$11\frac{1}{2}$	dito	5
	23	Nachts	1	dito	$3\frac{1}{2}$
	24	——	$2\frac{1}{2}$	dito	2
	25				
	26				
Vollmond	27				
	28				
	29				
	30	Abends	$6\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{2}$	2
					Stunden 162

Octo-

October.

	Tag.		angesteckt.	verlöscht.	brennen.
	1	Abends	6½	9	2½
	2	——	6½	10	3½
	3	——	6½	11	4½
letztes Viertel	4	——	6½	12	5½
	5	——	6½	1½	7
	6	——	6½	5	10½
	7	——	6½	5	10½
	8	——	6½	5	10½
	9	——	6½	5	10½
	10	——	6½	5	10½
Neumond	11	——	6	5½	11½
	12	——	6	5½	11½
	13	——	6	5½	11½
	14	——	6	5½	11½
	15	——	6	5½	11½
	16	——	6	5½	11½
	17	——	6	5½	11½
	18	——	6	5½	11½
erstes Viertel	19	——	6	5½	11½
	20	——	10	5½	7½
	21	——	12	5½	5½
	22	Nachts	1½	5½	4
	23	——	2½	5½	3
	24				
	25				
Vollmond	26				
	27				
	28	Abends	5½	7½	2
	29	——	5½	8	2½
	30	——	5½	9	3½
	31	——	5½	10½	5
					Stunden 212

November.

	Tag.		angesteckt	verlöscht.	brennen.
	1	Abends	5½	12	6½
leztes Viertel	2	——	5½	1½	8
	3	——	5½	3	9½
	4	——	5½	6	12½
	5	——	5½	6	12½
	6	——	5½	6	12½
	7	——	5½	6	12½
	8	——	5½	6	12½
Neumond	9	——	5	6½	13½
	10	——	5	6½	13½
	11	——	5	6½	13½
	12	——	5	6½	13½
	13	——	5	6½	13½
	14	——	5	6½	13½
	15	——	5	6½	13½
	16	——	5	6½	13½
	17	——	5	6½	13½
erstes Viertel	18	——	10	6½	8½
	19	——	11½	6½	7
	20	Nachts	1½	6½	5
	21	——	2½	6½	4
	22				
	23				
	24				
Vollmond	25				
	26	Abends	5	7	2
	27	——	5	7½	2½
	28	——	5	9	4
	29	——	5	10½	5½
	30	——	5	12	7
					Stunden 253

Decem-

December.

	Tag.		angesteckt.	verlöscht.	brennen.
lezztes Viertel	1	Abends	5	1	8
	2	——	5	2½	9½
	3	——	5	6½	13½
	4	——	5	6½	13½
	5	——	5	6½	13½
	6	——	5	6½	13½
	7	——	5	6½	13½
	8	——	5	6½	13½
Neumond	9	——	5	6½	13½
	10	——	5	6½	13½
	11	——	4½	7	14½
	12	——	4½	7	14½
	13	——	4½	7	14½
	14	——	4½	7	14½
	15	——	4½	7	14½
	16	——	4½	7	14½
erstes Viertel	17	——	10	7	9
	18	Nachts	12	7	7
	19	——	1½	7	5½
	20	——	2½	7	4½
	21				
	22				
	23				
Vollmond	24				
	25.	Abends	4½	6½	2
	26	——	4½	8	3½
	27	——	4½	9½	5
	28	——	4½	11	6½
	29	——	4½	12½	8
	30	——	4½	1½	9
lezztes Viertel	31	——	4½	3	10½
				Stunden	283

(Hrn. v. Heß) Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben, 1 Th. (Hamb. 1787, 8.) S. 114, flg.

In

In Hannover hat die Beleuchtung im J. 1696 angefangen.

Landeshauptmannschaftliche Beleuchtungs-Anstalt in der Stadt Hof im Vogtlande. Diese Anstalt nahm, mit hochfürstl. Regierungs-Genehmigung, im J. 1773, ihren Anfang. Es wurden gleich 50 Laternen angeschafft, so daß jezt deren 102 brennen. Sie sind viereckig. In der Haupt-Straße und der großen Kloster-Gasse stehen die Laternen in der Mitte auf 9 Fuß hohen Säulen: in den andern Gassen sind solche durch 3 Schuh lange Arme an den Häusern festgemacht. Ueberall stehen sie 50 Schuh weit aus einander, außer bey den Röhr-Kasten, wo deren 2 angebracht sind. An den Eck-Häusern stehen sie so, daß allezeit zwey Gassen den Schein davon erhalten.

Die ganze Höhe einer Laterne beträgt, den Rauch-Fang mit begriffen, 2 Schuh 2 Zoll; bis zur Beglasung 1 Schuh 3 Zoll. Sie ist oben $9\frac{1}{2}$ Zoll, und unten $7\frac{1}{2}$ Zoll breit. Auf 12 Laternen wird täglich 1 Maß Oehl gerechnet, wenn sie die halbe Nacht brennen; im ersten Falle brennen sie 8 bis 9, im lezten 4 bis 5 Stunden. In den Monathen May, Jun. Jul. und Aug. werden sie gar nicht angezündet; in den übrigen Monathen aber brennen sie theils die ganze, theils die halbe Nacht, und werden nur, wenn der Mond die ganze Nacht scheint, nicht angezündet, wie aus der folgenden Herbst-Tabelle zu ersehen ist. Man brennt gewöhnlich Lein-Oehl, wobey man Acht haben muß, daß es nicht zu neu und nicht alt sey; ersteres russet zu stark, und lezteres wird zu dick, doch kann man es leicht mit Rüb-Oehl verdünnen. Zu den Dochten braucht man baumwollen Garn, das feinste ist das beste; man rechnet auch auf etwas Werg, um die Laternen auszuwischen. Da drey Tag-Wächter das Laternen-Anzünden mit versehen, so bekommt

jeder

jeder aus der Laternen-Casse 10 Fl.; der Rechnungs-Führer erhält 20 Fl. Besoldung; 1 Fl. für Schreib-Materialien, und 4 Fl. für das Gewölbe, zur Aufbewahrung des Oehles und der Geräthschaften. Zur Erhaltung dieser Anstalt giebt die Herrschaft jährlich ungefähr 20 Fl.; die gemeine Bürgerschaft und Handwerker, 60 Fl.; die Buchhandlung, die Kaufmannschaft, die Apotheken, Gasthöfe, Zapfenschenken, ungefähr 130 Fl. Das übrige liegt auf den Luxus; von ganzen Chor-Hochzeiten und Leichen, Haustaufen, Kutschenfahren bey dergleichen Gelegenheiten, Komödianten, Musik und Tanzen, Hausiren fremder Handelsleute, u. d. gl.

Herbst-Tabelle 1783, wie die Laternen angezündet werden.

September, den 1. 2. 3. 4. um 9 Uhr, halb.
5. 6. 7. um 10 Uhr, halb.
8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. gar nicht.
19. 20. 21. 22. 23. 24. um 8 Uhr, halb
25. 26. 27. 28. 29. 30. um 8 Uhr, ganz.

October, den 1. 2. 3. um 7 Uhr, ganz.
4. 5. 6. 7. um 9 Uhr, ganz.
8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. gar nicht.
17. 18. 19. 20. 21. 22. um 7 Uhr, halb.
23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. um 6 Uhr, ganz.

November, den 1. 2. 3. 4. um 9 Uhr, halb.
5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. gar nicht.
14. 15. 16. 17. 18. um 5 Uhr, halb.
19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. um 5 Uhr, ganz.
28. 29. 30. um 7 Uhr, ganz.

December, den 1. 2. 3. um 10 Uhr, ganz.
4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. gar nicht.
12. 13. 14. 15. um 5 Uhr, halb.
16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. um 5 Uhr, ganz.

26. 27. um 6 Uhr, ganz.
28. 29. um 8 Uhr, ganz.
30. 31. um 9 Uhr, ganz.

Voigtländische Beyträge zur Polizeykunde, 1 St. (Hof, 1786, 8.) S. 124, fgg.

In Königsberg in Preussen, sind 1325 Laternen.

In Kopenhagen, sind die Gassen-Laternen zuerst d. 25 Jun. (also mitten im Sommer) 1681 angezündet worden. Diese Anstalt wurde nachher durch eine umständliche Verordnung v. 26 Jul. 1683 zugleich mit der Nachtwächter-Anstalt vollkommener gemacht. Der Laternen sind über 1200 (*), ausser denen, welche bemittelte Einwohner selbst an ihren Thoren unterhalten. Sie sind an den Häusern befestigt; in den Haupt-Straßen haben die, welche an den Ecken stehen, doppeltes Licht.

Leipzig, wird seit 1701, des Nachts von 700 Laternen erleuchtet, welche theils auf schwarz angestrichenen Pfählen, theils an die Häuser befestigt sind.

(J. G. Schulz) Beschreibung der Stadt Leipzig, (Lpz. 1784, 8.) S. 30.

Wenn es wahr ist, was man in *Maitland* History of London (Lond. 1756, f.) I. p. 186, lieset, daß nähmlich schon im J. 1414 in London der Befehl ertheilt ist, Laternen zur Erleuchtung der Straßen

(*) Hr. Beckmann, im 1 Th. seiner Beyträge zur Gesch. der Erfindungen, S. 79, sagt: „Jezt sollen ihrer 12000 „seyn: s. Haubers Beschreib. von Kopenhagen, S. 172," und fügt hinzu: „Aber sollte hier nicht eine Null zu viel „seyn?" Und im 2 Th. der Beyträge, S. 529, schreibt er: „Meine Vermuthung wegen der von Hauber angegebenen Zahl der Laternen, hat Hr. Prof. Geuß zu Kopenhagen bestätigt." Aber in meinem Exemplar von Hauber, 3te Aufl. von 1782, S. 212, steht nur 1200; vermuthlich hat es in einer ältern Ausgabe, die Hr. Beckmann gehabt hat, unrichtig gestanden. Hr. Lange, in seiner Beschreib. von Kopenhagen, (Berl. 1786, gr. 8.) S. 69, hat auch noch 12000.

ßen auszuhängen, und wenn diese Anstalt von dieser Zeit an fortgedauert hat, woran doch zu zweifeln ist, so ist London in dieser Polizey-Anstalt der Stadt Paris zuvorgekommen (*). Im J. 1668, als verschiedenes zur Verbesserung der Straßen verordnet wurde, wurden auch die Londoner erinnert, die Laternen zur gewöhnlichen Zeit auszuhängen. In New history of London, by *John Northouck*, (Lond. 1773, 4.) p. 233, steht: „For the safety and peace of the city, al „inhabitants were ordered to hang out candles duly to the ac„customed hour.“ Im J. 1690 wurde dieser Befehl erneuert. Jedes Haus sollte von Michaelis bis Mariä Verkündigung, ein Licht oder eine Lampe aussetzen oder aushängen, und zwar so bald es dunkel würde, bis 12 Uhr Nachts; nur sollten hiervon diejenigen ausgenommen werden, welche Antheil an denen Lampen nehmen würden, welche man überall in verschiedenen Entfernungen aufzurichten dachte (**). Im J. 1716, wurde abermahl befohlen, daß jedes Haus, in jeder dunkeln Nacht, nähmlich zwischen der zweyten Nacht nach jedem Vollmonde bis zur siebenten Nacht nach jedem Neumonde, von 6 Uhr Abends bis 11 Uhr Nachts, eine brennende Lampe aushängen sollte.

Die-

(*) *Maitland* beruft sich desfalls auf the Survey of London, by *J. Stow*. In der Ausgabe dieses Werkes v. J. 1633, findet man indessen nur, S. 561, im Verzeichniß der Magistratspersonen: 1417. Major, Sir Henry Barton, Skinner. This Henry Barton ordained lanthornes with lights, to be hanged out on the winter-evenings, betwixt Hallontide and candlemasse. Also vom Tage Allerheiligen bis Lichtmesse.

(**) So verstehe ich wenigstens die Worte des Gesetzes, sagt Hr. Beckmann, welche man in *The Statutes at large, containing all the publick acts of parliament*, (Lond. 1734, f.) III. p. 64, lieset: excepting such person of persons as shall agree to make use of lamps of any sort, to be placed at such distances in the street, as shall be approved of by the justices of the peace.

Diesen Befehl, worin keiner andern Straßen-Laternen gedacht ist, hat *Maitland*, I. S. 521, eingerückt. Aber in den Jahren 1736 und 1739 wurde die Erleuchtung auf die jezige Weise eingerichtet; man bestimmte die Vertheilung der Unkosten, die Erhebung und Berechnung der Gelder. An statt daß vorher nur 1000 Lampen gewesen waren, wurde die Anzahl erstlich auf 4679 vermehrt; weil aber auch diese nicht hinlänglich war, so vermehrten viele Wards bald darauf die Anzahl ihrer Lampen, so daß die Summe auf 5000 stieg. Doch ist dieses nicht die Summe aller Lampen in ganz London, sondern nur derer, welche in dem Theile, der eigentlich die Stadt genannt wird (city and liberties thereof), vorhanden sind. Da dieser nur den fünften Theil von ganz London ausmacht, so berechnet *Maitland* die Zahl aller öffentlichen und Privat-Lampen (welche einzelne Einwohner auf eigene Kosten vor ihren Häusern unterhalten), auf 15000. Man verlängerte auch damahls die Dauer der Erleuchtung, welche vorher jährlich nur 750 Stunden gewesen war, und nun auf 5000 Stunden ausgedehnt wurde. Nach Hrn. v. Archenholz (*) sind zezt alle Laternen große krystallene Kugeln, jede mit 3 bis 4 Dochten versehen, die an Pfählen befestigt, und wenige Schritte von einander entfernt sind. Diese Lampen werden alle Tage, das ganze Jahr durch, bey Sonnen-Untergang angezündet, ohne auf Jahrs-Zeit und Mondlicht zu sehen. Die einzige Oxford-Straße soll mehr Lampen, als ganz Paris, haben. Ja, die Land-Straßen, 7 bis 8 engl. Meilen von London, sind damit besezt; und da die Anzahl derselben, die von da nach allen Gegenden gehen, ungemein groß ist, so giebt dies auf dem Felde, besonders

(*) England und Italien, (Lpz. 1785, 8.) I. S. 141.

in der Grafschaft Surrey, wo sich viele Wege kreuzen, einen herrlichen Anblick.

In einer gewissen Reisebeschreibung findet man die Nachricht, daß 12 londoner Laternen, welche 7 bis 8 Fuß von der Erde stehen, nicht besser und weiter leuchten, als eine einzige pariser Reverbère.

Madrid, bis auf unsere Zeiten die unsauberste unter allen europäischen Residenz-Städten, ist izt so schon, als London, erleuchtet; hingegen Lissabon gar nicht.

Twiß Reise durch Portugal und Spanien, (Lpz. 1776, 8.) S. 133.

Dalrymple Reisen durch Spanien und Portugal, (Lpz. 1778, 8.) S. 159.

In Magdeburg, hatte man fast vom Anfang des jezigen Jahrh. an, schon darauf gedacht, und daran gearbeitet, dieser Stadt, nach dem Muster anderer ansehnlicher Städte in Deutschland, durch Straßen-Laternen nächtliche Erleuchtung zu verschaffen, und dadurch sowohl die Sicherheit und Bequemlichkeit der Einwohner, als den Glanz und das äussere Ansehen der Stadt zu vermehren. Allein, es war erst den lezten 15 Jahren dieses Jahrh. aufbehalten, daß eine Sache, die jeder Verständige in Magdeburg schon lange für gut und nüzlich gehalten und sehnlich gewünscht hatte, endlich allgemeinen Beyfall finden, mit glücklichem Erfolge betrieben, und durch die Kräfte und den patriotischen Eifer der Bewohner Magdeburgs allein zu Stande gebracht werden sollte. Als der Gouverneur v. Lengefeld zu Ende des Jahres 1785 wegen verschiedener damahls im Dunkeln auf den Straßen vorgefallenen Gewaltthätigkeiten, abermahl beym Magistrat der Altstadt auf Ansezung der Straßen-Laternen drang, und vorstellte, daß dadurch weit besser, als durch das eingeführte Hand-Laternentragen und durch Patrouillen, nächtlicher Unfug verhütet und die öffentliche Sicherheit befördert werden könne,

so

so schlug Hr. Rathmann Fritze den Weg einer allgemeinen freywilligen Subsciption vor, um die Anschaffungs-Kosten der Laternen herbey zu schaffen; zur Unterhaltung derselben wiederhohlte er verschiedene schon ehemahls geschehene zweckmäßige Vorschläge, und suchte, so viel er konnte, seine Mitbürger für diesen Plan zu gewinnen. Mit dem Anfange des J. 1786 kam die Sache nun in volle Bewegung, sie fand sogleich mehr Beyfall, als jemahls vorher, jeder Patriot sprach dafür und suchte seine Mitbürger dafür einzunehmen, sie wurde auch in dem damahls herauskommenden Magdeburgischen Magazin, im 20 St. sehr dringend empfohlen. Die vorgeschlagene freywillige Subscription wurde, vom Hrn. Rathmann Fritze eröffnet, und ging so unerwartet glücklich von Statten, daß schon im April 1786 an die 4750 Thaler zur Anschaffung der Laternen subscribirt waren, welche Summe im Jul. dess. J. schon bis zu 5157 Thaler angewachsen war. Unter andern subscribirte das Dom-Capitel 400 Thaler: der Herzog Ferdinand von Braunschweig, 150 Thlr.; das Kloster U. L. Frauen, 140 Thlr.; der Dom-Herr v. Busch, 120 Thlr.; der Unternehmer der Sache, Rathmann Fritze, machte gleich den Anfang der Subscription mit 100 Thlr.; Hofr. Guischard subscribirte 80 Thlr., und die mehresten angesehenen Kaufleute Magdeburgs 50, ja einige 60 bis 80 Thaler. Da man also nun einen sichern Fond zur Anschaffung der Laternen vor sich sah, so wurden sogleich Plane zur Anschaffung und Unterhaltung der Laternen entworfen. Die zu dieser Sache ernannten Deputirten vom altstädter und vom französischen und Pfälzer Magistrat, vom Dom-Capitel, vom Kloster U. L. Frauen und andern Stiftern, beschlossen d. 22 May, in einer gemeinschaftlichen Conferenz, daß nun in der ganzen Stadt Laternen angesetzt werden sollten; auch wurde ein Entwurf

gemacht, wie die Beyträge zu den Unterhaltungs-Kosten vertheilt werden könnten. Dies alles wurde auch den 12 Jun. vom bürgerlichen Ausschuß genehmigt. Dann wurden auch die Kaufmannschaft und die sämmtlichen Innungen und Gewerke um ihre Meinung über die ganze Sache gefragt, und sie stimmten, dem allergrößten Theile nach, den gemachten Entwürfen, so wie der Sache selbst, willig bey, versprachen auch die nöthigen Beyträge. Auch die Stifter und Klöster erklärten ihre Beystimmung. Alsdann wurde d. 20 Sept. 1786 um Approbation dieser Sache bey Hofe nachgesucht. Die kön. Kammer in Magdeburg bekam Befehl, über die Sache zu berichten, und den versprochenen Plan dazu ohne Verzug einzusenden, welche denselben auch mehrmahlen aufs ernstlichste verlangte, und die Sache, nach dem Wunsche des Hofes, beschleunigt wissen wollte. Weil man aber lange mit den verschiedenen Gerichtsbarkeiten und Theilnehmern an der Sache am neuen Markte, über die Art und die Summe des von ihnen zu leistenden Beytrages zu den Unterhaltungs-Kosten, nicht einig werden konnte, so wurde die Anfertigung des verlangten Planes dadurch bis in den Sommer 1787 hinein verzögert. Den 23 Aug. 1787 erbothen sich endlich die sämmtlichen Theilnehmer und Gerichtsbarkeiten am neuen Markt zu einem von ihnen jährlich aufzubringenden Aversional-Quanto von 347 Thlr. 16 Gr., als Beytrag zur Unterhaltung der Laternen. Durch dieses Anerbiethen fielen mit einmahl viele Schwierigkeiten hinweg. Man konnte nun ohne Bedenken zur Aufbringung der Unterhaltungs-Kosten der Laternen in der Altstadt, die Servis-Anlage, als das schicklichste Mittel dazu, zum Grunde legen. Der so lange verzögerte Plan konnte nun ohne Umstände angefertiget, und der Kammer d. 25 Oct. 1787 überreichet werden. Nach diesem Plan wurden die Anschaffungs-

tungs-Kosten von 1000 Stück Laternen, das Stück zu 4 Thlr. 12 Gr., auf 4500 Thlr. angesetzt. In der Folge aber fand man nöthig, 1050 Stück Laternen für die ganze Stadt anzuschaffen, wofür dem Entrepreneur, das Stück zu 4 Thlr. 13 Gr. berechnet, 4768 Thlr. 18 Gr. bewilliget wurden. Die Unterhaltungs-Kosten aber wurden, das Stück zu 2 Thlr. 8 Gr. gerechnet, auf 1000 Stück zu 2333 Thlr. 8 Gr. angeschlagen. Dazu sollten jährlich zahlen.

1.	Die Altstadt den 8ten Theil der Servis-Anlage oder 1½ Monath Servisgeld	1825 Thlr. — Gr.
2.	Die Kirchen, Stifter und Klöster in der Altstadt, mit Bewilligung des königl. Consistorii - - - - - -	192 Thlr. 12 Gr.
3.	Die königlichen Officianten	50 Thlr. — Gr.
4.	Der neue Markt - - -	347 Thlr. 16 Gr.
	Summa	2415 Thlr. 4 Gr.

wonach zu Deckung unvermutheter Ausfälle in der Altstadt 81 Thlr. 20 Gr. übrig blieben. Bey nachher nöthig gefundener Vermehrung der Laternen aber war jene Summe zu den Unterhaltungs-Kosten nicht einmahl hinreichend. Zugleich wurde festgesetzt, daß die Laternen in jedem Monathe 18 Tage, täglich 5 bis 7 Stunden, nach dem die Tage länger oder kürzer wären, brennen sollten. Dieser Plan wurde durch ein kön. Rescript v. 25 März 1788 genehmigt, und noch 1000 bis 1500 Thlr. als Beyhülfe vom Könige versprochen, welche als ein Fond zur Bestreitung nicht vorherzusehender Ausgaben conservirt und zinsbar untergebracht werden sollten. Den 19 Aug. 1788 wurden auch wirklich 1000 Thlr. zu diesem Behuf ausgezahlt, und dann bey der kön. Bank belegt. Am 18 Apr. 1788 wurde durch die Zeitungen und Intelligenz-Blätter der bisherige Fortgang der Sache be-

kannt gemacht. Die Subscriptions-Gelder wurden nun vom Hrn. Rathmann Fritze eingefordert, und, nachdem seit 1786 manche Subscribenten weggezogen, oder gestorben, oder unvermögend geworden waren, nur noch 4912 Thlr. 6 Gr. wirklich eingenommen. Die Laternen wurden theils auf Pfählen in den Straßen, theils auf eisernen Armen an den Häusern, nach der Breite oder Enge der Straßen, angesetzt, und in grössern Straßen 60 Fuß, in kleinen aber 120 Fuß auseinander im Triangel angebracht. Die Zahl der angebrachten Laternen beläuft sich gegenwärtig: in der Altstadt auf 900 Stück; im Bezirk des neuen Marktes auf 166 Stück; vor dem Gouvernements- und dem Commendanten-Hause und vor der Accise auf 7 Stück; also in allem auf 1073 Stück, wofür, das Stück zu 2 Thlr. 8 Gr. Unterhaltungs-Kosten gerechnet, dem Entrepreneur jährlich 2503 Thaler 16 Gr. bezahlt werden. Dafür muß er aber auch alle dabey vorfallende Ausgaben, selbst die Reparatur der Laternen, wenn sie nicht zu sehr ins Große geht, und das Rendanten-Gehalt tragen. Nachdem nun alles eingerichtet und in Ordnung gebracht war, so wurden die Laternen wirklich zum ersten Mahl den 25 Sept. 1788, am Geburts-Tage des Königs, zu allgemeiner Freude angezündet.

Kurze Geschichte des Laternenwesens in der Stadt Magdeburg, s. im 39 St. der Magdeburgischen gemeinnützigen Blätter, v. J. 1790. (Magdeb. 8.) S. 197 — 212.

Messina, in Sicilien, hat Laternen.

Letre del Sgr. Abate *Domenico Sestini* scritte dalla Sicilia e dalla Turchia. (in Firenze, 12.) I. S. 216.

In München sind über 600 Laternen.

Von den in Nürnberg besonders gut eingerichteten Laternen, s. oben, S. 398, fgg.

Nach

Nach Hrn. v. Riedesel (*), ist Palermo der einzige Ort in Italien, der Nachts Beleuchtung hat.

Unter den neuern Städten ist Paris zuerst dem Beyspiele der ältern, in Erleuchtung der Straßen gefolget. Als diese Stadt im ersten Viertel des 16ten Jahrh. sehr viel von Straßen-Räubern und Mord-Brennern litte, wurde den Einwohnern von Zeit zu Zeit befohlen, vor den Fenstern ihrer Häuser, welche an der Straße lagen, von 9 Uhr abends an, brennende Lichter zu unterhalten. Dieser Befehl wurde z. B. im J. 1524 gegeben, und in den Jahren 1526 und 1553 erneuert (**). Aber im Oct. 1558 wurden an den Ecken der Straßen, oder wenn diese zu lang waren, als daß sie von Einem Lichte erleuchtet werden konnten, an drey Stellen dergleichen Fallots errichtet. Dieses Geleucht glich einiger Maßen dem noch auf einigen Bergwerken gebräuchlichen Gruben-Lichtern (***). Da Paris 912 Straßen hat, so kann man die damahlige Anzahl Leuchten noch nicht auf 2736 schätzen (****). Schon im Nov. dess. J. wurde dieses Geleucht in gewöhnliche Laternen verwandelt (†). Indessen blieb die Erleuchtung noch lange

(*) In seiner Reise durch Sicilien und Griechenland, Zürich, 1771, 8.

(**) Man findet die Verordnungen in: Histoire de la ville de Paris, composée par D. *Michel Felibien*, revûe, augmentée et mise au jour par D. *Guy-Alexis Lobineau*, (à Par. 1725, 5 voll. gr. fol.) II. S. 951. 977. IV. S. 648-676.

(***) Denn im Grand Vocabulaire François, (à Par. 1770, 4.) X. p. 265, steht: Falot ce dit dans la maison du Roi et des Princes, d'un grand vase qu'on emplit de suif, de poix-resine et d'autres matières combustibles, pour éclairer dans les cours.

(****) Die Verordnung steht bey *Felibien*, Th. 4, S. 785.

(†) Worüber die Verordnung eben das. S. 786, steht: que au lieu des fallots ardens seront mises lanternes ardentes et allumantes — —

Zeit sparsam und unvollkommen; deswegen kam ein Italiäner, Abbé *Laudati*, aus dem Hause Caraffe, auf den Einfall, Mieth-Fackeln, und Mieth-Laternen anzulegen, wozu ihm auch im März 1662 die ausschließende Erlaubniß auf 20 Jahr verliehen wurde; er sollte nähmlich nicht allein in Paris, sondern auch in andern Städten des Königreiches, an bestimmten Orten Buden oder Posten errichten, wo ein Jeder eine Fackel oder Laterne miethen, oder jemand für Geld haben könnte, der ihm durch die Stadt leuchtete. Es wurde auch verordnet, daß er von Jedem, der eine Laterne auf eine Kutsche verlangte, für jede Viertel-Stunde 5 Sols, und von jedem Fußgänger 3 Sols erhalten sollte. Um alle Streitigkeiten wegen der Zeit zu verhüten, mußte an jeder Laterne eine geaichte Sand-Uhr angebracht seyn (*). Endlich erhielt die Erleuchtung der Stadt Paris, im J. 1667, diejenige Einrichtung, die noch fortdauert. Nähmlich damahls wurde das dortige Polizeywesen, welches nachher den meisten andern Städten zum Muster gedient hat, ungemein verbessert. An statt daß vorher sowohl das Justizwesen, als auch die eigentlichen Polizey-Sachen einer einzigen Magistrats-Person, die Lieutenant civil du Prevoſt de Paris genannt wurde, aufgetragen waren, so wurden beyde Geschäfte, nach einem königl. Befehl vom Mon. März des gedachten J., unter zwey Personen getheilet. Der, welcher das Justizwesen erhielt, behielt den alten Titel; der aber, welchem das Polizeywesen anvertrauet wurde, bekam den Titel: Lieutenant de Prevoſt de Paris pour la Police, oder Lieutenant général de Police. Der erste Polizey-Lieutenant ward

(*) Man findet diese Verordnung bey *Felibien*, Th. 5, S. 191, worin diese Laternen porte-lanternes et porte-flambeaux à louage genannt werden.

ward *Gabriel Nicolas de la Reynie*, ein Mann, der, nach dem Lobe, was ihm die französischen Schriftsteller beylegen, in der Geschichte der neuern Polizey, Epoche gemacht hat. Die erste gute Verordnung, wodurch er sich um die Polizey verdient machte, war die Verbesserung der Nacht-Wachen (le guet), und der Erleuchtung (*). Vier Jahr nachher wurde ebenfalls eine Verbesserung vorgenommen, worüber das Arrêt v. 23 May 1671, bey *Felibien*, Th. 5, S. 213, steht. Man sieht daraus, daß vor diesem Jahre die Erleuchtung nur in vier Winter-Monathen geschehen ist, und daß die Pariser, wegen der vielen Uebelthaten, die in denen Nächten, da keine Laternen brannten, geschahen, sich erbothen haben, so viel Geld aufzubringen, als zur Erleuchtung durch den ganzen Winter nöthig seyn würde. Es wurde daher damahls verordnet, daß die Laternen jährlich vom 20 Oct. bis zum lezten März brennen sollten, auch sogar, wenn Mondlicht wäre, weil nähmlich dieses bey schlechtem Wetter nicht hinreiche, und auch bey heiterer Witterung die engen und gefährlichsten Straßen nicht genug erleuchte. Die neueste Verbesserung der pariser Laternen, besteht in Einführung der Reverberir-Laternen, da nähmlich die Licht-Strahlen durch ein poliertes Metall auf die Straße geleitet werden. Von diesen verschiedeneu Gattungen der pariser Laternen, habe ich oben, S. 383, fgg. ausführlich gehandelt. Im J. 1721 hatte Paris 5772 Laternen; im Etat ou Tableau de la ville de Paris, 1760, 8. aber ist die Zahl nur auf 5694 angegeben. In Curiosités de Paris, de Versailles, Marly — — par M. L. R. (à Par. 1771, 8.) I. p. 9. findet man die Anzahl 6232.

In

(*) Siehe Code de la police, par M. D. 3me edit. (à Paris, 1761, 8.) I. p. 228.

In St. Petersburg, verordnete schon Peter der Große, im J. 1723, die Erleuchtung der Haupt-Straßen, welches nach und nach auch den mehresten übrigen wiederfahren ist. Blau und weiß angestrichene hölzerne Säulen, tragen jede eine Kugel-Laterne auf einem eisernen Arme, die an einem in der Säule verborgenen Seile, der Reinigung und Füllung mit Oehl wegen, heruntergelassen werden kann. Die Lampen, deren überhaupt 3400 sind, werden mit Hanf-Oehl ernährt, und kosten der Stadt-Casse jährlich 17000 Rubel.

Georgi Beschreibung der russisch kaiserl. Residenzstadt St. Petersburg, (1790, gr. 8.) S. 42.

Philadelphia, in Nord-Amerika, hat erleuchtete Straßen, und noch dazu an beyden Seiten der Straßen erhabene Fußbänke.

Burnaby Reise durch die Colonien der Engländer. (Hamb. 1776, 8.)

Potsdam, wird im Winter mit 591 Laternen erleuchtet. Die Kosten der Unterhaltung sind 1722 Thaler 15 Gr., welche der König aus der kurmärk. Domainen-Casse bezahlen lässet.

Nicolai Beschreib. von Berlin und Potsdam, (3te Aufl. Berl. 1786, gr. 8.) 3 B. S. 1306.

Rom, hat noch jezt keine Beleuchtung. Sixtus V. wollte sie einführen, aber er fand unüberwindliche Hindernisse, und ließ darauf die Lichter, welche vor den Marien-Bildern hangen, vermehren, um dadurch wenigstens einiger Maßen die Vortheile der Erleuchtung zu erhalten.

Wenn diese Marien-Bilder in größerer Anzahl, besser vertheilt und vortheilhafter gestellt wären, dann könnte die Religiosität einiger Privatpersonen allgemein nützlich werden. Aber in ihrem jezigen Zustande geben sie bey weitem nicht Helle genug; und doch wäre diese in Rom desto nöthiger, da die Stadt, in Verhältniß ihrer Größe, so schwach bevölkert ist. Es ist glaublich, daß Sparsamkeit nicht das einzige Hinderniß gegen die Einführung einer

ner so nützlichen Anstalt ist, da in den Kirchen täglich so viel unnöthiges Wachs und Oehl verbraucht wird. Man behauptet nicht ohne Grund, daß die Prälaten und andere durch ihre Würden zu einem genirenden Wohlstande verpflichtete Personen, die Freyheit, welche ihnen die Dunkelheit der Nacht gewährt, zu gut zu benutzen wissen, als daß sie an die Einführung einer ihren Vergnügungen so hinderlichen Erleuchtung denken sollten.

Tableau politique, religieux et moral de Rome et des états ecclésiastiques, par *Maurice Levesque*. (à Par. 1791.)

In Stettin, sind zur Erleuchtung der Straßen in den Winter-Monathen, 315 Laternen; die Laternen-Gelder werden in den Thoren nach Sonnen-Untergang von den Eingehenden in Büchsen gesammelt.

Brüggemann Beschreib. des kön. preuß. Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern, 1 Th. (Stett. 1779, 4.) S. 138.

In Strasburg hatten schon, dieses ganze Jahrhundert hindurch, die königlichen Prätors und der Magistrat mit der Beleuchtung der Stadt sich beschäftigt, ohne jemahls ihren Zweck erreichen zu können. Die Schwierigkeit kam von der verschiedenen Gerichtbarkeit der Einwohner der Stadt her, die sich auch in Polizey-Sachen dem Magistrate nicht unterwerfen wollten; denn die Ritterschaft behauptet nur unter ihrem Directorio zu stehen, und hat deswegen mit der Stadt einen Streit, der wohl nie entschieden werden wird; und die katholische Geistlichkeit will nur von ihrem Bischofe Befehle annehmen. Endlich haben, im J. 1781, die wiederhohlten Vorstellungen des damahligen Prätors *d'Autigny*, und die Theilnehmung des Marschalles v. Contade, die Vereinigung der verschiedenen Parteyen bewirkt, und eine unmittelbare Verordnung von dem Könige erhalten, kraft welcher nun, die ganze Stadt durch, wie in Paris, Laternen mitten in den Straßen hangen, und sehr vortheilhaft angebracht sind. In Strasburg, wo die Straßen ziemlich krumm laufen, ist die

An-

Anzahl der Reverberir-Laternen, 490, mit 1195 Dochten. Sie brennen die 6 Winter-Monathe hindurch, bis um 1 Uhr des Nachts. Der Unterhalt eines jeden Dochtes ist auf 22 Livres gerechnet. Der erste Ankauf kostete 41308 Livres, und die Unterhaltung jährlich 26290 Livres, so daß also das erste Jahr auf 67598 Livr. zu stehen kam.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten, 1 Jahrg. (Berl. 1782, gr. 8.) S. 523.

Venedig hatte vor einigen Jahren 3000 Laternen, wie *de la Lande* (*) meldet.

In Wien wurde der Anfang 1686 gemacht; nach Weiskern (**) aber hat Wien die Laternen erst 1704 erhalten (***). Es wird dort mit dem Brenn-Glöcklein zum Anzünden ein Zeichen gegeben (****). Vor einigen Jahren soll die Stadt 2000 Laternen gehabt haben, die, statt des Oehles mit Klauen-Schmalz (d. i. dem aus den Knochen gesottenen Marke) unterhalten und gefüllet wurden, und 33000 Gulden jährlich gekostet haben sollen. Die Laternen, welche jezt Wien hat, sind 1776 von Hrn. Hofr. v. Sonnenfels angegeben (†); die Zahl wurde bis 3000 vermehrt, und

(*) In Voyage d'un François par Italie, Th. 8, S. 187.

(**) In seiner Topographie von Oesterreich, (Wien, 1771, 8.) Th. 1, S. 10.

(***) Im Universal-Lexikon (XIV Th. unter Jörger) wird berichtet: der Statthalter von Nieder-Oestreich, Graf Jörger habe, als Kaiser Leopold d. 26 Jan. 1686 von der ungarischen Krönung Joseph's I. von Presburg zurück gekommen sey, die Straßen, durch welche der Kaiser gefahren ist, zuerst mit Laternen erleuchten lassen. Dies wird also wohl der erste Anfang der Erleuchtung der Stadt gewesen seyn, die nachher etwa 1704 allgemein gemacht worden ist.

(****) S. Codex Austriacus, (Wien, 1704, f.) S. 514, und Supplem. codicis I. S. 993.

(†) Nachher führte Hr. v. Sonnenfels die gläsernen Kästchen ein, womit jezt die kaiserl. Burg in Wien erleuchtet wird.

und die Unterhaltung wurde für 30000 Fl. verpachtet. Sie sind kugelförmig, von weißem Glase geblasen, und haben oben einen Deckel von Blech, der auswendig mit rother Oehl-Farbe angestrichen, inwendig aber glatt poliert ist. Sie hangen an den Häusern an eisernen Stangen, ungefähr 15 Fuß von der Erde. Jede Laterne ist von der andern nur 16 Schritt entfernt, so daß die Straßen ganz hell beleuchtet werden. Sie brennen beständig im Winter und Sommer, der Mond mag scheinen oder nicht, welches dort wegen der engen und krummen Straßen und der hohen Häuser noch nothwendiger, als anderswo, ist. Die Anstecker gehen in Uniform, und stehen unter militarischer Disciplin. Die Anzahl der Laternen giebt Weiskern auf 18000 an, welches aber offenbar zu viel ist, selbst wenn man diejenigen dazu rechnet, welche auf den Wegen nach den Vorstädten stehen, welche aber um 1768, da Weiskern schrieb, noch nicht vorhanden waren. In der neuesten Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens, (Wien, 1779, 8.) S. 14, wird, mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, die Anzahl 3445 angegeben. Anfänglich war die Erleuchtung dort sehr unvollkommen. Nicht allein leuchteten die Laternen nicht hell, sondern man hatte auch die Lampen-Anstecker spahren wollen, daher mußte aus jedem Hause der Haus-Meister täglich die leeren Lampen abnehmen, sie im Lampen-Amte füllen lassen, und sie, nach gegebenem Zeichen mit der Glocke, selbst anzünden. Daß hierbey nicht allgemeine Ordnung zu erreichen war, ist leicht zu erachten.

Ein aus Wien gekommener Fremder, zeigte, im J. 1782, dem leipziger Intell. Comtoir freundschaftlich an, daß die wiener neuen Stadt-Laternen, im Grunde den dresdner gleichen. Der Unterschied besteht darin, daß die untere Thür, wo die Lampe hinein gesetzt wird, eine Glas-Scheibe hat, (wie dergleichen die pariser Reverbe-

rir-

rir-Laterne hat,) damit der Boden der Laterne keinen Schatten werfe. Desgleichen ist an dem ganz ordinären Oehlgehäuse, zur Verstärkung eines Lichts, eine concave Schale von gewöhnlicher weißen Fayence in Form und Größe einer untern Thee-Schale angebracht, und an dem Oehlgefäße befestigt. In der Stadt sind nur 1875, und in den Vorstädten nur 1000 Lampen befindlich. Sie werden nicht mit Klauen-Schmalz, sondern mit Rübsen-Oehl, und zwar in der Proportion von ¼ Rübsen- und ¾ Lein-Oehl, oder auch mit Rübsen-Oehl, worunter etwas Inselt kommt, unterhalten. Die Lampen brennen bis 1 Uhr, und 1 Loth Oehl hält 3 Stunden Licht. Eine Lampe braucht jährlich 28 ℔. 23¼ Loth Oehl. Die Beleuchtung wird administrirt, und geht auf kaiserliche Kosten. Die Kosten der Anschaffung sind nachstehende: Der Hut und die Büchsen 2 Fl. 20 Kr.; die Glocke, 1 Fl. 30 Kr.; die Stütze, 2 Fl. 40 Kr.; das Aufsetzen, Befestigen und Anstreichen, 34 Kr.; zusammen 7 Gulden 14 Kreuzer. Die Dochte werden von baumwollenem Garne gesponnen. Ein Laternen-Besorger hat 36, 37, auch 38 Stück in Aufsicht. Er bekommt monathlich 6 Gulden, oder jährlich 72 Gulden, und nächstdem alle 2 Jahr einen Rock und Weste.

No. 31 des leipz. Intell. Bl. v. J. 1782, S. 277.

In der hochfürst. Residenz-Stadt Würzburg wurde die nächtliche Beleuchtung d. 1 März 1791 eingeführt.

Rechnungsauszug über die nächtliche Beleuchtung der hochfürstl. Residenzstadt Würzburg, vom 1 März 1791 bis dahin 1792, st. im Journ. von und für Deutschl. 1792. 11 St. S. 953 — 956.

Zürich, hat seit 1778 nur noch sehr wenige Laternen.

Ant. Werdmüller Memorabilia Tigurina, oder Merkwürdigkeiten der Stadt Zürich, (1780, 4.) S. 350.

Da die Erleuchtung der Städte zur Nachtzeit durch die Laternen, oben erwähnter Maßen, einen wichtigen Gegenstand der Polizey ausmacht, so werde ich jezt dasjenige, was in Ansehung dessen, dabey zu bemerken ist, anzeigen.

Hat

Hat man eine gewisse Art von Laternen gewählt, so muß man, wenn man die erforderliche Anlage- und jährliche Unterhaltungs-Kosten, in einen richtigen Anschlag bringen will, vorher mit der gewählten Laterne einige Versuche anstellen, um zu erfahren, auf wie viel Schritte sie auf der vordern Seite und auf beyden Neben-Seiten ihr Licht wirft, um nach dieser Entfernung hernach die Anzahl der nöthigen Laternen in jeder Straße, sowohl auf der einen als andern Seite derselben, bestimmen zu können. Wirft die Laterne ihr Licht auf etliche 30 bis 40 Schritt, und ist die Straße von eben dieser Breite, so dürfen die Laternen nur auf der einen Seite der Straße, oder, wenn man es ja der Symmetrie und des bessern Ansehens wegen thun will, Zigzac gesetzt werden. Zu gleicher Zeit müssen mit dem Dochte und Oehle Versuche angestellet werden, um die Quantität Oehl, die auf eine gegebene Zeit zureichen soll, zu erfahren. Man muß sowohl mit locker gesponnenem, als auch mit fest gedrehetem baumwollenen Docht Proben machen, auch die Stärke des Dochtes selbst durch wiederhohlte Proben zu finden suchen. Man kann auch bey dem Oehl verschiedene Proben anstellen, und sowohl Lein- und Rüb-Oehl, als auch Thran oder Fett, probieren, weil eines immer heller und länger brennt, auch wohlfeiler ist, als das andere. Von dem Unterschiede der Oehle im Brennen, und von verschiedenen Mitteln und Vortheilen, die Erleuchtung durch die Laternen und Lampen mit den wenigsten Kosten zu bewirken, habe ich im LIX Th. S. 148, fgg. gehandelt.

An einigen Orten, z. B. in Bayreuth, hat man, bey Einrichtung der Stadt-Laternen, dadurch eine Verbesserung zu machen geglaubt, daß, da das Rüb-Oehl zu leicht friert, das Lein-Oehl aber zu stark dampfet, man Hanf-Oehl brennt.

In Canton (in China) werden, nach dem Berichte des 1 Bandes der Flora cochinchinenſis, die Laternen von dem Oehle der Thea oleoſa unterhalten.

In Franche-Comté hat *Blondeau* die Methode erfunden, aus animaliſchen Theilen, als: der Haut, Kopfe und Füßen von Ochſen, Kühen, Schöpſen, Ziegenböcken, Hirſchen, Hirſchkühen, Rehen, wilden Schweinen ꝛc. ein Oehl zu bereiten, welches ſo wenig als möglich von fremdartigen Theilen in ſich enthält, und ein gutes Lampen-Oehl in Laternen abgiebt, welches zugleich hell und ſparſam brennt. Eine aus dem Journ. oecon. v. J. 1766, von mir überſetzte Beſchreibung dieſer Methode, ſt. im 41 St. des Neuen Hamburg. Magaz. (Lpz. 1770, 8.) S. 440 — 456.

Hat man durch die mit den Laternen angeſtellte Verſuche gefunden, wie weit ſie ihr Licht werfen, und wie weit folglich die Laternen von einander entfernt ſeyn müſſen, ſo wird ſich auch die benöthigte Anzahl derſelben in einer Stadt bald ausfindig machen laſſen, wenn man alle Straßen, Gaſſen und andere Gegenden, mit Schritten ausgemeſſen hat. Und weis man dieſe Anzahl, ſo läßt ſich auch beſtimmen, wie viel Leute man zu deren Beſorgung nöthig hat. Denn wenn die Straßen-Laternen von den Haus-Beſitzern beſorget werden, ſo leidet gemeiniglich das gemeine Beſte, wegen der Nachläſſigkeit und des unrecht verſtandenen Eigennutzes vieler Privatperſonen. Es iſt daher beſſer, auch gewöhnlicher, daß die Polizey dieſes durch beſonders dazu beſtellte Perſonen beſorgen läßt, und auch auf dieſe, des zu befürchtenden Unterſchleifes, der Colluſion und Nachläſſigkeit wegen, ein wachſames Auge hat. Jede dieſer Perſonen, welche die öffentlichen Laternen beſorgen, und Laternen-Anzünder, Laternen-Knechte, Laternen-Verſorger, Laternen-Wärter, Lampen-Männer, oder Lampen-Wärter, genannt werden, muß mit einer blechernen Oehl-Flaſche, einer kleinen Hand-Laterne, und einer Leiter, verſehen ſeyn. Auf 100

La-

Laternen pflegt man Einen Lampen-Mann oder Laternen-Knecht zu rechnen (*), und diesen Leuten wird ein Aufseher vorgesetzt, der ihnen das Oehl und die Baumwolle zum Docht austheilt. Was die Laternen selbst, die Oehl Flaschen und kleinen Hand-Laternen (**) kosten, ergiebt sich aus dem Accord mit dem Klempner. Der Preis des Oehles sowohl, als der Baumwolle, ist an jedem Orte bekannt; und so weis man auch, was man für eine Leiter zu bezahlen pflegt. Wie viel aber der Aufseher sowohl, als jeder Lampen-Versorger, jährlich an Lohn erhalten soll, beruhet auf jeden Ortes Umständen, oder wie man mit ihnen am besten accordiren kann. Auf diese Art läßt sich der Anschlag über die Kosten, welche sowohl zur Anlage und ersten Einrichtung, als zur Unterhaltung der Laternen-Anstalt erfordert werden, ganz leicht bewerkstelligen; nur muß man dabey nicht vergessen, jährlich eine proportionirte Summe zu den Reparatur-Kosten zugleich dabey auszuwerfen.

Nach diesem Anschlage kann nun das Oehl und die Baumwolle dem Aufseher alle Monathe zugestellet werden, um es wieder täglich nach dem festgesetzten Quanto unter die Lampen-Männer auszutheilen. Wiewohl heutiges Tages geschieht die Unterhaltung der Laternen fast allenthalben durch Entrepreneurs,

(*) Der Verfasser des oben, S. 401, angeführten Entwurfs, wie die nächtliche Beleuchtung ꝛc. rechnet auf 60 Laternen 4 Anzünder, mithin auf 15 einen, welches aber weit zu viel ist, und die Kosten ohne Noth vermehren würde. Wenn ein Lampen-Wärter noch bey Tage seine Laternen mit Oehl versorgt und zurecht macht, so kann er den Abend 100 Stück in einer halben Stunde ganz bequem anzünden; wenigstens wird man allemahl auf jeden Mann 60 bis 70 Laternen rechnen können. Wer es gesehen hat, wird bemerkt haben, daß das Anstecken auf diese Art ungemein geschwinde von Statten geht.

(**) Welche der Verf. des Entwurfs ꝛc. in seinem Anschlage vergessen hat.

indem man in einer öffentlichen Licitation diese Unterhaltung, nachdem man die Art und Weise derselben, und die Bedingungen mitgetheilt hat, demjenigen überläßt, der sich erbiethet, solche gegen die geringste Summe jährlich zu übernehmen. Bey diesem Entreprise-Contract würde man aber sehr ungewiß und ohne Grund verfahren, mithin dabey sehr zu kurz kommen, und von dem Entrepreneur bevortheilet werden können, wenn man nicht zuvor gedachte Versuche angestellt, und nach denselben den Anschlag vor sich gemacht hätte. Der Entrepreneur sieht allemahl auf seinen Vortheil; er bedient sich nur gar zu gern eines schlechten, mit allerhand stinkendem Fett und Unreinigkeiten vermischten Thranes oder Oehles, das nicht wohl brennt, weil er dasselbe wohlfeiler haben kann, und es sein Vortheil ist, wenn die Laternen bald ausgehen. Oefters versteht er sich auch mit den Laternen-Knechten, damit sie wenig Oehl aufgießen müssen. Gehen nun die Lampen vor der bestimmten Zeit aus, oder brennen zu dunkel, und die Polizey stellt die Laternen-Knechte darüber zur Rede, so werden diese sich öfters über den Entrepreneur beschweren, daß er ihnen zu schlechtes oder zu wenig Oehl gäbe; Lezterer wird sich dagegen nicht selten über die Laternen-Knechte beschweren, daß diese zwar genug Oehl bekämen, davon aber einen Theil unterschlagen müßten. Wie will nun die Polizey hier zurecht kommen, oder die Sache gründlich untersuchen, wenn sie nicht durch gemachte Proben erfahren hat, wie viel Oehl erfordert wird, wenn die Laterne bis zu einer bestimmten Zeit brennen soll? Da sie aber das Quantum durch die Proben heraus gebracht hat, so kann sie auch festsetzen, wie viel Oehl der Entrepreneur auf eine gewisse Anzahl Laternen den Laternen-Knechten zu reichen hat. Dadurch kann man solchen beschwerlichen Umständen ziemlich vorbeugen, zumahl

wenn,

wenn, wie es allerdings seyn muß, eine gute Aufsicht der Polizey hinzu kommt, und die Leute sämmtlich zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit scharf angehalten werden.

Mit Bestimmung der Zeit des Anzündens und Auslöschens der Laternen wird es verschiedentlich gehalten, nach dem man dabey mehr oder weniger auf Menage bedacht ist. Zuweilen wird verordnet, daß die Laternen in den sechs Winter-Monathen, oder vom 1 Nov. bis zum lezten April, von Abends um 6 Uhr, bis früh um 2 Uhr, vom 1 May bis Ausgang Julii von Abends 10 Uhr, bis 1 Uhr früh; und vom 1 Aug. bis lezten October von 8 Uhr abends bis 2 Uhr früh, brennen sollen.

Da, wo man die Kosten zu ersparen sucht, pflegt man die Laternen durch das ganze Jahr, ausser Sonn- und Feyer-Tagen und Messen, wie auch andern Festivitäten, nur zur Hälfte, und nach Befinden, wenn heller Mondschein ist, später anzuzünden. Zuweilen werden sie alle sechs Sommer-Monathe hindurch, und so oft der Mond am Himmel ist, es mag trübes Wetter seyn oder nicht, gar nicht angezündet. Ob nun gleich auf diese Art freylich viel Oehl ersparet werden kann, so muß man sich doch hüten, die Ersparung in dergleichen öffentlichen, und den Fremden in die Augen fallenden Anstalten, insonderheit in Residenz- und andern großen Städten, nicht zu weit zu treiben, weil man dadurch nur zu allerley Urtheilen Anlaß giebt.

Wenn das große Licht, welches die Nacht regiert, die Straßen hinreichend beleuchtet, so ist es überflüssig, die Laternen anzuzünden. Da aber das Mond-Licht bald stark bald schwach leuchtet, bald früh, bald spät erscheint, so muß man sich allerdings nach diesen Veränderungen richten, und daher das Jahr hindurch die Zeiten bestimmen, wann die Laternen leuchten sollen, wie auch die Stunden anzeigen, wann die Lampen sollen angezündet

und ausgelöscht werden. Weil man aber, ehe ein Jahr zu Ende geht, etliche Wochen vorher die Kalender des folgenden Jahres haben, und das Ab- und Zunehmen, wie auch den Auf- und Untergang des Mondes wissen kann, so ist es einem Kalender-Verständigen etwas leichtes, die Zeiten und Stunden heraus zu ziehen, wann der Mond nicht scheint, und etwa nach Art des oben, S. 420, fgg. vorgekommenen Leuchten-Kalenders für Hamburg, eine Tabelle über die Stunden, wann die Lampen angezündet und ausgelöscht werden sollen, zu verfertigen.

In Leipzig brannten im

Monath	1765	1766	1767	
Jan.	247	231½	225½	Stunden.
Febr.	187½	186½	182	=
März	163	180	185½	=
Apr.	155	153	119	=
May	125	97	113	=
Jun.	48½	54½	52½	=
Jul.	78½	84	73	=
Aug.	111½	126	114½	=
Sept.	143½	160	172½	=
Oct.	213½	228½	237	=
Nov.	208	269	202½	=
Dec.	246	247	212	=
Summa	1927	2027	1889	

Zieht man diese 3 Jahr zusammen, so kommen 5843 Stunden heraus. Es brennen also, wenn man daraus die mittlere Zahl nimmt, die leipziger Straßen-Laternen in Einem Jahre 1947⅔ Stunden; und kommen daher auf einen Tag, wenn man überhaupt rechnet, ungefähr 6 Stunden, oder, wenn man, wegen des Mondscheines, den Monath auf 24 Tage rechnet, ungefähr 7 Stunden täglich. Wenn nun eine Straßen-Laterne in 1 Stunde ⅔ Loth verbrennt, so beträgt das täglich in 7 Stunden, 4⅔ Loth, und in 288 Tagen, 42 ℔., oder 41 Kannen. Im J. 1768 wurde in Leipzig der Centner Lampen-Oehl mit 11 Thlr. 16 Gr. bezahlt. Folglich kostete damahls eine Laterne an Oehl, ein Jahr hindurch ungefähr 5 Thlr., und täglich 5 Pfennige.

In

In Pillnitz, wird für jede Nacht von 8 Stunden, 9 Pfenn. bezahlt.

In Dresden brannten, im J. 1766, täglich 728 Laternen, wobey 262 Ctn. 12 ℔. Rübsen-Oehl consumirt wurden, mithin in einer Lampe nicht mehr als 36 ℔. Der Centner wurde mit 9 Thlr. 8 Gr. bezahlt.

In Berlin brannten, im J. 1767, 900 Laternen. Das Stück war damahls auf das ganze Jahr mit 2 Thlr. 23. Gr. verdungen.

Nach einer andern Erfahrung verbrennt man, im Freyen, in 9 großen Lampen binnen 2,64 Stunden, $68\frac{5}{8}$ ℔. Rüb-Oehl; auf Gängen und Sählen in Häusern, in 4 solchen Lampen, binnen 1098 Stunden, $25\frac{1}{8}$ ℔. dergleichen; oder, um 1 ℔. Rüb-Oehl zu verbrennen, wird bey gleich großen Lampen erfordert: im Freyen, $4\frac{1}{5}$ Stunden; in Häusern, 44 Stunden.

In 60 kleinen Lampen hat man in 3217 Stunden $180\frac{5}{8}$ ℔. Oehl verbrannt; thut in $18\frac{1}{3}$ Stunde 1 ℔. Oehl. Auch ist eben so viel Oehl in verschlossenen Behältnissen und Stuben verbrannt worden.

Die Laternen-Wärter sind eidlich zu verpflichten, und es muß ihnen eine ordentliche Instruction oder wenigstens eine kurze und deutliche Anweisung ertheilt werden, wovon die hauptsächlichsten Puncte folgende sind. 1) Sollen sie alle Woche an einem festgesetzten Tage sich von dem Ober-Aufseher, oder von dem Entrepreneur, die Baumwolle zu Dochten für die ganze Woche abhohlen, und die Dochte sich selbst nach der vorgeschriebenen Stärke und Art verfertigen. 2) Alle Abend, eine Stunde vor Anzündung der Laternen, müssen sie insgesammt, mit ihrer Leiter, Oehl-Flasche, Hand Laterne, Putz-Schere, und Wisch-Lappen versehen, sich bey dem Ober Aufseher oder Entrepreneur stellen, und daselbst das Oehl jederzeit auf eine Nacht abhohlen. 3) Die Laternen müssen sie noch bey Tage mit Oehl und Docht versorgen, um bey dem Anzünden dadurch nicht verhindert zu werden. 4) Das Anzünden müssen sie zu den

festgesetzten Stunden verrichten; und 5) unter der Zeit, da sie brennen, Acht darauf haben, und die Dochte zuweilen putzen, zu dem Ende aber fleißig auf den Straßen patrouilliren. 6) Bey Sturmwinden und anderer Gefahr haben sie die Laternen wohl in Acht zu nehmen; und wenn der Sturm allzuheftig und Schade zu befürchten ist, von der Seite da der Sturm herkommt, es sey bey Tage oder Nacht, die Laternen auszuhängen und herunter zu thun. 7) Müssen sie Sorge tragen, daß den Laternen von muthwilligen Frevlern und betrunkenen Leuten kein Schade zugefüget werde. Wenn sich jemand untersteht, dergleichen zu thun, sollen die Lampen-Wärter Macht haben, denselben sogleich zu arretiren; zu dem Ende sie sowohl ihre Cameraden durch ein verabredetes Zeichen, als auch die Stadt-Wache, zu Hülfe rufen können. 8) Auf Feuer-Gefahr, Diebe, Tumult, Lärmen, Schlägerey, und andere Unordnungen, die des Nachts auf den Straßen entstehen, müssen sie gleichfalls Acht haben, und solches sogleich der Stadt-Wache anzeigen. 9) Sie selbst aber müssen sich eines ordentlichen Lebens befleißigen, und nicht, anstatt zu patrouilliren, in den Wirths-Häusern liegen; vor allen Dingen aber, bey Vermeidung schwerer Ahndung, nichts von dem zu den Laternen bestimmten Oehle entwenden; und wenn sie 10) wahrnehmen sollten, daß der Ober-Aufseher oder Entrepreneur ihnen schlechtes oder zu wenig Oehl geben, oder sonst in ein und anderm Stücke, wider ihre Pflicht handeln wollten, müssen sie, wofern sie sich nicht gleicher Ahndung und Strafe aussetzen wollen, solches unverzüglich der Polizey anzeigen. 11) Finden sie an den Laternen etwas Schadhaftes, so müssen sie die beschädigte in Zeiten, und ehe der Schade größer wird, zu dem Ober-Aufseher oder Entrepreneur bringen, damit von diesem die Ausbesserung sogleich besorget wer-

werden könne. 12) Wird einer von den Laternen-Wärtern krank, so muß solches dem Ober-Aufseher oder Entrepreneur ohne allen Zeitverlust angezeiget werden, um einen andern unterdessen an seine Stelle annehmen zu können.

Ordnung vom Anstecken und Brennen der Lampen auf den Straßen in den drey Residenz-Städten, als: Berlin, Cöln und Werder, für das 1682ste Jahr. Verfertigt durch Mattheis Hasse, Inspector der Stadt-Leuchten; enthaltend: 1. Instruction für die Lampen-Versorgere; 2. Instruction für die Anstecker der Lampen; 3. Tabelle der Stunden, zu welchen die Lampen, das 1682ste Jahr über, in den churfürstlich. drey Residenz-Städten, Berlin, Cöln und Werder, leuchten, angesteckt und ausgelöschet werden sollen, st. in des Corporis Constitutionum Marchicarum VI Th. 1 Abtheil. No. CLV, Col. 539 — 554.

Instruction für die Laternen-Anstecker, d. d. Berlin, d. 12 May 1732, st. eb. das. in der Nachlese, No. XXVIII, Col. 89 — 92.

Instruction

für die Laternen-Wärter in Dresden.

§. 1. Die Laternen-Wärter in der Residenz-Stadt Dresden, an der Zahl 19 Mann, sollen sich, wenn es beginnt Abend zu werden, es sey Mondenschein oder nicht, an dem ihnen bestimmten Orte, unfehlbar und bey Vermeidung ernsten Einsehens, versammeln, und die über sie gesetzte Inspectores erwarten.

§. 2. Jeder hat die ihm auf seinem Posten anvertrauten Laternen anzuzünden, zu versorgen und wohl in Acht zu nehmen.

§. 3. Wenn es Zeit ist, daß die Laternen-Wärter ausgeführet werden, so soll dieses folgendergestalt geschehen, daß auf jeder Seite der Gasse ei-

ner laufen, und das Anzünden nach der Reihe, und so hurtig als möglich, verrichten muß.

§. 4. Ist fleißig zu zusehen, ob die Schieber an den Laternen-Armen wohl und fest zugeschoben sind, gestalt solches sonsten von liederlichem Gesindel eröffnet, und folglich die Laternen heraus fallen können.

§. 5. Sobald das Anzünden durch die ganze Stadt wirklich geschehen, dürfen die Hälfte der Laternen-Wärter in ihre Retirade gehen, die andere Hälfte aber bleibt 2 Stunden hinter einander auf der Gassen, womit sie wechselsweise continuiren.

§. 6. Diejenigen, so diese 2 Stunden herum gehen, müssen continuirlich ihre und ihrer Cameraden Laternen visitiren; und wenn sie deren eine oder die andere finden, so nicht helle brennen möchte, solche mit Putzen, oder sonst genüglich helfen.

§. 7. Sollen sie absonderlich gut Achtung geben, daß von niemanden die Laternen ausgelöscht, zerschlagen oder gar weggenommen werden.

§. 8. Dafern sich bey den Laternen, oder sonst, einiger Unfug oder leichtfertige Händel, und Schlägereyen auf den Gassen ereigneten, oder Diebstahl, Einbrechen und andere Unfertigkeit verspüret werden sollte, so ist ein jeder Laternen-Wärter schuldig, seinem Cameraden zu zurufen, und dem Werke zu steuern, auch die angetroffene Person zu arretiren; und da es die Nothdurft erfordert, entweder die Wache zu hohlen, oder sich anderer Hülfe, welche er am geschwindesten erhalten kann, zu gebrauchen.

§. 9. Haben die Laternen-Wärter, wenn sie Feuers- oder andere Gefahr wahrnehmen, solches bey den Wachten in der Stadt schleunigst anzumelden, oder, wenn die Gefahr groß, und die Wachten entfernt wären, durch Herzurufung der Nachbarn um Hülfe zu schreyen.

§. 10. Die Laternen müssen die ganze Nacht über, vom Abend bis gegen Morgen, wenn der Mond nicht helle scheint, nach der eingeführten Zeitbestimmung beständig brennen; sobald aber der Tag anbricht, sind solche in aller Eil, jedoch mit Behut-

hutsamkeit, und ohne dabey Schaden zu verursachen, auszulöschen.

§. 11. Alle Morgen nach ausgelöschten Laternen, ist an die Inspectores, was des Nachts über passiret, zu berichten, damit sie behörigen Rapport an den Directorem bringen können.

§. 12. Haben die Laternen-Wärter alle Tage ihre unterhabende Laternen inwendig am Glase wohl auszuwischen, den Hals und übrige Stücke aber nur wöchentlich ein Mahl zu säubern.

§. 13. Es gehen hierzu allezeit 2 Mann mit einander, deren einer die Laternen reinigt, und die Lampe herunter langet, der andere hingegen mittlerzeit den Tocht einlegt, das Oehl eingießt, und die Lampe wieder hinauf giebt.

§. 14. Es muß von den Laternen-Wärtern auch täglich wechselsweise, nach der Ordnung, ein Mann in ihrer Retirade oder Wacht-Stube sich aufhalten, und erwarten, was ihm von den Inspectoribus oder Directore befohlen werden wird.

§. 15. Sie sind insgesammt schuldig, und werden dessen bey harter Strafe erinnert, daß sie jedesmahl bey Feuersgefahr, und so oft Schloßen oder starke Wetter entstehen, in der ordentlichen Wacht-Stube unausbleibend erscheinen, und, was sie dabey verrichten sollen, erwarten mögen.

§. 16. Es müssen sich oftgemeldte Laternen-Wärter jederzeit wachsam und nüchtern bezeigen, sich auch nirgends anders, als wohin sie von einer Zeit zur andern bestellet seyn, finden lassen.

§. 17. Haben sie dasjenige, was ihnen bey ihrer Function und sonst von dem Directore und Inspectoribus anbefohlen wird, treulich und redlich in Acht zu nehmen, und mit Töchten und was sie unter Händen haben, sparsam und getreu umzugehen.

§. 18. Sollen sie ihre schuldigen Dienste zu allen Zeiten selbst abwarten, und keine fremde Personen dazu gebrauchen; wofern aber einer oder der andere, Krankheit oder anderer Ursachen halber, sich zu entschuldigen hätte, so muß er mit Vorwissen der Inspectoren, einen der Expectanten an

an seine Stelle schaffen, und selbigen, was er für ihn thun soll, hinlänglich instruiren.

§. 19. Und endlich haben die Laternen-Wärter zu vermeiden, daß sie an den Laternen nichts zerbrechen, auch das Oehl nicht muthwillig vergießen, gestalt sie vor alle dergleichen Schaden zu stehen und selbigen zu ersetzen gehalten sind.

Diejenigen, welche sich an den Laternen vergreifen, die Gläser daran zerschlagen, und mit Steinen oder Schnee-Bällen einwerfen, die Lampen ausgießen oder wegnehmen, oder gar die Laternen selbst entwenden ꝛc. werden gemeiniglich sehr hart an Gelde oder am Leibe bestraft. Es wird sogar nicht gestattet, die Laternen zu öffnen, und Tobaks-Pfeifen, Fackeln oder Licht dabey anzuzünden; und es werden bey dergleichen Vergehungen keine Entschuldigungen angenommen.

Königl. Preuß. Patent gegen die Beschädigungen und Diebereyen an den öffentlichen Laternen der königl. Residenzien.

De dato Berlin, d. 26 Jan. 1764.

Obgleich Se. kön. Maj. in Preussen ꝛc. Unser allergnädigster Herr, vielfältige scharfe Patente und Verordnungen gegen die Beschädigung und Diebereyen an den öffentlichen Laternen in den hiesigen Residenzien ergehen lassen, und darauf empfindliche Leibes- und Geld-Strafen gesetzt haben: So müssen doch Höchstdieselbe zu Dero größten Mißfallen vernehmen, daß dem ohngeachtet die Laternen öfters bestohlen, Dacht und Oehl, auch Lampen selbst, daraus entwendet, auch von bösen Leuten so viel Unreinigkeit und Schutt an dieselbe ausgegossen worden, daß die Anstecker kaum im Stande sind, dergleichen beschüttete Laternen zu besteigen, gehörig zu reinigen, und mit Oehl zu versorgen.

Höchst-

Höchstgedachte Se. königl. Maj. haben daher, zu Hemmung dieses großen Muthwillens und Frevels, allergnädigst resolviret, alle und jede dieserhalb in Annis 1715. 1718. und 1720. bereits ergangene Patente und Verordnungen wegen der Laternen, und sonderlich das geschärfte Patent v. 18 Sept. 1732 hierdurch nochmahls zu renoviren, und zu extendiren, auch alles Ernstes zu verbiethen, daß niemand, er sey wer er wölle, sich unterfange, an den Laternen hiesiger Residenzien sich im geringsten zu vergreifen, noch dabey einigen Schaden, es geschehe durch Zerschlagung der Gläser mit Stein- und Schneeball-Einwerfen, Stöcken oder andern Instrumenten, Entwendung des Dachts und Oehls, auch selbst der Lampen, Einhauung und Zersplitterung der Laternen-Pfähle, oder wie es sonsten geschehen kann, zu thun, weniger die Laternen gar diebischer Weise abzubrechen und zu entwenden; mit der Verwarnung, daß wer darüber betroffen wird, und des Vermögens ist, sofort in 200 Thaler fiscalische Strafe condemniret, und solche von ihm beygetrieben werden soll. Im Fall aber dergleichen Verbrecher nicht im Stande, sothanes Geld zu erlegen, auf solchem Fall soll gegen denselben ohne alle Gnade mit scharfen Staupen-Schlägen und Brandmark auf der Stirn verfahren, und er dazu des Landes verwiesen; wäre es aber ein Soldat, selbiger mit zumahl Gassenlaufen durch 200 Mann in drey Tagen bestrafet, und auf 3 Jahre in die Karre nach Spandow gebracht werden.

So soll auch niemand, bey 10 Thaler Strafe zur Charité, sich unterstehen, an die Laternen Pfahle gedruckte oder geschriebene Zettul von Auctionen, Comödien, noch andern Sachen, zu kleben oder zu nageln, vielweniger an dieselbe Unreinigkeit und Schutt auszugießen, noch die Laternen zu öffnen, Tobaks-Pfeifen, Fackeln oder Licht dabey anzuzunden, und, wenn er nicht im Stande die Geld-Strafe zu erlegen, mit empfindlicher Leibes-Strafe angesehen und beleget werden; Wie denn auch derjenige, so unvorsichtiger Weise mit Anfahren an die Pfähle Schaden verübte, von dem der es sieht, bey der nächsten Wache, oder dem Wirth, vor dessen Hause der beschädigte Pfahl steht,

steht, angezeiget, und solches von einem der beyden, bey dem Gouvernement gemeldet werden. Se. Königl. Maj. befehlen demnach dem Gouvernement hiesiger Residenzien, nicht weniger dem Magistrat derselben, ferner allen Officiers, so auf Wachten und Posten commandiret werden, auch den Ronden, Patrouillen, Schildwachten, Nachtwächtern ꝛc. hierdurch allergnädigst, dahin bedacht zu seyn, wie dergleichen Freveler attrapiret und in Arrest gebracht werden mögen, damit die oben erwehnte Strafe an ihnen exequiret und Exempel statuiret werden können. Wann auch jemand davon Wissenschaft haben, und einen oder mehr dergleichen Laternen-Diebe und Freveler anzeigen könnte, so soll derselbe aus der hiesigen Accise-Casse sofort baar 10 Thaler zum Recompens zu empfangen haben, und sein Nahme dabey verschwiegen bleiben.

Urkundlich haben Se. königl. Maj. dieses renovirte Patent eigenhändig vollzogen, und mit Dero königl. Insiegel bedrucken lassen, auch allergnädigst geordnet, daß solches von den Kanzeln abgelesen, bey allen Compagnien der Garnison verlesen, auch öffentlich durch den Trommelschlag publiciret, und sonst überall an öffentlichen Orten angeheftet werden soll, damit es zu jedermanns Wissenschaft kommen, und niemand sich mit der Unwissenheit zu entschuldigen Gelegenheit haben möge. So geschehen und gegeben zu Berlin, d. 6 Jan. 1764.

Friedrich.

(L.S.)

v. Borcke. v. Massow. v. Blumenthal.

Herzogl.

Herzogl. Braunschweigische Verordnung,

das Laternenwesen in der Stadt Braunschweig betreffend. De dato Braunschweig, d. 7 Febr. 1765.

Von Gottes Gnaden, Wir, CARL, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. ꝛc. fügen hiedurch zu wissen: Nachdem mit der Einführung einer gemeinnützigen Laternen-Anstalt nunmehro der Anfang allhier gemacht ist, und die Nothdurft erfordert, sowohl der Anstalt selbst, als den Laternen-Wärtern und Aufsehern, hinlängliche Sicherheit zu verschaffen: Als setzen, ordnen und wollen Wir hiemit gnädigst doch ernstlich, daß

1. derjenige, welcher eine Laterne ohnvorsichtiger Weise oder aus Muthwillen beschädigt und zernichtet, im ersten Fall den Schaden, im andern Fall aber überdas nach Befinden 10, 20 bis 50 Thaler Strafe bezahlen, und, falls er solche nicht zu erlegen vermag, auf dem Marktplatze öffentlich ausgestellet, und mit Gefängniß, Werkhaus-Strafe, auch wohl Vestungs-Arbeit belegt werden soll.
2. Sollte jemand sich gelüsten lassen, eine oder mehrere brennende Laternen auszulöschen, so soll derselbe, nach dem Grad des dabey zu Schulden gebrachten Muthwillens oder der Bosheit, mit Gelde oder Gefängniß, auch wohl mit öffentlicher Ausstellung am Halseisen, bestraft werden.
3. Würde auch wider besseres Verhoffen sich jemand erfrechen, eine oder mehrere Laternen, die darin befindliche Lampen oder dazu gehörige Arme zu stehlen, so soll der Diebstahl einem Furto qualificato gleich geachtet, gegen einen solchen Freveler ohne Weitläuftigkeit criminaliter verfahren, und derselbe, dem Befinden nach, als ein Dieb und Straßenräuber bestraft werden.
4. Wie Wir überhaupt von sämmtlichen hiesigen Einwohnern hiemit fodern, daß sie, sobald ihnen

nen das geringste bey den hiesigen Laternen-Anstalten, so dieser Unserer gnädigsten Verordnung zuwider, zu Gesichte kommt oder bekannt wird, solches sofort an das hiesige Stadt-Policey-Departement, oder an den Districts-Commissarium, in dessen Bezirk die Contravention bemerket worden, anzeigen; als ist zugleich Unser gnädigster Wille, daß derjenige als ein Dieb angesehen und bestrafet werden soll, der gestohlene Gassen-Laternen, die darin gehörige Lampen, oder die Laternen-Arme, entweder bey sich verhehlet oder an sich kauft. Und da

5. die Laternen-Wärter auch dazu angewiesen sind, daß sie zur gehörigen Zeit zugleich in ihrem District patrouilliren, verdächtige Personen anhalten, und an die nächste Wache bringen sollen: als befehlen Wir hiedurch gnädigst, daß diese Leute alle Sicherheit genießen, und derjenige, welcher denenselben in ihren Ausrichtungen sich widersetzt, oder an selbige sich wohl gar vergreift, als ein Störer der öffentlichen Ruhe angesehen und bestrafet werden solle.

Wie Wir nun ernstlich wollen, daß über diese gnädigste Verordnung strächlich gehalten werden solle, als haben Wir auch, damit sich keiner mit der Unwissenheit entschuldigen könne, selbige durch den Druck bekannt zu machen und gehörigen Orts anzuschlagen befohlen.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Fürstl. Geheimen Kanzleysiegels. Gegeben in Unserer Stadt Braunschweig, d. 7 Febr. 1765.

CARL,

H. zu Br. und L.

(L. S.)

J. H. v. Böttticher.

Kurs.

Kurf. Sächs. Amts-Verordnung,

die Beschädigung der Laternen betreffend. De dato Dresd. den 27 Nov. 1781.

Diejenigen, so durch Nachläßigkeit oder Muthwillen, an den zur nächtlichen Beleuchtung der Friedrichsstädter- und der Zwinger-Allee aufgestellten Laternen einigen Schaden durch Zerbrechen oder so ist verursachen, sollen sofort zu dessen Ersatz durch rechtliche Zwangsmittel angehalten, und noch überdies, nach Befinden, mit Geld- Gefängniß- oder andern empfindlichen Leibes-Strafen beleget werden. Dafern auch von den Lehrjungen und andern auf den Gassen herum laufenden Kindern, durch das außerdem schon verbothene Steinwerfen, den Laternen einiger Schade zugefüget würde, sind nicht nur deren resp. Meister und Aeltern zu dessen Ersatz verbunden und gehalten, sondern es sollen auch die Jungen und Kinder noch überdies eingezogen, und mit Stockschillingen, oder andern empfindlichen Leibes-Strafen, ohne einige Nachsicht, beleget werden; und haben dahero Meister und Aeltern sich selbst beyzumessen, wenn ihnen durch vernachläßigte Zucht, einiger Nachtheil erwächset.

Eine alte Gassen-Laternen-Ordnung in einer churſächsischen Stadt, ſt. im 162 St. der Leipziger Sammlungen ꝛc. (Lpz. 1759, 8.) S. 533 — 539.

Was endlich die Aufbringung der Kosten, welche sowohl zur ersten Einrichtung, als nachher zur Unterhaltung der Laternen erfordert werden, betrifft: so pflegt dieser Aufwand in den Städten von den Stadt-Räthen bestritten zu werden, da man dann die Kosten auf die Häuser in der Stadt repartiret, und auf jedes ein sogenanntes Laternen-Geld legt; nur in der Residenz pflegt die Kammer zuweilen einen Zuschuß zu thun, wenn die Kosten sehr stark sind. Man setzt auch wohl einen besondern Fond zur Unterhaltung der Laternen aus.

Wenn die Unterhaltung der Laternen nicht durch Entrepreneurs geschieht, sondern diese ganze Anstalt von einem Ober-Aufseher administrirt wird, so pflegt man demselben die dazu erforderlichen Gelder von halben zu halben Jahren praenumerando zu zustellen, worüber er dann auch alle halbe Jahr Rechnung ablegen muß; denn in diesem Falle hat er eine besondere Casse, welche man die Laternen-Casse nennt, in Verwaltung; er besorgt den Einkauf des Oehles und der Baumwolle, so wie die Reparaturen an den Laternen. Daher kommen die alle halbe Jahr erhaltenen, oder aus dem dazu bestimmten besondern Fond eingegangenen Gelder in die Einnahme; das eingekaufte Oehl, Baumwolle und die Reparatur-Kosten, nebst der Besoldung des Ober-Aufsehers und dem Lohne der Laternen-Wärter, in die Ausgabe; alles aber wird durch richtige Quittungen und Scheine ordentlich belegt.

Die Zubereitung der chinesischen Tusche aus Lampen-Ruß, veranlassete Hrn. Hofr. Beckmann, in Göttingen, den Gedanken, ob man nicht den Ruß der vielen Lampen, womit die Straßen erleuchtet werden, sammlen und nutzen könne. Ihm versicherte nachher ein Freund, daß dieses schon seit einigen Jahren in Leipzig geschehe, und er wünscht daher, in einer dem 69 St. des Neuen Hannov. Magaz. vom Jahr 1793, Col. 1103, eingerückten Anfrage, daß jemand die beste Weise der Einsammlung und Nutzung dieses Rußes, nach den bereits vorhandenen Erfahrungen, bekannt machen wolle. Vielleicht lassen sich dadurch die Kosten der Erleuchtung etwas vermindern; so wie die Reinigung der Straßen immer weniger kosten wird, je mehr unsere Land-Leute den Straßen-Dünger benutzen werden.

Es giebt endlich auch noch eine besondere Art von Laterne, wodurch kleine auf Glas gemahlte Bilder an einer gegenüber stehenden weißen Wand sehr groß und hell dargestellet werden. Weil sie kleine Bilder an einer Wand in einem finstern Zimmer sehr groß vorstellt, und, nach dem Sprichworte, aus einer Fliege gleichsam einen Elephanten macht, so nennt sie Sturm (1) Laterna megalographica, die Vergrößerungs-Laterne; und weil man sich darein nicht finden konnte, und die Sache für übernatürlich und eine kleine Zauberey hielt, nannte man sie Laterna magica, die magische oder Zauber-Laterne. Die dadurch bewirkten Erscheinungen, sind eins der gewöhnlichsten und am meisten bewunderten Kunst Stücke der natürlichen Magie. Sie ist bereits eine so bekannte Sache geworden, daß sie sich durch eine beygefügte Leyer, oder Orgel, jedermann auf der Straße unter dem Nahmen der Laterna magica anbiethet, ob sie gleich ehedem Schrecken und Entsetzen verursachte Ihre Wirkung ist, die Zeichnungen und Farben kleiner Objecte, die man auf Glas-Streifen mit durchsichtigen Farben anbringt, an der weißen Wand ꝛc. an einem finstern Orte groß nachzumahlen. Sie stellt eine vollkommen umgekehrte Cameram obscuram (s. Th. VII, S. 545, fgg.) vor; denn da bey der Camera obscura die Objecte von der Sonne stark erleuchtet seyn müssen, der Ort, in welchen die durch ein converes Glas gebrochenen Strahlen fallen sollen, finster, die Wand aber, worauf die Bilder sich präsentiren sollen, weiß seyn muß, also findet auch dieses alles ebenfalls bey der Laterna magica Statt, ausser daß in der Camera obscura die Objecte entfernt stehen, und das Bild daher sich durch geschwindere Zusammenziehung der Strahlen nahe hinter dem Glase und

(1) Im Collegio curioso, P. 1, Tent. 16, Phaen. 2, p. 163.

verjüngt präsentirt, dahingegen in der Laterna magica das Bild, als ein Objeet, welches in seinem Behältnisse ebenfalls stark erleuchtet ist, nahe an das Glas gesetzt wird, und dessen Strahlen oder Schattenwerk nothwendig vermöge der Durchbrechung durch die Gläser, sehr vergrößert weit hinaus fallen müssen.

Die eigentliche Zeit, und von wem die Zauber-Laterne erfunden worden ist, ist nicht bekannt. Es ist wohl zu vermuthen, daß deren Beschaffenheit und Verfertigung in den ersten Zeiten als ein großes Geheimniß verborgen gehalten, und der erste Erfinder unbekannt geblieben ist. In der Mitte des 17ten Jahrh. hat schon der bekannte Künstler Jo. Franz Griendel von Ach, auf Wankhausen, dergleichen verfertigt und verkauft (2). Kircher, in der Vorrede seiner Cryptologia nova, giebt vor, daß er selbst dieselbe zuerst erfunden habe; und in einem andern Werke (3) sagt er, ein Däne und guter Mathematiker, Nahmens Tho. Walpenstein, hätte seine Erfindung in eine bessere Form gebracht, und verschiedenen Prinzen in Italien mit großem Gewinn verkauft; und *Dechales* (4) erzählt, er habe, im J. 1665, bey einem Gelehrten aus Dänemark, der durch Lyon gereiset sey, dergleichen gesehen, welcher auch am angef. O. dieselbe beschrieben hat. Sie muß allerdings zu derselben Zeit noch etwas ganz neues gewesen seyn, denn als 1657 P. *Schottus* seine Magiam vniuersalem naturae & artis schrieb, hat er in der Magia dioptrica nicht die geringste Erwähnung davon gethan, da er doch

(2) S. Doppelmayers hist. Nachricht von nürnbergischen Künstlern und Mathematicis, S. 112.

(3) In seinem Werke de arte magna Lucis et Vmbrae, L. 10, P. 3, c. 8. §. 4, probl. 4.

(4) In seinem Mundo mathematico, To. 3, Dioptr. L. 2, Prop. 20, F. 696.

doch der andern Laternen gedenkt, durch die man ein starkes Licht an einen fernen Ort werfen kann. Von Einigen wird sie schon dem *Rogerius Baco*, der im 13ten Jahrh. lebte, zugeschrieben. Selbst zu der Zeit, als Griendel mit Zauber-Laternen handelte, wurde noch deren Verfertigung geheim gehalten. Als M. J. C. Kohlhans, im J. 1677, seine mathematische und optische Curiositäten heraus gab, wollte er seine Kenntniß von der Structur dieser Laterne zeigen, und gab deren Beschreibung reihenweise in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache heraus, damit niemand dieselbe nachmachen möchte, der nicht ein Literatus und dieser Sprachen kundig wäre. P. *Zahn* hat nicht nur die rechte Structur derselben gelehrt, sondern auch verschiedenes neues erdacht (5), als: lebendige Insecten zu präsentiren, ingl. Nacht-Uhren, deren er 5 Arten erfunden hat, wovon die 4te und 5te, ob sie gleich besser, als die übrigen, sind, mehr angegeben, als erklärt worden sind; so erfordern auch dieselben eine besonders dazu eingerichtete Laterne, welche sich zur Darstellung der Bilder nicht schickt, sondern zuvor geändert werden müßte. Ein gleiches ist auch von seinem Anemoscopio, welches er seiner Laterne applicirt (6), zu melden. Nach Zahn, hat Sturm (7), nicht allein die Wirkungen der Laterne mit einem neuen Zusatze geziert, sondern auch eine Nacht-Uhr dermaßen glücklich herausgebracht, daß sie der Laterne an Anbring-

(5) In Fundam. 3, Syntagm. 5, c. 5, techn. 2, S. 728, fgg.

(6) Dieses Artificium anemoscopicum besteht darin, daß man vermittelst einer Zauber Laterne zu allen Zeiten, in einem verfinsterten Zimmer an der weißen Wand sehen könne, woher der Wind komme, welches ein an die Wand gehängter Degen oder Stock anzeigt.

(7) In seiner Mathesi iuven. und Collegio experiment. P. 2. Tentam. 14.

ung der Bilder nicht hinderlich ist. Hernach hat Creiling (8) die Erscheinungen der Laterne auf eine neue Art erwogen. Die wichtigste Verbesserung rührt vom Prof. Ehrenberger (9), in Jena, her, welcher die Bilder beweglich gemacht hat, so daß man Bilder mit Bewegungen dadurch an die Wand werfen kann.

Die Maschine selbst besteht aus einem Gehäuse, welches von Holz, Blech, oder fester Pappe, entweder viereckig, rund, oder cylindrisch gemacht wird; doch sind die blechernen die besten, weil man keine Entzündung derselben zu befürchten hat, sie auch den Schein des Lichtes sehr vermehren. Stempel (10) will, man solle sie aus Blech, in Form eines abgestumpften Kegels machen lassen, dessen kleinere Oeffnung mit der Größe des Hohl-Spiegels übereinkomme; denn solcher Gestalt würden viele, von den Seiten der Laterne reflectirte Strahlen, welche sonst vorbey gingen, auf das Object fallen, und dasselbe viel heller darstellen. Was ihre Größe betrifft, so sollen sie nicht zu enge seyn, damit die Wärme der innern Luft sich nicht zu viel zusammen ziehe, oder vermehre, und die Farben der Bilder verderbe, auch die Seiten der Laterne von dem Rauche nicht zu sehr verunreiniget, und also untüchtig gemacht werden, die Licht-Strahlen zu reflectiren, daher insonderheit ihre Länge dem Halb-Durchmesser des Spiegels proportionirt seyn müsse.

In dem Gehäuse befindet sich ein Hohl-Spiegel, und vor demselben ein starkes Lampen-Licht, welche das

(8) *Creiling* diss. de laternae magicae phaenomenis ad stateram adplicatis. Tubing. 1705, 4.

(9) *Bonif. Henr. Ehrenberger* novum et curiosum Laternae magicae augmentum. Jen. 1713, 4.

(10) *Stempel* diss. de laterna magica. Jen. 1704, 4.

das vorgeschobene Bild stark erleuchten; ferner zwey geschliffene Gläser, welche die von dem Bilde herkommenden Strahlen auffangen und aus einander breiten müssen. Ueber dem Gehäuse ist ein Rauchfang mit vielen Löchern, wodurch der Rauch der Lampe aus der Laterne geführt werden kann, der sonst die Licht-Flamme leicht verdunkeln würde. Man kann auch unten in die Laterne eine Oeffnung machen, damit die Luft desto besser hinein fallen, und ihre Circulation erleichtert werden möge. Hinten, oder an einer Seite, hat die Laterne ein Thürchen, womit man sie verschließt, wenn man die brennende Lampe hinein gesetzt hat; vorn aber zwey blecherne Röhren, in deren jeder ein geschliffenes Glas befindlich ist; und an jeder Seite einen Einschnitt, wodurch die hölzernen Schieber mit den Bildern gesteckt werden. Zur Präsentation der Bilder wird ein finsteres Zimmer, darin eine weiße glatte Wand ist, erfordert.

Der Hohl-Spiegel ist entweder aus weißem Metall gegossen, oder aus weißem sehr glatten Blech geschlagen. Er kann ungefähr 4 bis 6 Zoll groß, und sein Diameter von einer kleinen Sphäre, als: 9, 10 oder 12 Zoll seyn, weil solche stärker erleuchtet wird, folglich auch dem Bilde ein stärkeres Licht geben kann. In großen Laternen kann der Diameter der Concavität des Spiegels beynahe 1 Fuß, in mittelmäßigen $\frac{1}{2}$ Fuß, und in noch kleinern 4 oder 5 Zoll seyn (11). An statt des Hohl-Spiegels, kann man ein Plancon-ver-Glas, auf der converen Seite, terminiren, welches mehr Dienste, als ein metallener Spiegel, thut;

(11) Je größer oder flacher der Spiegel von Section ist, je heller repräsentirt er die Bilder, aber kleiner; je kleiner hingegen dessen Section ist, je größer die Bilder, aber confuser. Ohne Hohl-Spiegel ist die Laterne besser, es muß aber alsdann das erste Glas 3 bis 4 Zoll convex, und auf der andern Seite plan seyn.

nur muß dasselbe also geordnet werden, daß ihm die Hitze des Lichtes nicht zu nahe komme. Damit aber die Licht-Flamme weder dem Glase, noch der Folie, Schaden thun möge, macht man vor dasselbe ein Blatt von muscovitischem Frauen-Glase, welches sehr dünn ist, und nicht verbrennt, wenn gleich die Licht-Flamme daran schlägt; und also kann man den gläsernen Spiegel nur von aussen ansetzen, daß er nicht so heftig die Hitze erleiden darf. Der Diameter dieses gläsernen Spiegels kann fast die Hälfte und darüber größer, als des metallenen, seyn, weil der Focus, in diesem Falle, nicht der halbe Semidiameter, sondern um den dritten Theil desselben kleiner ist. In dem foco des Hohl-Spiegels, welcher der vierte Theil seines Diameters ist, steht die Lampe, welche nach der Zirkelrundung des Spiegels ausgehöhlt ist, damit sie nicht den Strahlen, die der Spiegel von sich giebt, hinderlich sey, oder dieselben aufhalte, sondern ihre durch den Spiegel verdoppelten Kräfte die gehörig genahlten Bilder, die wenigstens 3 Zoll weit von der Lampe abstehen, sehr stark erleuchten, und die von dem Spiegel reflectirten Strahlen parallel nach dem Bilde fortgehen können, daß dasselbe, gleichsam mit seinem eigenen Lichte, seine Strahlen durch die Convex-Gläser, die ihre ordentliche Stellung und gehörige Größe haben müssen, auf die gegenüber stehende weiße Wand werfen möge, wo es ein deutliches und viel größeres Bild hervorbringen wird, wozu dann vieles helfen kann, wenn die Röhren inwendig geschwärzt sind, damit nicht der Glanz von dem auf ihre innere Fläche fallenden Strahlen die Farben der Bilder verwirre. Weil aber das Bild dem Glase sehr nahe ist, so kann dessen Focus seine rechte Länge nicht behalten, sondern es geschieht die Vereinigung der Strahlen, und folglich die Repräsentation viel weiter von dem Glase, als der Diameter oder Se-

Semidiameter der Schüssel, darin solches geschliffen, ist (12), daher kein acht-, zehn- oder mehr-fußiges Glas zu einer Laterne gebraucht werden kann, weil der Zusammenlauf der Strahlen auf etliche hundert Schritt von dem Glase selbst seyn würde, folglich die Repräsentation, wegen der großen Distanz, viel zu schwach und dunkel werden dürfte, sondern man nimmt nur ein acht- oder zehn-zolliges, auch wohl ein ein- oder zehn-fußiges Glas, wenn die Laterne nur mit Einem Glase seyn soll. Es präsentirt aber eine solche Laterne das Bild nicht so lebhaft, als sie mit zwey Gläsern thut; denn wenn man nur Ein Glas braucht, muß dasselbe sehr convex seyn; giebt man ihm keine Oeffnung, so erscheinen die Bilder zwar hell, aber nicht deutlich; giebt man ihm eine, so erscheinen die Bilder zwar deutlich, zugleich aber auch dunkel.

Das erste Glas muß convexer seyn, als das zweyte, so formirt dieses ein desto größeres Bild. Es kann also das erste auf beyden Seiten convexe Glas 5 Zoll, das andere aber 7 oder 8 Zoll focum haben; oder, man setzt 4 Zoll (13) und 9 Zoll zusammen; oder man schleift das erste Glas auf einer Seite in 3 Zoll, und auf der andern in 1 oder 2 Fuß, das andere oder das äussere Glas aber zu beyden Seiten in 10, 12 bis 15 Zoll. In mittelmäßigen Laternen kann das äussere auf beyden Seiten convexe Glas aus einem Diameter von 1 Fuß und $\frac{20}{100}$, das innere auf beyden Seiten convexe Glas aus einem Diameter von $\frac{9}{100}$; in größern aber

(12) Weil man die Strahlen zwingt, sehr weit aus einander zu fahren, welches denn die ungemeine Vergrößerung der kleinen Bilder verursachet.

(13) Da zu einer starken Convexität sehr dickes Glas erfordert wird, man aber solches nicht allemahl haben kann, so nimmt man zwey in einer flacheren Schale geschliffene Gläser, welche den begehrten focum geben, wenn sie unmittelbar auf einander geleget werden.

das äussere Glas, zu beyden Seiten, aus einem Diameter von 2 Fuß und $\frac{25}{100}$, das innere, zu beyden Seiten, 1 Fuß und $\frac{75}{100}$, römischen Maßstabes, seyn. Es sind aber diese Proportionen nicht so anzunehmen, daß sie nothwendig müßten beybehalten werden, sondern sie werden nur deswegen angezeiget, daß man sich einiger Maßen darnach richten könne, daher auch wohl Gläser von ungleichen Convexitäten, auch planoconvexa, von einer etwas kleinern Proportion, zu erwählen sind. *Dechales* hat aus der Erfahrung für gut befunden, wenn das äussere Glas von nochmahl so großer Sphäricität ist, als das innere; es müßte also das äussere Glas von 10, und das innere von 5 Zoll foco seyn.

Das erste Glas muß etwas größer seyn als die Bilder (14), welche dahinter geschoben werden, das andere aber etwas kleiner, weil dessen Röhre in die erste eingeschoben wird. Zu beyden muß die Materie des Glases so rein, als sie nur immer zu bekommen sind, genommen werden, weil sonst die Unreinigkeit, insonderheit des innern Glases, der Deutlichkeit des vorgestellten Bildes viel benimmt; und wenn einige Flecken in demselben enthalten sind, machen solche einen Schatten an der weißen Wand. Das weiße Glas ist deswegen hier gut zu gebrauchen, weil es die durchfallenden Strahlen des Objectes im geringsten nicht färbt, noch verändert.

Wenn man die Bilder deutlich und hell an der Wand zu sehen verlangt, so erwähle man eine solche, die nicht rauh, sondern fein gekalkt und geweißt ist; oder man bezieht sie mit weißem Leder; das weiße Linnen aber, zumahl wenn es lose gewebt ist, dient nicht wohl dazu, denn die kleinen Löcher, die zwischen dem Ge-

(14) Insgemein ist der Diameter der gemahlten Gläser ein wenig über $\frac{1}{4}$ Zoll eines leipz. Decimal-Schuhes.

Gewebe sind, verschlucken gleichsam sehr viele Strahlen, daß es weder deutlich genug das Bild darstellt, noch dessen empfangene Strahlen aufrichtig wieder giebt. Es trägt auch vieles zur Deutlichkeit bey, wenn die Bilder einen schwarzen Grund haben.

Je näher die Laterne bey der weißen Wand steht, desto mehr muß die Röhre ausgezogen werden, und desto kleiner, aber netter präsentiren sich die Bilder; je weiter die Laterne von der weißen Wand entfernt ist, desto mehr muß die Röhre mit dem zweyten Glase hinein, und dem ersten Glase näher, geschoben werden, und desto größer, aber auch dunkler, präsentiren sich die Bilder.

Je näher das Bild dem ersten Glase steht, je größer präsentirt es sich, und das zweyte Glas wird von demselben weiter entfernet. Ein jedes Bild aber, es sey an der Wand klein oder groß, wird sich um die Mitte lebhafter zeigen, als nach dem Rande, weil die Strahlen von den äussersten Theilen des Bildes schief auf das Glas fallen.

Steht die Lampe in dem Puncte des foci des ersten Glases, so wird das Bild an der Wand dem Originale ähnlich seyn; denn weil die Licht-Strahlen von der Lampen-Fackel mit den Farben des gemahlten Bildes gefärbet, und, durch die Refraction, also herab gelenket werden, daß sie parallel einfallen, so werden sie mit andern nicht vermischet, und verwirren die Farben nicht; steht aber das Lampen-Licht dem Glase näher, so wird das Bild größer, als sein Original, aber nicht so nett und deutlich, wie das vorige, gesehen werden, weil die Strahlen aus einander fahren. Steht das Licht weiter von dem Glase, so kann es geschehen, daß die Licht-Flamme sich umgekehrt an der Wand ganz deutlich präsentirt, das Bild aber alsdann ganz unordentlich; denn wenn die von dem Puncte derselben auf unterschiedene Theile

des

des Glases fallende Strahlen vereiniget werden, so werden sie in allen solchen Theilen gefärbet, und also Strahlen, von allen Farben, seyn. Endlich, wenn die Flamme weiter von dem Glase entfernt ist, so werden die Strahlen in dem foco des Glases, vereiniget, nach der Vereinigung aber wieder getrennet, und ein Bild darstellen können. Es muß also die Licht-Flamme weiter von dem ersten Glase, als die Distanz seines foci ist, entfernet werden.

Die Bilder recht zu mahlen, ist das Haupt-Werk, worauf alles ankommt; denn wenn gleich die Laterne noch so gut eingerichtet ist, und die geschliffenen Gläser darin noch so schön sind, die Bilder aber mit ihren Farben nicht deutlich und lebhaft an der Wand erscheinen, und dazu schlecht gezeichnet sind, so wird man von seinen angewandten Kosten wenig Vergnügen haben. Man hat hierbey zuerst eingesehen, daß der Verlust der alten Glas-Mahlerey zu bedauern ist, denn die Oehl-Farben sind nicht durchsichtig, daher muß man sich nur der Saft- und Wasser-Farben bedienen. Diese Bilder, lehrt Wiedeburg (15), werden mit dem convexen Glase in gleicher Größe, gemacht, und mit Wasser-Farben, als: Beinschwarz, Umbra, florentiner Lack, Indigo, Carmin, Lackmus, Ultramarin, Safran, Gummigutt, Drachenblut, u. d. gl. aufgetragen; und damit sie desto fester an das Glas kleben, muß sowohl das Glas mit Hausblase oder Traganth, der in weißem Essig zergangen ist, bestrichen, als die Farben selbst mit einem guten Firniß aufgetragen werden. Man macht dergleichen Firniß aus Sandarach und weißen Mastix Körnern, welche durch einander ganz klein gestoßen werden, hernach schüttet man dieselben in

(15) In seiner Einleitung zu den mathematischen Wissenschaften, (Jena, 1735, 8.) S. 761.

in ein Glas, und gießt höchst rectificirten Weingeist, auch etwas Spick-Oehl und venet. Terpenthin darauf, verbindet oben das Glas fest, und hängt es an die Sonne, oder setzt es in heißes Wasser, bis der Sandarach und Mastix sich völlig aufgelöset haben.

Hertel (16) handelt davon ausführlicher, wenn er also schreibt: „Die Bilder zu zurichten, wird erfordert, daß man erst mit Bleyweiß (Bleystift), Röthel oder Tusche, den Umriß mache, oder auch, mit den eigentlichen Farben, vollkommen aufs Papier, nach der Größe etwas kleiner, als das innere Glas ist, entwerfe, über solche kleine Scheiblein von dünnem und reinem Glase, da denn das Franz-Glas wohl das beste ist, lege, und auf diese den Umriß, nach dem darunter liegenden Vorbilde, mit schwarzer oder brauner Farbe, die mit Weinessig abgerieben ist, mache. Wenn solcher fertig ist, mahlt man das ganze Bild, mit bunten und durchscheinenden Wasser-Farben, aus, und giebt die Schatten, entweder mit dickerer Auftragung derselben, oder mit dunklern Farben. Damit aber solche Farben nicht wieder abgerieben, noch bey feuchter Luft vermischet werden können, überzieht man das ganze Glas mit einem klaren Lack-Firniß; was ganz dunkel erscheinen soll, überstreicht man ganz dick mit schwarzer Oehl-Farbe, und wenn helle Schrift darein kommen soll, kratzt man sie mit einem etwas stumpfen Stift in das Schwarze ein, daß die Buchstaben durchscheinend werden. Mit Oehl-Farben aber zu mahlen, habe zwar anfangs selbst practiciret, und für gut gehalten, die Farben aber schießen mit der Zeit ab, und werden ganz unscheinbar und dunkel, daher nunmehr die erste Manier mit den Wasser-Farben, weil diese beständiger bleiben, und durch den Lack-Firniß sehr hell und durchscheinend gemacht werden, erwählt habe und recommendiren kann. Die besten Farben, so hierzu zu gebrauchen, sind: Beinschwarz, Umbra, florentiner Lack, Carmin, Lackmus, Indigo, Ultramarin, destillirter Grünspan, Gummigutt und Safran. Zum Lichtrothen, kann man Drachenblut mit

(16) In seiner Anweisung zum Glasschleifen, (Halle, 1716, 8.) S. 121, fgg.

mit Spiritu vini aufgelöset, nehmen, so aber den Firniß nicht leidet, sondern nur bey Oehl-Farben mit gebrauchet werden muß. Der Lack-Firniß, welcher hierzu genommen wird, kann aus Sandarach, Mastix, Spiritu vini und Spick-Oehl, zubereitet werden; die Gummata müssen aber klar und wohl ausgelesen, auch wohl mit warmer Lauge gewaschen seyn; der Spir. vini aber soll rectificatissimus seyn, daß er Pulver anzünde und kein Phlegma zurück lasse. Ueberdieß kann man auch noch ein wenig venedischen oder Franz-Terpenthin hinzu thun, damit der Firniß nicht Risse gewinne, noch abspringe. Man pflegt sich auch wohl der eingebrannten Bilder hierzu zu bedienen, die aber gar kostbar sind, und den vorgemeldeten an Schönheit doch nicht gleich kommen."

C. L. D* (Deneke) (17) beschreibt die Verfertigung der Bilder also: „Ich nehme zu selbigen reines Franz- oder böhmisches Glas, lasse solches, wie es sich zu der Historie oder Vorstellung schicken will, die ich darauf zu mahlen gedenke, von einem Glaser, entweder rund oder viereckig, und zwar ein wenig kleiner oder schmahler, als der Diameter des ersten geschliffenen Glases in meiner Laterne ist, schneiden, schleife hernach den Schnitt an den viereckigen Gläsern, so es nöthig, auf einem Schleifstein glatt, und reinige die Gläser mit fein geschabter Kreide. Dann lege ich das Glas über die, entweder auf ein Papier zuvor gezeichnete Figuren, oder Kupferstiche, welche aber nicht die ganze Höhe des Glases einnehmen müssen, beschwere dasselbe, an einer Seite, mit einem Gewichte, doch also, daß mir das Gewicht nicht das Licht benehme, oder klebe die untergelegte Zeichnung, zu beyden Seiten, mit ein wenig weißer Oblate an, damit sie sich ntcht verschieben möge, ziehe mit einem feinen Spitzpinsel und zart geriebenen Beinschwarz, so mit alten Leinöhl und Mahlerfirniß angemacht, den Umriß des Vorbildes, auf dem Glase, fein und sauber nach, und wenn solches geschehen, nehme ich das Glas ab, und bessere die darauf gemachte Zeichnung an denen Orten, wo es nöthig, nach dem Vorbilde aus, lasse

(17) In seinem vollständigen Lehrgebäude der ganzen Optik, oder der Sehe- Spiegel- und Stahlbrech-Kunst, (Altona, 1757, 4.) S. 747, f.

lasse es trocknen, und fahre mit dieser Arbeit fort; denn um etlicher weniger Stücke willen dieselbe anzufangen, belohnt die Mühe nicht. Wenn diese Zeichnung auf dem Glase recht hart trocken worden, schatture ich dieselbe, sie stelle eine Landschaft oder Figur vor, mit obgedachter schwarzen Farbe, das Nackende aber oder Fleisch nicht, und lasse es, wie zuvor, wieder trocknen. Dann trage ich die Farben darüber, und mahle das ganze Bild aus, so ist es auf einmahl in der Geschwindigkeit fertig. Ist es eine menschliche Figur, so mahle ich das Gesicht und übriges Nackende mit behörigen Fleischfarben, damit alles an der Wand lebhaft, und der Natur gemäß erscheine. Die Farben, welche ich gebrauche, sind verschiedene Sorten von Berlinerblau; des besten Indigo; Saft- oder Beer-Gelb; Gummi Gutta; Saftgrün; Florentinerlack; ein schönes Roth aus ächten Fernabock gekocht und zubereitet; Saft- oder Wallnuß-Braun; destillirten Grünspan, und alle gekochte Farben, weil sie keinen so starken corpus haben, wie die Erdfarben. Diese sind nun die Haupt-Farben, durch deren kunstmäßige Mischung viele andere Farben können herausgebracht werden. Die Farben reibe ich auf einem dicken Stück Glase, mit einem gläsernen Läufer, in altem Spieköhl, sehr fein, und verwahre sie vor dem Staube; ich reibe sie aber nicht eher, bis ich sie gebrauchen will, weil sie, insonderheit der destillirte Grünspan, bald zu hart werden, auch von dem Firniß, womit man sie temperiren muß, eine Haut bekommen, welche sie unbrauchbar macht, wenn davon etwas, im Temperiren, unter sie kommt. Je frischer demnach die Farben, je besser sie sich tractiren lassen, und je schöner wird die Mahlerey. Zu dem Firniß, mit welchem die Farben, ausgenommen Gummi Gutta, angemacht werden, nehme ich auserlesenen Sandarach, setze dazu ein wenig reinen Mastix, weil der Sandarach zu hart ist, und leicht reisset; stoße oder reibe diese Gummata in einem serpentinen Mörsel klein, thue sie in ein Glas, gieße darauf altes Spiek-Oehl, vermache das Glas wohl mit einem guten Kork, und halte es über ein gelindes Kohlenfeuer, daß es allmählich warm und endlich so heiß werde, daß sich die Gummata, durch ein gelindes Kochen, darin auflösen. Auch lasse ich das Spieköhl, womit ich mahle, im Glase ein wenig aufkochen, so trocknet es besser. Wenn ich nun

die

die schattirten Bilder coloriren will, nehme ich mit einem kleinen Messer ein wenig von der Farbe ab, mache sie, nach dem es ihr corpus benöthigt ist, wenig oder mehr mit dem vorbeschriebenen Firnisse an, jedoch nicht zu stark, daß sie nicht allzu glänzend und durchsichtig werde, auch mache ich sie nicht zu dünn, und trage sie behöriges Ortes auf, nehme aber jedesmahl nur wenig Farbe in den Pinsel. Ich nehme aber allezeit eine Farbe nach der andern, und colorire dasjenige damit, was auf den schattirten Gläsern dieselbe Farbe haben soll, damit mir nicht, wenn ich bald mit dieser bald mit jener, mit Firniß, temperirten Farbe mahlte, eine oder die andere zu hart oder häuticht werde. Die Pinsel reinige ich in Leinöhl. Soll der Grund des Bildes schwarz seyn, mahle ich zuvor das Bild ganz aus und fertig, und wenn es trocken worden, alsdann mache ich den Grund dahinter mit der schwarzen Oehlfarbe.

Ich mahle sie auch auf eine andere Art, nähmlich: Ich mache die Zeichnung mit Safcbraun, und wenn solche trocken, lege ich das ganze Bild, nach der Mahlerkunst, mit Couleuren an, und lasse es trocken werden; hernach mahle ich es gehörig aus, und lasse es wieder trocknen; dann setze ich die Druckers in die tiefe Schatten, und wo sie sonst hin gehören, das Nackende schattire ich mit Saft-Braun, oder einer gemischten Farbe. Diese lezte Methode kostet zwar mehr Mühe und Zeit, als die erste, hingegen wenn man sie nach der Kunst tractiret, sehen die Bilder aus, wie eine Schilderey, und die Präsentation an der Wand ist nicht so hart, sondern angenehmer.

Wenn die Bilder fertig, oder das Glas zu selbigen zugeschnitten, theile ich den Schieber, der aus trocknem Büchenholze gemacht ist, nach der Größe und Anzahl der Bilder ein, so in selbigen kommen sollen, bohre die Stücken (welche aber nicht so groß als das Glas seyn müssen, sonst würde dasselbe hindurch fallen,) mit einem kleinen Handbohrer, um herum, aus, schneide was fein, mit einem scharfen Messer durch, arbeite die, von dem Bohrer, in dem Loche zurückgebliebenen Rauhigkeiten mit einer Raspe weg, und mache dasselbe eben und fein glatt. Dann schneide ich den Schieber, um das Loch herum so tief und weit aus, als die Dicke und Stärke des Glases ist, daß dasselbe mit der Fläche des Schiebers gerade sey, und

und leime um das Bild Streifen von Papier; so es aber rund ist, schneide ich einen papiernen Zirkel, und leime denselben umher, damit es auch nicht oberwärts heraus fallen könne. Ich stelle aber die gemahlte Seite einwärts, damit die Mahlerey keinen Schaden nehmen möge. Der runden Gläser fasse ich allemahl 6 Stücke in einem Schieber ein; der viereckigen aber 4, 3, 2, oder nur gar eins, nach dem die Historien ihre Größe erfodert haben."

Verschiedene Arten der Zauber-Laterne, und deren Einrichtung.

Zauber-Laterne mit Einem Glase, nach Deneke Angabe; Fig. 3922. Man lasse in die vordere Seite eines viereckigen Kästchens, ABCD, welches etwa 1 Fuß lang, breit und hoch ist, ein rundes Loch machen, und in dasselbe eine viereckige Röhre E, welche an beyden Seiten eine eingeschnittene Kerbe, IK, etwa 4 Zoll lang und $\frac{1}{2}$ Z. breit, hat. In diese Röhre leime man ein Stück pappene Röhre; in dasselbe schiebe man eine längere, F, und befestige in derselben ein sehr convexes Glas, dessen Diameter, in der Breite, auf 3 Z., der focus aber 3 bis 4 Z. habe. Je größer das Glas ist, und je kürzer desselben focus, je besser ist es. Gerade gegen diese Röhre über lasse man in dem Kasten, an einem Bindfaden oder Kette, eine gläserne Kugel mit Wasser angefüllt, herunter hangen, und setze hinter dieselbe, gerade in den focum, eine Lampe, G, die einen dicken Docht hat, und mit Baum-Oehl angefüllt ist. Ueber diese Lampe schneide man in dem Deckel des Kästchens ein rundes Loch aus, und setze einen blechernen Trichter HH darüber, daß der Dampf der Lampe dadurch ausziehe. An der Seite NO versehe man das Kästchen mit einem Schieber, daß man es auf- und zumachen könne (*).

Wenn

(*) Dieser Schieber, oder die Oeffnung, welche derselbe verschließt,

Wenn nun die auf Glas gemahlten Bilder mit dem Schieber L M zu Nachtzeiten, zwischen der gläsernen Kugel und dem Convex-Glase F, verkehrt durch die Kerbe I K geschoben werden, und das Convex-Glas so nahe an dieselbe gerücket wird, daß die Strahlen, die von jedem Puncte des vor dem Loche der Röhren stehenden Bildes hinein fallen, auf der gegenüber stehenden Wand gesammlet werden, so werden sich diese Bilder daselbst aufrecht und hell mit allen Farben präsentiren. Denn da die Lampe in dem foco der gläsernen Kugel steht, gehen alle Strahlen aus derselben parallel hinaus, und erleuchten also die Bilder ziemlich stark, da dann jeder erleuchteter Punct des Bildes seine Strahlen wieder auf das convexe Glas wirft, welche durch dasselbe, weil das Bild etwas hinter dem foco steht, an der gegenüber stehenden Wand vereiniget werden; und da sich die Axen, die von jedem Puncte hinein fallen, in dem centro des Glases schneiden, so gehen sie hernach desto weiter aus einander, daher das Bild an der Wand in so großer Gestalt verzeichnet wird. Weil auch die Axe des obern Punctes herunter, und des untern herauf, geht, wird das umgekehrte Bild sich aufrecht präsentiren.

Noch besser und deutlicher werden die Bilder sich zeigen, wenn man, an statt der gläsernen Kugel, an der hintern Seite des Kästchens, gerade gegen dem Bilde und convexen Glase über, bey N O einen Brenn-Spiegel (*) befestigt, und in den focum desselben die Lampe stellt, weil von solchem Spiegel das Licht

schließt, ist nicht größer, als daß man mit der Hand in das Kästchen greifen, und die Lampe hinein setzen könne.

(*) Dessen Diameter 3 bis 4 Zoll ist. Dieses sein centrum muß mit dem centro des Loches, in welchem die Röhren sind, auf das genaueste übereinkommen.

Licht noch stärker reflectirt wird, als es durch eine gläserne Kugel hindurch fällt. Man kann auch, an statt der Kugel und des Brenn-Spiegels, ein sehr convexes Glas nehmen, und hinter dasselbe, in den focum die brennende Lampe stellen, so werden die Strahlen durch dasselbe ebenfalls parallel hindurch fallen.

Oder, man lässet das hölzerne Kästchen 10 oder 12 Zoll lang, 8 Z. breit, und 10 oder 12 Z. hoch, machen. Das vordere Bret, worein das Loch zu der Röhre, ungefähr 5 oder 6 Z. im Diameter, geschnitten wird, muß dicker, als die andern, seyn. Die Röhre hat in der Länge 8 Zoll, und ist doppelt. Die zu beyden Seiten eingeschnittenen Kerbe werden, unten und oben, inwendig im Kasten mit einer Rinne versehen, damit der Schieber mit den Bildern auf keiner Seite, im Durchschieben, ausweiche, sondern gerade durchgehe.

Mit zwey Gläsern, nach Conradi(*); Fig. 3923. Die ganze Laterne ist von Blech gemacht. In der Thür A hat sie zwey Einschnitte XX, durch welche man die auf Glas gemahlten, und in ein Bretlein B gesetzten kleinen Bilder schiebt. Mitten in die Thür ist ein rundes Loch geschnitten, worin eine Röhre gelöthet ist, die ein convexes Glas C in sich fasset. In der zweyten Röhre D, welche in die erste eingeschoben ist, ist noch ein Glas gestellet, welches weniger convex, als das erste, seyn muß. In der Laterne steht die Lampe E zwischen zwey auf dem Boden gelötheten Leisten, darin man sie vor und zurück schieben kann. Weil man auch auf die Vermehrung des Lichtes bedacht seyn muß, so hängt hinter der Lampe ein wohl

(*) In Dessen dreyfachen Sehestrahl, (Coburg, 1710, 4.) S. 115.

ausgearbeiteter metallener Hohl-Spiegel, in dessen foco die Lampe stehen muß.

In Fig. 3924, ist der Spiegel AB, in dessen foco steht das Licht C; DE ist der Bilder-Schieber; F, das erste Conver-Glas; G, das andere, welches weniger conver ist; HI, das vergrößerte Bild.

Zauber-Laterne, nach Hertel's Angabe (*), Fig. 3925. Das hölzerne Gehäuse, abcdef, ist 7 Zoll breit, 9 Z. lang, und 8 Zoll hoch, die Holz-Dicke dazu gerechnet, und oberwärts mit einem Rauchfange, bghc, von Eisen-Blech versehen, der mit einem kleinen Dache h bedeckt ist, um zu verhüten, daß das Lampen-Licht nicht hinaufwärts an die Decke des Zimmers falle, und das Zimmer erleuchte. Die darunter befindliche Röhre ist rings umher, in ch, mit kleinen Röhrchen umgeben, wodurch der Rauch ungehindert gehen möge. In die vordere Seite des Gehäuses werden zwey in einander geschobene Röhren von Pappe, ik und lm, die, aus einander gezogen, ungefähr 10 oder 11 Zoll in ihrer Länge betragen, recht in der Mitte also eingesetzt, daß die weitere ik in das Gehäuse hinein, fast bis an den Schieber no, worin die Bilder stehen, gehe, und daselbst das dicke und größere Conver-Glas in sich fasse, welches die Bilder in Größe etwas übertreffen muß. Die kleinere Röhre lm aber, die vorwärts das flache und kleinere Glas in sich enthält, muß in jener leicht, vor und hinter sich, geschoben werden können. Der Spalt pr dient, den Schieber no mit den Bildern hindurch zu schieben; der andere qs aber, wenn man alles finster haben will, mit einem dazu verfertigten Schieberlein das Glas in der Röhre

(*) Am angef. O. S. 118, fgg.

Röhre zu verdecken (*). Hinten in dem Gehäuse wird ein metallener, wohl polirter Hohl-Spiegel tu, im Diameter 5 bis 6 Zoll, und dem foco oder Semidiameter der Concavität nach, $3\frac{1}{2}$ bis 4 Zoll mit den Gläsern recht parallel und concentrisch, fest gemacht, und die Lampe x in des Spiegels foco also angebracht, daß das von derselben auf den Spiegel geworfene Licht wieder gehörig zurück, vom Spiegel, auf das Bild geworfen, und dasselbe hinlänglich erleuchtet werde. Von dieses Bildes Farben werden die durchfallenden Strahlen des Lichtes gefärbet, und von dem ersten Glase etwas zusammen getrieben, vom andern aber in einen Punct zusammen gebracht, und sodann wieder nach der Vereinigung aus einander gebreitet, so, daß sie auf der entfernten weißen Wand, wo sie auffallen, mit den vom Bilde geborgten Farben gleichsam ein anderes und weit größeres Bild vorstellen müssen. Das innere Glas, welches, gedachter Maßen, etwas größer, als das Bild, seyn muß, kann auf einer Seite in 3 Zoll, auf der andern, welche gegen das Bild gekehrt wird, 1 oder 2 Fuß, und das äussere Glas, welches etwas kleiner ist, zu beyden Seiten 10, 12 bis 15 Z. geschliffen werden; zu beyden aber muß die Materie des Glases so rein, als sie nur immer zu bekommen ist, genommen werden. Die Bretchen, worin die Bilder eingefasset sind, müssen alle von gleicher Länge, Breite und Dicke seyn, und es ist gut, wenn sie alle gleichviel Bilder enthalten. Die runden Löcher werden, nach der Größe der Bilder, in gleicher Distanz von einander

(*) Weil alles, so viel immer möglich, finster seyn muß, so ist dieser Spalt, welcher das Licht aus dem Gehäuse durchläßt, nachtheilig und unnütz, als wenn man etwa zwey lange Glas Scheiben mit Figuren, hinter einander, dem Convex-Glase vorschieben will, von welchem Experimente unten No. 3 nachzusehen ist.

eingeschnitten, und auf einer Seite mit Pergament überleimet, in diesem aber wieder concentrische Löcher geschnitten, von solcher Größe, als es die auf dem Glase gemahlten Bilder erfordern. Auf den übergebliebenen Rand des Pergamentes wird das Bild gelegt, doch also, daß es die auf dem Glase aufgestrichenen Farben über sich kehre, und mit einem Draht-Ringe im Bretchen fest gemacht, daß es nicht heraus fallen könne.

Bey dem Gebrauche schiebt man das vordere Glas mit seiner Röhre so weit hinein, als es möglich ist, steckt die Bilder umgekehrt in den Spalt, schiebt deren eines recht vor das Glas, und zieht sodann das vordere Glas mit seiner Röhre allmählich wieder hervor, bis das Bild deutlich genug an der weißen Wand erscheint. Denn je weiter die Laterne von derselben absteht, je größer, aber auch dunkler präsentirt sich das Bild, und darf alsdann das Glas nicht so weit hervorgeschoben werden, als wenn die Laterne der Wand nahe steht, da sich dann das Bild zwar netter und deutlicher, aber auch viel kleiner, präsentirt. Hat man nun solcher Gestalt die Gläser einmahl in ihrer richtigen Stellung, nach der Distanz der Wand von der Laterne, gebracht, kann man der Bilder so viel, als nur deren vorhanden sind, ohne Veränderung der Maschine, hindurch schieben, und in gleicher Deutlichkeit vorstellen.

Die Laterne nach Bytemeister (*), Fig. 3926, ist gleichfalls von Holz, mit einem blechernen Rauch-Fange, und hat drey Röhren, in deren ersten und dritten die zwey Convex-Gläser A und B stehen. C, ist der Einschnitt oder Spalt, wodurch der Bilder-Schieber gesteckt wird.

In

(*) In Dessen Catalogus apparatus Curiosorum etc. (Helmst. 1735, 4.) S. 13.

In der Laterne nach Wolf (*), Fig. 3927, hat der Hohl-Spiegel höchstens 1 Fuß, und wenigstens 4 Zoll im Diameter. Oder, man setzt, an dessen Statt, am Ende der Röhre ein Conver-Glas von einer kleinen Sphäricität, nähmlich von wenigen Zollen. In die Röhre, welche in die Thür gelöthet ist, wird ein auf beyden Seiten convexes Glas, dessen Focus ungefähr 3 Zoll ist, gestellet. Dieser Röhre äusserer Theil AB ist viereckig, oben und unten mit einer Rinne versehen, durch welche der Schieber CD bequem hin und her gehen kann. Die Löcher in dem Schieber sind auf der auswendigen Seite rund, auf der inwendigen aber viereckig. Nach der Weite des runden Loches wird auf ein viereckiges dünnes Plan-Glas eine Rundung gezeichnet, worein mit durchscheinenden Wasser-Farben Bilder gemahlt werden. Der Schieber muß nicht weit von dem foco des Glases E stehen. In die Röhre, welche ausgezogen werden kann, kann auch noch ein anderes Conver Glas F, von einer größern Sphäre, als das erste ist, gesetzt werden. Wenn sodann das Bild dem Glase E näher gestellet wird, als die Distanz seines foci ist, werden die divergirenden Strahlen also verlängert, als kämen sie von G her. Wenn demnach das Glas F also gestellet wird, daß G seinem foco sehr nahe sey, wird sich das Bild viel vergrößert präsentiren. Zur Vermehrung des Lichtes sind die Spiegel den Gläsern vorzuziehen, weil ihr Focus kürzer, als der Gläser, ist. *Dechales* (**) hält für gut, wenn der Diameter des andern Glases noch einmahl so groß, als des ersten, sey, der Spiegel sodann 2 Zoll seyn müsse.

(*) In dessen Elementis Matheseos universae (1735, 4.) Th. 3, S. 359.

(**) Dioptr. L. 2, c. 20, f. 608. T. 3, mund. math.

Die Laterne, nach Bion (*), Fig. 3928, ist von starkem weißen Blech. Bey C, steht der metallene Hohl-Spiegel, den man am besten aus Glockenspeise, nicht zu tief und nicht zu flach, kann machen lassen. Vor demselben steht, bey D, eine Lampe in solcher Distanz, daß das brennende Licht auf den focum des Spiegels treffe, damit bey der Reflection das Licht desto stärker durch die Röhren AB fallen, und die gemahlten Bilder stark erleuchten könne. Es mögen aber zur Deutlichkeit auch folgende Stücke vieles beytragen, daß nähmlich die Lampe oben herum, bey D, in der Rundung ausgeschnitten sey, damit die aus dem Spiegel in dieser Gegend reflectirenden Strahlen nicht aufgehalten werden. Es ist auch bey dieser Lampe wohl zu observiren, daß man zu oberst auf beyden Seiten kleine offene Röhrchen machen lasse, damit die Luft den Zugang habe, und das Licht desto heller brenne. Ueberdem trägt auch vieles bey, wenn man unten in der Laterne, bey E, auf beyden Seiten kleine Luftlöcher, welche tiefer, als die Lampe stehen, anordnet, zumahl wenn die Laterne ziemlich enge ist. Damit aber keine Helle heraus falle, und die Figuren undeutlich mache, soll man über diese Luftlöcher kleine blecherne Hütchen, wie bey E zu sehen ist, oben aber bey F eine Kappe, die weit über das Loch herunter gehe, aber noch ganz herum kleine Oeffnungen habe, machen lassen. Auch muß das Blech bey I nicht zu weit und zu hoch seyn, sondern die Oeffnung daselbst muß so beschaffen seyn, daß die Bilder-Schieber GH etwas gedrange durch solche geschoben werden mögen.

In

(*) In Dessen mathematischen Werkschule, 3te Auflage, von J. G. Doppelmayer vermehrt, (Nürnb. 1726, 4.) S. 47.

In der Laterne, nach Sturm (*), Fig. 3929, ist BCD der metallene Hohl-Spiegel, dessen Diameter oder Breite BD 4 Zoll, die mittelste Tiefe aber von der Linie BD bis zu C beynahe $\frac{7}{12}$ Zoll beträgt. A ist die Lampe, welche zur Seite zwey Luftröhrchen hat, und dem Concav-Spiegel ziemlich nahe steht. EF und GH sind zwey Conver-Gläser, in zwey in einander geschobenen blechernen Röhren also gestellt, daß sie, nach Erfordern, einander genähert oder von einander entfernet werden können, doch muß ihre Distanz nicht größer, als 8 Zoll, seyn. I, ist der Bilder-Schieber mit runden Glas-Scheiben, von ungefähr 2 Zoll im Diameter, die mit durchsichtigen Farben bemahlt sind, von dem Glase EF aber nicht weiter, als 1 Zoll, abstehen müssen, wie denn auch das zweyte Glas GH von der Röhre Oeffnung K 2 Zoll einwärts stehen muß. Bey I wird die Laterne, vermittelst eines kleinen angelötheten Bleches, verschlossen. Zündet man nun die Lampe an, und schiebt vor das Glas EF ein Bild, wird dasselbe sich, in einer Distanz von 12 Schritt, mit allen seinen Farben, so groß präsentiren, daß es eine Wand, von mehr als 10 Fuß hoch, gänzlich einnehmen, ja sich noch weiter ausbreiten wird, wenn man sie weiter von der Wand abrückt.

Die Laterne ohne Hohl-Spiegel, nach Deneke (**), Fig. 3930, ist bis unter den Deckel A, $8\frac{1}{4}$ Zoll hoch, $6\frac{1}{4}$ Z. breit, und $5\frac{1}{4}$ leipz. Decimal-Schuh tief. Vorn ist das Blech B angelöthet, welches zu dem Ende an allen Seiten umgebogen, an 2 Seiten aber $3\frac{1}{2}$ Z. hoch, und $\frac{1}{4}$ Zoll breit ausgeschnitten ist, um die Bilder-Schieber durchziehen zu kön-

(*) In Dessen Collegium experimentale, sive curiosum. (Norimb. 1676, 4.) P. 3, S. 163.

(**) Am angef. O. S. 735, f.

können. Mitten in dieses Blech ist die Röhre E, von 3 Zoll Diameter, und $3\frac{3}{4}$ Zoll Länge, gelöthet, in welche die andere Röhre F, die $2\frac{3}{4}$ Zoll lang ist, geschoben, und ausser dem Gebrauche, mit dem Deckel C verschlossen wird. DD sind zwey kleine, an der Thür bewegliche Bleche, welche über ein angelöthetes Stückchen Blech treten, um die Thür fest anzuhalten. An beyden Seiten hat die Laterne einen Handgriff. Inwendig ist unter und über dem Röhren-Loche an das Blech B eine Rinne gelöthet, darin die Bilder-Schieber gehen, auf dem Boden aber zwey schmahle aufgebogene Bleche, zwischen welche der Lampen-Fuß geschoben wird. Das erste Glas, von 3 Zoll foco, ist plan-conver, in einem blechernen Ringe, einen guten Zoll breit, eingefaßt, und von inwendig in die Röhre E so weit hinein geschoben, daß es mit dem Bleche B daselbst gerade steht. Das andere, in eben einem solchen Ringe eingefasset, ist auf beyden Seiten conver, von 5 Zoll foco, und auswendig vorn in die Röhre F gesteckt. Der Schein, welchen diese Laterne in ihrer ordinairen Distanz, an der Wand giebt, ist wie ein mittelmäßiges Wagen-Rad groß.

Nach Nollet (*), Fig. 3931, kann der Körper der Laterne ohne Unterschied von Blech, Messing, oder Holz, gemacht werden, aber eine von ihren Seiten muß sich mit einem Gewinde öffnen, damit man dem Spiegel und der Lampe ihre rechte Stellung geben könne. Sie muß auch in der Mitte des Daches einen Rauchfang haben, damit der Rauch durchgehen kann, doch so, daß sich das Licht dadurch nicht in dem Zimmer ausbreite; und da sich Ruß darin anhäuft, so ist es gut, daß er in einen Ring gefalzt wird, den man

(*) In Dessen Kunst, physikalische Versuche anzustellen, z. B. (Lpz. 1771, 8.) S. 300, figg.

man abnehmen kann, um ihn von Zeit zu Zeit zu reinigen. Was das Maß dieser Lampe betrifft, so ist es genug, wenn man ihr eine Höhe von 14 bis 15 Zoll, eben so viel in der Länge, und 10 bis 12 Z. in der Breite, giebt. Sie muß auf einen Tisch, oder auf einen festen Leuchterfuß von $2\frac{1}{2}$ oder 3 Fuß in der Höhe, in einem finstern Zimmer, in einer Entfernung von 10 bis 12 Zoll einer Mauer gegenüber gestellet werden, die entweder an sich weiß, oder mit einer weißen Leinwand bedeckt ist. Man giebt dem Spiegel 7 bis 8 Z. im Durchmesser, und ungefähr 5 Z. im foco. Man löthet in der Mitte seiner Convexität ein Stück Röhre, in der Dicke eines Fingers, und von der Länge von 15 bis 18 Lin., die man mit Reiben in eine Dille steckt, die hinten durch die Laterne in der Mitte ihrer Breite, und in einer solchen Höhe geht, daß der Mittelpunct des Spiegels sich auf der Linie A B befindet. Fig. 3931 stellt den Durchschnitt der Laterne nach ihrer Höhe vor. Der beste Spiegel, den man nehmen kann, ist derjenige, welchen man von weißem Metall gießen und darauf ausarbeiten lässet, oder welchen man von einem Stücke gerundeten, am Feuer gekrümmten, und in seiner Convexität belegten Glase macht, wie diejenigen sind, deren man sich bey katoptrischen Versuchen bedient. Aber da es hier nur darauf ankommt, die Licht-Strahlen, welche auf den Boden der Laterne fallen, (regulair oder nicht regulair) zu brechen, um sie gegen das Vordertheil zurück zu werfen, so kann man es bey einem messingenen Reverberio bewenden lassen, das der Klempner einfasset, und welches man alsdann inwendig versilbern und poliren lässet. Man kann es auch von sauber planirten Eisen-Bleche machen, welches man recht reinigen muß. Man muß dessen Concavität mit einem Caliber abmessen, welcher ein Theil eines Zirkels ist, dessen Radius 10 Zoll hat. Die Lampe C hat 3 oder 4 Dochte,

in

in der Dicke einer Schreibfeder, ganz nahe bey einander, und in einer Linie, welche AB mit rechten Winkeln ungefähr in dem foco des Spiegels durchschneidet. Der Dochtträger D ist also länglich, und steht in einer Schale von gleicher Gestalt an dem Ende einer krummen Röhre E, die an einen Behälter F gelöthet ist, der mehr breit als dick, und unten mit einer Dille versehen ist, damit man den Zapfen des Fußes, der ihn tragen soll, hinein stecken kann. Man macht den Behälter der Lampe, so wie den Fuß, welcher mit einer Bley-Platte versehen seyn muß, schmahl, damit, wenn sie beyde ihren Ort an einer Seite der Laterne haben, sie das Licht nicht hindern, welches der Spiegel gegen die Röhre, worin die Gläser sind, wirft. Diese Lampe macht man von Blech, und man brennt gemeines Baum Oehl darin. Die vordere Seite der Laterne hat in der Mitte ein rundes Loch mit einer Rinne, um ein linsenförmiges Glas hinein zu stecken, welches man mit einem metallenen Ringe, der eine Feder macht, befestigt. Dieses Glas muß ungefähr 3 Z. im Durchmesser haben, und auf beyden Seiten in einer Schüssel geschliffen seyn, welche einen Theil einer Kugel von einem Fuße ausmacht. Auf eben dieser Seite der Laterne, aber auswendig, ist ein hölzernes Viereck GG befestigt, wovon jede Seite 6 Zoll hat. In der Mitte der beyden in die Höhe gehenden Seiten hat man die Dicke so abgenommen, daß dieses eine Nuth von 3 Zoll in der Höhe, und 5 Lin. in der Breite, macht; dadurch steckt man die Glas-Tafeln, worauf die Figuren gemahlt sind. Das Viereck GG, ist an dem Orte der Nuth in der Mitte mit einem runden Loche mit einer Rinne versehen, in welches das Ende einer R[illegible]e H geleimt ist, die 3 Zoll im Durchmesser, und 5 bis 6 Zoll in der Länge, hat. Diese Röhre kann von Pappe gemacht werden; sie wird aber dauerhafter seyn, wenn man

sie

sie von zwey Lagen Spänen macht, und mit Kalb- oder Schaf-Leder, nach Art des Chagrins, oder auch nur mit Pergament überzieht. In dieser Röhre, welche fest ist, steckt eine andere, die man hin und her schieben kann, und in welcher zwey linsenförmige Gläser, IK, in einer Entfernung von 3 Zoll von einander sind, nebst einem Zwerchfell dazwischen, dessen Oeffnung $\frac{5}{4}$ Z. beträgt. Das erste von diesen beyden Gläsern ist in einer Schüssel geschliffen, welche einen Theil einer Kugel von einem Radius von 6 Zoll ausmacht; das andere in einer Schüssel von einem Radius von 2 Fuß. Da die Künstler, wenn sie die Gläser schleifen, nur ungefähr den focum, den man von ihnen fordert, erreichen, so wird man wohl thun, wenn man diese beyden Gläser beweglich gegen einander macht, indem man das eine, z. B. das mittelste, I, in das Ende des Schiebers, so wie das Zwerchfell, steckt, um, ehe man sie befestigt, die gehörige Entfernung derselben zu probiren. Das vordere Ende der Röhre, welche diese beyden Gläser trägt, muß mit einer Einfassung, oder mit einer Brille, geziert seyn, die man drechselt, und deren Oeffnung man so groß, als möglich, macht.

Die Glas-Tafeln, welche die Objecte tragen, T, V, sind vollkommener und dauerhafter, wenn sie mit durchsichtigem Schmelzwerke gemahlt, und alsdann wieder gebrannt werden. Aber man findet selten Künstler, welche diese Art von Arbeit machen können. Gemeiniglich läßt man es dabey bewenden, daß man diese possierlichen Figuren mit sehr hellen Farben mahlt, die man mit Firniß anmacht. Die Farbe, welche mit Sandarach und Gummi Elemi angemacht wird, ist sehr gut zu gebrauchen; ein fetter recht weißer Firniß aber würde noch besser seyn. Um die Glas-Tafeln zu mahlen, nehme man eine auf Papier entworfene Original-Zeichnung, und befest-

ige darauf mit einigen Kügelchen von weichem Wachse eine recht gerade Tafel von böhmischem Glase. Man folge dem Zuge mit einem kleinen Pinsel, den man in gefirnißten Ruß getaucht hat. Wenn dieses trocken ist, mahle man seine Figuren mit den lebhaftesten aber durchsichtigsten Farben, die man nur finden kann, aus, und schattire sie darauf, aber nur leicht, mit schwarzer Farbe.

Eine Zauber-Laterne, welche man durch die Sonne erleuchtet, kostet wenig, und bringt die schönsten Wirkungen hervor; man muß sich aber nach Zeit und nach der Stunde richten. Man kann sich dieselbe mit vorbeschriebenen Röhren und Gläsern verschaffen, indem man den Schieber GG, Fig. 3931, mit Schrauben an ein Stück auf der Drehbank gerundetes Bret befestigt, welches eine Rinne am Rande, und ein rundes Loch von $3\frac{1}{2}$ Z. im Durchmesser hat, das mit einem in Oehl getauchten Papier versehen ist. Dieses Stück dreht sich in einem viereckigen Brete herum, welches dem Fenster zum Laden dient, oder einen Theil davon ausmacht, und auswendig den Spiegel trägt, welcher die Sonnen-Strahlen in die Röhre, worin die Gläser sich befinden, zurück werfen muß. Wie das Stück, welches sich herumdreht, an den Laden befestigt wird, und auf was für eine Art man inwendig in der Kammer den Spiegel, der sich auswendig befindet, bewegt, wird bey Beschreibung des Sonnen-Mikroskopes, im Art. Mikroskop, gezeigt werden.

Nach Wiegleb (*), Fig. 3932, verfertigt man einen Kasten von weißem Bleche, ABCD, der 8 Z. hoch, 10 Z. lang, und 6 Z. breit, ist. Man kann aber auch denselben so groß machen, als man will, wenn

(*) In Dessen natürlichen Magie, 1 B. (Berl. und Stett. 1779, gr. 8.) S. 148, f.

wenn nur dieses Verhältniß beybehalten wird, und alle Gläser, die man hineinsetzt, in gleichem Verhältniß damit stehen. Oben ist ein Rohr oder Kamin, E, von 4 Zoll im Durchschnitt, so mit einer Kuppel F bedeckt ist, wodurch zwar der Rauch abziehen, aber kein Licht auswärts fallen kann. Auf der Seite dieses Kastens AC ist eine Thür, die man öffnen kann, an welcher auch ein metallener oder von weißem Bleche gemachter Hohl-Spiegel G befestigt ist, der 5 Zoll im Durchschnitt hat, und einen Theil von einer Sphäre von 18 Zoll ausmacht. Dieser Spiegel muß so gesetzt werden, daß man ihn bey seinem Schwanz-Stücke H vorwärts schieben, oder zurück ziehen könne; und dieses Schwanzstück muß in die Röhre von weißem Bleche I hinein gesteckt werden, die auf dieser Thür angelöthet ist. Inwendig in diesem Kasten, und zwar in die Mitte, wird eine Lampe von weißem Bleche K gestellt, deren Schnauze platt seyn muß, damit sie die Strahlen nicht abhalten könne, welche der Spiegel auf die innere Seite BD dieses Kastens hinwirft. Sie muß auch 3 bis 4 Dochte haben, die so hoch stehen müssen, als der Mittelpunct des Hohl-Spiegels G ist. Auf der Seite dieses Kastens BD, die dem Spiegel gegenüber steht, ist ein Loch 3 Zoll breit, und $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch, in welches man ein Glas L hinein setzt, von gleicher Größe (*), dessen focus von $4\frac{1}{2}$ bis 5 Zoll ist, damit die Lampe in dem Kasten gerade in dem foco dieses Glases und in dem foco des Spiegels stehe. Diese Lampe muß auch beweglich seyn,

(*) Man giebt dem Glase diese Gestalt lieber, damit das Gemählde auf der Wand eben diese Gestalt erhalte, welches eine viel bessere Wirkung thut, als ein rundes Loch, durch welches man die Figuren nicht eher ganz sieht, als bis sie in den Mittelpunct des Bildes gekommen sind. Es ist zu verwundern, daß man diesen Fehler immer übersehen hat, da er doch so leicht zu heben ist.

seyn, damit man sie hin und her schieben, oder gar heraus nehmen könne, wenn man sie reinigen oder zubereiten, und Dochte von ziemlicher Größe oder Oehl hinein thun will. Auf eben dieser Seite steht ein Stück von weißem Bleche, mit einer Krinne MN, $4\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrat, die auf der Seite offen ist, und welche Oeffnung $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und 4 Lin. breit seyn muß. Diese Oeffnung dient dazu, daß man die Gläser durchschiebt, auf welchen die Figuren gemahlt sind, die auf der Pappe oder an der Wand gesehen werden sollen. Dieses Stuck mit der Krinne muß dem Glase L gegenüber eine Oeffnung von $3\frac{1}{4}$ Zoll breit, und $2\frac{1}{4}$ Zoll hoch, haben, an welche man ein Rohr O von eben dieser Gestalt anstößt, welche 6 Zoll lang gemacht wird; dieses Rohr wird an dem Stücke mit der Krinne fest gemacht. Ein anderes Rohr, welches 6 Zoll lang ist, wird in das vorgedachte hinein geschoben, und man setzt 2 convexe oder linsenförmige Gläser P und Q in dasselbe. Das Glas P muß einen Focus von ungefähr 3 Zoll haben, und der Focus des Glases Q muß 10 bis 12 Zoll seyn. Dieses leztere muß zu äusserst an dem beweglichen Rohre seyn. Man setzt auch zwischen diese beyden Gläser eine Pappe, in welche man eine Oeffnung 1 Zoll breit und 8 Lin. hoch, macht. Die Entfernung, in welcher diese beyden Gläser von einander stehen sollen, beruhet auf ihren Brennpuncten. Uebrigens kann man das Glas P in einer Röhre, die in der Röhre O hin und her geschoben werden kann, beweglich machen, damit man diese Gläser so weit von einander setzen kann, als es am schicklichsten und besten ist. Wenn die Zauber-Laterne auf diese Weise verfertigt wird, so läßt man von einem Glaser Streifen von weißem reinen Glase schneiden, die 12 bis 15 Zoll lang und 3 Zoll breit sind, und fasset sie in sehr leichte Rahmen, die gutwillig in die Krinne MN hinein gehen, nachdem man sie zuvor

vor gemahlt hat. Wenn man die Lampe dieser Zauber-Laterne angezündet, und ihre Röhre gehörig verlängert oder verkürzt hat, so wird das Bild der gemahlten Gläser, die in die Krinne hinein geschoben worden sind, sehr schön und deutlich werden.

Man kann diesem optischen Stücke noch ein größeres Ansehen und mehrere Annehmlichkeiten verschaffen, wenn man die Figuren dergestalt zubereitet, daß man ihnen verschiedene natürliche Bewegungen geben kann, welche sie zu beleben scheinen. Man kann dieses thun, wenn man entweder einige Bewegung dazu gebraucht, oder wenn man sich zweyer Gläser dazu bedient, auf welche man einerley Object besonders mahlt, und die man in dieser Krinne vor einander vorbey gehen lassen kann. Will man auf die leztere Art verfahren, so nehme man, nach Nollet's Anweisung (*), Fig. 3933, recht glatt gemahlte Holz-Blätter von 9 bis 10 Zoll in der Länge, 3 Zoll in der Breite, und 4 Lin. in der Dicke, wie L l; bringe sie auf die Hohl-Docke, um ein rundes Loch von $2\frac{1}{2}$ Z. im Durchmesser mit einer Leiste von 3 Lin. in der Tiefe hinein zu machen. Man verfertige auch eine Nuth, l m, von gleicher Tiefe mit der Rinne des zirkelförmigen Loches. Diese Nuth muß oben eine kleine, wie ein Schwalbenschwanz geschnittene Rinne haben, damit man sie mit einer Tafel von dünnem Holze, die ganz hineingeht, zumachen kann. Wenn man das Holz also zubereitet hat, so befestige man mit ein wenig Hausenblase unten an das zirkelförmige Loch ein rundes Glas, worauf sich eine gemahlte Figur befindet, an welcher ein Theil fehlt, welcher sich auf einem in dem Mittelpuncte des Glases genommenen Puncte bewegen kann. Man zeichnet diesen bewege

(*) Am angef. O. S. 305, fgg.

weglichen Theil auf ein anderes Glas, N, wobey man den Punct, um welchen er sich bewegen muß, in den Mittelpunct setzt. Man leime dieses leztere Glas in einen kleinen platten messingenen Zirkel mit einer Rinne; man füge eine Messing-Schiene, n, daran, die mit einem kleinen vernietheten Nagel so befestigt wird, daß sie sich darauf leicht herum drehen kann. Man lege alsdann dieses leztere Glas auf das andere, und die Schiene n in ihre Nuth, die man wieder mit einem Blatte von Holz bedeckt, und stecke 3 kleine Stacheln in den Umfang des zirkelförmigen Loches, damit das andere Glas nicht heraus gehe. Wenn man alsdann die Schiene n stößt und zieht, so wird sich der bewegliche Theil der gemahlten Figur mit dem Glase, worauf er liegt, herum drehen. Auf diese Art kann ein Mensch seinen Hut abnehmen und ihn wieder aufsetzen; eine abenteuerliche Figur wird die Kinnbacken bewegen, ein Schmid auf einen Amboß schlagen, u. s. f. Wenn man eine Bewegung um eine Axe machen, z. B. eine Wind-Mühle vorstellen will, so legt man auf den Boden des runden Loches ein Glas, worauf man den Körper der Mühle gemahlt hat, daß der Ort, wo die Spindel sich herum dreht, sich in dem Mittelpuncte befinde, und das andere Glas, welches man darauf legt, trägt die 4 Flügel. Aber der messingene Zirkel, in welchen man es leimt, muß in Gestalt einer Rolle an dem äussern Umfange hohl seyn. Man höhlet an dem Ende des Bretes den Ort einer hölzernen Rolle aus, die mit einer Axe versehen ist, an welche man eine Kurbel steckt, und überdies den Platz für eine Schnur ohne Ende, die über einander liegt, und die Rolle q mit dem messingenen Zirkel p verbindet. Man bedeckt diesen Theil des Bretes bis an den Rand des runden Loches mit einem Stücke von dünnem Holze, welches in einer Leiste geht, und schraubt die Kurbel vorn an die Axe

der

der Rolle. Man sieht leicht, daß man auf solche Art die Mühle in Bewegung zeigen kann, und man macht diese Bewegung sehr leicht, wenn man den Zirkel p an 3 Rollen, aaa, stoßen läßt. Eine andere Art der Vorstellung einer Wind-Mühle, nach Ehrenberger's Anweisung, wird unten bey Fig. 3941 vorkommen. Die Bewegungen von oben herunter, oder von unten hinauf, erhält man, wenn man das bewegliche Glas in eine Nuth vermittelst eines Hebels R schiebt, der sich um einen Punct, welchen man in seiner Länge S genommen hat, herum drehet, und dem durch eine Feder Widerstand gehalten wird. Beyde sind in der Dicke des Holzes verborgen, wie an den vorhergehenden Blättern. Die Figur eines Frauenzimmers, z. B. wird ein Compliment zu machen scheinen, wenn das bewegliche Glas den ganzen Körper, und das befestigte die Füße und einen Theil der Beine trägt. Endlich kann man die Bewegung von der Rechten zur Linken, oder umgekehrt, durch eine kleine metallene Schiene machen, die an das bewegliche Glas befestigt, und, wie die andern, in eine Nuth versteckt ist. Man mahlt z. B. auf das stillstehende Glas ein ausgespanntes Seil, mit einigen Köpfen darunter und an beyden Enden, um die Vorstellung eines Schauspieles zu machen. Das bewegliche Glas kann einen Seiltänzer vorstellen, welchen man von einem Ende zu dem andern gehen läßt; oder man stellt durch eben diesen Kunstgriff ein Schiff vor, welches auf dem Meere fährt, dessen Wellen auf das untere Glas gezeichnet sind, u. s. f. Alle diese Bewegungen kann man erleichtern, wenn man die Stücke an denen Orten, wo sie sich befinden, nicht sehr im Zwange hält. Wenn die Gemählde mit Firniß, oder einer andern Flüssigkeit angemacht sind, so ist es gut, wenn man auf die Ränder des beweglichen Glases einen etwas dicken Streifen Papier leimet, um zu

verhindern, daß der übrige Theil seiner Oberfläche nicht die Oberfläche des befestigten Glases berühre. Mehrerer Arten der Vorstellungen mit beweglichen Bildern, wird unten bey den Experimenten Erwähnung geschehen.

Vermittelst der Zauber-Laterne einen See-Sturm vorzustellen, nach Wiegleb (*); Fig. 3934 [a]) und [b]). Wenn man mit der Zauber-Laterne auf eine angenehme Art einen See-Sturm vorstellen will, so muß man zwey gläserne Streifen, die ungefähr 15 Zoll lang sind, dazu nehmen, die aber in sehr dünne Rahmen eingefasset seyn müssen, damit alle beyde zugleich in die Krinne, M N, Fig. 3932, hinein, und leicht darin hin und her geschoben werden können. Auf den einen von diesen gläsernen Streifen zeichnet man, so lang er ist, die Wirkungen des Meeres von seiner leichtesten Bewegung an, bis auf den schrecklichsten Sturm, indem man von A bis B, Fig. 3934 [a]), ein stilles Meer und einen ruhigen Himmel und Wolken mahlt; von B bis C, eine leichte Bewegung des Meeres mit einigen Wolken; von C bis D, eine merkliche Bewegung der Wellen; von D bis E, ein sehr unruhiges Meer, und ein dunkles Gewölke; und von E bis F, einen ganz verdunkelten Himmel, und einen schrecklichen Sturm. Man muß aber dabey dieses beobachten, daß man die verschiedenen Vorstellungen, die in diesen Abschnitten enthalten sind, nicht von einander absondere, sondern sie vielmehr stufenweise wachsen und fortgehen lasse. Es ist aber leicht einzusehen, daß dieses alles sorgfältig gemahlt werden müsse, weil die Schönheit der Vorstellung ganz allein davon abhängt. Auf das andere Glas, Fig. 3934 [b]), mahlt man Schiffe von ver-

(*) Am angef. O. S. 152, fgg.

verschiedener Gestalt und Größe; doch nur denjenigen Theil derselben, der ausser dem Wasser erscheinen soll, in verschiedenen Entfernungen, nebst einigen Wolken, die gegen B hin immer stärker werden müssen. Wenn man das erstere Glas in seiner Krinne sacht fortrückt, und demselben an dem Orte, wo der Sturm anfängt, einige Bewegung mittheilt, so wird man hierdurch die Wirkungen eines Meeres hervorbringen, welches allmählich unruhig zu werden anfängt, und endlich einen Sturm erregt. Die Art, wie man die Wolken gemahlt hat, wird auch vieles dazu beytragen, diese Vorstellung natürlich zu machen. Wenn man hernach dieses Glas wieder zurück zieht, so werden diese Wirkungen aufhören, und das Meer wird nach und nach wieder ruhiger zu werden scheinen. Wenn man zu gleicher Zeit das Glas, auf welchem die Schiffe gemahlt sind, sehr sacht darüber wegschiebt, so wird es scheinen, als ob sie mitten durch das Meer fahren; bewegt man sie aber ein wenig bey der Vorstellung des Sturmes, so wird es scheinen, als ob sie von den Wellen hin und her getrieben würden.

Die Wirkung, welche die Zauber-Laterne auf diese Weise hervorbringt, wird unstreitig viel angenehmer und reizender seyn, als wenn man einige oft sehr schlecht gemahlte Figuren sieht, die eine nach der andern in einen erleuchteten Kreis, wie in der Mitte einer Medaille zu stehen kommen, dessen Gestalt verhindert, daß man nicht zwey Personen auf ein Mahl sehen kann, oder doch nicht anders, als daß der Kopf und die Füße der einen Person gänzlich unsichtbar bleiben. Dieser Mangel aber findet bey der gegenwärtigen Einrichtung nicht Statt, wenn man sich auch gleich nur der gewöhnlichen Figuren bediente.

Auf eben diese Weise kann man vermittelst zwey auf gleiche Art bemahlter Gläser, eine Schlacht, ein See-Treffen, und viele andere Dinge, die man nach eigenem Belieben selbst ausdenken will, vorstellen. Sie können auch dazu dienen, daß man einige besondere oder lustige Handlungen unter verschiedenen Personen, und viele andere Dinge, vorstellen kann.

Die Zauber-Laterne also einzurichten, daß sie die Stunden an der Wand zeigt; nach Sturm (*); Fig. 3935. Dieses ist eine der schönsten Erfindungen, da man, vermittelst der Laterne, des Nachts, wenn man erwacht, in dem Schlaf-Zimmer an einer weißen Wand sehen kann, wie viel Uhr es sey; welche Erfindung insonderheit denenjenigen sehr bequem ist, die sich gemeiniglich einer Nacht-Lampe bedienen, indem sie mit dem Oehle, welches sie auf die Nacht-Lampe verwenden, ein solches Licht zuwege bringen können, das ihnen am Schlafe nicht hinderlich ist, auch nur, an der entgegen stehenden Wand, einen einzigen runden Schein giebt, welcher eine gemahlte unbewegliche Uhr-Scheibe mit einem gemahlten, dabey aber beweglichen und die Stunden richtig anzeigenden Weiser, darstellt.

Man mahlt auf die runde Glas-Scheibe A, No. 1, die 12 Stunden-Zahlen, wie sie insgemein auf der Uhr-Scheibe stehen; stellt dieselbe also, daß die gemahlte Seite einwärts der Laterne, und die VIte Stunden-Zahl oben, die XIIte aber unten zu stehen komme. In dieser Stellung wird die Glas-Scheibe in ein rundes Loch eines Bretchens befestigt, und mit einer blechernen Kapsel, welche zu beyden Seiten auf dieses Bretchen angeheftet wird, versehen, und bloß dazu dient, daß sie den blechernen Rand des Deckels

(*) Am ang. O. P. 2. S. 216.

ckels in sich fasse, dessen Boden aus einer Glas-Scheibe (*), No. 2, besteht, deren Rand E helle gelassen ist, damit das Lampen-Licht den auf der Glas-Scheibe A befindlichen Stunden-Kreis erleuchten könne, der Grund B aber schwarz gemacht ist, daß darauf nur ein durchsichtiger Zeiger zu sehen ist. An dem äussern Rande dieses Deckels ist ein messingener Ring gelöthet, und in 48 Zähne getheilt, der, wenn er, umgekehrt, auf die Kapsel No. 1 gelegt wird, rückwärts also anzusehen sey, wie No. 3 mit dem umgekehrten A zeigt. Den mit 48 Zähnen versehenen messingenen Ring treibt das horizontal liegende Rädchen C um, welches von gleicher Größe ist, und auch 48 Zähne hat. Aus der Mitte dieses Rädchens geht durch ein, zu dem Ende in dem Boden der Laterne gemachtes Loch, weil alles übrige, nähmlich die ganze Kapsel, No. 1 und 2, wie auch das Rädchen, C, No. 3, in der Laterne verborgen, ein eisernes Stängechen CD, welches unten ein ausgehöhltes viereckiges Loch hat, so als eine Mutter über die Axe oder Welle, die den Zeiger der untergelegten Uhr umdreht, accurat passet. Damit aber der Deckel, No. 2, sich desto leichter in seiner Kapsel umdrehen lasse, wird der Rand desselben so lange darin gerieben, bis beyde Theile wohl geglättet sind. Diese Uhr ist wie eine Taschen-Uhr, von mittelmäßiger Größe, und in dem hohlen Fuße der Laterne, Fig. 3929, verborgen. Sollte der Rauch von der Lampe etwas beschwerlich fallen, kann die Laterne in das Neben-Zimmer also gestellet werden, daß deren Röhre durch ein in die Wand gemachtes Loch in das Schlaf-Gemach gehe, und daselbst an der gegenüber stehenden Wand die Uhr-Scheibe präsentire.

(*) Besser aus Marien-Glas, weil solches leichter ist.

2. Mit wenigern Umständen und Kosten kann, nach Wiedeburg (*), eine dergleichen Nacht-Uhr eingerichtet werden, wenn man vorgedachte gläserne Uhr-Scheibe, an statt des Bildes, vor das geschliffene Glas accurat stellt, und derselben gerade gegenüber, die Rückseite der Laterne, wo sonst der Hohl-Spiegel angebracht wird, eine Vertiefung, nach Größe der Uhr, machen, über dieselbe aber ein Häkchen anlöthen lässet, und daran eine ordinaire Taschen-Uhr hängt, hernach an die Welle derselben einen subtilen Draht steckt, welcher an einem Ende, wie eine Mutter am Uhr-Schlüssel formirt ist, das andere Ende desselben aber durch das durchbohrte Centrum der Uhr-Scheibe gehen lässet, und an demselben einen subtilen Zeiger befestigt, so wird die Welle der Uhr, wenn sie herum geht, den Draht, und mit demselben den Zeiger herum nehmen, da dann der Schatten desselben sich auf der an der Wand zu sehenden Uhr-Scheibe zugleich bewegen, und die Stunden der Nacht anzeigen wird.

3. Nach Zahn (**), kann man eine kleine Uhr, welche nur die Stunden weiset, an die Wand hängen, und an dieselbe einen längern Zeiger stecken, der subtil, und aus trocknem Linden-Holze, Rohr, oder dergleichen leichten Materie, verfertigt ist. Damit aber das Kunststück nicht in die Augen falle, verdeckt man die Uhr, daß von derselben nichts, als der lange Zeiger, zu sehen sey. Die Stunden mahlt man gehührend und accurat auf eine runde Glas-Scheibe, stellt dieselbe in die Laterne, wo sonst das Bild zu stehen kommt, richtet die Laterne also, daß die Welle der Uhr, woran der lange Zeiger steckt, der Mittelpunct der an der Wand erscheinenden Uhr-Scheibe sey.

Will

(*) Am angef. O. S. 736. (**) Am angef. O. S. 731.

Will jemand bey Tage wissen, wie es an der Zeit sey, kann man ihm, zu seiner Verwunderung, alsbald darunter willfahren, wenn man nur die Fenster-Gardinen zuzieht, und solcher Gestalt, wofern dieselben von grünem Rasch oder dergleichen dichten Zeuge sind, das Gemach verdunkelt, hierauf sogleich in dem Neben-Zimmer die Lampe anzünden, und die in der Laterne befindliche Uhr-Scheibe durch das in der Wand zu dem Ende gemachte runde Loch, um die an der gegenüber stehenden Wand hangende Uhr strahlen lässet.

4. Wenn man an die Wand einen Zeiger, die Stunden-Zahlen aber auf ein rundes Plan-Glas mahlt, und solches an gehörigen Ort in die Laterne setzt, so kann es daselbst, durch ein wohl angebrachtes Uhr-Werk, dergestalt regiert werden, daß es dem Zeiger an der Wand zu jeder Zeit, die rechte Stunde alsbald vorsetzen könne.

5. Man macht, nach eb. Dems. a. angef. O, S. 733, eine Uhr-Scheibe an die weiße Wand, den Zeiger aber auf das runde Plan-Glas, und lässet dieses durch ein Uhrwerk umtreiben.

6. Wenn sowohl der Zeiger, als die Stunden-Zahlen, in der Laterne angebracht werden, so, daß die auf das runde Plan-Glas gemahlte Uhr-Scheibe unbeweglich, der ihr gehörig vorgestellte Zeiger aber an die Röhre, worin die zwey Conver-Gläser stehen, geleimet, und dieser mit den Gläsern und dem Zeiger durch ein Uhrwerk beweglich gemacht wird, so kann, vermittelst einer solchen Laterne, sogleich an einer weißen Wand eines verfinsterten Gemaches, eine Uhr mit dem Zeiger, der allemahl die rechte Stunde bemerkt, vorgestellet werden. Ein Mehreres von dieser Maschine wird unten bey dem ersten Experimente vorkommen.

7. Es kann auch der Zeiger mit der Röhre, in welcher die Conver-Gläser stehen, unbeweglich, hingegen die runde Glas-Scheibe mit den Uhr-Ziffern, an dem Orte, wo das Bild gestellet wird, von einem Uhrwerke beweglich gemacht werden. Wie nun, bey diesen lezten vier Arten die gläsernen Uhr- und Zeiger-Scheiben in Bewegung zu bringen seyn, solches überlässet Zahn den Mechanicis. Vielleicht würde sich des Sturm's Uhr mit dem Horizontal-Rade, Fig. 3929, am besten dazu schicken, wenn man vorn in dem Boden einer viereckigen Laterne, eine Vertiefung machen ließe, darin die Uhr, gleichsam wie in einer Kapsel, fest zu liegen käme; es müßten aber sodann unter der Laterne 4 Füße gemacht werden, daß sie fest stände. Oder, man könnte, um die besagte Vertiefung zu bedecken, die Laterne in einen proportionirten viereckigen Fuß, dergleichen unter den Galanterie-Schränken zu seyn pflegt, setzen, der oben herum mit einem schmahlen ausgeschweiften Bretchen bekleidet sey; die Glas-Scheiben aber, welche das Horizontal-Rad über der Uhr umtreiben soll, einzurichten, könnte man, bey der vierten Art ein rundes Plan-Glas in der Mitte durchbohren (*), solches in ein Bretchen von Büchen-Holze befestigen, die Uhr-Scheibe aber, welche ein dünnes Plan-Glas seyn muß, welches gleichfalls in der Mitte durchbohrt ist, in einen mit 48 Zähnen versehenen messingenen Ring fassen lassen, hernach durch dieser beyden Scheiben centra oder Löcher eine messingene Axe stecken, welche nach der Seite, wo die geschliffenen Glä-

(*) Dieses geschieht mit einem Driller, Fig. 3936, welcher unten ein viereckiges Loch hat, darein man Bohrer oder Spitzen von verschiedener Dicke stellen kann, gießt Wasser oder Baumöhl mit Schmergel hinzu, und führt den hölzernen Arm BC geschwinde und so lange auf und nieder, bis er das Glas durchbohrt. A, ist von Bley oder Messing.

Gläser stehen, einen platten Kopf hätte, und in der unbeweglichen Scheibe fest gekittet wäre. Bey der fünften Art wird diese Methode nur darin verändert, daß man, an statt der Uhr-Scheibe, ein Plan-Glas, worauf der Zeiger gemahlt ist, auf die messingene Axe stecke, welches aber ebenfalls in einen gezähnten Ring gefasset seyn muß. Bey der sechsten Art ist die Uhr-Scheibe fest, hingegen das Glas mit dem Zeiger um die Axe beweglich. Bey der siebenten, ist das Glas mit dem Zeiger fest, die Uhr-Scheibe aber beweglich.

Verschiedene Experimente mit der Zauber-Laterne.

1. Wie man zu allen Zeiten, in einem finstern Gemache, durch einen an die weiße Wand gehängten Degen oder Stock, accurat anzeigen könne, wie es an der Zeit sey. Hierzu kann man sich der kurz vorher erwähnten vierten Art bedienen, da die Uhr-Scheibe in der Laterne durch ein Uhrwerk, welches in dem Behältnisse DE, Fig. 3937, befindlich ist, umgetrieben wird, und zwar auf folgende Weise: wenn nähmlich die Uhr-Scheibe in das Ende der Röhre, welches aus der Laterne hervor geht, und die geschliffenen Gläser in sich hält, wohl eingeschlossen, am Ende aber der mittlern Röhre C ein gezähntes Rad applicirt wird, welches von der in dem untern Theile DE der Laterne liegenden Uhr, in 12 Stunden ein Mahl umgetrieben werden könne. Da nun mit diesem Rade zugleich auch die Röhre C mit der Uhr-Scheibe herum gedrehet wird, so kann die Laterne dem an der Wand hangenden Degen, als dem Zeiger, allemahl die rechte Stunde vorsetzen (*).

2. Mit der Zauber-Laterne können, bey Nachtzeit, nicht nur allerley Figuren und Bilder, sondern auch ganze Geschichten, auf eine, viele Schritte weit stehende weiße Wand, mit allen Farben und Lineamenten, in einem hellen Zirkel sehr deutlich präsentiret werden.

3. Nicht

(*) Dieses Experiment kann auf eben die Weise, wie auf der vorhergehenden Seite, No. 7 bey der vierten Art angezeigt worden ist, bewerkstelliget werden.

3. Nicht weniger an der Decke, auf dem Boden und an den Seiten-Wänden des Gemaches, wenn man ein viereckiges Käſtchen von Pappe macht, und darein einen Plan-Spiegel, nach einem Winkel von 45 Grad, ſtellet, eben wie in der Camera obſcura portatili, in daſſelbe vorn ein rundes Loch ſchneidet, wodurch die Strahlen des Bildes, wenn das Loch vor das vordere Glas in der innern Röhre angebracht wird, fallen, und durch ein anderes über dem Spiegel geſchnittenes Loch an den Ort, dahin man das Käſtchen mit der Röhre wendet, reflectiret werden können.

4. Vermittelſt dieſes Käſtchens kann man die Bilder, durch ein in die Decke des Zimmers gemachtes Loch, von oben her ab, auf den Boden deſſelben, oder auf einen Tiſch, werfen, zur größten Verwunderung derjenigen, die darin etwa im Dunkeln ſitzen.

5. Setzt man aber, an ſtatt des Spiegels und vordern Glaſes, ein Polyedrum von 4, 5 oder 6 Ecken, ein, ſo wird ſich auch das Bild ſo viel Mahl präſentiren; doch muß dieſes Glas auf der andern Seite etwa 6, 7 bis 8 Zoll convex geſchliffen ſeyn.

6. Die Zauber-Laterne kann die Stelle eines Mikroſkopes vertreten, wenn man kleine Thiere, oder auch andere durchſcheinende Objecte, auf Marien-Glas klebet, und ſolche an den Ort, wo die Bilder ſtehen, ſtellet.

7. Setzt man die Gläſer in zwey pappene Röhren, und applicirt ſie mit den Bildern dem Loche einer finſtern Kammer, ſo können in derſelben, wie ich bereits oben erwähnt habe, die Repräſentationen auch durch das Sonnen-Licht bewerkſtelliget werden; wovon im Art. Sonnen-Mikroſkop ein Mehreres vorkommen wird.

8. Zu folgenden Experimenten, muß, nach Ehrenberger's (*) Angabe, Fig. 3938, die Laterne beſonders eingerichtet werden. Man läſſet nähmlich in die vordere Seite derſelben ein rundes Loch von ſolcher Größe ſchneiden, als die Oeffnung der äuſſern Röhre iſt. Vor dieſes Loch wird auswendig ein viereckiges Blech gelöthet, deſſen inwendige Seite die Figur vorſtellt, wo A ein in die Runde geſchnittenes Loch iſt, welches dem vorigen genau gegen-

(*) Am angef. O. S. 11, fgg.

genüber seyn, und mit demselben gleiche Größe haben muß. Bey BCDE, FG und HI, ist eine Oeffnung, wodurch die gemahlten Gläser von oben, unten, und zu beyden Seiten können gestecket, und in den angelötheten schmahlen Blechen KL, MN, OP und QR, welche nach geraden Winkeln an einander stoßen, hin und wieder geschoben werden. Auswendig hat dieses Blech, um das Loch A herum, einen kurzen Hals, darin die äussere Röhre fest gelöthet ist.

9. Weigel hat zwey sich stoßende Böcke, auch einen Bär, welcher sich aufgerichtet, und mit seinen Klauen einen Schweizer hat ergreifen wollen, präsentirt, welches auf folgende Weise geschehen kann; Fig. 3939. Man mahlt auf eine runde dünne Glas-Scheibe AB ein Stück Feld oder Erdreich, worauf des Bären Hinterfüße, bis an die Knie ruhen, schneidet ein rundes Loch in den hölzernen Schieber KL, und passet dieselbe da hinein, daß ihre Fläche mit dem Holze gleich sey; das übrige von dem Bären mahlt man auf das viereckige Glas CDEF. welches dem ersten, wo die Knie aufhören, bey G also angehänget wird, daß es um eine kleine Axe beweglich ist, und, durch die bewegende Kraft in E, auf und nieder gelassen werden kann. Dieses leztere geschieht vermittelst eines seidenen Fadens oder Pferde-Haares, welches, bey E, in ein durchbohrtes Loch geknüpfet, und bey H um eine kleine Rolle, bis über den Schieber hinaus, geht, wo man es mit den Fingern fasset, und den Bär, beym Anziehen des Fadens I, gegen E in die Höhe hebt, beym Nachlassen aber denselben nach B niederfallen lässet. Fast auf eben die Weise kann auch die Bewegung der sich stoßenden Böcke bewerkstelliget werden.

10. Die Hölle, aus deren Rachen drey Haupt-Laster der Menschen hervor steigen, und, wenn man will, auch wieder hinein gehen. Zu dieser Vorstellung wird der Höllen-Rachen an einer Seite eines runden Glases gemahlt, hernach in einen Schieber gefasset, und mit demselben, zur Seite, vor das geschliffene Glas geschoben; das andere lange Glas aber, worauf die drey Personen, welche die drey Haupt-Laster vorstellen, schiebt man an der Seite, hinter der Hölle, hindurch, so scheinen sie aus deren Rachen heraus zu kommen. Sollen sie nun wieder hinein gehen, kehrt man sie um, und steckt das Glas von

der andern Seite, welche der Hölle gegenüber ist, hinein. Oder, ein Engel mit einem feurigen Schwerte kann sie rückwärts wieder in die Hölle treiben.

11. Christus kommt aus dem Grabe hervor, und fährt in die Höhe, mit Zurücklassung seines Grabes, und der dabey sitzenden Hüter. Dieses geschieht, wenn man die Glas-Scheibe mit dem schwebenden Christo, hinter dem Grabe, von unten auf, durchzieht.

12. Der König Saul lässet, durch die Wahrsagerinn zu Endor, den Propheten Samuel herauf bringen. Hiermit verfährt man auf vorhergehende Weise, indem man die Glas-Scheibe, worauf Samuel gemahlt ist, hinter das runde Glas, worauf Saul und die Wahrsagerinn mit ihrem Zauber-Stabe befindlich sind, von unten auf, vor das geschliffene Glas schiebet.

13. Ein Engel, oder Genius, setzt dem Landes-Herrn einen Lorbeer-Kranz auf sein Haupt; oder eine Hand kommt aus den Wolken, mit des Landes-Herrn Nahmen. Im ersten Falle wird die runde Scheibe mit dem Fürsten-Bilde vorgeschoben, und hinter demselben das lange Glas, worauf der Engel mit dem Kranze ist, an dem geschliffenen Glase, von oben, so weit herunter gelassen, bis der Kranz des Fürsten Haupt erreicht. Im andern Falle wird auf das runde Glas an einer Seite die Wolke gemahlt, hinter welche das lange Glas, mit der gemahlten Hand, zur Seite eingeschoben wird.

14. Das Thier aus Offenbarung Joh. 13, 1. wie es aus dem Meere an das Ufer steigt. Hierzu müssen beyde Gläser lang seyn; auf das eine mahlt man das Meer mit seinem Ufer, und schiebt solches, wie die ordinairen Schieber, in die Laterne, das andere aber, worauf das Thier steht, von unten auf, daß es, an der Wand, aus dem Meere zu steigen scheint, da man dann das gemahlte Meer allmählich weiter forrtückt, bis die Füße des Thieres das Ufer betreten.

15. Ein Frauenzimmer beuget vor einer Manns-Person ihre Knie; Fig. 3940. Man mahlt auf das Glas defg, welches das bewegliche Bretchen KLMN in sich fasset, ein Frauenzimmer bis an die Knie, das übrige aber auf das in dem Schieber befindliche Glas O. Wird nun das Glas defg, welches mit dem Bilde des Frauenzimmers, fast bis an den Rand, geziert ist, von M gegen

ab

ab hinunter gelassen, so verbirgt sich der obere Theil des Rockes hinter das unbewegliche Untertheil desselben, und scheint sodann kürzer zu werden, als beugete das gemahlte Bild seine Knie. Damit aber die Bewegung des Knie-Stückes defg bequem geschehen möge, hat Ehrenberger bey P, einen Hebel RQP angebracht, welcher in Q durchbohrt, und mit einem Nagel ein wenig an den Schieber geheftet ist. Durch Hülfe dieses Hebels, kann das Bretchen KM bey K auf und nieder gelassen werden. Weil man aber, wegen Enge der Laterne, zu R mit der Hand nicht kommen kann, hat er noch einen andern winkeligen Hebel, STV, hinzu gethan, welcher in T um einen runden Nagel beweglich, und, vermittelst des eisernen kurzen Drahtes RS. an dem ersten geraden Hebel fest ist. Diesem winkeligen Hebel ist in V ein eiserner Draht angefügt, welcher durch die Klammer oder den Ring Z, an den Schieber hindurch, bis in Y geht, und daselbst eine Krümme hat. Fasset man nun dieselbe mit den Fingern, so kann man das Ende V des winkeligen Hebels hin und her ziehen, wodurch das Ende S den geraden Hebel RP entweder in die Höhe heben oder niederziehen, und zugleich das Bild nach Verlangen erhöhen oder niederlassen wird.

16. Soll ein Bild seine Augen bewegen, mahlt man dasselbe ohne Augen auf das eine lange Glas, auf das andere aber, welches dahinter kommt, die bloßen Augen, füget beyde Gläser an einem Ende mit einem Streifen Pergament zusammen, daß man sie noch ein wenig rücken könne.

Bey diesen Experimenten ist zu bemerken, daß dasjenige Glas, auf dessen Mitte die meiste Mahlerey steht, gegen die Lampe, dasjenige aber, dessen Rand am meisten bemahlt ist, vor dem geschliffenen Glase stehen müsse.

17. Eine Wind-Mühle, deren Flügel, als vom Winde getrieben, umlaufen; nach Nollet's Angabe, ist oben, S. 497, und in der dazu gehörigen Fig. 3933, vorgekommen. Nach Ehrenberger's Anweisung, Fig. 3941, gehört hierzu eine eigene Maschine, welche aus einem Bretchen, STVX, und drey Rädern, die fast so groß sind, als das Bretchen breit ist, besteht. Die ersten zwey Räder, Y und Z sind von Holz, das dritte A

aber

aber von Zinn (*), welches in der Mitte, etwa 2 oder 3 Zoll, nach der Größe der Gläser, in die Rundung ausgeschnitten sind, daß das Glas mit den Windmühlen-Flügeln darin befestiget werden könne. Die Axe oder Welle dieser Flügel muß genau in dem Centro des Glases seyn. Unter oder hinter diesem Glase ist in das Bretchen ein rundes Loch geschnitten, welches ein wenig kleiner, als das Glas, ist, worüber das zinnerne Rad gelegt wird. Damit nun dasselbe in der Bewegung nicht ausweichen könne, wird um dasselbe bey BE, BC und ED, ein Leistchen mit einer Ruthe geleimet, darein das viereckige Glas BEDC geschoben wird, auf welches man die Mühle also mahlen muß, daß deren Welle genau an die Welle der Flügel trete; auch müssen die bemahlten Seiten der Gläser nicht gegen einander gekehrt seyn, weil sonst die Mahlerey Schaden nimmt, wenn das Rad umgetrieben wird. Diesem Rade wird das zweyte Rad Y hinzu gefüget, welches um seine, in dem Bretchen befestigte Axe beweglich ist, und dessen Zähne zwischen des ersten Rades Zähne, bey F, treten. Weil man aber, wegen Enge der Laterne, dieses zweyte Rad nicht bequem umdrehen kann, so hat man das dritte Rad Z hinzu gefügt, welches von gleicher Structur und Größe ist, nur daß auf seiner Axe ein Hand-Griff steckt, bey welchem man dasselbe umdrehen, und dadurch zugleich den andern beyden die Bewegung geben kann. Wofern etwa zu befürchten wäre, daß diese Maschine zu dick werden möchte, daß man sie nicht durch den Einschnitt der Laterne ziehen könnte, so wäre dieselbe ganz von Messing zu machen.

18. Eine Person schwinget ihren Hut, oder ein Cantor schlägt mit einem in der Hand habenden aufgerollten Papiere den Tact. Beydes kann vermittelst der so eben beschriebenen Maschine bewerkstelliget werden, da man, an statt der Windmühlen-Flügel, den Arm mit dem Hute, oder dem aufgerollten Papiere, an statt der Mühle aber die übrigen Theile des Körpers mahlt.

19. Zwey Personen grüßen einander im Vorbeygehen. Hierzu gehören zwey Gläser, auf deren jedes eine Per-

(*) Die Räder können alle drey von Holz oder starkem Kupfer-Blech gemacht werden, oder auch von Zinn, wiewohl leztere zu ungeschickt sind.

Person gemahlt ist, welche zur Seite einander entgegen und vorbey geschoben werden.

Zauber-Laterne des Schattens. An statt die Figuren, auf die im Vorhergehenden beschriebene Art, auf die Gläser zu mahlen, setzt man kleine Figuren darauf, die aus sehr dünnem Karten-Papier ausgeschnitten sind, an welchen einige Theile des Leibes bey den Gelenken beweglich sind; und mit feinen seidenen Fäden, die längst dem Rahmen fort laufen, in welchem die Gläser gefasset sind, läßt man sie nach Belieben, verschiedene Bewegungen nach allen Seiten machen. Wenn die Bewegungen dieser kleinen Figuren wohl eingerichtet sind, so sind sie viel natürlicher, als diejenigen, welche man vermittelst zwey beweglicher Gläser kann machen lassen, indem sie auf verschiedene Weise Statt haben können. Hierdurch wird mehrere Veränderung und Wahrscheinlichkeit erhalten, und auch mehrere Verwunderung und Vergnügen verursachet. Auf diese Art kann man, um mehrere Auftritte zu machen, sich zweyer also eingerichteter Gläser bedienen.

Zauber-Laterne mit dem Rauche. Das Licht der Zauber-Laterne sowohl, als die Farbe der darin befindlichen Objecte, kann nicht nur an einer Mauer, oder auf einer Leinwand, sondern auch auf dem Rauche, vorgestellet werden. Man muß aber, in dieser Absicht, einen viereckigen Kasten von Holz oder Pappe haben, welcher ungefähr 4 Schuh hoch ist, und dessen Basis 7 bis 8 Zoll im Quadrat hat. Nach oben zu muß derselbe etwas verengert laufen, so, daß er oben eine Oeffnung macht, die 6 Zoll lang und $\frac{1}{2}$ Z. breit ist. Unten an diesem Kasten wird eine Thür gemacht, die gut verschlossen werden kann, damit man eine Kohl-Pfanne hinein setzen könne, auf welche man Rauchwerk wirft, wovon der Rauch sich wie ein Tuch oder eine Decke ausbreitet, wenn er durch

die obere Oeffnung des Kastens heraus geht. Auf diesen ausgebreiteten Rauch richtet man nun das Licht hin, welches aus der Laterne herausgeht, und welches man in einen engern Raum zu bringen sucht, indem man die bewegliche Röhre weiter herauszieht, und also länger macht. Die gewöhnlichen Figuren können zu diesem Endzwecke vollkommen hinreichen, und das Besonderste hierbey wird dieses seyn, daß die Bewegungen des Rauches die Gestalt des Bildes nicht verändern, und daß es so aussehen wird, daß man es mit der Hand ergreifen könne. Weil bey dieser Belustigung der Rauch nicht alle Licht-Strahlen aufhält, so ist auch die Vorstellung bey weitem nicht so lebhaft, und es würde auch wenig davon zu sehen seyn, wenn man die starke Ausbreitung des Lichtes nicht einschränkte, um ihm desto mehr Helle zu geben.

Die Wirkung der Zauber-Laterne auf dem Rauche, kann eine noch viel ausserordentlichere Vorstellung verschaffen, wenn man die Ursache derselben ganz verbirgt; denn man kann alsdann vermittelst derselben auf einem Fußgestelle, welches mitten auf einem Tische steht, ein Gespenst, oder ein anderes angenehmeres und weniger schreckliches Bild, vorstellen und zeigen. Man muß, nach Wiegleb's Anweisung (*), Fig. 3942, hierzu eine ganz gemeine Zauber-Laterne, aber von den kleinsten, die man zu verkaufen pflegt, nehmen, und solche in den Kasten ABCD stellen, der so groß seyn muß, daß er noch außerdem den schief liegenden Spiegel M enthalten könne, welcher beweglich seyn muß, damit man den Licht-Conus (Licht-Kegel) den die Laterne von sich wirft, vermittelst desselben so richten könne, daß er durch eine Oeffnung E, die oben an diesem Kasten gemacht

(*) Am angef. O., S. 155, fgg.

macht ist, heraus gebracht werde. Diese Oeffnung muß mit einem dünnen Brete oder einer Fallthür F bedeckt seyn, die vermittelst zweyer Bänder beweglich ist, damit man, wenn sie auf ihren Seiten verschlossen ist, die in dem Deckel gemachte Oeffnung (*) nicht sehen könne. Derjenige Ort des Kastens, der gerade über dem Kamin der Laterne ist, muß einige Löcher bekommen, damit der Rauch der Lampe durch dieselben ziehen könne; und man muß auch ein kleines längliches Kohl-Becken an eben diesen Ort stellen, welches nur so groß ist, um einige kleine Kohlen hinein legen zu können. Man muß ferner ein Glas haben, welches nach Belieben in der Krinne a b. hinauf und herab steigen kann, und welches aus dieser Ursache vertical gesetzt werden muß. Dieses Glas muß durch eine kleine Schnur gehalten werden, die über die Rolle c, und auf der Seite D C dieses Kastens hinaus geht, damit man dieses Glas durch sein eigenes Gewicht leicht hinab lassen, oder in dieser Krinne hinauf ziehen könne. Auf dieses Glas kann man ein Gespenst, nach eines Jeden Begriff davon, oder nach Belieben eine andere angenehmere Figur, mahlen, doch muß dieses Bild verkürzt gemahlt werden, weil die Rauch-Decke, die durch das Räucherwerk verursachet wird, welches man in die Kohl-Pfanne streuet, und sich erhebt, den Licht-Kegel, den die Laterne hervorbringt, nicht rechtwinkelig durchschneidet, und daher die Gestalt des Gespenstes auf diesem Rauche viel länger erscheinen muß, als sie wirklich auf dem Glase ist. Diese Erscheinung wird eine in Verwunderung setzende Wirkung hervorbringen, weil die Zuschauer die Ursache davon nicht sehen, und also nicht

(*) Diese Oeffnung muß eine ovale Gestalt, und eine verhältnißmäßige Größe zu dem Orte, wo sie den Licht-Kegel abschneidet, haben.

wissen werden, wem sie diese plötzliche Erscheinung des Gespenstes zuschreiben sollen, dessen Kopf zuerst aus dem Rauche hervorzukommen scheinen wird, und nur nach und nach vollständig gesehen werden kann, welches auch eben so wieder verschwinden wird, sobald man die Schnur anzieht. Wenn man die Lampe in dieser Laterne angezündet, und den Spiegel gehörig gestellet hat, so trägt man dieses Gestelle herbey, und setzt es auf den Tisch, indem man die Zuschauer warnet, daß sie nicht erschrecken sollen. Man bringt darauf das Kohl-Becken an seinen Ort, streuet ein wenig Räucher-Pulver darauf, hebt alsobald die Fallthür auf, und läßt die Schnur sacht herab gehen. Wenn man merkt, daß der Rauch beynahe aufhören will, zieht man die Schnur, damit die Figur verschwinde, und verschließt die Fallthür wieder.

Wenn man diese Belustigung machen will, muß man alle Lichter, die im Zimmer sind, auslöschen, und das Gestelle auf einen hohen Tisch setzen, damit das Auge der Zuschauer die Oeffnung, durch welche der Licht-Kegel fällt, nicht sehen könne. Obgleich oben gesagt ist, daß man sich hierzu einer kleinen Zauber-Laterne bedienen sollte, so könnte man doch diese Belustigung auch im Großen machen, so, daß das Gespenst in einer menschlichen Größe erschiene. Auf einer solchen Zurüstung mag auch wohl die Schröpferische Gaukeley beruhet haben.

Auf gleiche Art und mit eben dieser Anstalt, wenn man Gläser dazu gebraucht, auf welchen verschiedene andere Objecte gemahlt sind, kann man auch z. B. eine Blume oder eine Karte vorstellen, die derjenigen gleich ist, die man vorher verbrannt hat; und deren Asche man mit dem Räucherwerke in das Kohl-Becken geworfen hat, unter dem Vorgeben, daß man das Bild derselben wieder hervorbringen wolle. Ein Jeder kann hierbey dasjenige wählen, wovon er glaubt, daß es am angenehmsten und wunderbarsten scheinen werde.

Geister-Vorstellung mit Hülfe der Laternae magicae, nach Hrn. Prof. Funk Beschreibung (*); Fig. 3943.

„Man läßt das Bild I nicht, wie gewöhnlich, auf eine weiße Wand, sondern in einen Rauch mnop fallen, der aber freylich nicht vom Winde hin und her getrieben werden darf. Es fängt der Rauch in der That die Licht-Strahlen eben so auf, wie eine weiße Fläche. Hat man nun auf Glas gemahlte wohlgetroffene Bilder von verstorbenen oder noch lebenden Personen, so kann man in diesem Rauche solche vorstellen; man kann ihnen Bewegungen geben, und zwar entweder den ganzen Körpern, oder nur einigen Gliedern, wie nachher beschrieben werden soll. Die größte Schwierigkeit, die denenjenigen immer vorkommt, die diesen Versuch machen wollen, ohne mit der Experimentir-Kunst gehörig bekannt zu seyn, ist: den Rauch hervorzubringen; und ich bin oft genug ersucht worden, das Geheimniß meines Rauches, und die Ingredienzien, deren ich mich bedienen müsse, zu entdecken. Ich kann aber mehr nicht entdecken, als was ich weis; nähmlich, daß ich auf gut ausgebrannte Kohlen 3 bis 4 Loth Pech, wie es die Böttcher brauchen, in Stückchen von der Größe einer Haselnuß, geworfen habe, wenn ich wollte, daß das Bild 4 bis 5 Minuten lang auf dem Rauche erscheinen sollte. Damit aber dieser Rauch sich nicht zu sehr nahe an den Kohlen ausbreite, sondern besser in die Höhe gehe, auch keinen viel breitern Raum einnehme, als man zum Bilde nöthig hat, so muß er gefasset und eingeschlossen werden. Das bewerkstellige ich nun so: Ich habe ein hohles blechernes Gefäß B, Fig. 3944 a), dessen Höhe FG 26 Zoll und unten weit genug ist, um eine auf 4 Füßen stehende viereckige Kohl-Pfanne E, 16 Z. lang, 9 Z. breit und $4\frac{1}{2}$ Z. tief, die in Fig. 3944 d) besonders vorgestellt ist, zu fassen. Des Gefäßes B (Fig. 3944 a) großer Durchmesser pq ist 18 Zoll, der kleine rs 10 Zoll. Dieses Gefäß muß nach oben zu, enge werden, daß der Rauch zusammengedrängt, und die Krinne mn, die 18 Z. lang und $\frac{1}{2}$ Z. breit ist, herausgetrieben werde.

(*) In seiner natürlichen Magie, (Berl. und Stett. 1783, gr. 8.) S. 152, fgg.

Das Gefäß ist in Fig. 3944 b) nach dem Durchschnitt vorgestellt, und o ist die Breite der Krinne. Eben dieses Gefäß muß einen Deckel haben, der die Krinne m n bedeckt; er ist in Fig. 3944 c) besonders vorgestellt. Ist nun das Pech auf die Kohlen geworfen, so muß das Gefäß B sogleich darüber gesetzt, und der Deckel 1 oder 1½ Minute auf dem Gefäße gelassen werden, damit sich eine Menge Rauch im Gefäße sammle, welcher, nachdem der Deckel hinweggenommen worden ist, sogleich gerade in die Höhe getrieben wird. Hat der Rauch über der Pfanne seinen gewöhnlichen Zug ins Freye, so kann man mehr Pech auf die Kohlen werfen, und dadurch die Erscheinung lange erhalten. Ist dieses nicht, und der Rauch wird genöthiget, sich im Zimmer auszubreiten, so können solches die Augen der Zuschauer nicht nur kaum 5 bis 8 Min. aushalten, sondern die Erscheinung verschwindet auch bald, weil, wenn die Augen der Zuschauer sich selbst im Rauche befinden, der über der Pfanne stehende Rauch sich nicht gehörig von jenem unterscheidet; eben so, wie etwa ein Sonnen-Strahl in einem dunkeln Zimmer, nebst allen dem, was darin schwebt, sich unterscheidet, welches nicht geschieht, wenn das ganze Zimmer von der Sonne erleuchtet wird.

Den Bildern und ihren Theilen Bewegung zu geben, verfährt man auf folgende Art. Will man, daß sich eines Bildes Augen bewegen sollen, so läßt man auf die eine Glas-Tafel, die in die Laternam magicam gesetzt werden soll, die ganze Person ohne die Augapfel mahlen; auf eine andre aber, die gerade auf jene paßt, nichts als die Aug-Apfel am gehörigen Orte; jene Tafel wird gehörig in den Rahmen befestiget, diese aber wird über jene so aufgemacht, daß man sie hin und her ziehen kann. Eben so kann man eine dritte Tafel über die beyden vorigen machen lassen, auf der sich nichts als ein Arm in der gehörigen Lage (welcher hingegen dem Haupt-Bilde fehlt,) befindet; diese muß man aber im Kreise über jene hinweg drehen können; dadurch erlangt man, daß das Bild im Rauche seinen Arm auf und nieder bewegt.

Man muß hierbey wohl Acht haben, daß, wenn die Laterna magica, Fig. 3943, in der Gegend C, und das Rauch-Gefäß in B sich befindet, in der Gegend A keine Wand oder Decke zu nahe sey, damit das Bild sich nicht

noch einmahl an derselben zeige; daher es auch am besten ist, die Zuschauer in die Gegend A, zwischen dem Rauche und der Wand so zu stellen, daß sie die Wand in dem Rücken und hinter sich haben. Ist aber keine Wand in der Gegend von A, so können die Zuschauer auch hinter der Laterna magica, in der Gegend von D, stehen."

Mechanische Zauber-Laterne, die bey Tag und Nacht zu gebrauchen ist, von Hrn. Gütle Erfindung (*); Fig. 3945 — 3947.

Fig. 3945, A, stellt das äußerliche Ansehen dieser Maschine vor. Sie besteht aus einem viereckigen Kasten, auf dessen hintern Seite ein aufrecht stehendes Gemählde sich befindet, worauf ein Savojarden-Junge mit einem Schattenspiel und etlichen Zuschauern in einem Zimmer vorgestellt ist. Das Schattenspiel wirft seinen Glanz an die Wand, als eine runde Scheibe, an welchem Platz die vorzustellenden Figuren erscheinen. Diese Tafel bedeckt ein seidener Vorhang, der sich wieder aufziehen läßt, wenn man will. So wie zu einem gewöhnlichen Schattenspiel auf Glas gemahlte Bilder gehören, so befinden sich bey diesem so viele Täfelein, als zu den Vorstellungen gebraucht werden. Auf jedem dieser Täfelein befindet sich der Nahme des Gegenstandes, der erscheinen soll, geschrieben. An der vordern Seite des Kastens ist ein Loch, das zum Einschieben einer von den Tafeln gehört, die vermittelst eines Riegels darin fest gehalten wird.

Verfertigung. In Fig. 3946, A, ist die eröffnete Maschine zu sehen. B ist der Deckel, der sich bey C einschließt, und durch das Löchlein mit einer Nadel geöffnet werden kann. D ist ein Stück von Messing mit einem Kronrade, das in Fig. 3947, N 2 besonders vorgestellt ist. E ist eine Walze mit einem Getriebe von 8 Sprossen, welches vergrößert in Fig. 3947, N. 4 zu sehen ist. F ist eine kleine Rolle, und G eine Schnur mit einem Gewicht. H eine Rahm mit N. 1 der Scheibe der Vorstellungen, die hinter dem Kasten angeschraubt ist. K ist ein kleiner Tisch,

(*) In Dessen Zaubermechanik, oder Beschreibung mechanischer Zauberbelustigungen, (Nürnb. und Altd. 1794, gr. 8.) S. 189, fgg.

auf welchem die Täfelein, worauf die verlangte Vorstellung geschrieben ist, eingeschoben werden; er hat auf beyden Seiten Rinnleisten, die die eingeschobenen Täfelein nicht wanken lassen. Diese Tafeln bewegen sodann das Kronrad, wodurch verursacht wird, daß nur diejenige Vorstellung der Scheibe N. 5, Fig. 3947, in dem Felde B, Fig. 3945, zum Vorschein kommt, die auf dem Täfelein geschrieben ist. N. 14 stellt eine solche Tafel mit deutscher und französischer Schrift vor. Diese Tafeln müssen zuerst von einerley Länge seyn, damit man sie durchs Hineinschieben probiren kann, und davon abfeilen, bis das zum Vorschein kommt, was darauf angegeben ist.

N. 1. Fig. 3947, stellt die Maschine im Durchschnitt vor. N. 8 ist das Stück im Kleinen, welches N. 2 größer gezeichnet ist. N. 11 ist die Rolle, über welche die Schnur mit dem Gewicht geht. N. 9. die Walze mit dem Getriebe, das in N. 4 vergrößert ist. N. 3 zeigt das messingene Kronrad besonders, und ist an N. 2 vermittelst dreyer Schrauben fest gemacht. N. 6 der kleine Tisch, worauf die Tafeln zu liegen kommen, die eingeschoben werden; und N 7 das Loch, durch welches die Tafeln eingeschoben werden. N. 12 ist die Nebenleiste von der Rahm, in der die Mahlerey sich befindet. N. 13 der aufgesetzte hintere Boden, zwischen welchem und der vordern Rahm die Kupferscheibe N. 5 mit den Figuren steht. Die auf dieser Scheibe gemahlten Figuren sind folgende:

Ein Frauenzimmer im Brustbild, mit einer Maske in der Hand.
Ein Kriegsschiff.
Ein Jäger, der das Jagdhorn bläset.
Ein Elephant.
Der Kopf eines alten Weibes.
Eine Windmühle.
Ein Storch.
Ein Gartenhaus.
Ein Soldat.

Diese Scheibe ist nach der Größe der Lichtscheibe an der Wand auf dem vordern Gemählde, eingetheilt. Man muß sie so lange drehen, und allezeit eine Marke machen, um zu sehen, wie viele Figuren nach der Drehung des Rades hinein kommen können, alsdann nimmt man die

Weite

Weite des Durchmessers der Lichtscheibe, und theilt ihn auf der Kupferscheibe herum in dem inwendigen Kreis; ziehet solche aus dem Mittelpunct, und mahlt sodann die Figuren in dem obern Kreis darüber; alsdann wird die Scheibe hinten angeschraubet. Die Mahlerey muß so eingeschoben werden, daß sie dem hintern Bret von dem Kasten gleichkommt, und die Scheibe daran fest liegt.

Gebrauch. Man zieht den seidenen Vorhang auf, und zeigt, daß die helle Scheibe von dem Licht der Laterne noch leer von einer Vorstellung ist, und lässet ihn wieder herunter; übergiebt sodann die Tafeln, worauf die Vorstellungen in französischer und deutscher Sprache geschrieben sind, der Gesellschaft, und läßt jeden davon aussuchen, was er zu sehen verlangt; schiebet eine von diesen gewählten Tafeln in das Loch des Kastens und den Riegel vor, zieht den Vorhang auf, so wird das, was auf der Tafel geschrieben ist, auf der Lichtscheibe an der Wand gemahlt erscheinen. Dies geschieht auch mit den andern Tafeln.

Der Kasten ist 11 Zoll lang und breit, und 5 Zoll tief. Die ganze Höhe mit der hintern Wand, worauf sich das Gemählde befindet, ist 16½ Zoll.

Diese Maschine kostet, schön gemahlt und lackiert, mit den dazu gehörigen Einsätzen, 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Beschreibung einer Taschen-Zauberlaterne, und der damit zu bewirkenden Erscheinungen, st. in Hrn. Prof. Halle fortgesetzten Magie, 2 B. (Berl. 1789, gr. 8.) S. 518, sqq. und 4 B. (1792,) S. 7, f. nebst der dazu gehörigen Abbildung, in Tab. 4, fig. 3.

Experiment concerning the Magick Lanthorn, communicated by Sir *Rob. Southwell*, st. in *Philos. Transact. Vol. XX, for the year* 1698, No. 245, S. 364.

Lettera scritta dal Sig. *Geminiano Montanari*, al Sig. Piro Maria Gabrieli, intorno alla Lanterna magica, st. in *Galleria di Minerva*, To. III. (in Venez, 1700, f.) S. 4 — 7.

Emendatio Laternae Magicae ac Microscopii solaris. Auctore *L. Eulero*, st. n. Figg. in *Nov. Comment. Acad. Scient. Imper. Petropolit. To. III. ad A.* 1750 *et* 1751, (Petrop. 1753, gr. 4.) S. 363 — 380.

Jo. Fr. Häselers Betrachtungen über die Verbesserung der Zauberlaterne, des Sonnenmikroskops und der Camera obscura, nach der Theorie des Hrn. Leonh. Euler. Holzminden an der Weser, 1780, 4. 5 B.

Die magische oder Zauber-Laterne hat zur Erfindung anderer nützlichen Dinge Gelegenheit gegeben, als: zur Verfertigung der oben beschriebenen Post- oder Nacht-Laterne, die auch mit einem Hohl-Spiegel, einem beweglichen und das Licht schiebenden Leuchter, welches in dem foco brennt, nnd mit einem großen Conver-Glase, welches von 1 Schuh oder etwas darüber, im foco geschliffen seyn muß, zusammengesetzt ist, welche einen Schein bis auf 20 und mehr Schuh, alles vor der Kutsche hell und kenntlich macht. Ferner hat die magische Laterne Gelegenheit gegeben zu den Sonnen-Mikroskopen, da, an statt des Hohl-Spiegels, der äussere Plan-Spiegel, und die Conver-Gläser in der vordern Röhre angebracht sind, wovon an seinem Orte ausführlicher gehandelt werden wird.

Laterne, (blecherne) s. oben, S. 356, 365 und 368, fgg.
— — (Blend-) s. oben, S. 354, und 357.
— — (Cabinet-) s. oben, S. 367, f.
— — (Diebes-) s. oben, S. 357.
— — (Gassen-) s. oben, S. 377, fgg.
— — (Glas-) s. oben, S. 355.
— — (Glocken-) englische, s. oben, S. 367.
— — (Hand-) s. oben, S. 355.
— — Haus-) s. oben, S. 363, fgg.
— — (hölzerne) s. oben, S. 355; sind verboten, S. 355, f.
— — (Horn-) s. oben, S. 354, f.
— — (Kriegs-) s. oben, S. 354.
— — (Kutsch-) s. oben, S. 358.
— — (magische) s. oben, S. 467, fgg.
— — (Mieth-) s. oben, S. 442.
— — (Post-) s. oben, S. 359.
— — (Reise-) s. oben, S. 358.
— — ((Reverberir-) s. oben, S. 389, fgg.
— — (Stall-) s. oben, S. 368, fgg.

Laterne, (Stangen-) } s. oben, S. 356, f. und 358.
— — (Stock-) }
— — (Straßen-) s. oben, S. 377, fgg.
— — (Vergrößerungs-) s. oben, S. 467.
— — (Wasser-) s. oben, S. 359, fgg.
— — (Wurf-) s. oben, S. 357.
— — (Zauber-) s. oben, S. 467, fgg.

Laternen-Anzünder, Laternen-Knecht, Laternen-Versorger, Laternen-Wärter, s. oben, S. 450; ihre Instruction, S. 455.

Laternen-Beschädigungen und Entwendung; Verordnungen deswegen; s. oben, S. 460, fgg.

Laternen-Casse, s. oben, S. 381, und 466.

Laternen-Fest, ein National-Fest in China, welches eben so ausserordentlich, als angenehm, ist. In Aegypten wurde ehemahls ein ähnliches Fest gefeyert; sollte es wohl von daher nach China gekommen seyn? Die Chineser sind zu stolz, dieses zu zugeben; und da sie keiner andern Nation etwas zu verdanken haben wollen, so erzählen sie von diesem Feste einen andern Ursprung. Es wurde, wie sie behaupten, bald nach Gründung des Reiches, von einem Mandarin eingeführt, der seine Tochter am Ufer des Flusses verloren hatte, und eine ganze Nacht damit zubrachte, dieselbe wieder zu suchen. Bey dieser Gelegenheit ließ er eine große Menge Laternen anzünden, und die Einwohner des Ortes, von denen er sehr geliebt wurde, folgten ihm haufenweise mit Fackeln. Andere sagen, der Mandarin selbst wäre ertrunken, und das Volk, dessen Abgott er gewesen sey, hätte ihn mit unzähligen Laternen aufgesucht. Dem sey nun wie ihm wolle, die Zuneigung die man zu diesem Mandarin hatte, war Ursache, daß man die Ceremonie nach Verlauf eines Jahres wiederhohlte; und dieser Gebrauch, der sich nach und nach weiter ausbreitete, gab endlich zu

einem

einem Haupt-Feste Gelegenheit, welches seitdem durch das ganze Reich gefeyert wird.

Dieses Fest fängt gemeiniglich mit dem Abend des 13ten Tages des ersten Monathes an, und dauert bis zum 16ten oder 17ten Tage. Insonderheit wird der 15te Tag recht feyerlich begangen. An diesem Tage ist ganz China erleuchtet; und wenn es möglich wäre, dieses ganze Reich von einer gewissen Höhe zu übersehen, so würde es ganz in Feuer zu stehen scheinen. Es ist weder in den Städten, noch auf dem Lande, weder an den Küsten, noch auf den Flüssen, eine Person zu finden, die nicht gemahlte und auf mancherley Art geschmückte Laternen anzünden sollte. Es ist kein Haus, so armselig es auch sonst darin aussehen möchte, da nicht im Hofe, oder an den Fenstern, Laternen aufgesteckt seyn sollten. Ein Jeder will sich bey dieser Gelegenheit sehen lassen. Die Armen machen es so gut sie können. Die Reichen lassen es sich wohl 200 franz. Livres kosten; die vornehmen Mandarine aber, die Statthalter und der Kaiser selbst, wenden wohl 2, 3 bis 4000 Livres daran. Es ist solches ein Schau-Spiel für die ganze Stadt. Man läuft von allen Orten zusammen; und zur Vermehrung des Vergnügens unter dem Volke, läßt man an denselben Abenden die Thore der Städte unverschlossen. Es ist alsdann erlaubt, selbst in die Tribunale und Gerichts-Höfe der Mandarinen zu gehen, die sich eine Ehre daraus machen, dieselben zu schmücken, und ihre Pracht dabey sehen zu lassen.

Die Laternen, welche man alsdann anzündet, sind sehr groß. Einige derselben bestehen wohl aus 5 bis 6 Flügeln, deren Rahmen lackiert und vergoldet sind. Einen jeden Flügel bezieht man mit sehr feiner und durchsichtiger Seide, worauf Blumen, Bäume, Thiere, und allerley menschliche Gestalten gemahlt sind. Andere sind rund, und bestehen aus

hellem

hellem durchsichtigem Horn, welches blau bemahlt und überaus schön anzusehen ist. In diese Laternen werden viele Lampen gesetzt, nebst verschiedenen Wachs-Lichtern, deren heller Schein die mit vieler Kunst angebrachten Figuren recht belebt. Die Spitzen dieser Maschinen sind mit mancherley Schnitzwerke geziert, an dessen Ecken und Winkel Bänder von Atlaß, oder Seide von verschiedener Farbe, angeknüpft sind. Man findet einige darunter, deren Figuren mit Fleiß dazu verfertigt sind, daß sie die Zuschauer vergnügen und belustigen sollen. Man erblickt auf denselben Pferde in vollem Galop, segelnde Schiffe, marschirende Kriegs-Heere, Könige mit ihrem Gefolge, tanzende Personen, u. dgl. Diese Bilder werden unvermerkt durch einen Draht in Bewegung gebracht. Manchmahl stellen sie den Schatten von Fürsten und Fürstinnen, Soldaten, Possenreissern und andern Personen vor, deren Stellungen, Geberden und Bewegungen so genau mit den Worten desjenigen, der sie lenkt und zieht, übereinkommen, daß man glauben sollte, sie wären es selbst, welche redeten. Andere tragen einen Drachen herum, der vom Haupte bis zum Schwanz mit Lichtern besetzt, und wohl 60 bis 80 Fuß lang ist, den sie Drehungen und Wendungen, wie eine Schlange, machen lassen. Dieses Fest wird durch die Kunst-Feuer, die fast an allen Haupt-Plätzen großer Städte angezündet werden, am herrlichsten gemacht.

Laternen-Geld, s. oben, S. 465.

Laternen-Kalender, s. oben, S. 420, fgg.

Laternen-Knecht, s. Laternen-Anzünder.

Laternen-Macher, ein Nahme, welchen an einigen Orten die Klempener oder Klimperer führen, weil sie vornehmlich die blechernen Laternen mit hörnernen oder gläsernen Wänden verfertigen.

Laternen-Ruß, dessen Sammlung und Nutzung; s. oben, S. 466.

Latern-Träger, Fulgora *Linn.* eine merkwürdige Gattung von Insecten, welche in dem Linnéischen System in der zweyten Ordnung, nähmlich unter den Insecten mit halben Flügeldecken steht. Diese Gattung unterscheidet sich von den übrigen durch die hervorragende Stirn, welche inwendig hohl, und ein blasenartiger trompetenförmiger Fortsatz des Kopfes ist. Dieser Fortsatz ist das Sonderbarste an diesem Thierchen, sowohl wegen seiner Bildung, als auch wegen seiner leuchtenden Eigenschaft; und eben diese Eigenschaft hat veranlasset, daß man diesen blasenartigen Fortsatz nicht nur Laterne, sondern auch das ganze Insect Latern-Träger, Holl. Lantarendraeger, genannt hat. Diese Laterne giebt aber nur, wenn das Thierchen lebendig ist, bey Nacht einen Schein von sich, und soll bey Tage bloß durchsichtig seyn; sobald es aber todt ist, hört dieses Leuchten auf. Wahrscheinlicher Weise rührt diese Eigenschaft von dem Umlaufe einer feinen flüssigen phosphorescirenden Materie her, die nach dem Tode des Insectes entweder gänzlich vertrocknet oder verfliegt, oder, welches glaublicher ist, dann verschwindet, weil die ihr wesentliche Circulation aufhört. Genug, die Laterne scheint bey dem todten Insect ganz hohl und durchsichtig zu seyn, welches man bemerken kann, wenn man sie gegen das Licht hält. Ob nun zwar mehrere Insecten eine im Finstern leuchtende Eigenschaft besitzen, wie die Johannis-Würmchen oder leuchtenden Käfer, Lampyris *Linn.* (s. Th. XXX, S. 638, fgg.), und einige Spring-Käfer, als: Elater noctilucus und Elater phosphoreus, wie auch der Glanz-Assel, Scolopendra electrica, so weichen doch die Latern-Träger von den andern Scheingebenden Insecten darin ab, daß diese größten Theils hinten am Leibe, oder, wie einige, am

Brust-

Brustſtücke nur einen ſchwarzen Schein von ſich werfen, ſo, daß nur einige Puncte an ihrem Körper leuchten, da jene ihr Licht vorn am Kopfe verbreiten, und mit dem ganzen Fortſatze der Stirn ſo ſtark leuchten, daß, nach den Verſicherungen der glaubwürdigſten Leute, die ſolche lebendig geſehen haben, man bey ihrem Scheine in dunkler Nacht gedruckte Sachen leſen kann. Bisher iſt der Nutzen dieſes Leuchtens noch nicht ausgemacht. Es kann ſeyn, daß die Thiere mit dieſem Glanze verſehen ſind, um ſich in der Nacht einander beſſer finden zu können, oder, daß ſie ſich dieſer Lichter bedienen, um die Gegenſtände, bey denen ſie vorbeyfliegen, im Finſtern beſſer zu erkennen. Was aber die Geſtalt der Laterne betrifft, ſo iſt ſolche bey den bisher entdeckten Arten der Latern-Träger ſehr verſchieden. Linné hat 9, und Fabricius 15 Arten beſchrieben, von denen nur eine einzige Art in Europa gefunden wird.

Die größte Art, die amerikaniſche Leuchte, oder Fackel-Fliege, Fulgora laternaria *Linn.*, welche man in Surinam und andern ſüdamerikaniſchen Gegenden findet, erreicht oft eine Länge von 5 Zoll und darüber. Die ſogenannte Laterne, oder der länglich ovale blaſenartige leuchtende Theil vorn am Kopfe, iſt ſo dick und lang, als der hintere Körper; am äuſſerſten, runden, etwas in die Höhe gerichteten Ende iſt ſie am dickſten; ungefähr in der Mitte derſelben ſteht ein hoher Buckel, und auf jeder Seite zwey Reihen Spitzen, nebſt einer Reihe großer, rother, runder, etwas erhabener Flecken. Die runden, netzförmigen Augen liegen an den Seiten des Kopfes, dicht am Bruſtſchilde in einer Höhlung, deren Ränder mit drey Spitzen beſetzt ſind. Unter jedem Auge liegt noch ein anderer runder Theil, die oft für Augen gehalten worden, aber es nicht ſind; richtiger hält man ſie für die Fühlhörner; ſie haben ein rundes Köpfchen, wie ein Hemdeknopf, deſſen Ober-

Fläche

Fläche chagriniert ist; es ruhet auf einem kurzen eingliederigen, walzenförmigen Stängel; gerade auf dem Mittelpuncte steht ein schwarzes, feines Härchen. Zwischen diesem Fühlhorne und dem Auge sitzt noch ein anderes Wärzchen mit einer glänzenden Oberfläche. Der Saugrüssel ist gebogen, und schließt an der Brust an. Die Oberflügel sind gelb, auch wohl olivenfarbig, mit braunen Sprenkeln; auch stehen hier und da weiße, schimmelähnliche Puncte. Die Unterflügel sind durchsichtig, gelblich, röthlichbraungesprenkelt; an der Spitze steht ein großes Pfauenauge mit einem lebhaft rothen Kerne. Die Füße sind nur zum Schreiten, aber schwerlich zum Springen, eingerichtet. In Brasilien nennt man dieses Insect Coucouyou, und man braucht es in den Zimmern, an statt eines Lichtes; die Weiber arbeiten dabey; die Männer binden es an einen Stock oder an die Füße, wenn sie des Nachts zu gehen oder zu reisen haben, oder auch bey der Kaninchen-Jagd.

Siehe auch Acudia, im I Th. S. 393.

Die übrigen Arten Latern-Träger, die man meistentheils in Amerika und Asia antrifft, (wovon zwey seltene Arten aus Surinam Hr. D Lindenberg im 13 St. des Naturforschers, Halle, 1779, gr. 8. S. 19, fgg. mit Abbildungen beschrieben hat,) sind nicht so groß, als die izt beschriebene Art, von der sie sich auch theils durch die Farbe, theils durch die Gestalt der Laterne, unterscheiden.

Der chinesische Latern-Träger, Fulgora candelaria *Linn.*, hat eine rüsselförmige, vorn etwas in die Höhe gekrümmte Laterne, welche von gelbbrauner Farbe und nicht so durchsichtig ist, wie bey dem großen amerikanischen Latern-Träger. Der Körper ist größten Theils rothbraun, und mit schwarzbraunen Flecken gezeichnet. Die Oberflügel sind schön grün, und mit gelben, auch weißen Flecken geziert.

Die

Die Unterflügel haben eine pomeranzengelbe Farbe, und an der Spitze eine breite, ganz schwarze Einfaßung, welche gegen den Leib zu immer schmähler wird.

Der europäische Latern-Träger, Fulgora europaea *Linn.*, der aber nur in etlichen südlichen Provinzen von Europa (unter andern auch bey Halle und Leipzig häufig) gefunden wird, ist ungefähr 5 Lin. lang, und hat eine kegelförmige Laterne, einen grünen Körper, rothe Füße und grünliche Flügel, welche wie grünes Glas aussehen.

Laternen-Versorger, Laternen-Wärter; siehe Laternen-Anzünder.

Latham, in England; von der mineralischen Quelle daselbst, siehe im LIX Th., S. 385.

Latharina, siehe Kornähren-Fisch, im XLIV Th. S. 749, fgg.

Lathra, *Lathraea squamaria Linn.*; s. Schuppen-Wurzel.

Lathyris, *Euphorbia Lathyris Linn.* Springkraut, Purgierkörner; s. Th. XI, S. 693.

Lathyros, *Lathyrus*; siehe das Folgende.

Lathyrus, (dieser Nahme wird fast durchgehends auch im Deutschen beybehalten,) Lathyros, Lathyrus, Platt-Erbse; Engl. Chickling-Vetch, eine Gattung hülsentragender Gewächse, mit platten, den Erbsen übrigens ähnlichen Samen. Die schmetterlingsförmige Blume zeigt einen glockenförmigen Kelch mit fünf spitzigen Einschnitten, davon der unterste der längste ist, und die beyden obersten die kürzesten sind. Das Helmblättchen ist groß, herzförmig, am Rande rückwärts und mit dem obern Theile unter einem geraden Winkel aufwärts gebogen; die beyden Flügel sind kurz, länglich, stumpf und mondförmig; das Kielblättchen ist, der Größe nach, den Flügeln ähnlich und halbmondförmig. Neun Staubfäden sind verwachsen; der zehnte steht einzeln. Der platt-

gedrückte, längliche Fruchtkeim verlängert sich in den platten, aufwärts gebogenen, oberwärts breiten und am Ende spitzigen Griffel, welcher von der Mitte bis zum Ende mit Haaren besetzt ist, welche gleichsam den Staubweg vorstellen. Die lange, walzenförmige oder platte, spitzig zulaufende Hülse öffnet sich mit zwey Klappen, und enthält viele walzen- oder kugelförmige, glatte, oder eckige Samen. Linné und die mehresten neuern Schriftsteller, haben vier Gattungen des Tournefort in dieser einzigen vereinigt; und da der Unterschied derselben nicht von der Blume und Frucht, sondern nur von den Blättern entlehnt ist, muß ich denselben billig beypflichten, und alle hier zugleich anführen; erinnere aber noch, daß die Gattungs-Kennzeichen der Erbsen, Pisum, (s. Th. XI, S. 171, fgg.) von dem Lathyro wenig unterschieden seyn, und der Haupt-Unterschied in dem Staubwege bestehe, welcher bey den Erbsen auf dem obern Winkel des dreyeckigen Griffels, als eine haarichte Besetzung erscheint. Linné führt 21 Arten an, und bringt diese in 3 Abtheilungen, nach dem der Blumenstiel entweder einzelne, oder zwey und mehrere Blumen trägt. Alle Arten haben schwache ästige Stängel, und die mehresten verlangen eine Stütze, um sich daran mit ihren Gäbelchen in die Höhe zu ziehen. Einige sind zur Verzierung der Lust-Gärten vorzüglich schicklich.

a) Arten des Lathyrus mit einzelnen Blumen.

1. Der blattlose Lathyrus, mit herzförmigen Blattansätzen; Acker-Platterbse; Aphaca *Tourn.* Lathyrus cirrhis aphyllis *Royen.* Lathyrus luteus annuus, foliis convolvuli minoris *Morif.* Lathyrus Aphaca, pedunculis vnifloris, cirrhis aphyllis, stipulis sagittato-cordatis *Linn.* Lathyrus aphyllos, stipulis sagittatis latissimis *Hall.* Aphaca, or yellow Vetchling *Hamb.* wächst in England, Frankreich,

reich, Italien, in der Schweiz, und in Deutschland, unter dem Getreide wild. Die Wurzel ist jährig. Die Blattansätze sind groß, breit, pfeil- oder herzförmig, die Gäbelchen aber gemeiniglich nackend, doch zuweilen mit einigen lanzettförmigen Blättchen, wie bey den übrigen Arten, besetzt. Die kleinen gelben Blumen erscheinen im Jun. und Jul., und der Blumenstiel verlängert sich in ein dünnes Fädchen. Die Hülsen sind kurz, und enthalten 2 oder 3 runde Samen.

2. Der einfachblätterige oder gabellose Lathyrus, Nissolische, oder karmesinrothe Platterbse; Lathyrus angustifolius erectus folio singulari *Nissole*; Lath. angustifolius erectus, folio singulari, sine capreolis Nissoli *Magnol.* Lath. annuus angustifolius, folio integro *Rehfus.* Lath. sylvestris minor *C. B.* Lath. foliis solitariis lentiformibus *Royen.* Lathyrus Nissolia, pedunculis vnifloris, foliis simplicibus, stipulis subulatis *Linn.* Lathyrus foliis solitariis cirrho destitutis, f. Lath. pedunculis vnifloris, foliis gramineis, stipulis minimis *Hall.* Crimson Grass-Vetch *Hanb.* wächst in England, Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland, auf den Wiesen unter dem Grase. Bey uns ist die Wurzel jährig. Der beynahe 1 Sch. hoch wachsende Stängel ist zwar schwach, doch erhält er sich von selbst aufgerichtet. Die Blattansätze sind ganz klein und pfriemförmig. Die Blätter selbst sind einfach, schmahl und grasartig; die Gäbelchen fehlen ganz, und an statt der Blattansätze sieht man nur kleine Borsten. Die glänzend- oder karmesin-rothen Blumen zeigen sich im May und Jun. meistens einzeln, und selten zu zwey, auf zarten Stielen, nach dem obern Theile des Stängels zu.

3. Der zweyblätterige Lathyrus, mit einfachen Gäbelchen; syrische Platterbse; Lathyrus

αμφικαρπος supra et infra terram siliquas gerens *Mor. if.* Lathyrus pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, radicibus etiam sub terra fructificantibus *Royen.* Lathyrus amphicarpos, pedunculis vnifloris calyce longioribus, cirrhis diphyllis simplicissimis *Linn.* Syrian Chickling-Vetch *Hanb.* Diese jährige Pflanze wächst in Syrien. Der Stängel liegt auf der Erde. Zwey Blätter sitzen auf dem gemeinschaftlichen Stiele, und dieser verlängert sich in ein einfaches Gäbelchen. Die Blumen sind blaß purpurroth, nach deren Verblühen die Hülsen in die Erde gehen, und der Same unter der Erde reif wird. Die Blumenstiele sind länger als der Kelch, und einblumig.

4. Der zweyblätterige Lathyrus, mit gefurchter Hülse, purpurrothe Platterbse; Lathyrus sativus, flore purpureo *C. B.* Lath. flore rubro *J. B.* Lath. flore purpureo *J. Camer.* Lathyrus Cicera, pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, leguminibus ouatis compressis, dorso canaliculatis *Linn.* Lathyrus pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, foliis lanceolato-linearibus, internodiis membranaceis *Sauvag.* Lathyrus foliis lanceolatis, stipulis latissimis, scapis breuibus vnifloris, siliquis breuissime alatis *Hall.* Cultivated Chickling-Vetch *Hanb.* Die jährige Pflanze wächst in Spanien und Italien, und kommt mit der vorhergehenden und nachfolgenden in den meisten Stücken überein. Der Blattstiel ist seitwärts nicht häutig, oder geflügelt; die Blatt-Ansätze sind breit, und die beyden Blättchen lanzettförmig, die Blumen roth, die Hülsen oval, zusammengedrückt, nicht merklich geflügelt, sondern auf dem Rücken nur mit einer Furche durchzogen, oder rinnenartig ausgehöhlt.

5. Der zweyblätterige Lathyrus, mit doppelt geflügelter Hülse, zahme Platterbse, deutsche

sche Richern; Lathyrus alter, flore albo *J. Camer.* Lathyrus anguloso semine *J. B.* Lathyrus Cicercula *Dod.* Lath. annuus flore coeruleo, ochri siliqua *Herm.* Lath. sativus, flore fructuque albo *Dalech.* Lath. sativus minor, semine anguloso *Morif.* Lath. siliqua latiori *Rivin.* Lath. sylvestris, flore vario ex albo & coccineo *Raj.* Lathyrus sativus, pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis tetraphyllisque, leguminibus ouatis compressis dorso bimarginatis *Linn.* Lathyrus foliis binatis gramineis, petiolis vnifloris, siliqua latissima superne alata, s. Lath. foliis geminis gramineis, stipulis folii latitudine, petiolis vnifloris, siliquis alatis *Hall.* Sweet Vetch *Hamb.* wächst auch in Spanien, Frankreich, Italien, der Schweiz ꝛc. und ist gleichfalls jährig. Der Stängel wird ungefähr 2 F. lang, und ist gefiedert; die Gäbelchen sind gemeiniglich ungetheilt. Der gemeinschaftliche Stiel trägt 2, selten 4, schmahle grasartige Blätter; die Blätteransätze sind so breit, als die Blättchen selbst, auf- und unterwärts abgetheilt. Die blauen, oder weißen, oder aus beyden Farben gemischten Blumen zeigen sich im Jun. und Jul., und bisweilen Blumen von zwey Farben auf Einer Pflanze. Die Hülsen sind eyrund, platt gedrückt, und auf dem Rücken mit zwey scharfen Rändern versehen. In Thüringen pflegt man sie unter dem Nahmen Richern auszusäen und auf dem Felde zu erbauen. Aus den mehlichten Samen pflegt man Brey zu kochen, auch in der Theurung Brod daraus zu backen. Nach den Erfahrungen des Düvernoi erregt der häufige Gebrauch der Samen eine Steifigkeit in den Gelenken der Füße mit einem Hinken; und Hr. D. Hirzel bemerkte auf den Genuß derselben, als Brod, bey einer ganzen Familie Lähmung der Knie (*).

(*) Lettre à Mr. Hirzel, sur le bled et le pain, par Mr. *Tissot.* à Lausanne, 1779, 8. 5 B.

Von den Kichern, oder Kicher-Erbsen, Cicer arietinum foliis serratis *Linn.*, als einer eigenen Gattung von Hülsen-Frucht, habe ich im XXXVII Th. S. 237 — 250, gehandelt.

6. Der unansehnliche Lathyrus, Lathyrus orientalis, flore vix conspicuo *Boerh.* Lathyrus inconspicuus, pedunculis vnifloris, calyce breuioribus, cirrhis diphyllis, foliolis lanceolatis *Linn.* Dieses kleine, kaum 1 Schuh hohe, Sommer-Gewächs ist im Orient zu Hause. Die Stängel haben 3 stumpfe Ecken. Die Blattansätze sind pfriem- oder lanzettförmig, und haben hinten einen spitzigen Zahn. Die Blattstiele sind sehr kurz, die untern endigen sich in eine pfriemförmige sehr kurze Borste, die obern aber in eine fadenförmige Gabel. Die zwey Blättlein sind scharf zugespitzt, und auf ihrer untern Fläche gestreift. Der Blumenkelch ist sehr klein, und kürzer als die Blattansätze, und sitzt auf einem kaum sichtbaren Stiele in den Winkeln der Blattstiele. Die Blumenkrone ist blaß, und kaum länger als der Blumenkelch. Die Hülse ist fast so lang als die Blätter, aber breiter, glatt und senkrecht.

7. Der Lathyrus mit Borstenblättern, Lathyrus angustissimo s. capillaceo folio, s. Lath. syluestris maior, augustissimo folio *C. B.* Lath. folio tenuiore, floribus rubris *J. B.* Lath. angustifolius leptomacrolobus, semine rotundo, flore rubello *Morif.*

Linguet und Tissot über das Getraid und Brod, aus dem Französ. nebst der Geschichte einer giftigen Art Erbsen, von dem Uebersetzer (Hrn. Hirzel.) Zürich, 1780, 8. Die giftige Erbse, wovon Hirzel hier handelt, ist Lathyrus sativus, deren Genuß schon oft für gefährlich erklärt ist; hier ist auch die Abbildung aus den Fuchsischen Holzschnitten beygefügt. S. Beckmann phys. oekon. Biblioth. 11 B. 1 St. S. 125, und Dessen Grundsätze der teutschen Landwirthsch. (Gött. 1783, 8.) S. 239.

rif. Lath. anguſtifolius ſiculus, ſiliquis hirſutis, flore purpureo caeruleo *Herm.* Lath. anguſtiſſimo folio, ſemine rotundo *Tourn.* Lathyrus baldi *Rivin.* Lath. foliis anguſtis, floribus ſingularibus coccineis *Seguier.* Lath. pedunculis vniflo ris, cirrhis diphyllis, foliolis linearibus, ſtipulis ſubulatis, caulibus nudis *Sauvag.* Lathyrus ſetifolius, pedunculis vniflo ris, cirrhis diphyllis, foliolis ſetaceo-linearibus *Linn.* wächſt bey Montpellier und in Italien, vorzüglich aber auf dem Baldus-Berge wild. Die jährige Wurzel treibt ziemlich einzelne Stängel, welche kaum über 8 Zoll hoch werden. Die Blätter haben faſt keine Adern, aber Anſätze mit Ohren. Der Blattſtiel iſt 3 Mahl länger, als der Blattanſatz. Die Blumen ſind glänzend-purpurroth. Die Hülſe iſt eyrund und aufgeſchwollen.

8. Der eckige Lathyrus, Lathyrus anguſtiſſimo folio, ſemine anguloſo *Tourn.* Lath. anguſtifolius leptolobus, ſemine hexaëdro, flore caeruleo *Morif.* Lath. flore coccineo *Rivin.* Lath. folio tenuiore, floribus rubris *Bauh.* Lath. pedunculis vniflo ris, cirrhis diphyllis, foliolis capillaceis *Sauvag.* Lath. pedunculis vniflo ris cirrhoſis, foliolis linearibus, ſeminibus angulatis *Dalibard.* Lathyrus angulatus, pedunculis vniflo ris ariſtatis, cirrhis diphyllis ſimpliciſſimis, foliolis linearibus *Linn.* Lathyrus foliis binatis graminеis, petiolis vniflo ris, ſiliqua nuda, ſ. Lath. foliis gramineis, petiolis vniflo ris ſetigeris, ſiliquis longis erectis *Hall.* wächſt in der Schweiz, in Frankreich, in Spanien und in dem Morgenlande, wild. Die jährige Wurzel treibt viele Stängel. Die Blättlein haben viele Rippen. Die Blattanſätze ſind lanzettförmig. Der Blattſtiel iſt kaum länger, als der Blattanſatz. Die Blumen ſind blauroth. Die Hülſe iſt länglich und zuſammengedrückt.

9. Der gegliederte Lathyrus, Lathyrus angustissimo folio, americanus, variegatus *C. B.* Lath. peregrinus, e caeruleo purpurascente flore & suauiter rubescens *Besl.* Lath. vicioides, floris vexillo phoeniceo, foliis labialibus subalbescentibus, siliquis orobi *Morif.* Lathyrus articulatus, pedunculis subunifloris, cirrhis polyphyllis, foliolis alternis *Linn.* Lathyrus hispanicus *Mill.* wächst in Spanien und bey Montpellier wild. Die Wurzel ist jährig. Der Stängel steigt bis 3 Schuh hoch. Die Blumen haben ein rothes Fähnchen, und weiße Flügelblätter und Schiffchen. Die Blumen stehen einzeln, öfters auch zu zwey, auf ihren Stielen, und zeigen sich im Jun. und Julius.

b) Mit zweyblumigen Stielen.

10. Der zweyblätterige wohlriechende Lathyrus, wohlriechende Platterbse, spanische Wicke; Lathyrus siculus *Rupp.* Lath. distoplatyphyllos hirsutus mollis, magno et peramoeno flore *Cupani.* Lath. siculus, flore odorato magno *Herm.* Lathyrus odoratus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis ouato - oblongis, leguminibus hirsutis *Linn.* Sweet - scented Pea *Hanb.* wächst in Sicilien und Ceylon. Die Wurzel ist jährig. Der Stängel ist kletternd, und erhebt sich an einer Unterstützung 3 bis 4 Fuß hoch. Jedes Blatt besteht aus zwey großen länglichen, spitzigen Blättchen. Die platten Samenhülsen sind rauch und steifborstig. Die Blumenblätter sind von unterschiedener Farbe; vornehmlich giebt es dreyerley Sorten: α) Mit purpurrothen Blumen; die Fahne purpurroth, Schiffchen und Flügel hellblau. β) Mit weiß und rosenrothen Blumen, welche die gemahlte Frauen-Erbse, Engl. painted Lady Sweet Pea, genannt wird; die Fahne nelkenfarbig, das Schiffchen weiß, die Flügel

blaß-

blaßröthlich. γ) Mit ganz weißen Blumen, Lathyrus aegyptiacus *Buck.* Sie lassen sich alle drey gewöhnlich unverändert fortpflanzen; die weiße Sorte ist am wenigsten gemein, wird aber auch am wenigsten geachtet. Vermittelst wiederhohlter Aussaaten kann man sie vom May oder Jun. bis in den Oct. in der Flor haben. Ein Mehreres von ihrer Cultur, wird weiter unten vorkommen. Die Blumen haben einen starken bisam-ähnlichen, manchen Personen widrigen Geruch.

11. Der zweyblätterige gelbe Lathyrus mit getheilten Blattansätzen, gelbe breitblätterige Platterbse; Lathyrus luteus *J. B.* Lath. hispanicus, flore luteo *Herm.* Lath. luteus latifolius *Magnol.* Lathyrus annuus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis ensiformibus, leguminibus glabris, stipulis bipartitis *Linn.* Yellow broad-leaved Chickling-Vetch *Hamb.* Diese jährige Art wächst in Spanien, in Sibirien und bey Montpellier, wild. Der geflügelte, oder mit von einem Gelenke zum andern laufenden Häuten versehene Stängel, steigt 5 bis 6 F. hoch. Die Gabeln sind zweyblättrig, die Blättchen schwertförmig, die Blattansätze gespalten. Die blaßgelben Blumen stehen, zu zwey, auf langen Stielen. Die Samenhülsen sind lang und glatt.

12. Der zweyblätterige scharlachrothe Lathyrus mit mondförmigen Blattansätzen, tangierische Platterbse, in England fälschlich scharlachrothe Lupine oder Wolfs-Bohne genannt; Lathyrus tingitanus, siliquis orobi, flore amplo ruberrimo *Morif.* Lathyrus tingitanus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis alternis lanceolatis glabris, stipulis lunatis *Linn.* Tangier Chickling-Vetch, called Scarlet Lupine *Hamb.* Dieses Sommer-Gewächs wächst in Mauritanien. Der Stän-

gel steigt an einer Unterstützung 4 bis 5 F. hoch. Die Blattansätze sind mondförmig, und die beyden glattenlanzettförmigen Blättchen stehen wechselweise an dem Stiele, welcher sich, wie bey den übrigen, in das Gäbelchen verlängert. Die hochrothen Blumen stehen auf kurzen Stielen. Die Hülsen sind lang, gegliedert. Der Same ist groß. Der Unterhaltung dieser Art in Gärten, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

13. Der vielblätterige Lathyrus mit ausgezackten Blattansätzen, Hühner-Wicke, mauritanische Platterbse; Lathyrus vicioides, vexillo rubro, petalis rostrum ambientibus caeruleis *Morif.* Lathyrus viscosi nomine missus *Herm.* Lathyrus Clymenum, pedunculis bifloris, cirrhis polyphyllis, stipulis dentatis *Linn.* wächst in Mauritanien und in dem Morgenlande wild. Die Blattansätze sind gezahnt; viele Blättchen sitzen an dem gemeinschaftlichen gabelförmigen Stiele; das Fähnchen der Blumenkrone ist roth, die Seitenblättchen aber sind roth. Die mehlichten Samen kann man zu Brey, und zur Zeit der Theurung zum Brodbacken gebrauchen.

c) Mit vielblumigen Stielen.

14. Der zweyblätterige, rauchhülsige Lathyrus mit rauhen Samen, die zottige Platterbse, Lathyrus anguſtifolius, siliqua hirsuta *C. B.* Lath. siliqua hirsuta, flore caeruleo et violaceo *J. B.* Lath. sativus anguſtifolius *Dalech.* Lathyrus hirsutus, pedunculis subtrifloris, cirrhis diphyllis, foliolis lanceolatis, leguminibus hirsutis, seminibus scabris *Linn.* Lathyrus foliis binatis elliptico-lanceolatis, petiolis bifloris, siliquis hirsutissimis *Hall.* Hairy-podded Vetch *Hanb.* wächst in England, Frankreich und Deutschland, unter dem Getreide. Bey uns ist die Wurzel jährig. Der schwache, geflügel-

flügelte Stängel steigt ungefähr 2 F. hoch. Die Blattansätze sind ganz, auf- und unterwärts gerichtet; die Gäbelchen ästig; die beyden Blättchen lanzettförmig; jeder Blumenstiel trägt gemeiniglich 3, auch zuweilen nur 2, oder auch nur Eine purpurfarbige Blume, deren Fähnchen mit einer gelben Linie getheilt ist. Die Samenhülse ist haarig, der Same aber ganz rauh und scharf anzufühlen.

15. Der zweyblätterige Lathyrus mit knolliger Wurzel, knollige Platterbse, Erd-Nuß; siehe im XI Th. S. 293 — 297.

16. Der zweyblätterige gelbe Lathyrus mit ungetheilten Gäbelchen, Wiesen-Platterbse, gelbe Honig- oder Vogel-Wicke, Zaun-Wicke, Wiesen-Richer, Lathyrus sylvestris luteus, foliis viciae *C. B.* Lath. luteus sylvestris dumetorum *J. B.* Lath. pratensis *Rivin.* Lath. sylvestris, floribus luteis *Thal.* Lath. sylvestris & dumetorum, flore luteo *Morif.* Lathyrus pratensis, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis simplicissimis, foliolis lanceolatis *Linn.* Lathyrus foliis binatis acutis, capreolo non ramoso, s. Lathyrus scapis multifloris, foliis lanceolatis, capreolis simplicibus *Hall.* Common yellow Vetchling, or everlasting Tare *Hamb.* Diese in der kriechenden Wurzel fortdauernde Art wächst in ganz Europa, auf mancherley Grunde, auf Wiesen, Feldern, um Wälder und in Hecken, und blüht häufig im Sommer. Die schwachen viereckigen Stängel treiben bis 6 F. hoch; die Blattansätze sind groß, völlig ganz, und spontonförmig; die beyden Blättchen sind lanzenförmig, und die Gäbelchen gemeiniglich einfach, ohne Zweige, doch zuweilen in kleinere gespalten. Alle Kelcheinschnitte endigen sich gleichsam mit einer Granne; der unterste ist der längste und schmählste. Die glänzend-gelben, wohlriechenden Blumen zeigen sich vom May bis in den August.

Die

Die Blumenstiele sind viereckig. Die Blumen werden von den Bienen häufig besucht.

So schön auch diese Pflanze blüht, so pflegt sie doch selten in Gärten aufgenommen zu werden, weil sie nicht nur unter Hecken und Büschen sehr häufig anzutreffen ist, sondern sich auch, wegen ihrer sehr weit auslaufenden und tief eindringenden Wurzeln, sehr schwer wieder ausrotten läßt. Das ganze Kraut mit seinem Stiele ist so beschaffen, daß das Vieh alles genießen kann. Alle Arten von Vieh fressen es überaus gern, und es giebt auch, wie die übrigen Lathyrus-Arten und Wicken, sowohl grün als dürre, ein gesundes Futter für dasselbe ab. Der Same reifet etwas spät; daher geschieht es, daß dieses Gewächs doch nicht recht häufig gefunden wird; denn da der Same unreif abgehauen wird, kann es sich nicht selbst aussäen. Es muß daher ein guter Haus- und Land-Wirth den Samen dieses schönen Gewächses zur Reife kommen lassen, und denselben auf trocknen Wiesen, im Frühlinge, entweder in die frischen Maulwurf-Hügel, oder in die nach vorhergegangenem Thauwetter lockere Erde, einen halben Finger tief, stecken.

17. Der schmahle zweyblätterige Lathyrus mit geflügelten Stängeln, wilde Erve, wilde Platterbse, Wald-Richer, Lathyrus sylueſtris maior *C. B.* Lath. maior, flore rubente & albido minori, dumetorum siue germanicus *J. B.* Lath. sylvaticus *Rivin.* Lath. sylueſtris *Besl.* Lath. sylueſtris anguſtifolius *J. Camer. Cluſ.* Lath. anguſtifolius alter *Tourn.* Lathyrus sylueſtris, pedunculis multiſloris, cirrhis diphyllis, foliolis enſiformibus, internodiis membranaceis *Linn.* Lathyrus caule alato, foliis geminis enſiformibus, s. Lathyrus foliis binatis elliptico-lanceolatis, floribus racemoſis *Hall.* Narrow-leaved everlasting Pea *Hanb.* wächst

wächst in ganz Europa um Wälder, Hügel und Weinberge, an leimigen, trocknen Orten, unter Hecken und Dornsträuchern, und geht mit seiner dauernden Wurzel sehr tief. Der geflügelte Stängel verbreitet sich in viele aufsteigende Zweige. Die Blätter sind schmahl und lanzettförmig; die Gäbelchen äslig; die Blattansätze klein, schmahl und spitzig; die Blumen röthlich purpurroth, die Flügel aber und das Schiffchen heller von Farbe, und bey einigen Abänderungen weiß; im Jul. Aug. und September. Der Same wird im Sept. und Oct. reif. Dieser Lathyrus soll den Schafen schädlich seyn; auch die Bienen achten ihn weniger, als andere Arten. Diese Art unterscheidet sich von der folgenden vorzüglich durch die wenigen und kleinen Blumen, und schmählern Blätter. Sie würde gewiß sehr geachtet werden, wenn nicht die folgende vorhanden wäre, welche einen großen Vorzug vor ihr hat. Da die Stängel 8 und mehr Fuß hoch steigen, so taugt sie sehr gut zu Laub-Hütten. Wenn man sie in die Gärten aufnimmt, so pflegt man ihr in der Nähe eines Strauches oder Baumes eine Stelle zu geben, an welchen sie hinauf klettern kann, und über welche sie sich empor hebt, und mit ihren gut aussehenden Blumen ein ziemlich gutes Ansehen macht. Scheuchzer rechnet sie, wie die beyden vorhergehenden, No. 15 und 16, unter die eßbaren Hülsen-Früchte.

18. Der breite zweyblätterige Lathyrus mit geflügelten Stängeln, große breitblätterige wilde Platterbse, Bouquet- oder Winter-Wicke, in England immerwährende Erbse genannt, Lathyrus maior latifolius, flore purpureo speciosior *J. B.* Lath. sylvestris latifolius *J. Camer.* Lath. sylvestris maior s. purpureus *Thal.* Lath. latifolius *Lob.* Lath. maior latifolius *Raj.* Lath. Narbonensis *Rivin.* Lath. Narbonensis, latiore folio *Bess.* Lathy-

thyrus latifolius, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis, foliolis lanceolatis, internodiis membranaceis *Linn.* Lathyrus caulibus alatis, foliis ouato-lanceolatis rigidis, scapis multifloris *Hall.* Broad-leaved everlasting Pea *Hamb.* wächst in ganz Europa, in Hecken, an Zäunen, und unter dem Getreide. Die dauernde Wurzel geht sehr tief in die Erde, und treibt viele dicke, ästige, 6 bis 8 F. hoch steigende, geflügelte Stängel. Die Blattansätze sind eyförmig zugespitzt; die beyden Blättchen groß, breit, lang und stumpf, die obern aber schmahl und lanzettförmig. Die Blumen sind zahlreich, auf langen, vielblumigen Stielen, groß, röthlich oder purpurroth, wohlriechend, blühen sehr reichlich vom Jun. bis in den Oct., und bisweilen bis in den November, und geben eine Menge Samen; sie scheinen aber den Bienen nicht sonderlich angenehm zu seyn. Von der Cultur dieser Art in Gärten, werde ich hernach sprechen.

19. Der Lathyrus mit zerschiedenen Blättern, die westgothische oder narbonnische Platterbse, Lathyrus maior sylueſtris alter *C. B.* Lath. maior Narbonensis anguſtifolius, ſ. Lath. ſylueſtris maior anguſtifolius *J. B.* Lathyrus anguſtifolius *Park.* Lath. pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis, foliolis gramineis trinerviis, internodiis membranaceis *Sauvag.* Lathyrus heterophyllus, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis tetraphyllisque, foliolis lanceolatis, internodiis membranaceis *Linn.* Lathyrus caulibus alatis, foliis binis et quaternis lanceolatis, ſcapis multifloris *Hall.* Narbonne Chickling-Vetch *Hamb.* wächst in Europa, am Fuße der Gebirge. Die bleibende kriechende Wurzel treibt viele Stängel, welche bis 6 F. hoch steigen, und zwischen den Gelenken mit einer Haut versehen sind. Die Gabeln sind zwey- und vierblätterig; die Blättchen lanzettförmig. Die kleinen Blumen zeigen sich im

Jun.

Jun. und Jul., haben blasse Fähnchen, und blaue Seitenblättchen und Schiffchen. Der Same wird im Herbste reif.

20. Der vielblätterige Lathyrus mit lanzettförmigen Blattansätzen, die Sumpf-Platterbse, Bruch-Wicke, Wasser-Wicke, Lathyrus peregrinus, foliis viciae, flore subcaeruleo, pallideve purpurascente *C. B.* Lath. palustris, flore orobi nemorensis verni *Rupp.* Lathyrus palustris, pedunculis multifloris, cirrhis polyphyllis, stipulis lanceolatis *Linn.* Lathyrus foliis senis, floribus racemosis *Hall.* Marsh-Chickling-Vetch *Hamb.* wächst im nördlichen Europa, auf sumpfigen Wiesen wild. Die ausdauernde Wurzel treibt schwache, aber aufgerichtete, ungefähr 2 F. hohe, geflügelte Stängel. Gemeiniglich besteht jedes Blatt aus 6 lanzettförmigen und gleichsam mit einer Granne geendigten Blättchen, nach Art der gefiederten; das Gäbelchen ist ästig. Im Sommer erscheinen die wohlriechenden, purpurfarbenen oder blaurothen Blumen, welche den Bienen sehr angenehm sind. Bey dem kleinen Kelche sind die 3 obern Einschnitte dreyeckig und kurz, die beyden untern länger.

21. Der erbsenartige oder sibirische Lathyrus, Lathyrus pisiformis, pedunculis multifloris, cirrhis polyphyllis, stipulis ouatis, basi acutis *Linn.* Lathyrus pedunculis multifloris, foliis ouatis, stipulis maximis *Hall.* Siberian Chickling-Vetch *Hamb.* kommt aus Sibirien, und wächst viele Jahre aus Einer Wurzel in zahlreiche hohe Stängel auf. Die Stängel haben eine spitzige Ecke; die Gabeln haben oft 6 eyrund-längliche und spitzige Blättchen; die Blattansätze sind breiter als die Blättchen, eyrund, an ihrer Grundlinie scharf zugespitzt, und kaum winkelig; die Blumenstiele sind so lang als die Blätter, und haben viele Blumen; die Blumen haben purpur

roth-geaderte und weißliche Flügelblättchen und Fähnchen, dieses ist klein, das Schiffchen aber wie bey der Erbse; ihr Griffel hat oben nach der Länge einen Bart. Die Hülsen sind den Schoten der Garten-Erbse sehr ähnlich. Er giebt ein sehr gutes Futter. Der Same bleibt 2 Jahr in der Erde liegen, ehe er aufgeht.

Die drey Arten, No. 10, 13 und 18, (der Lathyrus odoratus, tingitanus, und latifolius,) verdienen als Blumen-Pflanzen in Gärten unterhalten zu werden. Die vorzüglichste unter ihnen ist zwar die dritte, weil sie perennirend ist, und lange blühet; doch blühen die beyden ersten einjährigen auch sehr verzierend, und sind vermittelst 3 oder 4 wiederhohlter Aussaaten den ganzen Sommer und Herbst in Flor zu haben. Sie kommen alle in jedem Boden fort, und schicken sich zur Verzierung aller und jeder Abtheilungen der Lust-Gärten; müssen aber, weil sie vermittelst ihrer Ga-beln an Stäben, Büschen, Bäumen ꝛc. hinauf klettern, mit einer Unterstützung versehen werden, an welcher sie sich hinauf ranken können. Man pflanze sie also auf den Rabatten trippelweise umher, und setze bezweigte Reiser, dergleichen man bey die Erbsen steckt, neben dieselben; sie klettern dann an denselben hinauf, und blühen den ganzen Sommer und Herbst sehr schön. Die perennirende Art macht auch an Lauben, Bäumen, Mauern ꝛc. einen sehr vortrefflichen Effect. Sie lassen sich nicht recht gut verpflanzen, und müssen also trippelweise sogleich an Ort und Stelle gesäet werden, jede Art und Sorte besonders, auf jeden Trippel 5 bis 6 Samen, etwa 1 Zoll tief, und jeder Trippel, sobald die Pflanzen einige Zolle hoch sind, mit einem ihrer Höhe angemessenen bezweigten Reise versehen, und nachher nur von Unkraute rein gehalten werden. Die eigentliche Zeit der Aussaat ist der Frühling; wenn man aber schon

im Herbste eine Aussaat macht, so kommen die davon entspringenden Pflanzen im folgenden Sommer früher zur Blüthe. Die Pflanzen von der perennirenden Art dauern viele Jahre, und treiben in jedem Frühlinge neue Stängel. Die einjährigen Arten aber müssen jährlich neu aus Samen gezogen werden, und zwar, um sie vom Anfange des Sommers, bis zum Ende des Herbstes, und bis der Frost der Flor Einhalt thut, in der Flor zu haben, vermittelst 3 oder 4 auf einander folgender Aussaaten, deren die erste im Nov. und Dec., oder sehr zeitig im Frühlinge, die andere im März oder April, die dritte im May ꝛc. gemacht werden kann. Die perennirende Art kann auch im Herbste, Winter und Frühlinge, verpflanzet werden; solche versetzte Pflanzen pflegen sich aber selten so gut zu arten, als unverrückt stehen gebliebene Pflanzen.

Alle einjährige Arten, als: No. 1 bis 9, und No. 11, können im Frühlinge gesäet werden. Wenn man aber den Samen, oder wenigstens einen Theil desselben, schon im Herbste säet, so blühen sie im folgenden Sommer früher, und geben gewisser reifen Samen.

Die perennirenden Arten, als: No. 12, 15, 16, 17, 19, 20 und 21, lassen sich (ausser No. 15, Lathyrus tuberosus, der sich durch seine Knollen ausserordentlich stark vermehrt,) am besten aus Samen ziehen, welcher im Herbste und Frühlinge gesäet werden kann, und müssen, sobald ihre Stängel in die Höhe zu gehen beginnen, mit schicklichen Unterstützungen versehen werden. No. 17, Lathyrus sylueſtris kann, wie No. 18, Lathyrus latifolius, an Lauben oder Bäume gepflanzet werden, an denen er einen sehr guten Effect macht. Von den übrigen Arten sind einige wenige Pflanzen hinreichend, weil

sie hauptsächlich nur zur Vermehrung der Mannigfaltigkeit dienen.

Latier-Baum, Stand-Baum, in Pferde-Ställen; s. Th. LVII. S. 445.

Latiner, Latini, Latium: s. Lateiner, oben, S. 263.

Latione, ein chinesisches Fahrzeug mit 8 Bänken auf jeder Seite, und 6 Rudern darauf; ist ein Raub-Schiff der Gegenden in Indien.

Latium, s. Lateiner.

Latomia, s. Stein-Bruch.

Latrocinium, s. Straßen-Raub.

Latrare, *Latratus*; s. Blaffen, im V Th., S. 544.

Latschen, (mit einem langen a) ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte haben, welches nur in den niedrigen Sprech-Arten üblich ist, diejenige Art des Ganges zu bezeichnen, da man entweder aus einem Fehler an den Füßen, oder aus Nachlässigkeit, die Füße im Gehen nicht aufhebt, sondern mit denselben auf dem Boden hinstreicht. Daher man weite ausgetretene Schuhe oder Pantoffeln, welche nicht fest an den Füßen sitzen, und daher keine andere Art des Ganges verstatten, gleichfalls Latschen, im Singulari die Latsche, zu nennen pflegt. An andern Orten nennt man sie Schlarfen. Ein Latscher, welcher einen latschigen Gang hat. Figürlich, doch gleichfalls nur in den niedrigen Sprech-Arten, wird es oft für gehen überhaupt gebraucht. Auslatschen, spazieren gehen, imgl. extra gehen, zu andern Weibern gehen. Die Schuhe nieder latschen, nieder treten. Die Schuhe ablatschen, ablaufen, u. s. f. Im Rothwälschen wird der Hase Latschfuß genannt.

Es scheint ein Onomatopöitikon zu seyn, welches, so wie das ähnliche schlarfen, den eigenthümlichen Schall eines solchen Ganges nachahmet.

Latte. 1. Eine Stange, doch nur noch in einigen Fällen. So werden im Forstwesen, junge schlank und gerade aufgeschossene Bäume sowohl Latten, als Stangen, genannt. Sommer-Latten, sind besonders solche junge zarte Weiden vom ersten Wachse. Ja, in einigen Gegenden pflegt man wohl ein jedes Reis, einen jungen Zweig an einem Baume, eine Lade, Latte oder Lachte zu nennen. Im Wallisischen ist Llath eine jede Stange.

2. Am häufigsten ist Latte (*), L. Cantherius, Tigillum, Tignum, Tignus; Fr. Late, oder Latte, eine lange, dünne, gemeiniglich viereckige Stange, dergleichen die z. B. sind, woraus manche Arten von Geländer verfertiget werden, insonderheit aber diejenigen, welche, der Quere nach, über die Sparren eines Daches genagelt werden, um die Dach-Steine, Schindeln, oder von Stroh oder Rohr gemachten Schöbe, womit man das Gebäude bedecken will, darauf zu befestigen.

Man hat dreyerley Arten: 1. Schob-Latten, welche aus ganzen geraden Stangen bestehen, und etwas weiter von einander, als die Ziegel-Latten, auf die Sparren gelegt werden. 2. Gerissene oder gespaltene Latten, welche aus jungen langen Fichten-Stämmen gerissen oder gespalten, und bisweilen wohl sauber beschlagen werden. Beyde Arten heißen

Mm 2 auch

(*) Im Niederf. gleichfalls Latte, im Dän. Lägte, im Schwed. Lackte, im Engl. Lath, im Franz. Late, oder Latte, im Finnländ. Laita, im Böhm. Lat und Latka, im Pohln. Lata, im Ital. Latta, im mittlern Lat. Lata. Es läßt sich mit fast gleichem Rechte zu mehrern Stamm-Wörtern rechnen, indem Geländer, Niederf. Land, glatt, Wendisch latki, das alte lidon, schneiden, lang und schlank, Leiste und Latze, und noch andere mehr, Anspruch darauf machen können. Da man Spuren hat, daß auch Breter in einigen Sprachen und Mund-Arten -atten genannt werden, so können auch Blatt, Platte und Laden, mit in Betrachtung kommen.

auch Wald-Latten, weil man sie gleich, wie sie aus dem Walde kommen, nur daß die Schale davon abgemacht wird, gebrauchen kann. Ein Arbeiter, welcher Latten im Walde hauet oder reisset, wird ein Latten-Hauer oder Latten-Reisser genannt. Durch dieses Lattenreissen wird viel Holz verwüstet, daher man es nur an solchen Orten gestatten darf, wo das Holz zu dick steht, und man demselben, zu bessern Wachsthum Luft machen muß. 3. Geschnittene Latten, werden entweder 6 bis 9 Ellen lang, ungefähr 3 bis 4 Z. breit, und $\frac{5}{4}$ Z. dick, aus starken Latten-Klötzern oder Blöcken, auf Schneide-Mühlen, oder auch vermittelst Hand- und Lang-Sägen, durch Kreuz-Schnitte gemacht. Daher nennt man Latten-Holz nicht nur das junge Holz zu den Schob- und gerissenen Latten, sondern auch das starke Stamm-Holz, woraus Latten geschnitten werden sollen. Dergleichen Holz, muß im Januar, wenn das Holz den wenigsten Saft hat, gefället werden, aber nicht bey vollem Safte des Holzes, weil es sonst leicht wurmstichig wird.

Im Preußischen sind Latten-Stämme die fünfte Art Bau-Holz; sie werden gespalten, und quer über die Sparren zur Befestigung des Dach-Rohres oder Strohes genagelt. 12 runde Latt-Stämme geben 1 Klafter Brenn-Holz. Ihre Länge ist 24 Fuß; die Dicke, 3 Zoll.

Die von Stangen gerissenen Latten gehören zu Gebäuden, welche mit Schilf oder Stroh gedeckt werden sollen. Diese kann ein Land-Wirth aus seinem eigenen Gehölze nehmen und zurichten, um für die geringsten Kosten ein Dach zu erhalten. Für Stroh- und Schilf-Dächer, desgleichen Weller-Dächer auf den unverbrennlichen Lehm-Häusern, sind gerissene oder gespaltene Latten gut genug; sie sind von mehrerer Dauer, als die geschnittenen, sie dürfen auch

nur

nur mit hölzernen Nägeln aufgenagelt werden, da es bey vorerwähnten Dächern auf eine so gar feine Paßung nicht ankommt. Geschnittene Latten zu Ziegel-Dächern müssen von einem guten, geraden, gesunden und kernigen Stamme, der nicht wasserroth und ästig ist, geschnitten werden. Ist der Stamm nicht gesund, oder wasserroth, so wird die Latte, wenn sie unter den Ziegeln austrocknet, morsch, biegt sich unter der Last der Ziegel, und verursachet muldige Dächer. Ueberhaupt müssen auch die Latten vor dem Gebrauche vollkommen ausgetrocknet seyn, denn sonst werfen sie sich, zumahl wenn der Stamm, aus welchem sie geschnitten sind, etwa wind- oder sonnen-schief gewachsen gewesen ist, drehen auch wohl gar die Nägel weg, und geben zu allerley übeln Folgen Gelegenheit. Latten, die zu viel Aeste, und noch dazu lose Aeste, haben, brechen, von der Last der Ziegel, bey den losen Aesten entzwey. Die waldkantigen und krummen sollte man ganz und gar ausschießen; denn die waldkantigen sind, weil es bloß Splint ist, schon schwach, die Waldkante schwächt aber noch mehr; die krummen verhindern den guten Verband der Dach-Steine, und verursachen ein fehlerhaftes Dach. Die Berechnung der Latten bey einem Dache, findet man im VIII Th., S. 528, fgg. Die dreykantigen Hölzer, welche, mit den Sparren eines Daches parallel, unter den ordentlichen Latten eingeschlagen werden, und diese unter einem rechten Winkel durchschneiden, nennt der Zimmermann Gegen-Latten, Fr. Contre-latte. Sie verhüten, daß die Latten sich unter der Last der Ziegel oder Schiefern nicht biegen. Eine gerissene oder gespaltene Gegen-Latte, zu Ziegel-Dächern, Fr. Contre-latte de fente. Eine gesägte Gegen-Latte, zu Schiefer-Dächern, Fr. Contre-latte de sciage. Der Gegen-Latter, Fr. Contre-lattoir, ist ein eisernes, mit einem gebo-

genen Schnabel und mit einem Quer-Riegel verseh-nes Instrument, dessen man sich bedient, um eine Latte auf die Gegen-Latte nageln zu können. Der Schnabel wird unter die Gegen-Latte gesetzt, und diese wird durch den Quer-Riegel an die ordentliche Latte gedrückt.

Anzeige, wie zu geschnittenen Latten viel wohlfeiler, als zu gerissenen, zu kommen sey (*).

An statt 11 Mandel zehnelliger gerissener Latten, sind 4 Schock sechsellige geschnittene nöthig. Zu diesen 4 Schock werden 48 Herren-Breter erfordert; denn ein solches Bret giebt 5 Latten. Diese 48 Herren-Breter kosten hier auf der Stelle, das Schock zu 8 Rthlr. gerechnet	6 Rthlr. 9 Gr. 8 Pf.
Die daraus gewordene 4 Schock Latten mit dem Trenn-Hobel zu trennen, kosten an Tage-Lohn auf 4 Tage zwey Zimmerleuten, jedem 6 Gr. 4 Pf.	2 Rthlr. 2 Gr. 8 Pf.
und also an Holz und Arbeit	8 Rthlr. 12 Gr. 4 Pf.

Dagegen wird für die erforderlichen 11 Mandel gerissener Latten, à Schock 5 Rthlr. verlanget 13 Rthlr. 18 Gr.

Fuhrlohn, solche 3 Meilen herzuhohlen 2 Rthlr. — Gr.

Summa 15 Rthlr. 18 Gr.

Demnach sind die mit dem Hobel getrennten Latten um 7 Rthlr. 5 Gr. 8 Pf. wohlfeiler, als die gerissenen Latten, zu geschweigen, daß erstere lextern, da von diesen am Ende wegen der Schwäche, von jenen aber gar nichts abgeht, weit vorzuziehen, und mit den geschnittenen, weil die Ziegel eben so glatt und dicht darauf liegen, von gleicher Güte sind. Mit der Säge hätten in Einem Tage nicht so viele, als mit dem Trenn-Hobel, gefertiget werden können; so wären auch, da mit der Säge nicht ein so gleicher Zug, als mit dem Hobel, gehalten werden kann, etliche Breter mehr darauf gegangen. Doch müssen

(*) In No. 30 des leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 271.

sen die Breter rein seyn, maßen die ästigen zu Latten nicht viel taugen, außerdem auch mit dem Hobel nicht füglich tractiret werden können. Kieferne und fichtene Breter lassen sich geschwinder trennen, als tannene.

Daher das Zeit-Wort latten, mit Latten versehen oder belegen, im g. L. Ein Dach latten, die Dach-Latten auf die Sparren nageln, wofür auch belatten üblich ist. Daher die Lattung und Belattung.

Verlatten, mit Latten einschließen; ingl. mit Latten bekleiden, versehen. So auch die Verlattung.

* * *

Mit der Latte laufen, oder mit der Stange laufen, sagt man im g. L., von einem possierlich windigen Menschen, welcher seine Handlungen nicht nach der Vorschrift der Vernunft einrichtet.

Latte, (Gegen-) s. oben, S. 549, f.
— — (gerissene) s. oben, S. 547.
— — (geschnittene) s. oben, S. 548.
— — (gespaltene) s. oben, S. 547.
— — (Hebe-) s. Heb-Arm, im XXII Th., S. 559.
— — (Lachter-) s. Th. LVIII, S. 334.
— — (Lauf-) s. unter Lauf.
— — (Scheer-) s. in S.
— — (Schob-) s. oben, S. 547.
— — (Sommer-) s. im XIV Th., S. 572.
— — (Stroh-) s. in S.
— — (Wald-) s. oben, S. 548.

Latten-Fischerey, in einigen Gegenden, die Art und Weise mit der Angel zu fischen, die Angel-Fischerey oder Ruthen-Fischerey, von Latte, eine Stange oder Ruthe.

Latten-Hammer, der Mäurer; s. Th. XXI, S. 336.

Latten-Hauer, s. oben, S. 548.

Latten-Holz, s. *Bois taillis*, im VI Th., S. 184, und oben, S. 548.

Latten-Nagel, oder **Latt-Nagel**, eine Art großer, fast vierzolliger eiserner Nägel, die Dach-Latten damit auf die Sparren zu nageln. Siehe **Nagel**.

Latten-Reisser, s. oben, S. 548.

Latten-Salve, in der Feuerwerkerey. Bey einem Feuerwerke auf dem Lande, pflegt man mit Latten-Salven und Kanonen-Schlägen, als mit einem Signal, den Anfang und das Ende desselben zu machen. Bey der **Latten-Salve**, Fig. 3948, denkt man zuerst auf die dazu nöthigen Schläge, und nimmt daher eine oder mehr acht- oder sechzehn-löthige Hülsen, würget sie am Gewölbe dicht zu, schlägt in dieselben etwas Papier, schüttet darauf zu 4 Kaliber Pulver, stopft dasselbe, doch ohne es zu zerknirschen, mit dem Setzer fest, bringt auf dasselbe abermahl Papier hinein, würget und bildet die Hülse hier zu, legt einen Kaliber von hier an die Schnur um die Hülse, würget sie wieder, durchschneidet sie zwischen diesen zwey Oertern, da sie abgewürget und zugebunden worden, füllet, wie vorher, das leere Stück, zu 4 Kaliber mit Pulver, vermacht es, schneidet beyde Enden spizig zu, und fährt mit dieser Arbeit so lange fort, bis man die zu der Salve erforderten Schläge fertig hat. Nach diesem lässet man aus einer tannenen Diele nach der Breite der Schläge eine Latte schneiden, von 4 zu 4 Zoll nach der Rundung der Schläge zwerch hindurch Hohlkehlen darein stoßen, die andere Seite der Latte nach der ganzen Länge genau in der Mitte mit einer Krinne versehen, und von der Mitte der kurzen Hohlkehle bis zu derselben, Löcher bohren. Endlich legt man die Schläge, nachdem man zuvor in ihre Löcher Federspulen, die mit Mehlpulver gefüllet worden, gestecket, auf die Hohlkehlen, leimet sie darauf, versieht die Note auf der andern Seite ganz hindurch

mit einem Ludel, legt an das Ende derselben ein Stück eines Branders zum Anzünden, leimt über die Note Papier und überkittet das ganze Stück. Weil die mit Mehlpulver gefüllte Spulen mit dem Ludel Gewein schaft haben, und dieses geschwinde fort brennt, so müssen auch die Schläge gleich auf einander folgen.

J. C. Stövesandt Anweisung zur Feuerwerkerey, (Lpz. 1757, 4.) S. 44.

Latten-Spieker, eine Art viereckiger spitziger Nägel mit kleinen Köpfen, zu den Fuß-Böden; vermuthlich so fern Latte ehedem auch ein Bret bedeutete. Siehe Nagel und Spieker.

Latten-Stämme, s. oben, S. 548.

Latten-Strauch, Aegiphila *Linn.* eine Pflanze, welche Jacquin auf der Insel Martinique gefunden, und zuerst beschrieben hat. Die einfachen Blätter sind gestielt, und stehen einander gegenüber; die Blumensträuße treiben sowohl aus dem Winkel der Blätter, als den Enden der Zweige, hervor. Der kleine, einblätterige Kelch ist mit 4 Zähnen besetzt; des Blumenblattes dünne, walzenförmige aufgerichtete Röhre verbreitet sich in 4 Lappen, enthält 4 Staubfäden und einen gespaltenen Griffel. Die Frucht ist eine rundliche, einfächerige Beere, und enthält 4 Samen.

Latten-Werk, ein aus Latten zusammen genageltes Werk. Besonders werden die aus schmahlen, gehobelten, und kreuzweise über einander genagelten, und, um besserer Dauer willen, mit Oehl-Farbe überstrichenen, Latten verfertigten Wände, Lauben, Portale, Bogen-Gänge, Berceaux, Lust-Häuschen, u. s. f. in den Gärten, Latten-Werk, Gitter- und Bogen-Werk, Nagel-Werk, Fr. Treillage, Treillisage, genannt. Siehe im XVIII Th., S. 560, fgg. und die dazu gehörigen Fig. 960 [a]) bis 960 [e]).

Lattich, ist nicht nur die Benennung des zahmen oder Garten-Salates, welcher nach dem Lateinischen La-

Luca, auch wohl Lactuk, und in einigen niedersächs. Gegenden Lätsche genannt wird (*), sondern auch bey den meisten Schriftstellern, eine Gattung Pflanzen mit verwachsenen Staubbeuteln, und lauter fruchtbaren Zwittern. Der gemeinschaftliche Kelch ist fast walzenförmig, und aus vielen spitzigen, nach Art der Dachziegel über einander gelegten, Schuppen zusammengesetzt. Alle Blümchen sind einander ähnlich, nähmlich einblätterige, zungenförmige, abgestutzte, vier- oder fünffach eingekerbte Zwitterblümchen, deren jedes seinen walzenförmigen Staubbeutel, und einen Griffel mit zwey rückwärts gebogenen Staubwegen, hat. Auf jedes folgt ein kleiner, eyförmig zugespitzter plattgedrückter, glatter und mit einer gestielten Haarkrone besetzter Same. Diese alle sind von dem mehr zusammengezogenen und daher eyförmigen Kelche umgeben, und sitzen auf dem nackenden Blumenbette. Linné hat folgende 7 Arten.

1. Heide-Lattich mit blauen Blumen, Berg-Salat, ausdauernder blauer Salat, Chondrilla caerulea *C. B.* Lactuca perennis, humilior, flore caeruleo *Tourn.* Lactuca perennis purpuro-caerulea laciniata anguſtifolia *Morif.* Lactuca ſylueſtris ma-

ior

(*) Da der Salat vorzüglich breite Blätter hat, so vermuthet Hr. Rath Adelung, daß diese breite Beschaffenheit der Blätter zu seiner Benennung Anlaß gegeben habe, und daß das Wort Lattich mit latus, Blatt und platt Eines Geschlechtes sey, indem die Sylbe — ich, wie in Wegerich, Wüterich, Rehrich, Feilig, u. a. m. ein Ding, ein Subject bedeutet, und die Lateiner durch Einschiebung des Gaumen-Lautes ihr Lactuca aus eben dieser Quelle haben. Allein, mit mehrerer Wahrscheinlichkeit hat der Salat den lateinischen Nahmen Lactuca, (woraus das deutsche Lattich entstanden ist,) wohl von Lac, Milch, bekommen, denn wo ein Blatt oder Stängel vom Lattich abgebrochen wird, da dringt sogleich ein milchweißer Saft hervor, welcher aber gar bald eine gelbe Farbe annimmt, und am Geschmacke bitter befunden wird; Fr. Laitue, oder Laicue; Ital. Latruca; Engl. Lettice, Lettuce; Böhm. Locyka; Holl. Lattouwe; Dän. Laktyge.

ior flore caeruleo *Herm.* Lactuca perennis, foliis linearibus dentato-pinnatis, laciniis ſurſum dentatis *Linn.* Lactuca foliis glabris pinnatis, caule brachiato, ſ. Lactuca foliis glaucis non ſpinoſis pinnatis, pinnis longis, ſaepe dentatis *Hall.* wächſt in Frankreich, Deutſchland und in der Schweiz, an rauhen unfruchtbaren Orten, in wüſten Fichten-Heiden und mitten in dem Heide-Kraute; hat eine ausdauernde Wurzel, und treibt einen Stängel, welcher 3 Fuß Höhe erreicht, und ſich in viele, oberwärts faſt nackende Zweige verbreitet. Die Blätter ſind glatt, bläulich angelaufen, faſt durchaus von gleicher Breite, und nach Art der gefiederten in viele größere, oder kleinere, ſpitzige und oberwärts ausgezahnte Lappen zerſchnitten. An den blühenden Zweigen ſtehen ganz kleine Schuppen. Die im Jun. und Jul. ſich zeigenden Blumen ſind groß, meiſtens blau, manchmahl weiß oder fleiſchroth, und ſtehen auf langen Stielen. Auch der Stiel der Haarkrone iſt lang. Aus den Blumen ſammeln die Bienen Stoff zu Wachs und Honig.

2. Canadiſcher Lattich, deſſen Blätter zerſchliſſen und ſchwertförmig ſind, feſt aufſitzen, und einen ſcharfen und ſtacheligen Rücken haben, Lactuca canadenſis altiſſima anguſtifolia, flore pallide luteo *Tourn.* Lactuca canadenſis foliis laciniato-enſiformibus ſeſſilibus, carina aculeatis *Linn.* kommt aus Canada, und unterſcheidet ſich von dem zahmen Lattich durch ſeinen viel höhern Stängel, durch ſeine viermahl längere und ſchmälere Blätter, und durch ſeine zuſammengeſetzte lange Blumentraube an dem Gipfel und Stängel der Aeſte.

3. Eichenblätteriger Lattich, glatter Salat mit Eichblättern, Lactuca foliis quernis *Raj.* Lactuca quercina, foliis runcinatis denticulatis acutis, ſubtus laeuibus, caule glabro *Linn.* ſoll von der Inſel Carolina im baltiſchen Meere abſtammen. Die

Wur-

Wurzel ist jährig und nicht beständig; nirgends zeigt sich etwas Stacheliges. Der Stängel wird ungefähr 2 F. hoch, und ist dicht mit Blättern besetzt; diese sind zart und weich, der Länge nach unter stumpfen Winkeln in ungleiche Lappen zerschnitten; öfters sieht man 3 Hauptlappen, deren jeder gleichsam ein Blatt ausmacht und in kleinere abgetheilt ist, dadurch erhält die Pflanze ein besonderes Ansehen; und da solche eben sowohl, als der zahme Lattich, zum Essen taugt, verdient sie einige Achtung.

4. Weidenblätteriger Lattich, stacheliger Salat mit Weidenblättern, Lactuca sylvestris altera, angusto saligno folio, costa albicante *Rupp.* Lactuca sylvestris altissima, foliis inferioribus dentatis, superioribus acuminatis integris, s. Lactuca sylvestris laciniata minima nondum descripta *Raj.* Lactuca sylvestris, angusto laciniato folio *Magnol.* Lactuca sylvestris annua, costa spinosa, folio angustissimo glauco *Morif.* Lactuca foliis imis pinnatifidis, ceteris ensiformibus basi hastatis, inferioribus dentatis *Sauvag.* Lactuca foliis radicalibus linearibus dentato-pinnatis, laciniis sursum dentatis, caulinis alato-lanceolatis, floralibus linearibus sessilibus *Guett.* Lactuca saligna, foliis hastato-linearibus sessilibus, carina aculeatis *Linn.* Lactuca foliis glaucis perangustis ad terram rariter dentatis, ad caulem linearibus, s. Lactuca foliis imis semipinnatis, superioribus amplexicaulibus hamatis nervis spinosis *Hall.* In der Hallerischen Ausgabe von *Ruppii* Flora Jenensi, findet man hiervon eine schöne Abbildung. Sonst ist diese jährige Pflanze in Deutschland selten. Sie ist fast durchaus bläulich angelaufen oder eisengrau, der Stängel aber und dessen Zweige, auch die Blattrippe, sind weißlich. Der Stängel ist ungefähr 2 F. hoch, und von unten bis oben mit Zweigen und Blättern besetzt. Die untern Blätter sind, der

Lan-

Länge nach und fast bis zur Hälfte, wechselweise in Lappen zerschnitten, und der Nerv entweder durchaus oder nur am untern Theile mit Stacheln besetzt, zuweilen fehlen diese ganz. Die obern Blätter umgeben den Stängel und die Zweige mit ihren vorragenden Lappen, und sind daher spontonförmig, völlig ganz und spitzig. Bey diesen ist der Nerv gleichfalls stachelig. Die Blumen sind ährenweise gestellt, klein und blaß, und zeigen sich im Herbste.

5. Acker- oder Feld-Lattich, stacheliger oder wilder Lattich, Acker-Salat, Feld-Salat, wilder Salat, Schafmäuler, im Niederf. Feldkropp, Lactuca sylvestris, costa spinosa *C. B.* Lactuca sylvestris, f. Endiuia multis dicta, folio runcinato dorso spinoso *J. B.* Lactuca sylvestris prior *Trag.* Lactuca agrestis *Cord.* Lactuca sylvestris scariola *Cæsalp.* Lactuca sylvestris laciniata *Morif.* Lactuca sylvestris vera *Dalechamp.* Lactuca Scariola, foliis verticalibus, carina aculeatis *Linn.* Lactuca foliis semipinnatis, costa spinosa, f. Lactuca foliis semipinnatis, nervo spinoso *Hall.* wächst im mittägigen Europa und in der Schweiz, und ist jährig. Der Stängel erreicht über 3 F. Höhe, ist stachelig, und in viele Zweige verbreitet. Die Blätter umfassen diese, haben hinterwärts vorragende Lappen, sind, nach Art der gefiederten, bis zur Hälfte in ausgezahnte Lappen getheilt, und ihr weißer Nerv ist hinterwärts mit Stacheln besetzt. Die obersten Blätter sind lanzettförmig. Der oberste Theil der Zweige und der Kelch sind kleberig anzufühlen, und die Blümchen blaßgelb, auswendig bräunlich. Man findet eine Varietät mit rothgefleckten Blättern. Die Pflanze enthält vielen milchweißen und bittern Saft, welcher beym Austrocknen röthlich und entzündlich wird.

6. Giftiger Lattich, stacheliger Lattich mit eyförmigen ausgebreiteten Blättern, Θρίδαξ ἀγρία

Dioscor

Dioscor. Lactuca agreſtis *Lobel.* Lactuca agreſtis altera *Cord.* Lactuca agreſtis, Scariolae hortenſis folio, lactucae folio. opii odore *Pen.* Lactuca atra *Caeſalp.* Lactuca ſylueſtris anglica, odore opii ſimilis *J. Cumer.* Lactuca ſylueſtris, lato folio, ſucco viroſo *J. B.* Lactuca ſylueſtris maior, odore opii *Raj.* Lactuca ſylueſtris, odore viroſo *C. B.* Lactuca ſylueſtris, opii odore vehementi ſoporifero & viroſo *Morif.* Lactuca viroſa, foliis horizontalibus, carina aculeatis, dentatis *Linn.* Lactuca foliis ouatis patulis, coſta ſpinoſa, ſ. Lactuca foliis ſuperioribus dentatis, coſta ſpinoſa *Hall.* wächſt im ſüdlichen Europa, auch in England, und bey Strasburg und Genf, an Hecken und auf den Mauern, iſt gleichfalls jährig, und von der vorhergehenden Art (Lactuca Scariola *Linn.*) ſchwer zu unterſcheiden (*), daher auch Hr. v. Haller ſolche lieber für eine Varietät derſelben, als eine eigene Art, hat halten wollen. Der Stängel iſt ſtachelig; die Blätter umfaſſen den Stängel mit vorragenden Lappen, und haben einen ſtacheligen Nerven; auch ſind die obern Blätter zuweilen halb gefiedert und ausgezahnt, die untern aber gemeiniglich ganz breit und am Rande ſägeartig ausgezahnt. Dieſe Pflanze hat, wie die vorhergehende, einen bittern, ſcharfen, giftigen milchartigen Saft. Sie unterſcheidet ſich alſo von den übrigen halbblüthigen, und kommt, in Anſehung der giftigen Eigenſchaft, mit denen Pflanzen, wel-

(*) Der Gift-Lattich hat zwar mit dem wilden Lattiche viele Aehnlichkeit, doch unterſcheidet ſich dieſer von jenem dadurch, daß ſeine Blätter dichter am Stiele und nicht wagerecht ſtehen, auch nur auf der Unterfläche des Blattes an der Mittelrippe, nicht aber auf der Oberfläche, mit Dornen beſetzt ſind; überdem ſind ſie ungefleckt, und beynahe in Querſtücke abgetheilt. Es hat auch die ganze Pflanze wohl einen betäubenden und widrigen Geruch, doch bey weitem nicht in dem Grade, wie der Gift-Lattich.

welche einen milchartigen Saft haben, überein. Man hält sie für wirksamer, als die Scariola. Schon die Dämpfe davon nehmen den Kopf ein, und das thut auch die Pflanze, wenn sie genossen wird (*). Die Milch kommt an Geruch und Geschmack mit der Milch des Mohnes überein; daher ist es wahrscheinlich, daß dieses die Art der Lactuke sey, deren Saft man ehedem dem Mohn-Safte beymischte (**), ja, daß das auch noch izt zuweilen geschehe.

Neuerlich hat man behauptet, daß der ausgepreßte Saft den Urin häufig abführe, und in der Wasser-Sucht und in einigen andern Krankheiten nüzlich sey. Collin hat zuerst Versuche damit angestellt (***), und sich, wie er im Buche selbst sagt, der Lactucae Scariolae bedient; auf der Kupfer-Tafel ist aber Lactuca virosa abgebildet, auf welche Haller's ausführlichere Beschreibung derselben völlig paßt. Die Kräuter-Sammler und Apotheker nehmen statt der gistigen Lactuke und des wilden Lattiches, zuweilen die Kohl-Gänsedistel (Sonchus oleraceus *Linn.*) (****), welches nicht geschehen sollte.

Man bedient sich des zum Extract eingedickten Saftes aus dem Kraute. Dieser Saft wird aus der frischen Pflanze kurz vor dem Ausbruche der Blüthen ausgepresset, und, wann er 24 Stunden, und zwar an

(*) *Haller* hist. stirp. helv. S. 757.

(**) *Dioscor.* Mat. med. L. 4, c. 65.

(***) *Henr. Jos. Collin* Lactucae sylvestris contra hydropem vires, s. Observationum circa morbos acutos et chronicos factarum Pars VI. Vienn. 1780, gr. 8. 6 B. n. e. K. T worauf die Pflanze abgebildet ist.

(****) Diese Gänsedistel ist von den oben beschriebenen Lattich-Arten leicht dadurch zu unterscheiden, daß ihr Stängel grün, mehr Kraut-artig, saftig und hohl ist, ihre Blätter an den Mittelrippen keine Stacheln haben, und der ganzen Pflanze der eigene, widrige und ekelhafte Geruch jener Lattich-Arten mangelt.

an einem kühlen Orte, damit er nicht in Gährung gerathe, gestanden hat, abgeneiget. Alsdann läßt man ihn aufkochen, seihet ihn durch, klärt ihn mit Eyweiß ab, und läßt ihn über gelindem Feuer bis auf die Hälfte verkochen. Hierauf wird er abermahl vom Feuer abgesetzt; wann er kalt geworden ist, noch einmahl mit Eyweiß geläutert, und nun bey gelindem Feuer vollends zum Extract inspissirt. Man sieht in diesem Extracte nicht selten Salz-Krystallen schimmern. Der Saft wird deswegen so sorgfältig gereinigt, damit die erdigen Theile, welche die salzigen einhüllen und ihre Wirksamkeit schwächen, abgesondert werden. Wenn er nicht gehörig gereinigt ist, so werden doppelte, ja wohl dreyfache Doses davon erfordert. Die Conserve vom frischen Kraute hat man ganz unwirksam befunden (*). Collin hat im J. 1771 angefangen, Versuche mit dem Extracte zu machen, und aus einer weit größern Anzahl von Erfahrungen 24 Fälle ausgehoben, welche für die Wirksamkeit desselben zeugen. Es löset den zähen klebrigen Schleim auf, welcher die Eingeweide verstopft, verdünnt ihn, und macht, daß er durch den Urin, durch den Schweiß, und, wenn er in den Lungen sitzt, durch den Auswurf ausgeführt werden kann. Es curirt die Gelbsucht, welche aus dieser Ursache bey Wassersüchtigen entsteht, und vertritt zugleich die Stelle der Galle. Vorzüglich wirksam bewies es sich bey der Wassersucht, sie mochte nun von solchen zähen Verstopfungen, oder von Erschlaffung der festen und Auflösung der flüssigen Theile, herrühren. Zuweilen sind 18, 20 bis 30 Gran hinlänglich; und wo die festen Theile erschlafft und die flüssigen aufgelöset sind, da kann man sich auf diese kleineren Doses einschränken; alte Verstopfungen aber erfordern wohl 1, 2, ja 3 Quent. Auch schaden

(*) *Josf. de Plenciz* Act. et Obss. med. p. 107.

den größere Doses nicht, wenn sie gleich Ekel erregen. Wenn das Mittel eine Zeitlang gebraucht ist, treibt es den Urin, erregt auch wohl starke Schweiße; es macht auch gemeiniglich weichen Leib, aber keinen Durchfall. Wenn die Wassersucht gehoben ist, so sind stärkende Mittel selten, wiewohl zuweilen doch, nöthig. Während der Cur muß fleißig getrunken werden.

Es ist nicht zu läugnen, daß die in Wien mit diesem Mittel angestellten Versuche weniger Nachfolger an andern Orten erweckt haben, als bey vielen andern Mitteln geschehen ist, welche von dort aus zuerst gerühmt wurden; wenigstens ist nur von sehr wenigen der Erfolg öffentlich bekannt gemacht worden. Nur einen einzigen Fall führt Plenciz an, in welchem dieses Extract eine schnelle Wirkung äußerte. Der Freyherr von Quarin ist ihm nicht günstig (*); er beklagt sich, daß er es in der Wassersucht ohne Nutzen gegeben habe; und sagt, diejenigen, welche dieses Mittel priesen, hätten ihm, damit es seinen Ruhm nicht verlöre, große Doses von Meerzwiebel-Extract beygemischt; gleichwohl sagt Collin nichts von einer solchen Beymischung.

Man verfährt, wenn man Arzeney-Mittel entweder sehr gelobt oder sehr getadelt findet, am sichersten, wenn man immer nur die Hälfte glaubt; und daß man es auch hier thue, veranlasset *Durande* (**), welcher zwar klagt, daß die Lactuke ihm gegen die Wassersucht nicht geholfen habe, aber sie doch, wegen ihrer

(*) Animadvers. pract. p. 188.

(**) Histoire de la Soc. R. de Med. To. 2, Année 1777 et 1778, p. 297.
Durande von dem Nutzen des Extracts der Lactuca virosa, aus der Histoire etc. übers. st. in der Samml. auserles. Abh. zum Gebr. prakt. Aerzte, 6 B. 1 St. (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 189 — 192.

ihrer schmerzstillenden und eröffnenden Kraft, unter mancherley Umständen sehr heilsam befunden hat; z. B. bey kalten Fiebern, wo ein galliger Reiz auf die Nerven wirkte; bey der Leber-Kolik, und in andern schmerzhaften Zufällen.

7. Glatter Speise-Salat mit rundlichen Blättern, Garten-Salat, Lactuca sativa, foliis rotundis, caule corymboso *Linn.* Das eigentliche Vaterland ist unbekannt, und wegen der vielen Varietäten läßt sich das Eigentliche dieser Art nicht füglich angeben. Die Blätter sind kurz gestielt, dicht an einander gestellt, gemeiniglich rundlich, in der Mitte gefalten, am Rande glatt, ausgeschweift und sägeartig eingekerbet. Die Blüthen stehen in flachen Sträußen. Diese Art Lactuke leidet nicht nur durch den Anbau mancherley Veränderungen, sondern diese liefern auch wieder neue Spiel Arten (Varietäten), welche aber weder genau zu bestimmen, noch dem Nahmen nach gehörig zu unterscheiden sind; daher man sich nicht verwundern darf, wenn die Verzeichnisse, welche man bey den Gärtnern findet, nicht mit einander übereinstimmen, und die Nahmen und Sorten öfters verwechselt werden.

Der Garten-Salat ist von einer vierfachen Art:

1) Gemeiner Salat, welcher nicht schließt; dieser ist schlechtweg unter dem Nahmen Salat, oder Lätsche, bekannt; Lactuca vulgaris sativa, non capitata; Fr. Laitue, qui ne jette que des feuilles, sans former de pomme, Laitue a couper; de la Capucine; Engl. common or Garden-Lettuce, auch Lapped Lettuce. Man unterscheidet ihn in Stech-Salat, und Schnitt-Salat: Stech-Salat, wenn er über ein ganzes Beet gesäet wird, und die ganzen jungen Pflanzen zur Speise abgestochen werden; Schnitt-Salat, wenn er in Reihen gesäet, und, wenn er dazu

groß

groß genug ist, wie Kresse geschnitten wird. Der Stech- und Schnitt-Salat wird nur gesäet, um seine jungen Blätter zwischen andern kleinen Salat-Kräutern zu essen. Er ist von dem Kopf-Salat nicht weiter unterschieden, als daß er entweder eine Ausartung desselben, oder daß dieser eine durch öftere Cultur veredelte Sorte von ihm ist; denn wenn man von demjenigen Kopf-Salat, welcher nicht recht geschlossen gehabt hat, Samen zieht, so artet derselbe in Stech- und Schnitt-Salat aus. Weil man bey der Erziehung des Stech- und Schnitt-Salates auf die Güte der Pflanzen, von welchen man Samen ziehen will, keine Rücksicht zu nehmen nöthig hat, so wird der Same (besonders wenn ein trockner Sommer gewesen ist, in welchem der Salat allezeit am reichlichsten Samen giebt), überall sehr wohlfeil verkauft; wird aber bisweilen auch wohl von den Samen-Händlern für Kopf-Salat-Samen verkauft, daher man sich dann nachher in seiner Hoffnung, gute Köpfe zu bekommen, oftmahls betrogen findet. Er ist weiter nicht brauchbar, als seine Blätter ganz jung zu essen, wenn man noch keinen Kopf-Salat hat. Zu diesem Zweck kann er zu jeder Jahrszeit gesäet werden. Da er aber, wenn er, wie gewöhnlich, in Reihen dicht gesäet wird, langsam hervor wächst, und hernach gemeiniglich hart zu essen ist, so säet man ihn lieber auf ein ordentliches Beet, und zwar im Sommer auf ein schattiges, im Frühlinge und Herbste auf ein warm gelegenes Beet, und im Winter, weil er sonst bey starkem Frost erfrieren würde, unter Mistbeet-Fenster oder Glocken. Man setzt von ihm, in Vergleichung gegen den Kopf-Salat, nur wenig zur Saat, weil ein Samen-Stamm desselben weit mehr Samen bringt, als ein Stamm des Kopf-Salates. Die Pflanzen, die man davon zur Saat setzt, läßt man wenigstens 2 Fuß weit versetzen, weil ihr Stamm, wenn sie aufgeschos-

sen sind, sich so stark ausbreitet, als Kopf-Salat nicht so leicht thut. Auch muß man sie nicht in solche Gegend des Gartens zur Saat setzen, wo man Kopf-Salat-Samen zieht, damit nicht ihr Samenstaub den Kopf-Salat verderbe.

2) Krauser Salat, krause Lactuke, krauser Lattich, Lactuca crispa *C. B.* Lactuca sativa crispa *Linn.*; Engl. Curled Cabbage; Schwed. Krus-Sallat, a) welcher gebunden und als Winter-Endivien gegessen werden kann; Fr. petite Laituë Chicorée, er ist so fein als die feinste Winter-Endivie, ist sehr klein, und schickt sich am besten auf das Mist-Beet. b) Welcher nur als Schnitt-Salat gebraucht werden kann; Fr. Laituë d'Épinar, à couper plusieurs fois.

3) Kopf-Salat, Kopf-Lactuke, Köpfel-Lattich, im Oberd. Haupt-Salat, Häuptel-Lattich, Lactuca capitata *C. B.* Lactuca sativa capitata *Linn.* Fr. Laituë pommée; Engl. Cabbage Lettuce; Schwed. Hufvud-Sallat, Salat, welcher sich in Häupter schließt.

a. Mit schlichten und meistens glatten rundlichen Blättern, oder Kopf-Salat im gewöhnlichen Verstande.

α) Früher kleiner, welcher sich auch für das Mist-Beet schickt. Green und red Capuchin-Lettuce; small early green und white Cabbage-Lettuce; forcing Cabbage-Lettuce; Laituë la petite Crêpe oder petite Noire; la grosse Crêpe; la Bagnolet, oder petite courte, oder printaniere, oder Dégrebé; la George grosse und blonde; l'Aubervilliers; la Morine.

β) Kopf-Salat von mittlerer Größe; Common oder hardy green und white, und Prince und Royal Cabbage-Lettuce; Laituë la Sanguine; la

la Coquille; la Paſſion; la Genes blonde, verte et rouſſe; la jeune rouge, l'Italie.

γ) Großer Kopf-Salat, welcher ſpäter ſchließt; Cilicia oder Sileſia-Lettuce; brown dutch Cabbage-Lettuce; Imperial Lettuce; Laituë la groſſe blonde; la Dauphine; la Pergignane; la Bapeaume; la brune, ou d'Hollande; la groſſe rouge; la royale; la pareſſeuſe; la Cocaſſe; la Verſailles ou Verſailleuſe.

δ) Sehr großer Kopf-Salat; Grand Admiral ou great admirable Cabbace-Lettuce; Laituë la groſſe allemande ou imperiale; la pomme de Berlin; Friſebuhr, oder Einer frißt mich nicht.

b. Mit gefalteten und meiſtens friſirten Blättern, oder Montree. Laituë la Batavia; la Chou; großer gelber, und kleiner rothkantiger Montree.

c. Schraubenförmig ſchließender Kopf-Salat; Laituë la longue Viſſée.

Die vornehmſten Sorten, welche in den engländiſchen und deutſchen Küchen-Gärten gezogen werden, ſind:

a) Ordinairer Kopf-Salat, Common Cabbage Lettuce. Man hat davon in England zwey Sorten: 1. Grünen Dauer, hardy oder common green Cabbage Lettuce 2. Gelben Dauer, hardy oder common white Cabbage-Lettuce. Von jeder hat man eine kleine frühe Spiel-Art, nähmlich: α) Small early green ball-cabbage Lettuce, welcher vielleicht der frühe grüne Steinkopf iſt. β) Small early white ball-cabbage Lettuce, welcher kleine gelbgrüne Köpfe bekommt, bald ſchließt, aber auch bald durchſchießt, und früher gelber Steinkopf zu ſeyn ſcheint. Beyde ſchicken ſich gut für das Miſt-Beet.

b) Schlesischer Kopf-Salat, Cilicia- oder Silesia-Lettuce, brown Silesia-Lettuce; ein schwarzgrüner, sehr spät schließender Kopf-Salat.

c) Brauner holländischer Kopf-Salat, Fr. Laituë brune ou d'Hollande; Engl. brown dutch Cabbage-Lettuce; ein brauner Kopf-Salat, schließt später als der unter h) vorkommende Königs-Salat. Man hat außerdem noch einen gelben von dieser Sorte; Engl. white dutch Cabbage-Lettuce.

d) Kaiser-Salat, Imperial Lettuce; ein großer brauner Kopf-Salat, fast wie der vorhergehende, aber später schließend.

e) Grüner Kapuziner-Salat, Green Capuchin-Lettuce; ein kleiner grüner, bald durchschießender Kopf-Salat.

f) Rother Kapuziner-Salat, Red Capuchin-Lettuce.

g) Prinzen-Kopf, Prince-Lettuce; ein grüner Kopf-Salat, mit vielen großen und kleinen rothen Flecken, früher als der folgende.

h) Königs-Salat, Royal-Lettuce; ein gelber Kopf-Salat.

4) Endivien-Lattich, Sommer-Endivien, Band- oder Bind-Salat, Lactuca foliis endiviae *C. B.* Lactuca intybacea; Fr. Chicon, ou Laituë romaine; Engl. Cos-Lettuce. Dessen Arten sind:

α) Forellen-Bandsalat, Engl. Aleppo-Lettuce, spotted Cos-Lettuce, eine Art Sommer-Endivien, welche aber nicht von selbst schließt, sondern gebunden werden muß, hat braunrothe Flecken, aber weniger als der rothe Band-Salat.

β) Weiße Sommer-Endivien, Fr. Chicon blond, Engl. Versailles oder upright white Cos-Lettuce; eine aufrecht wachsende, sich selbst schließende, hellgrüne Sommer-Endivie.

γ) Schwar-

γ) Schwarzer Band-Salat, Engl. black Cos-Lettuce, eine sehr große Art Sommer-Endivie, welche, weil sie nicht von selbst schließt, gebunden werden muß.

δ) Rother Band-Salat, Fr. Chicon rouge; Engl. red Cos-Lettuce, von eben der Art wie der vorhergehende, hat braunrothe Flecken, und zwar mehr, als der Forellen-Band-Salat.

ε) Frühe römische Sommer-Endivie, Fr. Laituë romaine hative; Engl. Roman Lettuce; eine aufrecht wachsende, sich selbst schließende Sommer-Endivie.

ζ) Grüne ägyptische Sommer-Endivie, Fr. Chicon verd; Engl. Green oder Egyptian green Cos-Lettuce, von eben der Art wie die vorhergehende, aber dunkelgrün.

Der ordinaire Kopf-Salat muß, wenn man den ganzen Sommer Salat-Köpfe zu haben verlangt, zu wiederhohlten Mahlen gesäet werden. Die erste Aussaat geschieht gewöhnlich im Februar; muß aber auf ein warm liegendes Stück Land gemacht, und die aufgegangenen Pflanzen müssen hernach auf 10 Zoll weit verdünnet werden. Wenn man die überflüßigen Pflanzen nicht gebraucht, kann man solche, wie es bey Rüben, Carotten, Möhren, Zipollen ꝛc. gewöhnlich ist, mit der Hacke wegnehmen. Wenn man sie aber zu verpflanzen gedenkt, muß man sie aufziehen, und auf ein anderes gutes Beet 10 Zoll weit verpflanzen. Wenn dieses geschieht, ehe sie zu groß werden, so schlagen sie sehr gut an. Sie bekommen zwar nicht so große Köpfe, als die unverpflanzt stehen gebliebenen Pflanzen; weil sie aber etwas später schließen, als diese, so kommt solcher verpflanzter Salat denen, welche nicht alle 14 Tage bis 3 Wochen eine neue Aussaat zu machen fortfahren, sehr wohl zu Statten. Die folgenden Aussaaten müssen,

so wie die Witterung nach und nach wärmer wird, (weil sie sonst, ohne zu schließen, in Samen gehen), auf ein feuchtes und schattiges Beet, aber doch nicht unter die Traufe der Bäume, gesäet werden.

Nicht selten trägt es sich zu, daß theils einige Salat-Pflanzen gar keine Häupter bekommen, sondern in Samen-Stängel treiben, theils daß zur Sommer-Zeit viele Salat-Pflanzen zugleich Häupter schließen; wenn man nun diese in der Geschwindigkeit nicht verbrauchen oder verkaufen kann, so treiben sie in wenigen Tagen Samen-Stängel, und sind hernach zur Speise nicht mehr so angenehm. Hier ist nun kein besseres Mittel, als die leztern bey trockner Witterung in dem Lande mit der Wurzel auszuheben, und in Keller in frischen Sand zu pflanzen; hier halten sie sich wohl 3 Wochen und länger, können mithin nach und nach herbey gehohlet und zur Speise angewendet werden. Diese Versetzung in das Kühle und zugleich auch in bloßen Sand, welches keine Garten-Erde ist, und die Zeit, da der Salat erst wieder einwurzeln muß, verursachen einen Stillestand seines Wachsthumes, weshalb solcher in den Keller eingesetzte Salat, ohne aufzuschießen, noch einige Wochen gut und genießbar bleiben kann. Und da man in dem Garten alle 14 Tage Salat nachsäen und zu Köpfen auspflanzen muß, so wird man, wenn es nicht zu heiß und zu trocken ist, so ziemlich an Michaelis mit Kopf-Salat heran kommen können, wenn dessen Verpflanzung in den Keller zu seiner Zeit mit zu Hülfe genommen wird. Da manche keine Keller, oder in selbigen keine Gelegenheit haben, die fertigen Salat-Köpfe darein zu pflanzen, und vor dem Aufschießen in Samen-Stängel zu bewahren, so können sie solche in die Höhe geschossenen oder getriebenen Salat-Stängel entweder an statt des Spargels gebrauchen, oder sie können auch davon Salat verfertigen.

igen. Um dieselben an statt des Spargels zu gebrauchen, lässet man sie so lange noch fortwachsen, bis sie anfangen wollen, ihre gelbe Blümchen zu zeigen, alsdann schneidet man die Stängel ganz nahe über der Erde ab, und entledigt sie aller Seiten-Zweige und Blätter, welche dem Viehe vorgeworfen werden, der Haupt-Stängel aber dient zur Speise. In dieser Absicht wird die äussere harte Schale oder Rinde abgeschnitten, daß das Mark oder der Kern zurück bleibe. Diese schneidet man, ungefähr einen Finger lang, oder, nach Belieben kürzer, in Stücke, welche hernach mit Bindfaden in kleine Bündel zusammen gebunden werden. Diese legt man eine Viertel-Stunde in frisches Brunnen-Wasser, die gewässerten werden darauf in kochendes Wasser gethan, und wenn sie fast gar sind, wird das Wasser rein ab, und hernach Fleisch-Brühe darüber gegossen, in welcher sie völlig gar gekocht werden. Man hebt sodann mit dem Bindfaden die Bündel heraus, schneidet die Bündel von einander, und legt die gekochten Stücke in einer Schüssel herum, wie man den Spargel anzurichten pflegt, hernach wird eine Spargel-Brühe darüber gegossen, und das Gericht zu Tische getragen. Die also zugerichteten Salat-Stängel werden im Geschmacke noch angenehmer befunden, als der italiänische Broccoli oder Spargel-Kohl, mit welchem sie, wie ich im VI Th. S. 718, beschrieben habe, gleiche Zubereitung erhalten. Man kann von dergleichen abgeschälten Salat-Stängeln auch einen angenehmen Salat verfertigen. In dieser Absicht werden sie, jedoch ohne Fleisch-Brühe, und nur in Wasser gar gekocht. Alsdann wird das Wasser abgegossen, und nachdem die also gekochten Stückchen wieder erkaltet sind, werden sie in eine Schüssel gelegt, man giebt ihnen Salz, Pfeffer, Essig und Baum-Oehl, und bringt sie zu Tische.

Die lezte Aussaat, welche zu Winter-Salat gemacht wird, muß in der Mitte des Augustes in einem guten, leichten, und eine warme Lage habenden Boden, etwa an einer Mauer, (doch aber nicht zu nahe an dieselbe, weil die Pflanzen sonst im folgenden Frühlinge zu frech wachsen, und dann keine große und feste Köpfe bekommen), gemacht werden, der Same ganz dünn ausgesäet, die aufgegangenen Pflanzen so weit, daß sie einander nicht berühren, mit der Hacke weggenommen, auch das Beet fleißig von Unkraute gereiniget werden. Im Anfange des Octobers müssen die Pflanzen auf ein warm liegendes Beet verpflanzet werden, auf welchem sie, wenn kein zu strenger Winter erfolgt, ganz gut durchzukommen pflegen. Um jedoch mit völliger Gewißheit Winter-Salat zu behalten, muß man einen Theil Pflanzen auf ein besonderes Beet dicht zusammen pflanzen, und über solchem Tonnen-Reife ausspreiten, um es bey hartem Frost mit Matten oder Stroh gegen das Erfrieren bedecken zu können, und die Pflanzen im Frühlinge in einen fetten warmen Boden, 10 Zoll weit, verpflanzen. Wenn dann auch die ohne Bedeckung an einer Mauer warm gestandenen Pflanzen durch den Winter kommen, und dann unverpflanzt stehen bleiben, so schließen sie früher, als die im Frühlinge aufs neue wieder versetzten Winter-Pflanzen.

Um frischen Salat in der Stube, des Winters, ohne Erde aus bloßem Wasser zu zeugen, verfährt man auf eben die Art, wie ich bey der Kresse, im XLVIII Th., S. 620, fgg. angezeigt habe.

Noch ist zu merken, wenn man durch das ganze Jahr von Monath zu Monath, gute Salat-Köpfe erziehen will, die sich lange geschlossen halten, man die jungen Pflanzen, so zeitig als möglich, wenn sie nur 4 Blätter haben, verpflanzen muß. Je länger schon die Pflanzen davon nach dem Aussäen gestan-

den

den haben, und je größer sie geworden sind, ehe man sie verpflanzt, desto weniger kommen sie zum Schließen, und gehen gleich zum Samentragen in die Höhe. Doch ist auch der Unterschied, daß alle Salat-Arten von grüner und brauner Farbe nur bis Johannis, die von gelber aber, und besonders der große gelbe Forellen-Salat, (eine Art Salat mit gelb oder roth gefleckten Blättern, Lactuca sativa, folio fusco maculato, s. Lactuca maculosa,) durch den ganzen Sommer bis in den späten Herbst, die schönsten Köpfe geben.

Wenn man guten Kopfsalat-Samen ziehen will, muß man von den Köpfen, wenn sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt sind, zur Saat solche auswählen, welche fest und platt sind, diese mit einem beygesetzten Stecken bezeichnen, und leicht an Stöcke befestigen, daß sie nicht vom Winde zur Erde gedrückt werden, und hernach der Same in der Nässe verfaule. Man muß aber die schlechtern Köpfe, welche etwa so lange neben ihnen stehen bleiben, daß sie in Samen gehen wollen, dann mit Fleiß sogleich zwischen ihnen wegziehen, weil sonst, wenn man sie bis zur Blüthe stehen ließe, der Blüthen-Staub von ihnen auf jene fallen, und dann eine Ausartung veranlassen würde. Man glaubt zwar wohl, wenn man auch schon einige schlechte Köpfe unter ihnen stehen ließe, um den Samen davon zu Schnitt- oder Stech-Salat zu gebrauchen, und die guten Köpfe nur zeichnete, damit der Same nicht verwechselt würde, so würde kein Nachtheil daraus entstehen. Man mag aber die Verwechselung des Samens auch noch so sorgfältig verhüten, so wird man doch oft bemerken, daß, wenn guter und schlechter Same neben einander zur Saat beysammen steht, der von guten Köpfen aufgenommene Same, ungeachtet er sorgfältig allein aufgenommen wird, dennoch (es mag nun von der Vermischung des Blüthenstau-

bes zur Zeit der Blüthe, oder von einer andern noch unbekannten Ursache herrühren), sehr ausartet, und schlechter wird, als der von den von selbst in Samen gegangenen schlechten Pflanzen. Man muß auch zur Erziehung des Salat-Samens niemahls andere Köpfe nehmen, als entweder von Winter-Salat, oder von der ersten Frühlings-Aussaat; denn Köpfe von spätern Pflanzungen bekommen selten reifen Samen. Da auch in manchen Jahren ein Mißwachs des Salat-Samens entsteht, dessen Ursache in den anhaltenden Regen, die theils zur Blüthe Zeit des Salates, theils zur Zeit, da der Same wachsen und reifen sollte, eingefallen sind, zu suchen ist, so wird man die zum Samen bestimmten Salat-Pflanzen, wozu man, erwähnter Maßen, immer die stärksten und vollkommensten erwählen muß, durch Bedeckungen vor der Nässe verwahren müssen. Diese Bedeckungen können entweder in leichten Stroh-Matten, oder auch in Matten von Bast, dergleichen die Kaufleute zum Emballiren der Waren gebrauchen, und bey ihnen um einen wohlfeilen Preis zu haben sind, bestehen. Zu jeder Salat-Pflanze wird nun ein Pfahl, oder auch zwey Pfähle, oder andere etwas dicke hölzerne Stöcke, die stark genug sind, jene Matten zu tragen, gesteckt, und auf diese werden die Matten so gelegt, daß auf den Seiten ein Theil davon herab hängt, damit die Pflanzen auch von den Seiten her einige Bedeckung gegen den Regen erhalten. Die Pfähle müssen aber wenigstens 1 Fuß höher stehen, als die ausgewachsenen Samen-Salat-Pflanzen, damit diese von den darauf liegenden Matten nicht gedrückt werden. Es ist selbst vortheilhaft, wenn man dieser Bedeckung die Gestalt eines Daches geben kann, damit das Wasser desto eher ablaufen kann. Diese Matten müssen auch an einigen Pfählen angebunden oder sonst auf eine Art befestiget wer-

werden, damit sie nicht von den Winden herab gerissen werden, doch so, daß sie bey jeder heiterer oder trockner Witterung hinweg geschaffet werden können. Denn nur zur Regen-Zeit müssen sie zur Bedeckung aufgeleget werden, weil dem Blühen und Reifen des Samens freye Luft und Sonnenschein eben so nothwendig, als ihm die Nässe schädlich ist. Wenn auch gleich dieses Mittel in großen Gärtnereyen nicht anwendbar seyn sollte, so wird es doch immer zur Erhaltung mancher guter Salat-Sorten genutzet werden können.

Wenn man nun diese Vorsicht bey der Wahl der Saat-Stauden beobachtet hat, zieht man, wenn die zuerst abgeblüheten Samen-Kapseln sich aufzuthun anfangen, an einem trocknen Tage alle Stauden mit den Wurzeln aus, bindet etliche an den Wurzeln zusammen, und hängt sie im Gebäude an einem trocknen Orte mit den Wurzeln oben an einer Stange auf, daß Mäuse nicht dazu können, da dann der Same zu seiner völligen Reife gelanget. Alsdann wird der Same ausgeklopft oder ausgerieben, abermahl getrocknet, und bis zum Gebrauch aufbewahret, aber so, daß weder Mäuse noch andere Arten von Ungeziefer an ihn kommen können, weil diese ihn sonst bald ausfressen. Keinem Gesäme stellen die Mäuse mehr nach, als dem Salat-Samen. Hier versehen es daher sehr viele. Wenn sie auch noch guten Salat-Samen erbauet haben, stellen sie doch hernach die Stauden zum völligen Reifwerden an solche Orte hin, wo Mäuse dieselben auffinden, und in wenigen Tagen gänzlich ausfressen, daß nichts darin übrig bleibt. Auch wenn man denselben rein gemacht hat, muß man ihn noch sorgfältig vor diesen Dieben verwahren. Mit dem Anhängen des Beutels oder Säckchens an eine Wand, ist es noch nicht ausgerichtet; denn sie wissen auch hier wohl noch an einer Säule

oder

oder einem Pfosten hinan zu klettern. Man thut am besten, wenn man ein Par kleine eiserne Haken in die Decke einer lustigen Kammer einschlagen lässet, und daran seine Samen-Säcke aufhängt. Nur hier ist man vor Mäusen gesichert. Noch ist zu bemerken, daß man den ausgeklopften Salat-Samen nicht gleich auf einen Klumpen zusammen schütte, sondern wohl ausgebreitet auf einem Tuche so lange liegen lasse, und daselbst von Zeit zu Zeit wende, bis man ihn für vollkommen trocken hält; denn es sind anfangs noch viele Würmchen darunter, welche denselben klumpenweise zusammen spinnen, wovon er vermultert und zum Gebrauch untüchtig wird; man muß ihn daher, vor dem Aufhängen, auf gehörige Weise von dergleichen Klumpen, welche die Würmer haben zusammen ziehen wollen, reinigen. Wenn der Same an einem lustigen Orte in Säcken aufbehalten wird, erhält er sich viele Jahre zum Aufgehen tüchtig.

Die Sorten a), d), h), und β), γ), δ), oder der schlesische, der Kaiser- und der Königs-Salat, wie auch die weiße Sommer-Endivie, der rothe und der schwarze Band-Salat, müssen folgender Maßen gesäet werden. Die erste Aussaat muß im Anfange des Febr., auf ein eingefaßtes nur ganz geringes Mistbeet unter Fenster geschehen, und den aufgegangenen Pflanzen muß, damit sie nicht zu frech wachsen, reichlich frische Luft gegeben werden. Sobald sie nachher 4 oder 6 Blätter haben, müssen sie, um ihr Wachsthum zu befordern, auf ein anderes Mistbeet, in ungefähr 4 Z. weit von einander entfernte Reihen, 2 Z. weit von einander, vorläufig versetzt, und vorerst so lange, bis sie angeschlagen sind, gegen die Sonne beschattet, auf diesem Mistbeete aber doch nicht mit Fenstern, sondern nur mit Tonnen-Reifen und Matten bedeckt gehalten, und ihnen, damit sie nicht zu frech wachsen, täglich reichlich frische Luft gegeben

geben werden. Wenn nachher im Anfange des Aprils gute Witterung ist, und sie dann zur förmlichen Verpflanzung stark genug geworden sind, müssen sie förmlich, und zwar in das freye Land, 16 Z. weit ins Gevierte, verpflanzet werden. Die zweyte Aussaat muß am Ende des Febr., oder im Anfange des März, in das freye Land, in einen warmen leichten Boden, und in eine offene Lage (d. i. nicht unter den Schatten von Bäumen), wo sie aber doch gegen kalte Winde Schutz hat, gemacht; die aufgegangenen Pflanzen entweder, um sie unverpflanzt stehen zu lassen, mit der Hacke verdünnet, oder, sobald sie zur Verpflanzung groß genug sind, auf ein anderes Beet, und zwar 16 Z. weit, verpflanzet, und bey trockner Witterung so lange, bis sie angeschlagen sind, feucht gehalten werden. Hernach bedürfen sie keiner weitern Wartung, als daß sie von Unkraute rein gehalten werden; außer der schwarze und der rothe Band-Salat, welche, wenn sie völlig ausgewachsen sind, um inwendig gelb und mürbe zu werden, eben so wie die Winter-Endivie (s. Th. XI, S. 3, fgg.) zusammengebunden und gebleichet werden müssen, weil sie ohne diese Beyhülfe selten schließen, und dann nicht eßbar werden. Wenn dieser erste Salat zu seiner gehörigen Vollkommenheit gelanget ist, muß man, wenn man davon Samen ziehen will, eben so, wie oben in Ansehung des ordinairen Kopf-Salates gezeigt worden ist, eine beliebige Anzahl der besten Köpfe zur Saat auszeichnen, durchaus aber keine schlechte Köpfe mit in Samen gehen lassen, weil solches diesen Sorten weit nachtheiliger ist, als dem ordinairen Kopf-Salate, indem sie, wenn ihr Same nicht mit aller Sorgfalt gezogen wird, viel leichter ausarten, als jener.

Ausser iztgedachten ersten Aussaaten, müssen diese Sorten, um sie den ganzen Sommer zu haben, ferner im Apr. May und Jun. wiederhohlt, und zwar je

spä-

später hin, in eine immer desto schattigere Lage, gesäet werden, weil sie sonst schon, ehe sie einmahl zu ihrer rechten Vollkommenheit gelangen, in Samen gehen.

In der Mitte oder am Ende des Sept., muß man von diesen Sorten eine Aussaat zu Winter-Salat machen, welche nachher, weil die Salat-Pflanzen in einem harten Winter im freyen Lande leicht erfrieren, auf ein altes Mistbeet in das Winter-Quartier verpflanzet werden muß, um sie im Winter entweder mit Fenstern bedecken, oder mit Tonnen-Reifen überspreiten zu können. Man muß ihnen aber in diesem Winter-Quartier, wenn die Witterung gelinde ist, allezeit so viel freye Luft geben, als möglich ist, und sie nur gegen starken Regen und Frost bedecken; denn wenn sie im Winter zu sehr bedeckt gehalten werden, so werden sie leicht schimmelig, und gerathen dann in Fäulung. Im Frühlinge müssen sie aus diesem Winter-Quartier in einen fetten leichten Boden, wenigstens 16 Z. weit, verpflanzet werden; denn wenn sie zu enge stehen, wachsen sie zu lang in die Höhe, und schließen alsdann nicht gut.

Samen von diesen Salat-Sorten zieht man am besten von diesem Winter-Salat, wenn er gut einschlägt; doch muß man dazu auch einen Theil von dem ersten Sommer-Salat nehmen. Wenn dann der Same vom Winter-Salat, wegen eines zur Zeit seiner Blüthe einfallenden Regen-Wetters nicht geräth, so hat hernach der Sommer-Salat vielleicht eine günstigere Blüth-Zeit, und geräth dann desto besser. Und wenn der Same von beyden geräth, so ist kein Schade dabey, weil er noch nach 2 Jahren, und, wenn er gehörig verwahrt wird, wohl noch nach 4, 5 bis 6 Jahren aufgeht.

Die grüne ägyptische, und die weiße Sommer-Endivie, der rothe Band-Salat, nebst dem schlesischen

ischen Kopf-Salat, werden in England für die besten Salat-Sorten gehalten. Der Königs- und der Kaiser-Salat haben zwar auch ihre Liebhaber, sind aber nicht so allgemein beliebt. Seitdem nachher die weiße Sommer-Endivie allgemein geworden ist, hat man ihr vor allen andern Sorten den Vorzug gegeben. Jezt aber, da die grüne ägyptische Sommer-Endivie und der rothe Band-Salat aufgekommen sind, werden diese, weil sie wohlschmeckender und mürber sind, als die weiße Sorte, von Kennern für die besten unter allen bekannten Salat-Sorten gehalten. Sie können auch die in England und bey uns gewöhnliche Winter-Kälte eben so gut ertragen, als die vorgedachte weiße Sorte; nur gerathen sie, weil sie sehr zart sind, wenn um die Zeit, da sie schließen, Regen-Wetter einfällt, leicht in Fäulniß.

Der braune holländische, und der grüne Kapuziner-Salat, sind sehr dauerhafte Sorten, und können eben so, wie der ordinaire Kopf-Salat, gezogen werden. Sie können besonders, zu Winter-Salat ausgesäet, an einer Mauer oder Rohr-Wand gut durch den Winter gebracht werden, und sie kommen daselbst oft glücklich durch, wenn die meisten andern Sorten erfrieren, und sind dann zu solchen Zeiten, wo es wenig andere Sorten giebt, sehr angenehm. Außerdem haben sie die Eigenschaft, daß sie die Hitze und Dürre im Sommer besser ertragen können, als die meisten andern Sorten, daher sie auch zu spätern Aussaaten für den Sommer sehr gut sind. Die andern Sorten gehen, in sehr heißer Witterung, sobald sie geschlossen haben, oft schon nach ein Par Tagen in Samen, dahingegen diese beyden sich wohl 14 Tage halten, ehe sie durchschießen, zumahl wenn man diejenigen, welche am festesten geschlossen sind, allemahl mit Fleiß am ersten verbraucht, und diejenigen, welche so fest noch nicht sind, noch stehen läßt. Die Köpfe,

welche man von diesen beyden Sorten zur Saat stehen lassen will, müssen recht groß und fest seyn, weil sie sonst ausarten, und der Same dann untauglich ist. Wenn diese beyden Sorten im Oct. auf ein eingefaßtes mäßiges Mistbeet gepflanzet, und mit Fenstern bedeckt werden, pflegen sie unter denselben gut zu schließen, und schon im Febr. und März, und also zu einer Zeit, da Kopf-Salat besonders angenehm ist, brauchbare Köpfe zu haben, und so lange bis man im freyen Garten Salat-Köpfe hat, Köpfe zu geben, welche überdem, weil sie unter Fenstern stehen, sehr mürbe sind.

Der rothe Kapuziner-Salat, die frühe römische Sommer-Endivie, und der Prinzen-Kopf, sind ganz artige Sorten, und schließen sehr bald, weshalb man auch etwas von ihnen ziehen muß; gleich wie auch der Forellen-Bandsalat, um seiner schönen gesprenkelten Blätter willen, gepflanzt zu werden verdient. So lange andere bessere Sorten zu haben sind, werden sie zwar nicht sehr geachtet; in solcher Jahrszeit aber, wo es noch an bessern Sorten fehlt, ersetzen sie deren Stelle sehr gut, und sind besonders in Suppen gut zu genießen. Zum Samen muß man von diesen Sorten die besten Köpfe stehen lassen, weil sie sonst ausarten, d. i. ihre frühe Natur verlieren und später schließen, und alsdann der Same nichts werth ist.

Der Salat hat so gut seine schädliche Insecten, als andere Gewächse. An den Wurzeln, wird er von dem Engerling, welchen Einige den Salat-Wurm nennen, angegriffen, welcher sich in Menge daran findet, und der ganzen Pflanze das unvermeidliche Verderben verursachet. Die Endivie ist diesem Unfalle noch mehr unterworfen, als der Salat, doch wird auch dieser oft genug davon zu Grunde gerichtet. Eine An-

Anzeige, daß eine Pflanze von diesem Insecte angefallen sey, ist, wenn die Blätter welk werden und eine blaue Farbe bekömmen. Zieht man sie sammt der Wurzel heraus, so wird man diese ganz davon bedeckt finden. Ein Mittel dagegen ist nicht wohl anzugeben; denn wenn auch eines bekannt wäre, wodurch sie vertrieben oder umgebracht werden könnten, so würde es allemahl zu spät angewendet werden, da man ihre Gegenwart erst entdeckt, wenn die Pflanze bereits von ihnen zu Grunde gerichtet ist. Denn man wird ein Salat-Beet heute noch schön und frisch, und morgen oder übermorgen die mehresten Köpfe verwelkt finden. In diesem Falle thut man wohl, wenn man ein solches angefallenes Beet ganz ausleeret, die noch guten Pflanzen verbraucht, und auf die Stellen, wo eine verdorbene Pflanze gestanden hat, siedendes Wasser gießt, um die noch in der Erde zurückgebliebenen Insecten zu tödten, das ganze Land aber bald darauf umgräbt, und es einige Täge leer stehen läßt, damit dieses Insect sich vollends daraus verliere.

Vom Salat-Wurm, s. das 6, 34 und 45 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1793.

Da auch öfters eine Raupe (die Kohl-Eule, Phalaena Brassicae *Linn.*) sich häufig an den Samen-Köpfen des Salates einfindet, und dieselben ausfrißt, so muß man fleißig darnach sehen und sie wegschaffen, sonst wird man in Gefahr stehen, in manchen Jahren seine Salatsamen-Aernde, wo nicht ganz, doch einen großen Theil davon einzubüßen. Da sie sich auswendig und auf den Samen-Hülsen aufhalten, so sind sie, vornehmlich, wenn sie noch klein sind, leicht zu finden, und man wird immer, theils an den Blüthen selbst, theils an den Blüth-Stängeln, 3, 4 und mehrere antreffen.

In manchen Jahren eräugnet es sich, daß die Schnecken, und besonders eine Art kleiner nackter

Schnecken, den verpflanzten Salat abfressen. Von diesem Uebel ist man ziemlich frey, wenn neben dem Garten ein Wasser ist, in welchem sich Frösche aufhalten. Der Spaziergang, den diese im Garten anstellen, hat ihre Nahrung zur Absicht, indem sie die Schnecken zu ihrer Speise aufsuchen.

Unzer führt dieses aus dem Journ. oecon. Juill. 1751, S. 25, im 1 Th. seiner Samml. kl. Schriften, S. 389, an; und daß diese Wahrnehmung richtig sey, bezeugt Lueder, im 1 Th. seiner Briefe über die Bestellung eines Küchengartens, (3te Aufl. Hannov. 1778, 8.) S. 272, wo er meldet, daß, seitdem er zu Dannenberg wohnt, wo alle Gärten am Wasser liegen, und stets Frösche in den Gärten sind, ihm noch keine Pflanze von Schnecken abgefressen sey, ja, er habe hier noch nicht einmahl die kleinen nackten Schnecken, die sonst den Salat ꝛc. abfressen, bemerkt.

Der Garten-Salat, ist schon in den ältesten Zeiten als eine Speise und Arzeney gebraucht worden. Beydes leistet sowohl der rohe, mit Essig und Oehl zubereitete, als auch der mit Fleisch-Brühe abgekochte; und zum Arzeney-Gebrauch wählt man vorzüglich den frisch ausgepreßten wässericht milchichten Saft.

Die Lactuke ist das gewöhnlichste Salat-Kraut, und gemeiniglich wird fein zerschnittener Schnitt-Lauch damit vermenget, und die Lactuke entweder kalt mit Essig und Baum-Oehl, oder gebrühet, genossen. Man vermengt auch wohl verschiedene andere Salat-Kräuter mit der Lactuke, als: Dragun, Portulak, Pimpinelle, u. s. w. und wenn noch mehrere Kräuter, als: Fettehenne, Gundermann, Melisse, Isop, Kerbel, Wegerichblätter, Gänseblümchenblätter, Sauerampfer, Sauerklee ꝛc. dazu kommen, so heißt es ein Kräuter-Salat, welcher aber nicht für jedermann ist, daher man auch keine Gast-Speise daraus machen

chen muß. Der Salat wird öfters mit harten, oder pflaumenweich gekochten Eyern garniret. Man schneidet sie in zwey Hälften von einander, und legt sie auf den Rand der Schüssel hin. Sind die Eyer aber hart gekocht, welches zu diesem Gebrauche am gewöhnlichsten ist, so wirft man sie, nach dem Kochen, in kaltes Wasser, um sie nach dem Erkalten recht glatt von der Schale zu befreyen. Man schneidet sie in 4 Theile, und legt Theil bey Theil auf den Rand der Salat-Schüssel hin, daß der ganze Rand ringsherum belegt sey. Man pflegt auch wohl die aus ihren Schalen genommenen harten Eyer klein zu zerhacken, und über den Salat, wie auch auf den Rand der Schüssel, zu streuen. Sollen Salat und Eyer Gast-Speise seyn, so müssen die Eyer, wie gesagt, nie anders, als ohne Schale, auf dem Rande der Salat-Schüssel zu Tische kommen. Einige wollen den Salat nur natürlich sauer, Andere aber mit Zucker versüßt, haben. Soll er eine Gast-Speise seyn, so wird er gemeiniglich in der Küche obenher mit Zucker bestreuet. Zum Oehl muß man kein ranziges nehmen, und den Salat damit verderben; sondern frisches Provencer- oder auch anderes Baum-Oehl, wenn es nur frisch, und nicht übelriechend ist, denn der Geruch kann schon seinen Geschmack entscheiden. An statt des Wein-Essiges kann auch Citronen-Saft zum Salat genommen werden. Der Essig muß, vor dem Aufgießen und der Vermengung mit dem Salate, mit dem Oehle gehörig unter einander geschlagen, auch ein wenig Salz hinzu gethan werden, wobey man sich gern einer Gabel und eines Löffels von Buchsbaum-Holz (*) bedient, weil diese nicht von dem Essige angegriffen werden, wie die metallenen.

(*) Dergleichen Salat-Löffel und Salat-Gabel kann man in den sogenannten nürnberger Läden, das Par für 20 Gr. bis 1 Thaler, bekommen.

Gebrüheter oder sogenannter Speck-Salat, wird von Vielen, besonders auf dem Lande, wenn es an recht frischem Oehl fehlen sollte, sehr geachtet. Es wird in kleine Würfel zerschnittener Speck, welcher zum Theil etwas mager seyn muß, in einem Tiegel ausgebraten; hernach nimmt man den Tiegel von den Kohlen hinweg, gießt den Essig dazu, und wenn er mit dem Speck vereinigt, und über Kohlen heiß genug geworden ist, wird diese Brühe über den Salat ausgegossen. Man nimmt vielen Essig, der nur scharfer Bier-Essig seyn darf. Da warmer oder Speck-Salat gemeiniglich Familien-Speise ist, so wird er nur schlechthin aufgetragen; soll er aber als Gast-Speise erscheinen, so bestreuet man ihn auch wohl mit hart gekochten und klein gehackten Eyern, welches auch wohl auf dem Schüssel-Rande geschieht; auch wird dieser mit ausgeschälten halben oder Viertel-Eyern belegt.

Der Kopf-Salat, ist zu aller Zeit, mittags und abends, eine Gast-Speise, und wird als Salat, auf eben die Art, wie Lactuke, zubereitet. Der Salat, sowohl Lactuke, als Kopf-Salat, wird zu sehr vielen Speisen, als: Eyern, Eyerkuchen, Salz- und Brat-Fischen, rohen und gekochten kalten Schinken, kalten Bökel- und Räucher-Fleisch, Knackwurst, Ochsenzungen, warmen, nur simpel gekochten Rindfleisch, und Braten allerley Art, aufgesetzt und gegessen.

Verschiedene Arten der Lactuke kann man auch, insonderheit für Kranke, in Suppen gebrauchen, oder wie andere Kohl-Kräuter zurichten. Wenn die Lactuke gar zu häufig, oder nicht von schöner Art ist, oder in Samen schießt, kann man die Stängel, wenn sie zu blühen anfangen, oder noch eher, abschneiden, die Haut abziehen, und den Kern oder das Mark kochen, in Fleischbrühe zerreiben, und eine gute Suppe davon machen. Gedachte Stängel pflegt man

auch

auch in fingerslange Stücke zu zerschneiden, und an Lamm-, Hühner- oder anderes zartes Fleisch zu thun, oder dieselben mit Butter, Salz und Gewürz in ihrer eigenen Brühe nochmahls aufsieden zu lassen, und also anzurichten. Wie man in die Höhe geschossene oder getriebene Salat-Stängel theils an statt des Spargels gebrauchen, theils Salat davon machen kann, s. oben, S. 568, f. Eben diese Stängel können auch, wie die Cichorien-Wurzeln, mit Zucker trocken candirt werden.

Kalb-Fleisch mit gefülltem Salat, siehe im XXXI. Th., S. 385, f.

Der Acker- oder Feld-Lattich kommt der Garten-Lactuke fast in allem gleich, ausgenommen daß er einen bittern Geschmack hat. Er kann im August vom Felde ausgehoben, und in Gärten verpflanzet, auch mit Baum Oehl, Essig und Salz, als ein Salat genossen werden.

Die Lactuke als ein Gemüse gekocht, und mit Fleischbrühe, Butter, Salz, und etwas Gewürze zubereitet, ist auch für den feinen Geschmack ein ganz gutes Essen, welches aber oft, weil es durch das Kochen sehr weich und schlüpfrig wird, bey gar zu empfindlichen Personen Ekel und Erbrechen verursachet. C. Nonius behauptet, daß die Lactuke durch das Kochen gar zu viel Feuchtigkeit bekomme, und daher die Fibern des Magens sehr leicht erschlaffen könne. Ich bin nicht so gewissenhaft, und erlaube einem Jeden, unter was für Gesundheits-Umständen er auch seyn mag, diese zwar nicht nahrhafte, aber doch sehr verdauliche Speise zu genießen. Die Gewohnheit den Salat zu kochen, ist schon sehr alt, und man pflegte bey den Römern gemeiniglich zu Anfange der Mahlzeit ein Gemüse von gekochter Lactuke aufzutragen; ob man dieses aber, wie *Martialis* glaubt, in der Absicht den Leib offen zu erhalten, oder vielmehr des Wohl-

schmackes wegen gethan habe, kann ich hier nicht entscheiden, doch halte ich die gekochte Lactuke bey hypochondrischen und zur Verstopfung geneigten Personen für vorzüglich dienlich, indem der Magen dieselbe leicht verdauet, und die zu stark gespannten Fibern der Gedärme eine Art von Schlüpfrigkeit dadurch erhalten. Es ist eine der besten Brunnen-Speisen; man bedient sich daher derselben bey dem Gebrauche der Sauer-Brunnen vor andern Speisen am häufigsten. Der Nieder-Sachse, welcher harte Kost gewohnt ist, und sich dabey am besten befindet, kocht die Lactuke nur selten, und bloß zu der Zeit, wenn er noch keine andere Küchen-Kräuter haben kann. Es wird daher die Lactuke, wenn sie zuvor wohl gewaschen, und mit Salz, Baum-Oehl und Essig angemacht worden ist, als ein Salat zu Tische gebracht. Dieses ist die gemeinste Sommer-Speise der Deutschen, ohne welche man das beste Gastmahl für unvollkommen halten würde. Man thut sehr wohl, wenn man sich, bey Verfertigung desselben, nicht nur, wie ich oben erwähnt habe, eines Löffels und einer Gabel von Holz, sondern auch eines irdenen oder porzellanen Geschirres bedient, und ihn auch darin zu Tische bringt. Ich rathe dieses darum, weil von scharfem Wein-Essig gar leicht arsenikalische Theile in einer zinnernen Schüssel aufgelöset werden können. Man würde daher, besonders wenn man oft Salat isset, dem Körper vielen Schaden dadurch zufügen, und durch ein schleichendes Gift zu auszehrenden Krankheiten sich selbst den Weg bahnen.

In Ansehung der Gesundheit hat man einen doppelten Nutzen vom Salat zu erwarten: erstlich, daß er die überflüssige Hitze des Magens mildert, und die Wallungen des Blutes stillet (*); und zweytens, daß

(*) Frigida Lactucae vis conſtat, et humida valde:
Vnde poteſt nimios haec manſa leuare calores.
Aemilius Macer, c. 20.

daß er den Schlaf befördert (*). Nur muß man sich des Weines nach genossenem Salat ganz enthalten, wenn man diese guten Wirkungen recht empfinden will. Wegen der schlafbefördernden Kraft aßen die Alten den Salat zulezt nach dem Abendessen, doch wurde diese Gewohnheit zur Zeit des Domitianus, wie *Martialis* bezeugt, verändert, und der Salat zu Anfange der Mahlzeit gespeiset (**). Galenus erzählt von sich selbst, daß er in der Jugend sehr oft Salat gegessen habe, theils um die Hitze des Magens zu mäßigen, theils die Schärfe einer überflüßigen Galle zu dämpfen. Bey zunehmendem Alter bekam dieser große Arzt, wegen des fleißigen und ununterbrochenen Studierens, unruhige und schlaflose Nächte; und auch hier konnte ihm nichts, als der fleißige Gebrauch der Lactuke, wieder einige Ruhe verschaffen. Man kann diese Kraft um desto weniger in Zweifel ziehen, da man aus der oben beschriebenen sechsten Art, nähmlich der Lactuca virosa, eine Art Opium bereiten kann. Nach dieser Eigenschaft läßt sich auch eine andere Wirkung des Salats erklären, wie nähmlich der häufige Genuß der Lactuke den Trieb zum Beyschlaf ersticke, und unfruchtbar mache. *Dioscorides* meldet dieses von dem Samen, die alten Römer aber eigneten dem Kraute diese Wirkung zu, daher enthielten sie sich dessen nach und nach. Ein vornehmer Engländer, der in unfruchtbarer Ehe

 lebte,

(*) Hortorum Lactuca decus: quia friget et humet,
Saepe leues somnos conciliare solet.
Atque, vt corporibus olera omnia vincit alendis:
Sic viui succus sanguinis inde venit.

Eob. Hessus, L. de bon. valet.

(**) Claudere quae quondam Lactuca solebat auorum,
Dic mihi, cur nostras incipit illa dapes?

Martial. L. XIII. Epigramm.

lebte, soll auf Lobel's Rath, des Abends keine Lactuke mehr genossen haben, welche er sehr gern aß, und darauf vor Ablauf eines Jahres durch die gesegneten Umstände seiner Gemahlinn erfreuet worden seyn. Ein Gegen Beweis dieser Behauptung scheint aber in der Fruchtbarkeit der armen Leute zu liegen, welche doch den Sommer hindurch selten etwas anders, als Lactuke, zum Abendbrod genießen. Gewisser ist die Wirkung der Lactuke, da sie auflöset, öffnet, kühlt und reinigt. Man rühmte sie daher schon vor Zeiten gegen Verstopfungen der Eingeweide und die Hypochondrie. Antonius Musa, Leib-Arzt des Kaisers August, erwarb sich dadurch eine Ehren-Säule neben dem Tempel des Aeskulap, daß er diesen großen Kaiser durch den Gebrauch des kalten Wassers und der Lactuke, von einer hartnäckigen und langwierigen Krankheit, welche vielleicht die Hypochondrie seyn mochte, gänzlich befreyete. Simon Paulli, ein berühmter dänischer Arzt, behauptet, daß, wenn alle bekannte Mittel zur Milderung der hypochondrischen Zufälle umsonst verschwendet worden, die Lactuke noch das einzige Mittel wäre, wovon man sich einige Hülfe versprechen könne. Er räth, sich des Fleischessens und Weintrinkens eine zeitlang ganz zu enthalten, und bloß die Lactuke, entweder gekocht, oder als Salat, zu genießen. Ein verstopfter Leib und verschlagene Winde sind oft größtentheils dasjenige, was man die Hypochondrie zu nennen pflegt; da nun die Lactuke, besonders wenn sie täglich und häufig genossen wird, die Gedärme schlüpfrig erhält, und die überflüssige Hitze dämpft, so ist nichts natürlicher zu glauben, als daß ein Hypochondrist von dieser Pflanze die beste und sicherste Wirkung zu erwarten habe.

Im 84 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. J. 1768, erzählt ein ungenannter Arzt, bey Gelegenheit

heit der von Paulli verrichteten Cur, eine ähnliche. „Da in der Arzeneykunst," sagt er: „durch Nachahmung ähnlicher Fälle sehr oft die größten Entdeckungen gemacht werden, so verleitete mich das merkwürdige Beyspiel dieses Arztes, bey einem starken Hypochondristen, welcher die bewährtesten Mittel schon fruchtlos gebraucht hatte, mit der Salat-Cur einen Versuch zu machen. Ein Mann von etwa 40 Jahren, welcher in der Jugend die Wissenschaften etwas bey Seite gesetzt hatte, wurde, da er zu reifer Ueberlegung kam, durch Ehrgeiz getrieben, das Versäumte durch einen beständigen Fleiß zu ersetzen. Er that dieses 3 Jahr lang mit solchem Eifer, daß er die Sorge des Körpers ganz darüber vergaß, und in die schwerste Hypochondrie verfiel, welche ihn zu einen Sammelplatz von unzähligen Krankheiten machte. In diesen betrübten Umständen nahm er seine Zuflucht zu Bädern und Gesund-Brunnen. Er kam eben von Pyrmont ohne Hülfe zurück, da ich das Glück hatte mit ihm bekannt zu werden. Ich rieth ihm, mit der Salat-Cur einen Versuch zu machen; allein, die vielen bey ihm fehlgeschlagenen Curen hatten ihm ein Mißtrauen gegen alle Aerzte und ihre Hülfsmittel zuwege gebracht. Doch, sagte er endlich, da ich ihn durch die glücklichen Proben des Sim. Paulli von dem Nutzen meines vorgeschlagenen Mittels vollkommen überzeugte: ich will Ihnen folgen, und in Zeit von 6 Wochen nichts anders als Lactuke essen, ob mir gleich diese Speise von andern Aerzten ist widerrathen worden. In dieser ganzen Zeit war die Cur also eingerichtet: Des Mittags aß er gekochte Lactuke, mit ganz weichen Eyern, und des Abends bediente er sich eines mit gutem Weinessig verfertigten Salats, und etwas Weißbrod ohne Butter. Kaum war die vierte Woche zu Ende, so verspürte dieser Mann merkliche Linderung, und in der fünften Woche war er zu meiner größten Freude völlig gesund."

Joseph Lanzoni, einer der größten Aerzte seiner Zeit, bekam eine Person in die Cur, welche einen verdorbenen Magen, nach dem Essen Angst, schweres Athemhohlen, Ohrenklingen, nebst vielen und mit heftigem Aufstoßen verknüpften Blähungen, hatte; dieser rieth er, mittags und abends nichts als Salat zu essen; sie hatte es kaum 8 Tage gethan, so

erhielt

erhielt sie ihre völlige Gesundheit. *Vaillant* (*) befreyete sich selbst durch häufigen Genuß der Lactuke, wozu er durch einen Instinct getrieben wurde, von einem kalten Fieber.

Ich muß aber auch einiges Schädliche, welches verschiedene Aerzte der Lactuke zuschreiben, nicht verschweigen. Dioscorides und selbst Hippokrates scheinen die Lactuke, besonders aber den Milchsaft, welchen sie enthält, unter die subtilen Nerven-Gifte zu rechnen. Beyde glauben, daß der häufige Gebrauch dieses Krautes eine Schwäche des ganzen Körpers, besonders aber der Augen, hervorbringe. Würden wir aber nicht die traurigsten Beyspiele an den Nieder-Sachsen sehen, wenn der Salat auf ihre Augen besonders wirkte? Es dient allerdings zur Rechtfertigung dieser Pflanze, daß wir so wenig Blinde darunter antreffen. Man muß es jenen beyden Männern zu gute halten, wenn sie zuweilen den Pflanzen Eigenschaften zuschreiben, die sie doch gar nicht besitzen. Sie wollten die vielen Lücken in der Medicin gern ausfüllen, und weder sie, noch ihre Vorfahren, hatten Stoff genug dazu gesammelt.

Der frisch ausgepreßte Milch-Saft der Lactuke soll, zu 2 bis 3 Löffel voll, den vierfüßigen Thieren tödlich seyn. Man gab, nach dem Berichte der Bresl. Sammlungen, einem ganz gesunden Hunde 2 Löffel voll dieses Saftes, welcher nach verschiedenen, eben nicht allzu starken Zuckungen des Körpers plötzlich davon starb. Da der oben erwähnte ungenannte Arzt, der die merkwürdige Cur der Hypochondrie durch die Lactuke verrichtete, an der Richtigkeit dieser Sache nicht ohne Grund zweifelte, so machte er selbst bey verschiedenen Hunden einen ähnlichen Versuch mit dem,

(*) In der Vorrede zu seinem Botanicon Parisiense.

dem Milchsafte der Lactuke, und fand, daß gedachte Wirkung sich keinesweges nach dem Genusse des Saftes der Garten-Lactuke, sondern vielmehr nach dem gemeinen dunkelgrünen langblätterigen wilden Lattich äusserte; doch tödtete auch dieser nicht schleunig, sondern erst nach einer langen Zeit, und wenn er wenigstens zu 5 bis 6 Löffel voll war beygebracht worden. Da aber der deutsche zärtliche Geschmack nicht gewohnt ist, die Lactuke roh, sondern mit Essig und Baum-Oehl vermischt, zu essen, so wird, wenn ja noch etwas verdächtiges in dem Milchsafte dieser Pflanze stecken sollte, durch diesen gut gewählten Zusatz, alles Schädliche völlig gedämpfet. Wir können daher, aller fürchterlichen Versuche ungeachtet, den Salat nicht bloß als eine unschädliche, sondern auch als eine sehr gesunde und gute Speise betrachten.

Unter die gewissen und zuverlässigen Wirkungen des Salates kann man die Kraft, den Schlaf zu befördern, mit rechnen. Man hat bemerkt, daß alte und abgelebte Personen, welche in langer Zeit fast gar nicht geschlafen hatten, durch einen einzigen Teller guten Kopf-Salat sich eine recht ruhige Nacht verschaffen konnten, worauf sie allemahl eine sehr merkliche Ersetzung der Kräfte verspürten. Daß aber der Salat im Schlafe bey jungen und muntern Personen, unmittelbar, und durch eine unbekannte Kraft, in das Nerven-System, und durch diesen Weg recht lebhaft auf die Seele wirke, ist vorgedachtem Arzte durch das Zeugniß von mehr als 20 Personen bestätigt worden. Ein jeder gab die Versicherung, daß er die angenehmsten Träume nach dem Genuß des Salates gehabt hätte, und seiner Seele die schönsten Gärten, Wiesen und Wälder, auf das lebhafteste sich vorgestellet hätten. Man kann also, ohne Bedenken, genesenden Personen, welchen es noch an dem gehörigen Schlaf fehlt, und die vor andern zur Ersetzung

ung der Kräfte ihn nöthig haben, einen gut zubereiteten Salat erlauben. Verschiedene Aerzte haben wider die Schlaflosigkeit Fuß-Bäder von Lactuk-Blättern angerathen; da mir aber die Wirkung davon eben so unwahrscheinlich vorkommt, als wenn man bey einer hitzigen Krankheit, den Schlaf zu befördern, Lactuk-Blätter vor den Kopf binden wollte, so will ich lieber den Magen, als die Füße, zum Gebrauch des Salates vorschlagen.

Aeusserlich wird das von der Lactuke destillirte Wasser, mit Salpeter vermischt, von Sim. Paulli in der Tobsucht (Phrenitis angerathen. Man soll vierfach zusammengelegte Leinwand hinein tauchen, und über die Schläfe und Gelenke der Hand, zu Linderung der Hitze, binden. Gemeines kaltes Wasser dürfte wohl eben so kräftig seyn. Der aus den Salat-Stängeln gepreßte Milchsaft, wird von Galen bey Geschwulst und Entzündung der Zunge, als ein sicheres und fast untriegliches Mittel angepriesen. Sollten aber die Wundärzte nicht mit weit besserm Erfolge die Salat-Blätter, bey den spanischen Fliegen, als den Braun-Kohl, gebrauchen können? Jene sind viel weicher als dieser, und besitzen noch außerdem eine eigenthümliche kühlende und schmerzstillende Kraft; man könnte sie daher mit vielem Nutzen den ganzen Sommer über auflegen.

In den Apotheken findet man das Lactuk-Wasser, die frischen Blätter, und den Samen. Das destillirte Wasser wird zur Stillung der Hitze und der Schmerzen, besonders des Kopfes, wie auch zur Beförderung des Schlafes, vom gemeinen Mann bisweilen gesucht; von vernünftigen Aerzten aber wird es gar nicht mehr verschrieben. Die Blätter braucht man zu der fast aus der Mode gekommenen Requie Nicolai, und dem Vnguento populeo. Die Samenkörner sind länglich, zusammengedrückt, an beyden

den Seiten zugespitzt, gestreift, und mehrentheils grau von Farbe. Sie gehören zu den vier kleinen kühlenden Samen (semina 4 frigida minora). Sie geben, mit Wasser abgerieben, eine Art Milch (Emulsion), welche nächtliche Pollutionen verhüten, das Brennen beym Urinlassen lindern, und den Schlaf befördern soll, im Grunde aber in Ansehung der Kräfte, von der aus Mandeln, Kürbis-Kernen, u. d. gl. zubereiteten Emulsion nicht verschieden ist.

Die Blätter können als ein subsidiarisches Futter der Seiden-Würmer gebraucht werden. Nach der Versicherung eines gewissen schwedischen Schriftstellers, haben die Seiden-Würmer, wenn sie mit Salat-Blättern waren gefüttert worden, einen eben so festen Faden gegeben, als wenn sie Maulbeer-Blätter gefressen hätten, indem ein einfacher Faden von $\frac{1}{4}$ Elle ein Gewicht von 10 Loth, ohne zu zerreissen, ausgehalten hat.

Den Samen giebt man Canarien-Vögeln, um sie zu purgiren; s. im VII Th., S. 609.

Lattich, (Acker-) s. oben, S. 557, und 583.
— — (Brand-) Tussilago Farfara *Linn.*; s. Huf-Lattich, No. 1, Th. XXV, S. 567.
— — (Bruch- oder Buch-) Hieracium murorum *Linn.*; s. Habichts-Kraut, No. 6, Th. XX, S. 568.
— — (canadischer) s. oben, S. 555.
— — (eichenblätteriger) s. oben, S. 555.
— — (Endivien-) s. oben, S. 566, f.
— — (Feld-) 1. wilder Lattich, Lactuca Scariola *L.*; s. oben, S. 557, und 583.
2. Eine Art Baldrian; s. unter *Valeriana*.
— — (Frosch-) Potamogeton *Linn.*; s. Samen-Kraut.

Lattich,

Lattich, (giftiger) s. oben, S. 557.
— — (Hafer-) Tussilago Farfara *Linn.*; s. Huf-Lattich, No. 1, Th. XXV, S. 567.
— — (Hasen) Prenanthes *Linn.*; s. Sonchen-Kraut. (Wildes)
— — (Häuptel) s. oben, S. 564.
— — (Heide-) s. oben, S. 554.
— — (Hirsch-) Tussilago Farfara *Linn.*; s. Huf-Lattich, No. 1.
— — (Huf-) Tussilago; s. im XXV Th., S. 566, fgg.
— — (Hunds) Dens leonis Taraxacum; s. Röhrlein-Kraut.
— — (Köpfel-) s. oben, S. 564.
— — (Krauser) s. oben, S. 564.
— — (Lämmer-) s. unter *Valeriana*.
— — (Schorf-) Rumex acutus *Linn.*; s. Grind-Wurzel, No. 1, Th. XX, S. 62.
— — (stacheliger) s. oben, S. 557.
— — (Stripp-) s. Grind-Wurzel, No. 1.
— — (Wege-) s. Röhrlein-Kraut.
— — (weidenblätteriger) s. oben, S. 556.
— — (Wiesen-) s. Röhrlein-Kraut.
— — (wilder) s. oben, S. 557.

Latun, Messing-Blech; Latun-Hütte, Latun-Schläger; siehe im Art. Messing.

Latus, siehe Seite.

Latus und *Transport*, zwey bekannte, bey Summirung einer Rechnung ꝛc. gewöhnliche Ausdrücke; an deren Statt Einige Fürtrag und Uebertrag, oder: Seite, und Uebertrag der Seite, oder: diese Seite, und von voriger Seite, setzen. Latus ist nähmlich die Seite eines Blattes, oder eine Summe; und Transport, die Summe der vorhergehenden Seite, wenn sie auf die folgende übergetragen und obenan gesetzt wird. Latus per se, wird in Rechnung gesetzt, wo nicht mehr als Eine Post auf dem Blatte steht.

Latwerge, Gr. und Lat. Eclegma, Electuarium; Fr. Electuaire (*), in den Apotheken, ein mit Honig, Syrup ꝛc. in Gestalt eines dicken Breyes vermischtes Pulver, oder auch zu einem solchen dicken Brey eingekochter Saft.

Die Latwergen sind weniger flüssig als ein Saft, so daß man davon etwas mit der Spitze eines Messers, oder mit einem Spatel heraus nehmen kann, ohne daß es von den Seiten herunter laufen sollte. Man giebt ihnen sonst auch den Nahmen Opiate, und einige von ihnen nennt man Confectiones, z. B. Confectio Alkermes (**). Sie bestehen aus Pulvern, Extracten, Conserven, Säften, Oehlen, Gummen, Harzen, u. d. gl. die mit einem Zucker-Saft oder mit geläutertem Honig ganz einfach vermischt, und daher eigentlich zusammengesetzte Conserven sind.

Die Bereitung der Latwergen ist sehr einfach. Der Honig oder Zucker wird vorher in Wasser aufgelöset, und zur Dicke eines Zucker-Saftes eingekocht. Bestehen die übrigen Ingredienzien bloß aus Pulvern, so werden diese nach und nach zu dem Safte, der vorher kalt geworden seyn muß, zugeschüttet, und mit einem Agitakel gut vermischt. Sind aber Ex-

(*) Im Franz. ehemahls Laituaire, im Böhm. Letkwar, alle aus dem Lat. Electuarium, und dieses aus dem Griech. Ελειγματαριον, von ελειχειν, auslecken. Schon die mittlern Griechen sagten für Ελεκτουαριον, Λατουαριον und Λατουαριν, daher man sich über die Wegwerfung der ersten Sylbe in den spätern Sprachen um so viel weniger verwundern darf.

(**) Nach der verschiedenen Dicke der Latwergen giebt man ihnen noch verschiedene Benennungen. Sind sie flüssiger als gewöhnlich, so heißen sie Looch, oder Lohoch; sind sie so flüssig als ein Saft, Linctus (Leck-Saft); sind sie hingegen dicker als gewöhnlich, daß man daraus eine kleine Kugel formiren kann, um sie auf ein Mahl herunter zu schlucken, so nennt man diese einen Bolus (Bissen).

Extracte, Conserven, oder andere dergleichen Substanzen, die nicht zu Pulver gemacht werden können, dazu zu nehmen, so vermischt man diese vorher ganz gleichförmig mit dem Safte, und schüttet dann erst die Pulver hinzu. Wesentliche Oehle und Balsame bleiben bis zulezt.

Die Quantität des Saftes, die zu einer Latwerge erfordert wird, richtet sich nach der Beschaffenheit der Pulver, die zugemischet werden sollen, nach dem diese nähmlich mehr oder weniger Flüssigkeit einziehen. Bey vegetabilischen Substanzen, als: Wurzeln, Kräutern, nimmt man 3 Theile Saft zu 1 Theil Pulver. Diese Mischung scheint anfangs sehr flüssig zu seyn; innerhalb 24 Stunden aber, nachdem die Pulver den überflüssigen Saft in sich gezogen, haben sie die rechte Consistenz einer Latwerge. Zu andern, als: Gummen, Harzen, rechnet man ungefähr ein gleiches Gewicht; und bey mineralischen Substanzen, die Hälfte ihres Gewichtes an Zucker-Saft. Wenn zu einer Latwerge leichtere und schwere Materien, als z. B. Eisenfeil, vermischet werden sollen, so muß man die Mischung dicker machen, weil sie sonst, indem das Eisenfeil seiner Schwere wegen niedersinken würde, nicht gleichförmig bleibt.

Da die Pulver und die übrigen Ingredienzien zu den Latwergen oft in ihrer Natur und Beschaffenheit ganz verschieden sind, so bemerkt man auch, daß einige sogleich nach der Verfertigung, andere später, in Gährung übergehen, und noch andere ein ganzes Jahr, ja etliche Jahre durch, gähren. Da in diesen Arzeney-Mitteln jederzeit Zucker oder Honig gegenwärtig ist, so können sie nicht so leicht in die faulende Gährung übergehen. Ueberdem kommt hierzu noch, daß, da die Substanzen so verschieden sind, eine Substanz zu gähren anfängt, indem die andere aufhört, und also die neue Verbindung, die diese unter

ter der Gährung eingegangen ist, wieder aufhebt. Dieses gilt vornehmlich von denjenigen Latwergen, die aus vielen Ingredienzien, die theils aromatisch, salzig, harzig oder gummig sind, bestehen, als: der Theriak, Mithridat, Confectio de hyacintho. Bey diesen bemerkt man, etliche Jahre durch, eine gelinde innerliche Bewegung oder Gährung, ohne daß sie dadurch verderben, oder an ihren Heil-Kräften eben sehr leiden sollten. Doch ist nicht zu läugnen, daß nicht manche flüchtige Theile durch die fortgesetzte innere Bewegung verloren gehen. Dagegen aber hören die Latwergen, worin viele schleimige und pulpenartige Substanzen enthalten sind, als: das Electuarium lenitivum, diacatholicum &c. bald, nachdem sie verfertigt sind, zu gähren auf, werden schimmelig, trocknen ein, und verderben binnen weniger Zeit. Von diesen muß man daher entweder nur sehr geringe Quantitäten machen, oder, welches noch besser ist, bloß die Pulver in Gläsern gut verstopft vorräthig halten, und jederzeit auf der Stelle, so viel als eben gebraucht wird, zusammen mischen. Ueberhaupt müssen alle Latwergen an kühlen Orten, und vor dem Zutritt der Luft sehr wohl vermacht, aufbewahret werden.

Dem kranken Viehe werden die Latwergen, wie die Bissen (Boli), mit einem Kohl-Blatte eingegeben.

Latz, (der) Diminut. das Lätzchen, Oberd. Lätzlein, eine im gem. Leben übliche Benennung theils eines Kleidungsstückes, theils eines gewissen breiten Theiles einer Sache.

1. In den gemeinen Sprech-Arten ist der Latz oder Brust-Latz, ein Kleidungs-Stück ohne Aermel, welches nur bis auf die Hüften reichet, und dessen sich beyde Geschlechter bedienen. Bey dem männlichen wird es in den anständigern Sprech-Arten ein Brust-Tuch, bey beyden aber auch ein Leibchen genannt.

nannt. Bey dem weiblichen, hat dieser Latz zum Unterziehen, ganz kurze und schmahle Schößchen, und wird auch zuweilen mit einigen Stücken Fischbein untersteifet. Bey vornehmern Frauenzimmer ist er insgemein von Damast, Stoff, Atlaß oder Taffet, und wird meistens von vornher zugeschnüret; sonst wurde er auch wohl mit goldenen oder silbernen Knöpfen zugeknöpfet. Bey gemeinen Frauenspersonen hingegen ist er nur von wollenen und schlechten Zeugen, und wird meistentheils mit Heften oder Schlingen zugemacht, oder auch, wenn er gesteift ist, mit Schnür-Bändern zugeschnüret. An vielen Orten nennt man diese Art von Latz ein Mieder. Von vornehmen Mannspersonen wird ein solcher Latz meistens simpel zum Unterziehen, von geringern aber, insonderheit Landleuten zum Stat, und hin und wieder ziemlich kostbar getragen. Siehe auch Brust-Tuch, im VII Th., S. 147.

2. Bey dem andern Geschlechte, ist der Latz zum Vorstecken, Vorsteck-Latz, ein oben breites, und unten schmahl zulaufendes Bruststück von Gold, Silber, Spitzen, Flor oder Band, auch wohl mit bunter Seide auf vielerley Faßon gestickt, gewirkt, oder genäht, welches das Frauenzimmer vorn über die Schnürbrust anzustecken pflegt. Bisweilen wird ein solcher Vorsteck-Latz auch aus weißem Flor mit goldenen oder silbernen Muscheln, Blumen, und allerhand seidenen Chenille, staffiert und bebrämet, oft auch aus lauter goldenen oder silbernen Fransen oder Band-Schleifen (s. Bänder-Latz, im III Th., S. 418,) zusammengesetzt.

Einige Frauens-Personen bedienen sich, an statt der Schnürbrust, eines mit Pappe, Rohr oder Fischbein ausgesteiften, und nach dem Schnürleibe eingerichteten Latzes, welcher alsdann ein steifer Latz, Latz zur Schnürbrust oder Vorschnür-Latz, genannt

nannt wird, über welchen sie die sogenannten Leibchen, Fetschken oder Corsette vorn zu zuschnüren pflegen. Er wird, nach Belieben, mit seidenem oder wollenen Zeuge, oder auch mit Canevaß überzogen, und für junge Personen mit weißer Leinwand, für ältere hingegen, der Wärme wegen, mit Barchent gefüttert.

Ein aus weißer oder blauer Leinwand, Zwillich, Damast oder buntem Kattun viereckig geschnittener kleiner Latz, welcher mit Schlingen und Bändern versehen ist, und welchen man den Kindern um die Brust vornher zu binden pflegt, wird Kinder-Lätzchen genannt.

Die im Französischen sogenannten Bustieres, sind entweder mit reichen schattierten Blumen gestickt, oder von Gorl- (Corl-) Arbeit und Bändern verfertigte Lätze, welche leztere von ihrer Gestalt Crevées heißen. Sie sind auch wohl Marseille genähet, von reichen Pompons und Soucis d'Hanneton gearbeitet, um sie zu den Palatinen, welche dazu getragen werden, zu assortiren. Der Bequemlichkeit wegen, heißen sie auch Ammen-Lätze. Siehe auch *Crevé*, im VIII Theile, S. 459.

Bey Erbtheilungen sind Lätze für Frauen und Mädchen, Gerade.

Auch die obere Klappe an den Schürzen, welche die Brust bedeckt, heißt ein Latz, so wie an den Beinkleidern der Männer die noch unter gemeinen Leuten übliche breite Klappe an dem vordern Theile, unter dem Nahmen des Latzes oder Hosen-Latzes bekannt ist. Siehe Th. XXV, S. 306.

Bey dem Pictorius heißt das Ober-Leder an einem Schuhe der Ueberlatz; und im Oberdeutschen wird eine Kapuze, ein Reise-Hut mit Klappen, eine Latz-Mütze genannt.

3. Im Hüttenbaue ist am Planen-Herde der Laz, ein 3 Zoll breites Stück Zwillich, welches unter das Gefälle gesteckt wird, damit die Erze nicht mit dem Wasser davon gehen.

So fern dieses Wort in den meisten Fällen ein Stück bedeutet, könnte man es mit dem alten lidon, schneiden, zu schlitzen, dem Oberdeutschen Blatz und Pletz, dem Lat. Lacinia, und andern dieses Geschlechtes, rechnen; s. Lasche, oben, S. 113. Allein, es scheint vielmehr der Begriff der Bedeckung der herrschende zu seyn, da es dann mit Leder, Lid, ein Deckel, der Laden und Kleid verwandt ist. Mit dem Begriffe der Bedeckung ist der Begriff eines bedeckten oder hohlen Raumes sehr genau verwandt, daher schon im salischen Gesetze Laisus den Schooß bedeutet. Im Böhmischen heißt ein Latz in der zweyten Bedeutung Lacek.

Latz, (Ammen-) s. auf der vorhergeh. Seite.
—— (Bänder) s. oben, S. 596.
—— (Brust-) s. oben, S. 595.
—— (Hosen-) s. auf der vorhergeh. Seite.
—— (steifer) s. oben, S. 596.
—— (Ueber-) s. auf der vorhergeh. Seite.
—— (Vorschnür-) s. oben, S. 596.
—— (Vorsteck-) s. oben, S. 596.

Latz-Mütze, s. auf der vorhergeh. Seite.

Lätzchen, (Kinder-) s. eb. das.

Lätzchens-Hemd, eine Art Hemden des andern Geschlechtes: s. im XXIII Th., S. 3.

Lau, ein Bey- und Neben-Wort, lauer, laueste, ein Wort, welches den ersten geringsten Grad der Wärme, besonders am Wasser und an andern flüßigen Körpern ausdrückt; L. tepidus; Fr. tiéde. Laues Wasser. Das Wasser ist nicht heiß, sondern nur lau. In der Dicht-Kunst auch von der angenehmen gelinden Wärme der Luft.

Laue Lüfte, Wohlgerüche
Laden uns zum Tanz.

Ramler.

— Es wehen lauere Lüfte
Dich, Kind der Sonne, gefälliger an.

Uz.

Imgl. figürlich, für kaltsinnig, nicht den gehörigen Grad des Eifers habend. Eine laue Liebe. Sein Eifer läßt nach und wird schon ganz lau. Jemanden sehr lau empfangen, sehr gleichgültig, kaltsinnig.

Siehe Laulich, Lauwarm und Lauigkeit.

Im Nieders. lau, im Angels. hliw, im Isländ. hle, hlyr im Schwed. ly, ljom, im Engl. lukewarm, im Dän. mit eingeschobenem n, lunken. Im Niederdeutschen auch mit andern Prä- und Suffixis flau, flack, black, flak, lack, flöp, flep, welche alle mit lau Eines Stammes sind, aber auch figürlich ungeschmackt, geschmacklos, unkräftig bedeuten. Siehe Flau, im XIV Th., S. 61. Es scheint, daß dieses Wort zu Lohe, Lauge, Glühen, u. s. f. gehört, und warm und hell überhaupt bedeutet habe, bis es durch den Gebrauch auf den geringsten Grad der Wärme eingeschränkt worden ist. Dahin gehört auch das Schwed. len, thauwarm, so gelinde, daß das Eis aufthauet, das Nieders. liien, lühen, aufthauen, Oberd. leinen, das Holländ. lauen, wärmen, und lauwen, warm werden und warm machen. Auch im Hochdeutschen sagt man noch im gem. Leben, das Wasser lauet noch ein wenig, ist noch ein wenig lau, oder lauwarm.

Lau-Gold, in einigen, besonders oberdeutschen, Gegenden, falsches, unächtes Gold, doch nur von dünnen Messing-Blättchen, welche zur Nachahmung solcher Gold-Blättchen geschlagen, und gemeiniglich zu Flintern verarbeitet werden; Knaster-Gold, Rausch-Gold. Daher die Laugold-Schläger, welche das Messing zu solchen dünnen Blättern schla-

gen, und an andern Orten Flinter-Schläger, Flinterer, heißen. Siehe Messing.

Lau, lou, bedeutete ehedem falsch, unächt, und in der rothwälschen Diebes-Sprache hat loe diese Bedeutung noch, und Loeformat sind daselbst falsche Briefe. Es scheint mit dem vorhergehenden lau, und vielleicht mit läugnen und dessen Stamm-Worte laugen, verwandt zu seyn.

Laub, die Blätter der Bäume und Sträuche.

1. Eigentlich, als ein Collectivum und ohne Plural, wo es im engern und gewöhnlichern Verstande nur von den breitern Blättern der zu dem sogenannten Laub-Holze gehörigen Bäume und Sträuche gebraucht wird, zum Unterschiede von den Nadeln oder Tangeln des Schwarz-Holzes. Im Frühlinge, wenn die Bäume wieder junges Laub bekommen. Das Laub fällt ab. Laub streifen, das Laub von den Bäumen streifen. Eichen-Laub, Linden-Laub, Wein-Laub, u. s. f.

2. Figürlich.

(1) Dem Laube der Bäume ähnliche Zierrathen, wo zuweilen, z. B. bey den Schlössern, auch der Plural die Laube üblich ist.

(2) In der deutschen Karte wird die grüne Farbe, weil sie das Blatt eines Baumes vorstellt, Laub genannt. Daher der Laub-König, der Laub-Ober, das Laub-Daus, u. s. f.

(3) Diejenige Zeit, in welcher die Bäume frisches Laub bekommen; in welchem Verstande es im Forstwesen, von dem Laub-Holze gebraucht, so viel als ein Jahr bedeutet. Der Schlag steht schon im dritten, vierten ꝛc. Laube. Von dem Schwarz-Holze hingegen sagt man, der Schlag stehe in der zweyten, dritten ꝛc. Krone, Querl oder Gipfel.

(4) In einigen Gegenden, vermuthlich Ober-Deutschlandes, bedeutet es auch denjenigen Antheil, wel-

welchen ein Gut an dem Genusse eines Waldes hat. Ein vollständiges Bauern-Gut hat daselbst das ganze Laub, ein Gütchen nur ein halbes Laub. Frisch, der diese Bedeutung aus dem Besold hat, setzt hinzu, daß das ganze Laub bisweilen 5 oder 6 Klafter (vermuthlich geschlagenes Holz) ausmache. Vielleicht ist dieser Gebrauch noch ein Ueberbleibsel der alten Bedeutung des Wortes Laub, da es auch einen Wald, oder einen Theil desselben, bedeutete; in welchem Verstande Lo bey den schwäbischen Dichtern, Lob für Bäume im Schwabenspiegel, und Lew, Löf, im alten Schwed. vorkommen.

In dem heutigen Verstande als ein Collectivum schon bey dem Ottfried und Notker Loub, bey dem Ulphilas Lauf, im Angels. Leaf, Laef, im Nieders. Loof, im Engl. Leaf, im Dänischen Lov, und im Schwedischen Löf; entweder, wie Wachter glaubt, von der Bedeckung, weil das Laub die Bedeckung, Bekleidung der Bäume ausmacht; siehe Laube; oder auch von der beweglichen Beschaffenheit der Blätter, da denn dieses Wort zu Laff, Lappen und laufen gehören würde; oder endlich auch, wegen ihrer breiten dünnen Beschaffenheit, um welcher willen auch die flache Hand im Wallis. Llaw, und im Friesischen Lofa genannt wird. Ehedem wurde Laub auch häufig von einzelen Blättern gebraucht, und da findet man im Plural sowohl Laube, als Läuber. Jenes kommt in dem alten Gedichte auf den heil. Anno vor, dieses bey Heinr. v. Veldig:

Es habent die kalten nehte getan
Das di Loiber an der linden
Winterliche val gestan;

für die Blätter. Daher kommt es vermuthlich auch, daß man noch im gem. Leben sagt: er zittert wie ein Aespen-Laub, s. Th. XI, S. 579, imgl. Lauber-Hütte. Im Lettischen bedeutet Lapas noch jezt ein Blatt.

Von der Bestimmung und dem Nutzen der Blätter an Bäumen und Pflanzen, habe ich im

V Th. S. 567, fgg.; von der Fortpflanzung der Bäume durch Blätter, eb. das. S. 571, fgg. und von einigen Krankheiten der Blätter, eben daselbst, S. 575, f. gehandelt. In gegenwärtigem Artikel, werde ich von dem Laubstreifen, und von dem Laub-rechen oder scharren, ingleichem, wie ich im V Th. S. 576, versprochen habe, von dem Abfallen des Laubes, und von dessen Nutzung, sowohl zur Fütterung, als auch zur Streu, zum Düngen, und zur Feuerung, handeln.

Von dem Abfallen der Blätter oder dem Laub-Fall, nach Duhamel Erklärung (*). Wenn man bedenkt und sieht, daß die Blätter mit den Zweigen durch Holz-Fibern, die aus denselben Zweigen entspringen, vereinigt sind, so sollte man glauben, daß sie mit den Zweigen ein Ganzes ausmachten, und sich niemahls von denselben absondern könnten. Diese Vorstellung aber würde irrig seyn, wenn man sie als allgemein annehmen wollte. Es giebt zwar Bäume, die ihre Blätter sehr lange behalten, und welche man daher immergrüne Bäume nennt. Die Blätter der Fichte werden zwar auf dem Baume selbst trocken, so wie die Zweige; die meisten Bäume aber verlieren im Herbste ihre Blätter, die im Frühlinge hervorgekommen waren. Man sagt alsdann: die Bäume werfen ihre Blätter ab, die Bäume werden nacket, oder: das Laub fällt (ils se dépouillent). Die Aesche, der Nußbaum, die Ulme ꝛc. sind von dieser Art.

Es giebt einige Bäume, als: die gemeine Eiche und die Weiß-Büche, deren Blätter zwar im Herbste welk und trocken werden, die aber doch erst im Frühlinge

(*) In Dessen Phyſique des arbres. To. I. S. 127, fgg. und in der Naturgeschichte der Bäume, nach Oelhafen v. Schellenbach Uebersetz. 1 Th (Nürnb. 1764, gr. 4.) S. 139, fgg. und nach einer andern Uebersetz. im 12 St. der Hannover. Beytr. zum N. und Vergn. v. J. 1759.

linge abfallen, wenn sich die Knospen öffnen, und die neuen Blätter hervorzubrechen anfangen. Endlich giebt es auch einige Bäume, und gar viele Stauden-Gewächse, die ihre grüne Blätter bis in den Frühling behalten, wenn die Winter gelinde sind; die sie aber verlieren, wenn der Frost heftig ist; als: der kretische Ahorn, die Rain-Weide, der wilde gelbe Jasmin ꝛc.

Je mehr und sorgfältiger man die Umstände, die sich bey dem Abfallen der Blätter eräugnen, untersucht, desto schwerer ist es, die Ursache des Abfallens zu entdecken. Ich werde indessen meine hierbey gemachten Beobachtungen erzählen. 1. Die Bäume, welche ihre Blätter verlieren, dunsten mehr aus, als diejenigen, welche die Blätter das ganze Jahr durch behalten. 2. Wenn man einen Baum, der seine Blätter nicht abwirft, auf einen solchen pfropft, der seine Blätter fallen läßt, z. B. einen Kirschlorberbaum auf einen wilden Kirschbaum; eine immergrüne Eiche auf die gemeine Eiche, so zeigt die Erfahrung, daß der Kirschlorberbaum und die immergrüne Eiche ihre Blätter behalten; dieses stimmt mit der vorhergehenden Beobachtung überein, denn weil der Kirschlorberbaum wenig ausdunstet, so zieht er aus dem wilden Kirschbaume Nahrung genug, seine Blätter zu behalten, um so mehr, da die Bewegung des Saftes im Winter nicht ganz unterbrochen ist. Man muß aber doch gestehen, daß das, was auf diese Art gepfropft ist, nicht lange aushält. 3. Die Blätter werden gemeiniglich im Herbste gelb, und wenn ein Regen auf etliche Reife folgt, so fallen sie in wenig Tagen gar ab. 4. Bisweilen ist die Hitze im Sommer so stark, daß sie die Blätter versengt und vertrocknet; wenn nachher warme Regen darauf kommen, so fallen diese vertrockneten Blätter ab, und die Bäume treiben neue Blätter, welche man Herbst-Blätter nennen

kann;

kann; diese bleiben viel länger in den Winter hinein auf den Bäumen, als die Frühlings-Blätter; die kleinen Reife, die verursachen würden, daß diese abfallen, schaden jenen nichts. 5. Ich habe gesunde starke Ulmen, die mit großen, dicken und vortrefflich grünen Blättern bedeckt waren, im Sommer von einer Krankheit, welche die Rinde von dem Holze abgelöset hatte, schnell verderben gesehen; nach diesem Zufalle wurden die Blätter zwar trocken, blieben aber noch fest an den Zweigen sitzen. 6. Nach starken Gewittern sieht man bisweilen Bäume plötzlich abstehen, da dann die Blätter ebenfalls fest an den Zweigen hangen bleiben. 7. Ein Austreten des Saftes, der in den zärtern lymphatischen Saft-Gefäßen ist, verursachet oft, daß im Sommer ganze Zweige von Kirsch- oder Pfirsich-Bäumen plötzlich verderben; auch alsdann werden die Blätter auf den Bäumen trocken, und bleiben daran hangen.

Ich unterstehe mich nicht, von allen diesen Umständen die Ursache anzugeben, sondern ich will sie nur mit denjenigen Beobachtungen, die jedermann an den Weinreben machen kann, vergleichen. Man sieht an den Weinreben, in einer gewissen Entfernung von einander, Knoten, wo die Augen stehen, aus welchen Blätter, Trauben, oder auch Gäbelchen (Capreoli), womit die Reben sich anhängen, hervorkommen. Der Theil der Reben, der an dem Stocke sitzt, ist gemeiniglich so hart, daß, wenn man eine Rebe bis zum Zerbrechen bieget, der Bruch niemahls in den Knoten selbst geschieht, welcher viel stärker widersteht, als derjenige Theil der Rebe, welcher zwischen zwey Knoten ist. An dem andern Ende ist diese Rebe gemeiniglich viel zärter, und weniger holzig. Wenn aber der Herbst gelinde und trocken gewesen ist, werden doch die Reben fast in ihrer ganzen Länge reif, und es würde alsdann, wann auch etwas starke Fröste einfallen

fallen sollten, gar nicht leicht seyn, die Reben gerade an dem Knoten zu zerbrechen, auch sogar an dem Ende der Rebe. Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Herbst kalt und feucht ist; denn weil in diesem Falle das Ende der jungen Triebe noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, so greifen die geringsten Herbst-Fröste vornehmlich die Knoten an, die sich alsdann fast selbst von einander absondern. Die Wein-Gärtner nennen dieses la Champlure. Dieser Zufall verringert bisweilen die Länge der Rebe dermaßen, daß kaum Holz genug zu dem künftigen Schnitt übrig bleibt. Eben diese Beobachtung läßt sich auch an den Mistel-Zweigen machen. Wenn man große Zweige dieser Pflanze in Wasser kochen läßt, so wird man sehen, wenn man ihre Rinde abgezogen hat, daß die Knoten der großen starken Zweige sehr fest sind, die Knoten an den jungen Zweigen hingegen sondern sich von einander ab.

Aus diesen zwey Beyspielen erhellt deutlich, daß die Substanz, welche die Knoten in zwey Theile absondert, viel leichter von dem Froste beschädiget, oder durch das Kochen erweicht wird, als der Theil der Rebe, der zwischen den Knoten ist. Vielleicht befinden sich mitten in diesen Knoten einige Theile, die länger weich (herbacées) bleiben und später holzig werden; vielleicht findet sich auch eben dasselbe an dem Orte, wo die Blätter an den Zweigen stehen. Wenn dieses wäre, so würden die Champlure und das Abfallen der Blätter einerley Ursache haben; und nach dieser Muthmaßung würden die immergrünen Bäume ihre Blätter um deswillen behalten, weil die Stelle, wo sie aus dem Zweige entspringen, eine hinlängliche Reife erlangte, um der Härte des Winters und Frostes zu widerstehen. Ich gestehe aber dem ungeachtet, daß diese Erklärung des Abfallens der Blätter mir selbst nicht in allen Stücken völlig Genüge leistet;

denn

denn ich begreife nicht, warum die erst im Anfange des Herbstes hervorgekommenen Blätter, dem Froste mehr widerstehen, als diejenigen, welche sich schon im Frühlinge entwickelt haben, da doch diese gewiß weniger weich seyn können, als jene. Nichts desto weniger, da man verschiedene Beobachtungen hat, welche beweisen, daß gesunde, lebhafte und stark treibende Pflanzen, durch einen kleinen Frost nicht so viel leiden, als diejenigen, die nicht so gesund und stark sind: so scheint es, daß die Erklärung, die eben angeführt worden ist, in dem Falle Statt finden könnte, wo das Abfallen der Blätter durch Herbst-Fröste vor der Zeit beschleuniget wird. Man hat nun aber aus der Erfahrung, daß, wenn auch den ganzen Winter über keine Fröste kommen sollten, die Bäume doch ihre Blätter abwerfen würden. Es zeigt aber ferner die Erfahrung, daß in den Treib-Häusern, wo man durch Kunst eine Wärme unterhält, die allezeit weit beträchtlicher ist, als die Wärme der freyen Luft im Frühlinge, wenn die Bäume treiben, diejenigen, die sonst ordentlich ihre Blätter abwerfen, auch in den Treib-Häusern ihre Blätter verlieren, um bald darauf neue Blätter zu treiben. Man muß also von dem Abfallen der Blätter eine Ursache suchen, die nicht von dem Froste abhängt; da mir dann die nachstehende ziemlich wahrscheinlich vorkommt.

Die Blätter dunsten sehr viel aus; dieses ist eine bekannte und durch Erfahrungen vollkommen bestätigte Wahrheit. Wenn die Wurzeln nicht mehr so viel Saft zuführen, als zu dieser starken Ausdunstung erforderlich ist, so erfolgt daraus nach und nach eine Vertrocknung, und alsdann müssen die Blätter zu wachsen aufhören, da indessen die Aeste und Zweige noch an Dicke zunehmen; denn das Wachsthum der Aeste und Zweige in die Dicke dauert noch lange fort, nachdem das Wachsthum in die Länge aufgehört hat.

Da

Da nun die Stiele der Blätter aufhören dicker zu werden, die Zweige aber noch immer in die Dicke zunehmen, so muß nothwendig eine Trennung der Fibern dieser Blätter von den Fibern der Zweige erfolgen, und die Blätter müssen also abfallen. Diese Muthmaßung zu bestärken, will ich anführen: 1. daß die Blätter derjenigen Bäume, die an der Nord-Seite stehen, wenig ausdunsten, und daß daher diese Bäume auch später ihre Blätter abwerfen, als andere. 2. Daß, da die Blätter von der Eiche und Weiß-Büche, ob sie auch schon erstorben und vertrocknet sind, doch den Winter über an den Zweigen hangen bleiben, und erst im Frühlinge, wann die Bäume wieder treiben, abfallen, dieses vermuthlich daher komme, weil die Zweige dieser Bäume im Herbste wenig an Dicke zunehmen, und die Blätter alsdann erst abgestoßen werden, wann das Aufsteigen des Saftes im Frühlinge verursachet, daß diese Zweige dicker werden.

Im 25 St. der Hannover. Beyträge ꝛc. vom J. 1761, hat ein Ungenannter, welcher sich bloß K. unterschrieben hat, Dühamel's Erklärung des Abfallens der Blätter geprüft und zugleich in folgendem Aufsatze eine andere Ursache dieser Erscheinung angegeben.

„Man muß gestehen, daß *du Hamel* viel Aufmerksamkeit angewendet habe, um die Ursache des Abfallens der Blätter zu erforschen; da er aber seinen Muthmaßungen in dieser Materie selbst nicht trauet, so wird es mir erlaubt seyn, eine kürzere und vielleicht nicht unwahrscheinliche Ursache anzuführen, auch die Meinung des *du Hamel* zu prüfen. Wir sehen nähmlich, daß alle Geschöpfe und Gewächse auf Erden ihren Zeitpunct des Zu- und Abnehmens von dem Schöpfer erhalten haben. Ist der höchste Grad des Zunehmens erreicht, so sagen wir, daß eine Sache völlig reif sey. Die Erfahrung lehrt, daß der höchste Grad der Reife oder Zeitigung, zugleich der Anfang des Abnehmens aller Gewächse sey. Ich fürchte

nicht

nicht zu irren, wenn ich glaube, daß dieses bey allen Blättern eben so gut, als bey andern Gewächsen, Früchten und Thieren, Statt finde. Ich glaube, daß die Blätter alsdann abfallen, wann der Knote, welcher sie mit der Rinde des Zweiges verbindet, den hierzu nöthigen Grad der Zeitigung erhalten hat, und daher morsch wird, oder zu dem ersten Grade seiner Verwesung sich anschickt. Diese Ursache kommt mir darum sehr wahrscheinlich vor, weil ich daraus das Abfallen der reifen Früchte erklären, die Theorie des *du Hamel* aber dabey nicht anwenden kann. Alle folgende von *du Hamel* angezeigte richtige Erfahrungen, welche derselbe mit seiner Theorie nicht völlig vergleichen zu können, selbst gesteht, stimmen mit meinem Grundsatze völlig überein. 1. Das mehrere Ausdunsten der Bäume, welche alle Jahr ihre Blätter abwerfen, gebe ich gern zu, und glaube, daß dieses eine Ursache sey, wodurch der geschwinde Wuchs und die natürliche Zeitigung der Blätter beschleuniget wird. 2. Daß ein Zweig, der seine Blätter nicht jährlich abwirft, wenn er auf einen Stamm, der seine Blätter jährlich abzuwerfen gewohnt ist, gepfropft wird, die Blätter ein paar Jahre behält, das scheint nur ganz natürlich daher zu rühren, weil bey dem Pfropf-Knoten das fremde Geschlecht eines andern Baumes anfängt, dessen Blätter einen längern Zeitigungstermin erfordern. Die Erfahrung der gepfropften Obstbäume stimmet damit völlig überein. Man pfropfe z. E. auf einen späten Winterbirnstamm den Zweig eines ganz frühen Sommerbirnstammes, so wird man finden, daß das neu eingepfropfte Geschlecht beynahe zu rechter Zeit im Anfange des Sommers reife Früchte trage, und seine Blätter eher verliere. Inzwischen lehrt die Erfahrung, daß der späte Grundstamm die eingepfropfte frühe Art dennoch einige Tage später zur Zeitigung kommen lasse, als wenn der Grundstamm ebenfalls von frühen Sorten genommen, und gleiches auf gleiches gezweiget ist. *du Hamel* fährt fort: 3. „Die Blätter werden gemeiniglich im Herbste gelb, und wenn nach einigen Reifen ein Regen kommt, so fallen sie in wenig Tagen ab.“ Ich wende diese Erfahrung auf meine Theorie folgendergestalt an: Wenn die Blätter reif werden, so werden unterschiedliche Sorten röthlich und gelb, so wie das Obst, wenn es zeitig ist. Gleichwie aber nicht alles Obst gelb

wird,

wird, wenn es reif ist, also werden auch nicht alle Blätter gelb, wenn sie reif werden. Die Blätter des wälschen Nußbaumes, der Rainweiden und anderer Bäume, bleiben auch in ihrer Zeitigung grün. Von der 4ten Erfahrung des *du Hamel*, daß nähmlich im Sommer, wenn nach einer starken Hitze ein warmer Regen folgt, die Blätter abfallen, und neue wachsen, habe ich zwar noch keine Gewißheit einzuziehen Gelegenheit gehabt, inzwischen widerspricht sie meinem Zeitigungssystem nicht. Denn wenn durch eine anhaltende große Hitze die Ausdunstung der Blätter gar sehr befördert, und durch einen übermäßig andringenden Saft der Knoten der Blätter übertrieben wird, so werden sie nothreif, und fallen ab. Die nachher ausgetriebenen Herbstblätter fallen nicht sobald ab, als die Frühlingsblätter, weil jene weit später reif werden. Und da die Fibern in ihren Knoten noch nicht morsch geworden sind, so schaden ihnen die kleinen Reife so leicht nicht; wird aber die Kälte strenger, so werden sie dadurch heftig ausgedehnet, zersprengt, und fallen ab. Die 5te 6te und 7te Erfahrung des *du Hamel* beweiset, daß die auf dem Zweige vertrockneten Blätter nicht abfallen. Sie stehen also der Meinung desselben, als ob durch den entzogenen Saft das Abfallen gewirket werde, gerade entgegen. Wenn man hingegen voraus setzt, daß die verdorreten Blätter auf erstorbenen Zweigen nicht Zeit gehabt haben, reif zu werden, sondern durch die Entziehung des nöthigen Nahrungssafts eingeschrumpfet und hart geworden sind, so läßt sich daraus leicht erklären, warum sie nicht abfallen, bis sie etwa ganz vermodert sind.

Die Ursache der sogenannten Champlure der Weinreben scheint mit der Ursache des Abfallens der Blätter nicht überein zu kommen, sondern daher zu rühren, weil der Schuß über dem lezten reifen Knoten noch nicht zu gehöriger Stärke gediehen, und der neue Knote mit genugsamen Lagen holziger Fibern, welche unter der Rinde in verschiedenen Schichten sich nach und nach längen, noch nicht genugsam überzogen ist, um der Stärke des Frosts zu widerstehen, mithin der annoch lockere Knote sich durch Ausdehnung des Safts durch den Frost oder eine andere Gewalt leicht trennen läßt.

Wenn man die Zeitigung oder das Reifwerden der Blätter für die Ursache des Abfallens derselben annimmt,

so verwundert man sich nicht darüber, wenn in den Gewächshäusern ohne Frost die Blätter auch abfallen. Sie gelangen nähmlich daselbst auch, obwohl langsamer, zu ihrer Reife. Durch Frost, Reif, große Hitze und überflüssige Nässe hingegen wird ihre Zeitigung weit geschwinder befördert, und sie werden dadurch nothreif.

Ich werde nunmehr die lezte Muthmaßung des *du Hamel* beleuchten, um zu sehen, ob er daraus seine eigene und andere zuverläßige Erfahrungen mit Wahrscheinlichkeit erklären, und sich wider einige beträchtliche Einwürfe retten könne. Er fährt fort: „Die Blätter dunsten sehr viel „aus." Dieser Satz ist unstreitig. „Wenn also die Wur„zeln nicht mehr so viel Saft liefern, als zu dieser starken „Ausdunstung nöthig ist, so erfolgt daraus eine Vertrockn„ung, und ein Aufhören des Wachsthums der Blätter." Dieses läugne ich zwar nicht, aber ich möchte wissen, warum *du Hamel* den Wurzeln das Vermögen absprechen will, zu der fernern Ausdunstung der Blätter sowohl, als zu dem weitern Zunehmen der Aeste in die Dicke, den nöthigen Saft ferner anzuschaffen, da doch die Wurzel der Blätter zwischen die Rinde und das Holz geht, und also daselbst reichlichen Nahrungssaft schöpfen kann. Schaffete hingegen die Wurzel den zu Ausdunstung der Blätter erforderlichen Saft nicht an, so würden die Blätter vertrocknen, und also nach *du Hamel* eigenen, oben Num. 5, 6 und 7 bemerkten Erfahrungen nicht abfallen. Mir deucht, man könnte mit mehrerer Wahrscheinlichkeit dafür halten, daß die Wurzeln um die Zeit, wenn die Blätter abfallen wollen, mehr Saft zu liefern im Stande seyn, als die Blätter verzehren und ausdunsten können. Denn da zur Herbstzeit die Nächte lang werden, und die Luft nicht so trocken und warm mehr ist, daß die Blätter heftig ausdunsten könnten, hingegen die Wurzeln durch die Herbstnässe in den Stand gesetzt werden, überflüssigen Saft zu liefern, so scheint es nicht, daß die Blätter Ursache haben, sich über einen Mangel des Nahrungssafts um solche Zeit zu beschweren. Es steht aber dem *du Hamel* noch eine andere allen Gärtnern bekannte Erfahrung hierin entgegen. Es ist nähmlich gewiß, daß ein mit dem Blatte eingepfropftes Schildauge nur alsdann das Blatt abwerfe, wann es völlig bewachsen ist, mithin durch den zwischen der Rinde und dem Holze eines stärkern Stam-

mes

mes aufsteigenden mehrern und gar zu reichlichen Nahrungssaft zur Zeitigung schleunig befördert ist. Wenn hingegen das eingepfropfte Auge nicht bekommen, mithin das daran gelassene Blatt keinen Nahrungssaft erhalten hat, so vertrocknet zwar das Blatt, aber es fällt nicht ab, weil es nicht reif geworden war.

Die lezten Anmerkungen des *du Hamel* geben dessen Meinung wenig Stärke. Denn ob man gleich zugeben muß, daß die an der Nord-Seite stehenden Bäume weniger ausdunsten, so folgt daraus nur dieses, daß die Blätter derselben langsamer reif werden. Man kann aber daraus nicht folgern, daß die gegen Mittag stehenden Bäume von ihren Wurzeln eher im Stiche gelassen werden, als jene. Man weis vielmehr, daß die gegen Mittag gepflanzten Bäume auch stärker ins Holz wachsen, und größere Wurzeln bauen. Die 2te Erfahrung, daß nähmlich die Blätter der Eichen und Hainbüchen im Herbst nicht abfallen, sondern trocken an den Zweigen bis zum Frühlinge sitzen bleiben, ist weder durchgängig von allen Wintern, noch in allen Jahren richtig. Wenn ein früher Herbstfrost die Zeitigung dieser Blätter verhindert hat, so verwelken sie freylich an den Zweigen, werden trocken und bleiben guten Theils daran. Kommt aber der Frost allererst im Winter, wie in dem abgewichenen Jahre, so werden diese Blätter größten Theils reif, und fallen ab; wenigstens wird man anizt gar selten ein Eichen- oder Hainbüchen-Blatt in unsern Wäldern noch an dem Zweige finden. Ich schließe hieraus, daß der Frost die nahe Zeitigung der Blätter zwar befördere, aber nicht allein bewirke. Sollte jemand die von mir angegebene Ursache des Abfallens der Blätter für nicht genug bestimmt halten, und von den Ursachen des Reifwerdens eine nähere Erklärung verlangen, so muß ich zwar bekennen, daß es so gar leicht nicht sey, dieses Geheimniß der Natur gewiß auszuspähen, und bey der großen Verschiedenheit des zarten innern Baues der verschiedenen Gewächse richtig zu bestimmen; inzwischen halte ich die folgende Muthmaßung für sehr wahrscheinlich, da sie mit allen desfalls bekannten Erfahrungen überein zu stimmen scheint. Der Knote, welcher das Blatt mit dem Stamme verbindet, besteht aus kleinen Bläschen und zarten Fibern oder Haar-Röhren, welche, wie die Adern in thierischen Körpern,

den Nahrungssaft in dem ganzen Blatte vertheilen. Je länger dieser Knote durch Ausdunstung der überflüssigen groben Nässe wächst, desto zarter werden die darin befindlichen Bläschen, und desto mürber und dünnschaliger werden die dadurch gehende mehr ausgedehnte Fibern, wie man sonderlich bey dem reifenden Obste deutlicher spüren kann, bis sie endlich entweder so mürbe geworden sind, daß sie nicht mehr das Gewicht des Blattes tragen können, oder durch eine andringende überflüssige Feuchtigkeit, oder auch durch den Frost auf einmahl so sehr ausgedehnet werden, daß sie zerreissen und sich von einander trennen müssen. Diese Trennung der Fibern kann nirgend füglicher geschehen, als unter dem neuen Auge, wo die noch unreifen Fibern gedrungen liegen, auch durch eine neue Lage der zu dem neuen Auge empor dringenden Holz-Fibern von dem Blattknoten gleichsam abgeschälet werden. Wenn denn die runden Bläschen im Knoten allein die Stärke nicht haben, das Blatt, dessen Fibern zertrennet sind, zu halten und mit dem Stamme zu verbinden, so löset sich das Blatt durch sein eigen Gewicht, oder durch den Druck der Luft, oder auch durch eine andere äussere Gewalt ab, und fällt nieder. Man darf nicht glauben, daß dieses ein bloßer Roman sey, denn man kann es durch Hülfe eines guten Vergrößerungsglases deutlich sehen, daß die Fibern in dem abgefallenen Blatte von denen, welche unter dem Auge noch sitzen, abgerissen, und die selbige umgebende Bläschen zerplatzet oder eingeschrumpft sind, weshalb das Abfallen des Blattes nothwendig erfolgen müssen.

Wenn inzwischen *du Hamel* glaubt, daß solches daher rühre, weil die Wurzeln nicht mehr so viel Saft liefern, als zur Ausdunstung der Blätter nöthig sey, so glaube ich, daß ihm auch folgende richtige Erfahrungen sehr entgegen stehen. Wenn man z. E. Orangenbäume, welche an sich weniger, als die alljährlich die Blätter abwerfenden Bäume, ausdunsten, oder auch andere belaubte Stauden in der Winterstube, wo die Ausdunstung, wegen fehlender frischer Luft, langsamer von statten geht, stark begießt, oder sie zu naß hinein setzt, so werden sie gar bald ohne Frost ihre Blätter abwerfen. Diese Erfahrung ist den meisten Gärtnern bekannt. Die folgende Probe habe ich in dem verflossenen Jahre gemacht, und ich

halte

halte es für nützlich, selbige bekannt zu machen. Im vorigen Frühlinge säete ich verschiedene Kerne von Wein-Beeren in Geschirre, wovon allererst nach Johannis vier Pflanzen aufkeimeten. Sie wuchsen in freyer Luft bis zu Ende des Octobers ungefähr 6 Zoll hoch auf. Ich brachte hierauf zwo dieser Pflanzen in ein ungeheiztes Zimmer, wohin jedoch kein harter Frost eindringen konnte. Ich erhielt sie daselbst sehr trocken, da sie dann ohne merkliches Wachsen sich erhalten haben, und noch jezt zu Ende des Jänners ihre Blätter unversehrt tragen. Zwo andere Pflanzen dieser Art von gleichem Alter setzte ich in ein geheiztes Zimmer, und versorgte sie mit mehrerer Befeuchtung. Diese wuchsen noch ein paar Monathe fort, und warfen darauf am Ende des Christmonaths alle Blätter ab, bis auf die zwey jüngsten, welche auch in wenigen Tagen hernach vertrockneten, da der zarte Zweig, woraus sie hervor geschossen waren, schwarz wurde."

Vom Abpflücken des Laubes von den Bäumen, vor der Zeit, da dasselbe von selbst abfallen würde, als einem Mittel, das Erfrieren der Bäume zu verhüten, s. im XV Th. S. 201, f.

Das Abstreifen des Laubes von den Bäumen in den Gehölzen (Laub-streifen), halten fast alle Forstverständige, und die vom Forst-Wesen geschrieben haben (*), in Absicht auf das Holz allemahl für eine höchst schädliche Sache, weil dadurch die jungen Treib Reiser verdorben, und die Bäume an ihrem Wachsthume gehindert werden; indessen ist es noch

(*) S. Mosers Forstökonomie, 6 B. 3 Cap. §. 1. S. 570. Stissers Einleitung zur Landwirthschaft, 4 Cap. 3 Abth. §. 9, S. 131. Nur ein ungenannter physikalischer Projectmacher hält in seinem, im 7 B. des allgem. oecon. Forstmagazins, S. 132, befindlichen Vorschlage von der Ernährung der Thiere durch das Baum-Laub, das Laubstreifen für ganz unschädlich; und ein Vogtländer scheint, in seinem schriftlichen Vorschlage zur Fütterung des Viehes mit Laub, im 5 B. der Oecon. Nachr. S. 575, gleicher Meinung zu seyn.

an vielen Orten sehr im Gebrauch (*). Es geschieht dasselbe, um dem Viehe, insonderheit den Schafen und Ziegen, die Fütterung auf den Winter dadurch zu verschaffen, indem sie, in dieser Absicht, das Laub von Aeschen, Rüstern, Faulbäumen, Erlen, Weiden, Büchen, Birken und Eichen, abstreifen, an der Sonne dörren, und trocken einführen. An einigen Orten hauet man gar gegen Ende des Sommers, junge Büchen, Erlen und Weiden, auch anderes Busch-Holz, zu dem sogenannten Schaf-Laub ab, die man in Gebünde macht und Schaf-Wellen nennt, so, daß sie auf ein Hundert Schafe gemeiniglich 3 bis 4 Schock solcher Laub-Wellen rechnen, im Winter solche zur Fütterung den Schafen vorwerfen, und dann das Holz, wann das Laub abgefressen ist, zu ihrer Feuerung behalten, welches bey einer starken Schäferey gewiß eine ziemliche Verwüstung im Holze verursachen kann. Am meisten geschieht es da, wo es auch sonst nicht gewöhnlich ist, von denen, welche Ziegen im Stalle halten; und im Vogtlande und, in andern noch eben so holzreichen Gegenden, geschieht das Abhauen der Aeste, besonders der Tannen, zur Streu an statt des Strohes. Diese Nutzung ist daselbst so gemein, daß der Bauer glauben würde, er habe ausgehauset, wenn er nicht jährlich seine gewisse Wägen voll Streu im Forste machen dürfte; indessen ist es doch so schädlich und noch schädlicher, als wenn der Baum geschneidelt würde, denn bey diesem würde man

(*) An der Mosel ist die Laub-Fütterung auch des Rindviehes fast einzige Nahrung, sowohl zu Hause als im Felde; und die dortigen Obrigkeiten, so gern sie auch den Wald geschont wissen mögen, und so ernstlich sie hinter die Leute gesetzt haben, mußten den Unterthanen, auf ihre Vorstellung, daß sie ohne Laub keine Klaue Viehes haben könnten, gezwungener Weise nachgeben. S. Beschluß der Gedanken von der Fütterungsvermehrung, im 6 B. der Oecon. Nachr. S. 542.

man doch unfehlbar noch mehrere Vorsicht brauchen, als dort bey dem Streumachen geschieht, da der Bauer nur besorgt ist, auf dem angewiesenen Platze so viel zu bekommen, als er verlangt, und fein geschwinde damit fertig zu werden (*).

Doch scheint das Laub-streifen an und vor sich selbst eben nicht so schädlich zu seyn, als man vorgiebt, sondern daß vielmehr nur der Mißbrauch, der dabey gemeiniglich vorgeht, die Forstverständigen bewogen habe, diese den Landleuten so nützliche und öfters ganz unentbehrliche Sache als schädlich anzusehen. Wenn das Laub-streifen mit Vorsicht und Mäßigung geschähe, dergestalt, daß man die Gipfel verschonete, und das Laub nur an den Seiten-Aesten nähme; wenn man keine aus Samen wohlgewachsene Loden streifte; wenn es nicht in den Frühlings-Monathen, sondern etwa im Aug. und Sept. geschähe, da die Blätter schon ihre meisten Dienste gethan haben, und zum Abtrocknen und Abfallen sich neigen, und wenn man nicht zu viel von einer jungen Lode oder Stange streifte, damit solche nicht mit dem rohen zurücktreibenden Safte überhäufet und ungesund werde (**): so würde das Lauf-streifen, insonderheit an Orten, wo das Holz noch in ziemlichem Ueberfluß ist, so großen Schaden nicht anrichten. Allein, wie kann man solche Vorsicht, Behutsamkeit und Mäßigung von dem Bauer erwarten? wenn ihn auch die schärfsten Gesetze dazu verbinden, so werden diese doch unwirksam bleiben, weil die Aufsicht in diesem Stücke allzu schwer und mühsam, wo nicht gar unmöglich ist. Es bleibt daher das Laub-streifen eine schädliche Sache,

(*) Mosers Forstökonomie, a. ang. O. §. 2 — 5.

(**) Cramers Anleit. zum Forstwesen, C. 2, §. 5. 8. 12

und wird in den meisten Forst-Ordnungen mit gutem Grunde und Recht gänzlich verbothen (*).

Im Oestreichischen ist, nach dem Berichte in Arnolds Reise nach Mariazell in Steyermark, Wien, (1785) 4. die Art, wie man die höchsten Bäume (Birken und Erlen für Schafe und Ziegen, und Aeschen für Rindvieh,) entlaubt, folgende: Man schnallt an den Fuß ein Steig-Eisen; dieses besteht aus einer eisernen Stange mit 3 Spitzen, von denen eine gerade am Fuße hinunter geht; die übrigen zwey kurzen sind oben am Eisen quer über angemacht. Die lange Spitze längst dem Fuße dringt beym Aufsteigen durch die Rinde in den Baum, und trägt die Last des Körpers; die zwey kurzen Spitzen beym Knie verhindern das Umdrehen der langen Spitzen und des ganzen Körpers, und halten beyde fest und unbeweglich. Da man auf solche Weise hinlänglich vor aller Gefahr gesichert ist, so kann man beyde Hände nach Gefallen brauchen,

(*) S. fürstl. nassauweilburgische Forstordn. §. 34. Herzogl. sachsengothaische Forstordn. C. 4, §. 4. Fürstl. braunschweigl. Holzordn. §. 59. Fürstl. hessencasselische Forstordn. S. 27. Das Abhauen der Aeste zur Streu verbiethet die oberpfälzische Forstordn. 1 Th., Art. 33. An einigen Orten geht man mit solchem Abhauen der Aeste noch etwas säuberlich um, indem man alle Jahre eine gewisse Anzahl Bäume von Rüstern und Erlen besonders dazu aussetzt, und die laubreichen Aeste, zum Schaf-Futter abhauet oder absäget, sie in Bündel bindet, und an einem vor der Nässe verwahrten Orte dürre werden läßt. S. Schrebers Neue Cameralschr. 5 Th. S. 469. Welche Wirthschaft in den Gedanken und Vorschlägen zur Stadt- und Land-Oekonomie, als ein Beytrag zu den schles. oeconom. Samml. S. 150, auch bey dem Laubstreifen angerathen wird, weil man damit weniger Schaden anrichtet. Was aber die Schaf-Wellen betrifft, so müssen solche aus den Hecken an den Wegen und Wiesen, insonderheit aber aus den Buschholz-Schlägen, die man ohnehin abtreiben will, gehauen werden, dieses aber muß unter Anweisung und Aufsicht der Forst-Bedienten geschehen. Auf solche Weise wird man den Waldungen keinen sonderlichen Nachtheil zuziehen. Hingegen ist nicht zu gestatten, in Laub-Hölzern von Schlägen die zarten Sommer-Latten von der Mutter abzuschneiden, und Laub-Wellen daraus zu machen. Pflanzten die Landleute fein Aeschen und Erlen auf ihren Grundstücken, so würde es ihnen an Laub-Wellen und auch an Feuer-Holz nicht fehlen.

chen, die Bäume mit vieler Geschwindigkeit entlauben, und die Aeste sehr leicht abschlagen.

Will man sowohl das Laub-streifen, als das Füttern des belaubten Holzes nicht ganz abschaffen; so empfiehlt Hr. v. Pfeifer (*) einige Vorsichten, deren Beobachtung den Nachtheil gar sehr vermindern wird. „In Ansehung des Laubes," sagt er; „ist zu „beobachten, daß die Blätter niemahls abgestreift, „sondern entweder Blatt vor Blatt mit den Nägeln „abgekniffen, oder, welches geschwinder geht, mit ei„ner langen Schere abgeschnitten, und die jüngsten „Blätter an den äussersten Enden der Zweige stehen „bleiben müssen. Käme es dagegen auf junge Loden „zur Schaf-Fütterung an, so darf man fürs erste nicht „oft, noch einige Mahl hinter einander, dem Unter„Holze diese Verwundung zumuthen, und man muß „sich vorzüglich an solche Holz-Arten wagen, welche „dergleichen Operationen mit dem wenigsten Nachtheil „vertragen können, welches dann, wie die Erfahrung „beweiset, die Pappel- und Weiden-Arten, der Faul„Baum, der Haselnußstrauch, die Aesche, die Ae„spe, die Eiche, die Birke, die Linde, die Rüster, die „Erle, die Buche, sind".

Eine fast gleiche Bewandtniß hat es mit dem Laub-rechen oder Laub-scharren, da man das abgefallene Laub und das Mos in den Wäldern zusammen rechet oder scharret. Der Nutzen, welchen der Landmann dabey sucht, ist, daß er, in Ermangelung des Strohes, solches zum Einstreuen in die Ställe gebrauche, und sodann mit dem Miste davon den Acker dünge. Das in den Wäldern von den Bäumen abgefallene Laub, sofern es dem Viehe unterge-

(*) In seinem Grundriß der Forstwissenschaft, (Mannheim, 1781, gr. 8.) S. 178.

streuet, und hernach zu Mist oder Dünger gebraucht wird, wird Holz-Mist oder Wald-Mist genannt. Das Laub nun sowohl, als die Tangeln, düngen, nach der Erfahrung entweder gar nicht, oder doch sehr wenig, indessen sind sie doch das Hülfs-Mittel, wodurch der Mist zu gute gemacht werden kann, und an Orten, wo das Stroh knapp ist, und zum Vieh-Futter verwendet werden muß, ist das Laub- oder Streu-rechen dem Landmanne eine unentbehrliche Sache. Viele Forst-Verständige halten das Streu-rechen für schädlich, und daher mag es auch gekommen seyn, daß es in einigen Forst-Ordnungen schlechterdings verbothen worden ist (*). Allein an und vor sich

(*) Diejenigen, welche die Schädlichkeit des Streu-rechens behaupten, führen zur Ursache davon an, daß eines Theils dem Walde dadurch die Düngung, die er von der Streu und dem Abfalle der Bäume haben sollte, entzogen würde; andern Theils aber müßten das Laub, das Mos und die Tannen-Nadeln die jungen Pflanzen zur Sommerszeit vor der Sonnen-Hitze und Dürre, im Winter aber vor dem Froste, bewahren. Ihre übrigen Gründe betreffen bloß die dabey vorgehenden Mißbräuche. S. des Freyhrn. v. Aufsees gegründete Anzeige, woher der bisherige Holz-Mangel komme, und wie solchem vor das Zukünftige abgeholfen werden könne? im 9 B. des allgem. oecon. Forstmagaz. S. 39, fgg. Weylands kurzer Unterricht von dem, was ein angehender Beamter von Forstsachen zu wissen nöthig hat, Cap. 3, §. 30 und 51. Insonderheit macht Leopold, in seiner Einleit. zu der Landwirthsch. S. 720, viel Rühmens von solcher Wald-Düngung. Fürstl. nassauweilburgische Forstord. §. 34. Fürstl. hessenhanauische Forstord. Cap. 2, §. 11. Andere verwerfen solche Gründe gänzlich, und behaupten, daß weder das Laub, das Mos und die Tannen-Nadeln einen Wald-Dünger abgeben, noch auch, bey deren Wegnahme, man sich so wenig vor dem Froste als vor der Sonnen-Hitze, und daß dadurch die Bäume beschädiget werden sollten, zu fürchten habe. S. Schreiben eines herzogl. würtembergischen Beamten, worin derselbe einige Fragen wegen des Mos- und Laubrechens, faulen Holzes und des Walddüngers, beantwortet, im 5 B. des allg. oecon. Forstmag. S. 63, fgg. Ich halte dafür, daß man hierbey einen Unterschied unter jungen und alten Schlägen machen müsse. In jenen kann das Laub den jun-

ge-

sich selbst ist dasselbe ganz unschädlich, ja selbst nützlich, wenn es an gehörigen Orten, mit Vorsicht und ohne Mißbräuche, geschieht; widrigenfalls aber kann es allerdings schädlich werden. In jungen Schlägen ist das Streu-rechen allemahl nachtheilig, indem daselbst viele junge Pflanzen zugleich mit ausgerissen werden; in alten Schlägen hingegen, die binnen 1, 2, 3, 4 Jahren schlagbar werden, ist das Mos- und Laubrechen wohl zu erlauben; das Mos, welches abgekrazt wird, macht den Boden wieder wund, daß der Baum-Same hinein fallen kann, und imprägnirt denselben gleichsam zum neuen Holzwuchs (*). Ja, es ist in den kieferigen oder Schwarz-Hölzern, Birken, u. dgl. vielmehr rathsam, daß man das Gehau, welches in etlichen Jahren abgetrieben werden soll, fein rein abrechе, und nur im lezten Jahre wieder schone, da dann das junge Holz schön und dicht aufschlagen wird (**). Bey dem Wiederbesäen des abgetrie-

gen und zarten Stämmchen allerdings den oft sehr nöthigen Schuz wider Frost und Hitze, wodurch ihre noch sehr schwache Wurzeln leicht beschädiget werden können, verschaffen, den hingegen in alten Schlägen die schon einiger Maßen zu Stangen herangewachsenen Bäume, so wenig wie die noch älteren, mehr bedürfen. S. v. Pfeifer Grundriß der Forstwiss. §. 231. Das ist aber auch aller Nuzen, den man von dem Laube und den Tannen-Nadeln im Walde erwarten kann; denn mit der Düngung, die daraus entstehen soll, kommt es eben so heraus, als wenn man bloßes Stroh über einen Acker herbreiten wollte.

(*) S. Anmerkungen eines Cavaliers vom nüzlichen Gebrauch der Laubhölzer, im 3 B. des allgem. oeconom. Forstmag. S. 49, fgg. Daher wird auch in dem churf. sächs. Generale, die Wiederaufbringung der abgetriebenen Waldungen, und sonst, betreffend, d. d. 2 Aug. 1763, im 5 B. des allgem. oecon. Forstmag S. 319, verordnet: daß das Streu-rechen, so viel nur immer möglich, einzuschränken, und weder in jungen und nicht völlig ausgewachsenen Hölzern, noch auch in dem ausgewachsenen fichtenen Holze, eher, als wenn dieses in einigen Jahren darauf weggeschlagen werden soll, zu gestatten.

(**) S. Mosers Forstöconomie, 6 B. 3 Cap. §. 12, S. 575.

getriebenen Schlages ist es ebenfalls nöthig, die Streu zuvor wegzurechen; denn wenn sie liegen bleibt, so kommt sie an einigen Orten zu dick auf einander, und hilzet, zumahl auf Flächen, wenn der Regen nur etwas ausbleibt, ungemein, der Same kann davor nicht in die Erde kommen, sondern bleibt unter den Nadeln liegen, kommt nicht zum Keimen, und vertrocknet (*). Selbst in jungen Nadel-Hölzern, kann, ohne allen Schaden, das Streurechen verstattet werden, doch nicht eher, als bis der Zuwachs wenigstens 10 Jahr alt ist, und das Holz zu Kräften gekommen und zu vollkommenen Stangen ausgewachsen ist (**). Auf diese Weise ist das Streu-rechen den Waldungen unschädlich, und kann den Landleuten ohne Bedenken zugestanden und erlaubt werden; nur müssen die Mißbräuche, die dabey vorgehen können, nicht geduldet, sondern scharf verbothen, und durch gute Aufsicht verhindert werden. Diese Mißbräuche bestehen hauptsächlich darin: daß, da man nur das überflüssige Mos und Laub wegnehmen sollte, man alle 4 oder 5 Jahr von den Wurzeln fast alle Erde wegkratzet (***), und zugleich die untersten Aeste an Tannen und Fichten abbricht oder abhauet (****); daß man sich dabey scharfer, enger

(*) S. Beckmanns Versuche von der Holzsaat, Cap. 5, §. 30, und des Oberforstm. v. Zanthier Anmerkung darüber, im 1 B. der neuen oeconom. Nachrichten, S. 624, fgg.

(**) S. Abhandlung von den Schwierigkeiten bey hauswirthlicher Nutzung der Waldungen, im 1 B. des allg. oecon. Forstm. S. 78, und im 5 B. der Leipz. Samml. 2c. S. 335. Betrachtungen der Ursachen, welche den vieler Orten einreissenden Holzmangel hauptsächlich zuwege bringen, §. 5, im 9 B. der Oecon. Nachr. S. 722.

(***) S. des Grafen von N. besondere Vortheile und Erfahrungen in allerhand hauswirthschaftl. Geschäften, §. 4, im 1 B. der Leipz. Samml. S. 768.

(****) Wo der grüne Ast abgehauen wird, da läuft der Saft zum Triebe aus, und hindert das Wachsthum des Baumes.

Doch

enger und eiserner Rechen bedient, da man es mit weitzahnigen, stumpfen, hölzernen Rechen verrichten sollte (*); daß man bey der Abfuhre der Streu sich keiner recht engen und wohlverwahrten Wagen-Leitern, welche vorn und hinten mit durchgeflochtenen Vorsetz-Gittern versehen sind, bedient; man sieht vielmehr an vielen Orten, daß die Bauern zu Erhöhung der Leitern, damit völlige Ladung fortgebracht werden könne, die besten Stangen auf beyden Seiten überbinden, die weiten Leitern mit jungem Holze und den schönsten Reif-Stäben durchflechten, vorn und hinten aber, an statt der Vorsetz-Gitter, so viel kleine Stangen in einander einflechten, daß man, da alles dergleichen zur Verwahrung der Streu-Wägen nöthige Holzwerk, bey jedem Fuder besonders, aus den Wäldern mit fortgenommen wird, den Werth des zu einem mäßigen Streu-Fuder verwendeten, und gemeiniglich aus jungen Stangen bestehenden, Holzes vielfach höher, als die Streu selbst, zu schätzen hat (**). So pflegt man auch zuweilen vieles junges Holz abzuschneiden oder umzuhauen, um die nöthigen Wege hinein zu machen, an statt daß sie die Wägen auf dem ordentlichen Wege oder sonst an unschädlichen Orten stehen lassen, und die gesammlete Streu dahin tragen und aufladen sollten; die Weibsleute aber, die Streu in

Doch ist es unschädlich, wenn man die wirklich dürre gewordenen Aeste von den stärksten und höchsten Stämmen unten abschlägt.

(*) Daher werden in den Forst-Ordnungen die eisernen Rechen allenthalben scharf verbothen.

(**) S. die schon angeführten Betrachtungen, den Holzmangel betreffend, a. ang. O. Zerstreuete wirthschaftliche Anmerkungen bey Gelegenheit einiger Reisen durch Sachsen und in angränzenden Gegenden, im 5 B. der Oecon. Nachr. S. 50, fgg wo der Verf. dergleichen unwirthschaftliches und schädliches Verfahren bey Herzberg, und in dasiger ganzen Pflege bis an Torgau, bemerkt hat.

in ihren Gras-Tüchern hohlen und nach Hause tragen, haben die schöne Gewohnheit, junge Stangen abzubrechen und unter die Streu zu verstecken. Alle dergleichen Mißbräuche und Frevel sind, wie gedacht, abzustellen. Sie können auch ganz leicht abgestellet und verhütet werden. Man darf nur zum Streu-rechen gewisse Tage in der Woche, ausser welchem es Keinem erlaubt seyn sollte, festsetzen (*), und dabey die Anordnung machen, daß an solchen Tagen alle und jede aus der Gemeinde, welche Streu nöthig haben, solche zugleich hohlen, die Förster, Schulzen und Gemeinde-Vorsteher aber alsdann dabey die Aufsicht haben, und sowohl die Streu-Wägen und Gras-Tücher fleißig visitiren, als auch dahin sehen müßten, daß nichts wider die Verordnung vorgenommen werde; die Frevler aber würden ohne Nachsicht und ohne Ansehen der Person, nach Beschaffenheit der Umstände, nachdrücklich zu bestrafen seyn.

Für die Erlaubniß in den landesherrlichen Waldungen das liegende Kehr-Laub zu hohlen, wird an einigen Orten eine geringe Recognition gegeben, welches man Laub-Geld nennt (**); und man pflegt die Einrichtung dabey so zu machen, daß diese jährlich zu entrichtende und ein für alle Mahl festgesetzte Abgabe auf die Haushaltungen gelegt wird. So billig diese Abgabe ist, da der Wald, und also auch das Laub,

(*) Wie solches in der kön. preuß. Dorfordn. für das Fürstenthum Minden, und Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, d. d. 7 Febr. 1755, §. 35, im Nov. Corp. Const. March. Th. 1, Col. 755, angeordnet ist; nach derselben soll das Holz- und Laub-tragen aus den Gemeindeholzungen und Marken nur an den ordentlichen Holztagen, denenjenigen, die kein eigen Gespann haben, gestattet, und sonst ein jeder angehalten werden, sein Holz an den festgesetzten Holztagen fahren zu lassen; die ausser solcher Zeit angetroffen werden, sollen als Diebe angesehen und bestrafet werden.

(**) S. gräfl. wirgensteinische Forstordn. § 56.

Laub, nicht den Unterthanen, sondern der Landes-Herrschaft gehört (*); so wollen doch Einige solches für allzu cameralistisch gerechnet halten (**). Zuweilen pflegt das Kehr-Laub auch fuderweise für einen in der Holz-Taxe bestimmten, gemeiniglich sehr geringen, Preis verlassen zu werden.

So fern das Laub der Bäume im Winter zum Futter der Schafe und andern Viehes gebraucht wird, nennt man es Laub-Futter. Die Alten, insonderheit die Römer, hielten bey ihrer Viehzucht viel auf die Laub-Fütterung; vielleicht war der Futter-Mangel oder vielmehr der Mangel an genugsamen Wiesen, vielleicht aber auch die Ueberzeugung von der Güte und den Vortheilen dieses Verfahrens, die Ursache hiervon. Da heutiges Tages an vielen Orten die erste Ursache ebenfalls Statt findet, und an denen Orten, wo es an Wiesewachs fehlt, das Heu nicht allein mit großen Kosten erkaufet, sondern auch mit vieler Beschwerlichkeit herbey gehohlet werden muß, so ist die Laub-Fütterung ein erwünschtes Beyhülfs-Mittel. Es wird dieselbe am meisten mit den Schafen vorgenommen, doch ist sie auch bey andern Viehe zu gebrauchen; und was würde wohl die meiste Nahrung zur Winterszeit anders, als Laub seyn, wenn man das Pferde-, Rind-, Schaf- und Ziegen-Vieh nicht anbände, sondern diese Thiere in ihrer Wildniß herum laufen ließe? Das Laub an und vor sich selbst aber ist zu dieser Absicht nicht von einerley Güte. Das Erlen-, Birken- und Eichen-Laub, wie auch das in den Baum-Gärten abgefallene Laub, ist, wenn es recht trocken und rein zusammengebracht ist, für das Schafvieh das zuträglichste; das Aeschen- und Rüstern-

(*) S. Weylands kurzer Unterricht ꝛc. §. 51.

(**) Oecon. Forstmag. 8 B. S. 218, in der 2ten Anmerk.

stern-Laub bekommt den Kühen am besten; das Weiden-Laub ist für Schafe und Kühe gut. Auch das Laub von den breitblätterigen Weiden-Arten ist zur Fütterung dienlich. Unter allem Laube aber ist das von den Maulbeer-Bäumen nicht nur das kräftigste, sondern auch dem Viehe am angenehmsten, wie ich an seinem Orte ausführlicher zeigen werde. In Weinbergen sammlet man das Wein-Laub, vermittelst der abgebrochenen Reben-Gipfel in Bündlein, und giebt es den Lämmern oder Kühen. Es muß aber die Sammlung des Laubes bald nach Bartholomäi, und zwar zu keiner solchen Zeit, wo die Bäume mit Mehl-Thau befallen sind, geschehen. Was bey dem Laubstreifen zu beobachten ist, habe ich oben angezeigt. Vor dem Gebrauche des Laubes muß dasselbe recht gut getrocknet seyn. Der besondern Anwendung des zur Fütterung dienliches Laubes, ist zum Theil bereits Erwähnung geschehen; wie z. B. des Aeschen-Laubes zur Fütterung für Rindvieh, Schafe und Ziegen, im XI Th., S. 533, f., des Birken-Laubes, im V Th. S. 373; der Fichten-Reiser für Pferde und Rindvieh, im XXXVII Th. S. 293, f.

Unter Laub-Streu versteht man, wenn man entweder belaubte Aeste, besonders der Tannen, abhauet, und zur Streu für das Vieh, an statt des Strohes, gebraucht, s. oben S. 614, oder das in den Wäldern und Baum-Gärten abgefallene Laub zusammen rechet oder scharret, dem Viehe unterstreuet, und hernach zu Mist oder Dünger gebraucht; s. oben, S. 618. Braucht man dazu die Tangeln des Nadel-Holzes, so wird sie die Nadel-Streu genannt. Beyde aber machen die Wald-Streu aus.

Das Laub von den mehresten Bäumen, (die Eichen ausgeschlossen), giebt auch einen guten Dünger ab, wenn es vorher vor den Wäldern oder Gärten, in dazu verfertigte große Gruben, (damit der Wind dasselbe

selbe nicht aus einander streue), zusammen gerechet worden, und darin über einander verfault ist; insonderheit ist das abgefallene Tannen- und Fichten Laub dazu sehr dienlich. Oder, man wirft das Laub in die sogenannten Mist-Pfützen, und läßt es darin den Winter über liegen und verfaulen; denn da nicht allein in den Blättern, sondern auch in der Mist Pfütze Salze vorhanden sind, welche sich mit einander vereinigen, so ist es ja wohl ganz glaublich, daß solches eine kräftige Düngung abgeben müsse, die man im Jun. und Jul. heraus nimmt, und auf den Acker bringt. Wenn man keine Mist-Pfütze in dem Hofe hat, darf man nur das Laub auf den Mist streuen, und andern Mist darüber bringen, so wird man eben den Nutzen davon haben.

Eine andere Art des Düngens mit Laub, geschieht durch das Laub-brennen, welches aber verbothen, wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen erlaubt, ist (*).

Ferner ist es ein Nutzen des gesammelten abgefallenen Baum-Laubes, wenn die Gärtner zur Winters-Zeit

(*) Wie z. B. in der churf. maynzischen Forstordn. v. J. 1744, C. 11, §. 11. „Nachdem Unsere Unterthanen so„wohl, als angränzende, bishero hin und wieder in Un„sern und in ihren eigenthümlichen und lehnbaren Wäl„dern, das Laub zusammen raffen, nachgehends zu ver„äschern, und damit ihren Graswachs zu düngen pflegen, „wobey sehr große Gefahr, daß auch oftmahlen ganze „Waldungen durch dergleichen Laubbrennen eingeäschert „werden; als wollen Wir solches allerdings abgestellet „wissen. Diejenige Unterthanen aber, welche der Aschen „zu Begeilung ihrer Länder ohnumgänglich bedörfen, mö„gen zwar das Laub aus denen Wäldern führen, und an „Orten, wo es keinen Schaden thut, brennen, jedoch sol„ches jedesmahl Unserm Forstamt und Förstern anzeigen, „auch sichere Plätze zum Laubsammlen anweisen lassen, „und alles unter der Aufsicht und in Gegenwart der ge„dachten Förstere thun, oder ernstlicher Bestrafung sich „ohnfehlbar gewärtigen.

Zeit viele Gewächse, die den Winter über draussen stehen und eingeschlagen werden, als: Wälschkohl, Kohlrabi, Sellerie ꝛc. damit bedecken. Auch die holländischen Zwiebel-Gewächse lassen sich gar wohl damit vor dem Froste bewahren; denn mit Pferde-Miste zu bedecken, ist nicht rathsam, weil die durch die Nässe aufgelöseten Salze die Zwiebeln angreifen, und den Küchen-Gewächsen einen übeln Geschmack zuwege bringen. Kommt das Frühjahr heran, und ist man vor den Frösten gesichert, so räumet man das Laub hinweg, thut es in eine Grube, und läßt es zu Erde werden, und hat also doppelten Nutzen davon.

Endlich kann der Landmann auch das abgefallene Laub mit Nutzen zur Feuerung und zum Aschebrennen gebrauchen. Das Laub giebt eine gute Asche, wenn solches im Herbste fein trocken gesammelt, und in einen Schoppen, wo es vor Regen gesichert ist, gebracht wird. Im Herbste, da man gern eine mäßig warme Stube haben will, legt man die Blätter auf eine Schaufel, schiebt sie in den Ofen, und zündet sie an; hiervon hat man eine warme Stube, und bekommt eine schöne weiße Asche, die von den Seifensiedern gern gekauft wird, oder die dem Landmanne Seife dafür geben. Damit man aber viel Asche bekomme, ist nöthig, daß man alle Tage die Asche aus dem Ofen heraus nehme, und nicht etwa 8 Tage darin liegen lasse, denn sonst verzehrt sie sich, und wird immer weniger; wie denn auch niemahls ein Ofen so gut heizen wird, wenn viel Asche in demselben liegt. Sollte diese Asche bey der Pottasch-Siederey nicht zu gebrauchen seyn? und wie nützlich ist nicht solche zum Schmauch bey dem Räuchern des Fleisches anzuwenden!

Laub-Apfel, in einigen Gegenden, eine Benennung der im XV Th. S. 684, fgg. beschriebenen Gall-Aepfel.

Laub-Asche, s. oben, auf dieser Seite.

Laub-

Laub-Band, bey den Schlössern, ein Thür-Band, in welchem das Blech nach allerley dem Laube ähnlichen Zügen ausgeschnitten ist.

Laub-brennen, s. oben, S. 625.

Laub-Daus, s. oben, S. 618.

Laub-Dünger, s. oben, S. 618, und 624, f.

Laub-Erde, Beurtheilung ihrer Tüchtigkeit zum Holz-Anbau; s. im XXIV Th., S. 476, f.

Laub-Fall, im gem. Leben und im Forstwesen, das Abfallen des Laubes von den Bäumen, und die Zeit, wann dasselbe abzufallen pflegt; s oben, S. 602, f. g.; daher man im Scherze auch wohl den Herbst den Laub-Fäller nennt.

Laub-Feuerung, s. oben, S. 626.

Laub-Fink, s. Gimpel, im XVIII Th., S. 535.

Laub-Frosch, eine Art kleiner grüner Frösche, welche sich nur auf der Erde aufhalten, und sich gern auf den Bäumen unter den Blättern des Laub-Holzes finden lassen; Baum-Frosch, Rana arborea *Linn.* Siehe im XV Th., S. 169. Von Einigen wird der gemeine grüne Land-Frosch irrig Laub-Frosch genannt.

In der rothwälschen Diebes-Sprache heißt der Jäger Laub-Frosch.

Laub-Futter, Laub-Fütterung; s. oben, S. 623, fgg.

Laub-Geld, s. oben, S. 622.

Laub-Hahn, s. Laub-Huhn.

Laub-Harke, s. Laub-Rechen.

Laub-Henne, s. Laub-Huhn.

Laub-Holz. 1. Holz, d. i. Bäume oder Sträuche, welche eigentliches Laub oder Blätter haben, welche sie im Herbste fallen lassen, und im Frühlinge neue gewinnen, zum Unterschiede von dem Nadel- oder Tangel-Holze, welches kein eigentliches Laub, sondern Nadeln oder Tangeln hat. Von der Eintheilung des Laub-Holzes in Baum- und Busch- oder Stauden-Holz, s. im XXV Th., S. 461, f.

2. Ein aus solchem Laub-Holze bestehendes Gehölz; ein aus Laub-Holze bestehender Wald oder Hain.

Laub-Huhn, in einigen Gegenden, ein Nahme des Birk Huhnes, weil es sich gern in den Laub-Hölzern aufhält. Das Männchen wird alsdann Laub-Hahn, und das Weibchen Laub-Henne genannt.

Laub-Hütte, eine mit grünen Gewächsen umzogene Hütte; s. Laube und Lauber-Hütte.

Laub-Knospe, eine Knospe an einem Baume, so fern sie unentwickeltes Laub enthält; die Blätter-Knospe; zum Unterschiede von den Blüth- und Frucht-Knospen. Siehe Th. XLI, S. 729.

Laub-König, s. oben, S. 600.

Laub-Koralle, eine Art Punct-Koralle, Eschara crustulenta *Pall.*; s. Th. XLIV, S. 308.

Laub-Ober, s. oben, S. 600.

Laub-Rausch, nennt man einen Zufall an Weinstöcken, wenn die Blätter dürre, bald braun, bald roth, bald schwarz werden, und abfallen. Siehe im Art. Weinstock.

Laub-Rechen, Laub-Harke, ein Rechen, oder eine Harke, das abgefallene Laub in den Wäldern damit zusammen zu rechen. Von der R. A. das Laub rechen, hat man auch das Haupt-Wort das Laubrechen, diese Handlung zu bezeichnen. Siehe oben, S. 617, fgg.

Laub-Rinde, Eschara frondiculosa *Pall.*; siehe Th. XLIV S. 313.

Laub-Rolle, bey den Buchbindern, eine Rolle, allerley dem Laube ähnliche Züge damit auf die Bände der Bücher zu drucken.

Laub-Rüst, siehe Lauber-Hütte.

Laub-Sack, ein mit dürrem Laube ausgestopfter Sack, welcher an statt der sonst gewöhnlichen Stroh-Säcke in die Bettstellen unter die Feder-Betten gelegt wird.

Laub-Säge, bey verschiedenen Künstlern und Handwerkern, eine feine zarte Säge, laubichte Zierrathen damit auszusägen, oder auch wohl einen Körper zu dünnen dem Laube ähnlichen Blättern damit zu sägen. Siehe Säge.

Laub-scharren, s. oben, S. 617, fgg.

Laub-Schnur, in den bildenden Künsteu, eine Art der Verzierung, welche aus zusammen gebundenen Blättern, Blumen und auch wohl Früchten, in Gestalt einer Schnur besteht, und daher auch wohl eine Blumen-Schnur, oder Frucht-Schnur, Franz. aber ein Feston, genannt wird. Siehe im XII Theile, Seite 647, fgg.

Laub-streifen, s. oben, S. 613, fgg.

Laub-Streu, s. oben, S. 614, und 624.

Laub-Thaler, eine im gemeinen Leben übliche Benennung der französischen großen Thaler oder Ecus, welche 1 Thlr. 12 Gr. 6 Pf. gelten, den Louis d'Or zu 5 Thlr. gerechnet. Nach dem Vorgange der Holländer pflegt man sie auch Ducatons zu nennen, ob sie gleich in Frankreich diesen Nahmen nicht führen. Den deutschen Nahmen Laub-Thaler hat diese Münze von dem darauf geprägten Laub-Kranze. Es befindet sich nähmlich auf dem Revers das gekrönte Wapen der 3 Lilien, in einem ovalen Schilde, zwischen zwey zusammengebundenen Lorber-Zweigen, oder zwey ins Kreuz gelegten Oehl-Zweigen, mit der Umschrift: SIT NOMEN DOMINI BENEDICTVM. Man hat ganze und halbe Laub-Thaler.

Da der innere Gehalt der französischen Laub-Thaler seit einiger Zeit auf verschiedene Art bestritten worden ist, so fand im Jahr 1786, ein ansehnlicher Theil der Kaufmannschaft in Augspurg für gut, eine genaue Untersuchung des wahren innern Gehaltes dieser Thaler, von ihrer Entstehung an, bis 1786, zu veranstalten. Es wurden daher von dem J. 1726

bis 1786, incl. von jedem Jahrgange 50 Stück ausgesucht, und jede 50 Stück besonders probiert, wo sich ergab, daß diese Thaler von Jahr zu Jahr nach und nach abgenommen, so, daß sie von 1726 bis 1753, 14 Lt. 11 bis 10 Gr.; von 1754 bis 1777, 14 Lt. $9\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ Gr.; von 1778 bis 1782, 14 Lt. 8 Gr.; und von 1783 bis 1786, 14 Lt. 7 Gr. betragen haben. Der Durchschnitt ihres Gehaltes war demnach: von 1726 bis 1782, 14 Lt. $9\frac{87}{100}$ Gr.; von 1783 bis 1786 hingegen nur 14 Lt. 7 Gr. Hierauf wurden von obgedachten Thalern fünf Güsse veranstaltet, welche folgende Resultate gaben:

von 1726 bis 1745	hielten fein		14 Lt. $11\frac{1}{4}$ Grän.
von 1745 bis 1760	—	—	14 Lt. $10\frac{1}{2}$ Gr.
von 1761 bis 1775	—	—	14 Lt. $9\frac{3}{4}$ Gr.
von 1775 bis 1782	—	—	14 Lt. $8\frac{1}{4}$ Gr.
von 1783 bis 1786	—	—	14 Lt. 7 Gr.

Es zeigt sich also, daß der Gehalt von 1726 bis 1782 incl. auf 14 Lt. $10\frac{20}{100}$ Gr. stand.

Um von dem Gehalte dieser Laub-Thaler eine vollkommnere Ueberzeugung zu erlangen, wurden diese fünf Güsse auch an das k. k. Münz-Amt Günzberg zur Umschmelzung und Probierung übersendet, und folgender Maßen befunden:

von 1726 bis 1745	hielten fein		14 Lt. 12 Gr.
von 1746 bis 1760	—	—	14 Lt. 11 Gr.
von 1761 bis 1775	—	—	14 Lt. 10 Gr.
von 1776 bis 1782	—	—	14 Lt. $8\frac{1}{2}$ Gr.
von 1783 bis 1786	—	—	14 Lt. 7 Gr.

Diese Güsse wiederum in Eine Masse geschmolzen und probiert, gaben 14 Lt. $10\frac{77}{100}$ Grän.

Anzeige einer gemachten genauen Untersuchung des Gehalts der Französischen Laub- oder Federthaler vom Jahre 1726 bis 1786, und wie viel ein Stück von den ältern und neuern, innerlichen Werth hat. Augsb. 1786. 8. 3 B.

Kur-

Kurze Erwiederung einiger Einwendungen gegen die Anzeige einer gemachten genauen Untersuchung des Gehalts der Französischen Laub- oder Federthaler vom Jahre 1726 bis 1786, und wie viel ein Stück von den ältern und neuern innerlichen Werth hat. Augsb 1786, k. 2 B

Bemerkungen über die Geld Erhöhung in Frankreich und Oesterreich und deren Anwendbarkeit im Reich, besonders in den vordern löblichen Reichskreissen und in der Schweiz. Auch Etwas über die alte und neue französische Laubthaler. Augsb. 1786, k. 3 u. e. h. B.

Nachtrag zu den Bemerkungen über die Golderhöhung in Frankreich 2c. Augsb. 1786, k. 4 u. e. h. B.

Seit 1726 bis 1784. Gesetzmäßig. Ein Stück wiegt 613, 7 holl. As, Gehalt 14 Lt. 12 Gr., enthält fein Silber 562, 5 holl. As; ist nach dem 20 fl. Fuß werth 1 Thlr. 13 Gr.

Nach dem Remedio. Ein Stück wiegt 608, 9 holl. As, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein Silber 551, 8 holl. As; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 4 Pf.

Im Durchschnitt. Ein Stück wiegt 611, 3 holl. As, Gehalt 14 Lt. $10\frac{1}{2}$ Gr., enthält fein Silber 557, 2 holl. As; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 8 Pf.

Nach Tableau du pair. Ein Stück wiegt 613, 7 holl. As, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein Silber 556, 1 holl. As; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 7 Pf.

Nach der regensburger Probe. Ein Stück wiegt 608 holl. As, Gehalt 14 Lt. 11 Gr., enthält fein Silber 555 holl. As; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 6 Pf.

Nach der neuen Untersuchung. Ein Stück wiegt 608 holl. As, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein Silber 551 holl. As; ist werth 1 Thlr. 12 Gr. 2 Pf.

Ganz neue Laubthaler seit 1784 und 1785 ausgeprägt, wiegt ein Stück 608 holl. As, Gehalt 14 Lt. 6 Gr., enthält fein Silber $544\frac{2}{3}$ holl. As; ist werth 1 Thlr. 11 Gr. 10 Pf.

Im J. 1786, hat der Magistrat zu Frankfurth am Mayn, die in den Jahren 1784 und 1785 mit einigem Korn-Abbruch ausgeprägten französischen Laub-Thaler, von dem gewöhnlichen Laubthaler-Preis, à 2 Fl. 43 Kr. bis auf 2 Fl. 40 Kr. herab zu würdigen, sich bewogen gefunden. Auch im Herzogthum Würtemberg, sind im März 1786, die französischen

Laub-Thaler von den Jahren 1784, 1785 und 1786, auf 2 Fl. 40 Kr. herabgesetzt worden. Und in den kurf. hannoverischen Landen sind, durch ein königl. Edict v. 29 März, die Laub-Thaler von 1784 und 1785, wie auch die Schild-Louis d'Or von 1785, weil man sie geringhaltiger, als die ältern Münzen von diesem Gepräge, befunden hat, gänzlich und bey Strafe der Confiscation, bis auf weitere Verfügung, verbothen worden. Desgleichen haben, unter dem 30 Apr. 1792, Se. kurf. Durchl. zu Pfalz-Bayern, zur Beförderung des Ausganges der franz. Laub-Thaler, und zur Beybehaltung der ächten Conventions-Sorten, verordnet, daß von nun an in den kurpfalz-bayerischen Ländern, denn den Herzogthümern Ober-Pfalz, Neuburg und Sulzbach 1) genannte Laub-Thaler sowohl bey den landesherrlichen Cassen, als auch im allgemeinen Verkehr, und zwar die von dem 20er Jahren bis 1782 inclusive auf 2 Fl. 40 Kr., die von 1782 und nachfolgenden Jahren aber auf 2 Fl. 38 Kr. herabgesetzt; und 2) die erscheinenden neuen, unter Aufschrift der Freyheit geprägten französ. Thaler ganz auser Cours gesetzt seyn sollen.

Es giebt auch ächte und nachgemachte französische Laub-Thaler; z. B. von den Jahren 1731, 1758, und 1777; diese sind von engl. Block-Zinn gegossen, haben keinen Rand, und unterscheiden sich von den ächten dadurch, daß sie sich mit einem Messer schneiden lassen, und ganz rauh und struppig sind; ferner wiegen dieselben nur $1\frac{1}{2}$ Loth, da hingegen die ächten Laub-Thaler 2 Loth wiegen.

Unter mehrern Laub Thalern, die von Zeit zu Zeit als falsch angekündiget werden, haben diejenigen, die die Jahrzahl 1762 im Gepräge haben, weder im Avers noch Revers ein Zeichen, um sie von andern zu unterscheiden. Im Gewicht halten solche nur $1\frac{1}{3}\frac{1}{2}$ Loth, und im Korn sind sie höchstens nur 9 löthig.

Laub-

Laub-Welle, zur Schaf-Fütterung, s. oben, S. 614, und 616, Anm.

Laub-Werk, Fr. Feuillage. 1. Ein Collectivum, entweder die sämmtlichen Blätter eines Baumes, oder die mit Blättern besetzten Baum-Zweige, zu bezeichnen. Diese Bäume haben ein schönes Laub-Werk, Fr. ces arbres ont un beau feuillage. Eine Einfassung mit Laubwerk, Fr. une bordure de feuillage, un damas à feuillages.

2. Allerley Zierrathen, welche sowohl das Laub der Bäume, als auch die Blätter der Pflanzen nachahmen, und welche verschiedene Künstler, als: Bildhauer, Mahler, Metall-Arbeiter ꝛc. an ihren Werken anbringen; ein durch die Kunst gebildetes Laub-Werk, es sey nun gemahlt, oder geschnitzt, oder ausgehauen, oder auf Tapeten gewirkt, u. s. w. So nennt man z. B. an einem eisernen Gitter, die von Eisen-Blech getriebenen Ranken mit Blättern versehen, welche sich um die Stangen des Gitters nach allerley Richtungen wenden, und solche gleichsam mit ihren Blättern umwickeln. Der Schlösser treibt dergleichen Laubwerk mit seinen Bunzen und Meißeln, nach einer entworfenen Zeichnung. Einfache Blätter mit einem wellenförmig ausgeschnittenen Rande, die mit ausgezackten Blättern (Fr. feuilles de refend) untermengt sind, nennt der Schlösser Wasser-Laub, Fr. Feuilles d'eau. Siehe auch Lauber-Zug.

Laubach, ein Nahme zweyer Flüsse, in dem Herzogthume Krain, und der Haupt-Stadt in demselben; siehe Laybach, im LXVI Th.

Laubach, ein Amt in der Wetterau, im ober-rheinischen Kreise, welches dem gräflichen Hause Solms-Laubach gehört. Es begreift eine Stadt und 6 Dörfer in sich. Die Stadt Laubach ist die Residenz des Grafen, 6 Meilen von Frankfurth am Mayn, und 3 von Friedberg. Sie hat im J. 1419 Stadt-

Rechte erhalten. Unweit derselben entsteht die Wetter; es wird auch bey derselben gute Siegel-Erde ausgegraben. In dem gräflichen Residenz-Schlosse ist ein schönes Münz-Cabinet, und eine ansehnliche Bibliothek von Werken, die zur Geschichte und zum deutschen Stats-Recht gehören.

Lauban, oder **Lauben**, wend. Luban, L. Laubania, Laubanum, die vierte unter den oberlausitzischen Sechsstädten, an dem äussersten Theile des Markgrafthums Ober-Lausitz, gegen die schlesische Gränze zu, nahe bey dem Flusse Queis, der den durch die Stadt fließenden Bach, Alte Lauban genannt, aufnimmt; liegt, nach v. Gersdorf, ungefähr 50 Fuß über dem Queis, 687 par. Faß über der Meeres-Fläche, und, nach v. Carpentier, 441 par. Fuß über Wittenberg. Im J. 1180 war sie nur noch ein offener Flecken, welcher 1364 erweitert, und mit einem Graben umgeben, 1318 aber mit einer Ring-Mauer versehen wurde; 1427 und 1431, ist die Stadt von den Hußiten verwüstet worden, und hat bis 1435 öde gelegen; 1487, 1554, 1659 und 1670 hat sie große Feuers-Brünste erlitten; im siebenjährigen Kriege, 1760 am 14 Jun. ist sie fast gänzlich niedergebrannt, auch bis jezt noch nicht völlig wieder aufgebauet, zählt aber doch wieder gegen 577 Häuser und 8000 Einwohner. Die Einwohner treiben ausser der Tuchweberey, starken Handel mit weißer und bunter Leinwand (Buchlinnen), weißen Schnupftüchern mit rothen und blauen Randstreifen. Die Stadt handelt vorzüglich mit Spanien, daher der gute Vertrieb auf die spanische Silber-Flotte beruhet, deren Ankommen das Steigen und Fallen ihres Handels bestimmt. Die Italiäner, welche ehedem ihre Leinwand durch die Schweizer erhielten, handeln jezt selbst mit Lauban, wo sie mehrentheils nur weiße Tücher mit rothen Rändern und Blumen in Spiegel kaufen. Ueber Triest werden jährlich viele

viele Tausend Dutzend solcher Tücher versendet. Die Ausfuhre von 16 Handels-Häusern betrug, im Jahr 1777, beynahe 150,000 Thaler. Es gab auch hier sonst gute Kattun- und Leinwand-Druckereyen, welche ein gewisser Helmuth vervollkommnet hatte, daß man goldene und silberne Blumen darauf drucken konnte; allein jezt ist nur davon noch so viel im Gange, daß man kleine Tücher und Schürzen in geringer Menge druckt.

Die Elle zu Lauban, ist etwas kürzer als die leipziger Elle, indem 1 Elle zu Lauban, nach der leipziger Elle zu 24 Zoll gerechnet, nur 23 Zoll und $7\frac{1}{2}$ Achtel hält. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem laubanischen Gewichte, als welches über 3 Loth leichter ist als das leipziger und cölnische Gewicht, indem 1 ℔. laubanisch, nach dem leipz. und cöln. Gewichte nur 28 Loth, 2 Quent, 3 Pfenniggew. und 7 Gran beträgt.

Die Stadt ist mit 1 Ritterpf. und $1\frac{3}{5}$ Portionen und Rationen belegt. Sie enthält das, 1320 durch den Herzog Heinrich II. von Jauer gestiftete, Cistercienser Nonnen-Kloster des Ordens Mariae Magdalenae de poenitentia, bey der Kirche zur heil Anna; (dessen Priorinn von dem Convente in Gegenwart des Dechanten zu Budissin, welcher Propst des Klosters ist, erwählt wird). Die Stadt hat ferner: eine wohl eingerichtete lateinische Schule, zwey Kirchen, und eine Kirche auf dem Gottesacker, ein Hospital, und ein Armen- Zucht- und Waisen-Haus mit einer Kirche, ein Zoll-Amt, ein Post-Amt, und 3 beträchtliche Jahr-Märkte.

Die Gegend um Lauban herum ist eine der schönsten, und auf dem Steinberge hat man eine reizende Aussicht bis an das, 6 Meilen entfernte, Riesengebirge und an die $3\frac{1}{2}$ Meile entfernte Landeskrone. Auf dem Steinberge giebt es viele Stein-Brüche, in welchen auch Stein-Mark gefunden wird. 1758 geschah von diesem und den umher liegenden Bergen

von

von der Laudonschen Armee auf die aus der hochkircher Schlacht nach Schlesien sich retirirenden Preußen eine Kanonade, ohne den Rückzug zu verhindern.

Zur Stadt gehören stadtmitleidend: das ansehnliche Pfarrkirchdorf Geibsdorf, 1 Meile von Lauban, zwischen Lichtenau und Schönbrunn; Neukretscham und ein Theil von Nieder-Schreibersdorf; das Steinvorwerk; der Hochwald ꝛc.

Das Kloster zu Lauban besitzt das ansehnliche katholische Pfarrkirchdorf Hennersdorf bey Lauban, katholisch Hennersdorf genannt; das evangel. und kathol. Dorf Kerzdorf; das kathol. Pfarrkirchdorf Pfaffendorf, unweit Schönbrunn; das kathol. Pfarrkirchdorf Günthersdorf, welches die Abgaben nach Böhmen entrichtet, und in dessen Flur ein weißer kalkartiger Walker-Thon gefunden wird, liegt ½ Stunde von Waldau; das evangelische Pfarrkirchdorf Haugsdorf am Queis, welches eine sehr schöne Kirche hat; endlich Wünschdorf, bey Lauban am Queis mit einem Vorwerke. Die Kloster-Besitzungen sind mit 165 Rauchen (*) belegt.

Laube, (die) überhaupt ein bedeckter, vor der Witterung verwahrter Ort, in welchem Verstande dieses Wort nur noch in einem doppelten Verstande üblich ist.

1. Ein oben bedecktes Gebäude, ein Schoppen, imgl. ein oben bedeckter, aber an den Seiten offener Theil eines Gebäudes; in welchem Verstande dieses Wort ehedem sowohl im Ober- als Niederdeutschen sehr üblich war, und in manchen Gegenden auch noch nicht ganz veraltet ist, ein Vorhaus, eine Gallerie, eine Halle, einen Aerker, Altan, einen auf Säulen stehenden und an den Seiten offenen Sahl, und andere Gebäude dieser Art, zu bezeichnen. Wenn eine solche Laube frey steht, ist es ein Sahl, dessen Dach auf vielen Säulen ruhet, zwischen welchen man allenthalben frey gehen und aussehen kann; es

(*) In der Lausitz werden die Abgaben nach Rauchen, d. i. nach den Feuermauern, bestimmet.

es wird auch ein Schoppen, Pergula, Porticus, genannt. Daher das Lauben-Gericht, Judicium in porticu, wovon ich weiter unten handeln werde. Eine solche Laube wird gemeiniglich vor einem Gebäude als ein Theil desselben angelegt, den Eingang zu bedecken, oder auch vor das Haus hinaus gerücket, und mit einem besondern Schirm-Dache bedeckt. Sie wird entweder mit Säulen unterstützt, ohne Bogen, und heißt eine Säulen-Laube; oder mit Bogen und Gewölben geschlossen, und heißt eine Bogen-Laube. Eine Hof-Laube, Peristylium, ist eine Laube oder ein Schoppen, der einen Platz oder Hof umgiebt, aus welchem man zwischen allen Säulen durchgehen kann. Ein an den Seiten offenes Zimmer, wird Richt. 3, 20. 24. eine Laube und Sommer-Laube genannt, wofür Michaelis das Wort Cabinet und Sommer-Cabinet braucht. Im Nieders. Löve, Löving, im mittl. Lat. Lobium, Lobia, Laupia, im Oberd. ehedem auch Loube, Leuff.

2. Am üblichsten ist es im Hochdeutschen von einer mit grünen Gewächsen umzogenen Hütte; Lat. Casa frondea; Fr. Cabinet de Verdure, Feuillée, Tonnelle. Eine grüne Laube, zum Unterschiede von einer Laube in der ersten Bedeutung; eine Laub-Hütte, Garten-Laube, Sommer-Laube, Lust-Hütte, ein von eichenen Säulen errichtetes, aufgeriegeltes und mit sauber geschnittenen Latten weitläuftig beschlagenes Lust-Gebäude, in einem Garten, um welches allerley schattenreiche Bäume und Sträuche, welche ich sogleich anzeigen werde, gepflanzt und daran in die Höhe gezogen werden, und deren Laubwerk an die Latten angebunden wird, damit die Hütte davon oben und an den Seiten herum bedeckt seyn, und man darin, wie in einem Gemache, im Schatten sitzen könne.

Siehe auch Lauber-Hütte.

In den Lust-Gärten pflegt man auch wohl ganze mit grünen Gewächsen oben überwachsene Gänge, Lauben zu nennen. Siehe auch Gitterwerk, im XVIII Th., S. 560, fgg.

In der zweyten Bedeutung im Niederf. Löve, und im Wend. Lubia. Es kann sowohl der Begriff der Bedeckung in diesem Worte der herrschende seyn, als auch der durchstreichenden Luft; s. Lüften, als endlich auch eines Gebäudes überhaupt. In dem leztern Falle würde das Schwed. Loft, der oberste Theil des Hauses, dahin gehören, welches Ihre mit dem Wallis. Lioft, Tabulatum, von dem Bretagnischen lae, lahe, hoch, ableitet. Auch in einigen deutschen Gegenden scheint man den obersten Theil eines nach morgenländischer Art flachen Daches ehedem die Laube genannt zu haben. Im Schwed. wird auch eine Dresch-Tenne Lofwe und Loge genannt, entweder so fern sie in den ältesten Zeiten gleichfalls eine oben bedeckte Laube war, oder auch vom Wallis. Llawr, der Boden, und lofwa, eben, flach. Siehe Laub.

So fern Laube ein Gebäude, einen Wohn-Ort überhaupt bedeutet, ist es sehr wahrscheinlich, daß die Endung — leben an so vielen niedersächsischen und fränkischen Nahmen der Dörfer und Städte davon abstamme.

Bey den Garten- oder Sommer-Lauben verschwendete die alte Kunst die Symmetrie der Anordnung und den Pomp der Verzierung; sie wurden mit Gitterwerken, mit Bildhauerey und Vergoldung überladen, und die grünen Blätter konnten kaum Platz vor dem todten Holze finden. Man stellte sie, wie Buden auf dem Markt-Platze, mit einer sehr übel angebrachten Genauigkeit gegen einander, und ließ ihren Eingang mit Sphinxen, Drachen, und andern widernatürlichen und scheußlichen Bildern, bewachen. Es ist auffallend, wie sehr alles gegen die Natur läuft. Lauben sind Ruhe-Plätze, dem Genusse der Beschattung und Kühlung, der Einsamkeit und der geselligen Zusammenkunft, der Beschäftigung des Geistes und dem Vergnügen der Tafel gewidmet.

Sie

Sie verlangen eine ruhige Lage, von dem Getöse sowohl als von der neugierigen Begaffung entfernet, eine reiche Ueberschattung, und, wenn es die Umstände zulassen, eine kleine Uebersicht von angenehm unterhaltenden Gegenständen. Die Natur bildet in waldigen Revieren von den dicken, ausgebreiteten und herabhangenden Decken des Laubwerkes ihre Lauben. Eben die Freyheit und kunstlose Nachlässigkeit, womit sie bauet, muß der Garten-Künstler in seinem Werke nachzuahmen suchen. Eine ungezwungene und edle Anlage der Bäume und Gebüsche, freye Senkungen und Wallungen des Laubes, Ueberwölbungen zum Schatten, kleine Oeffnungen, wodurch liebliche Lichter spielen, ein frischer mit Blumen untermischter Rasen, erquickende Wohlgerüche naher Sträuche und Pflanzen, sind die vornehmsten Stücke, auf welche die Natur hinweiset. Der Garten-Künstler soll sie mit Geschmack weiter auszubilden suchen, ohne sie mit unschicklichen Zusätzen und leeren Künsteleyen zu verunstalten. Die natürliche Einfalt ist der höchste Reiz der Lauben. Sie dulden keine Pracht. Auf die Schönheit der Blätter und ihres Grüns, auf die Lieblichkeit der Blüthen, auf die Anmuth des Schattens und der kleinen Spiele des durchbrechenden Lichtes, schränkt sich ihr Werth mit prunkloser Bescheidenheit ein. In diesem reinen Geschmacke der Natur schildert uns Milton (*) die reizende Laube der Eva.

Ihr gewölbtes Dach von dicken verwachsenen Zweigen
War ein dichter verflochtener Schatten von Lorbeer und Myrte,
Und was höher noch wuchs, von starkem duftenden Laube.
Ihre Seiten umschloß in grünenden Wänden Acanthus,
Und

(*) Verlornes Paradies, 4 B. nach Zachariä Uebersetzung.

Und jedwede riechende Staude; die herrlichsten Blumen,
Iris von mancherley Farben, Jasmin und Rosen erhuben
Ihre Häupter darunter empor, und flochten mosaisch
In die Wände sich ein; den Boden stickten Violen,
Krokus und Hyacinth mit reichem schimmernden Schmelze.

Mit eben der gefälligen Nachlässigkeit müssen Bogen-Gänge, die eine Fortsetzung oder Verbindung von mehrern Lauben sind, angelegt seyn, entbunden von aller Ueberladung von Gitterwerk, der mehr natürlichen Freyheit und kleinen Wildniß des Wachsthumes überlassen, nur aufgestützt, wo es Bedürfniß, und gesäubert, wo es Bequemlichkeit erfordert. Sträuche mit breiten und glänzenden Blättern, mit Blüthen von lebhaften Farben und süßen Düften, rankende Pflanzen mit wohlriechenden Blumen, empfehlen sich hier; und zu einer vorzüglichen Verschönerung können fruchttragende Bäume darunter gemischet werden. Es ist ein nicht geringes Vergnügen, unter einem kühlen Gewölbe von grünen Zweigen zu wandeln, zu sehen, wie hin und wieder zwischen dem Gedränge der Blätter eine reifende Pfirsiche oder eine Traube freundlich hervor lächelt, hier zum süßen Genuß einladet, dort die Erwartung auf kommende Tage hinhält.

Man pflegt die Lauben entweder in die Mitte, damit man den ganzen Garten übersehen könne, oder auch in einer Ecke anzulegen, und mit steinernen, hölzernen, oder von Rasen zusammengesetzten Tischen und Bänken zu versehen.

Die Gewächse, welche zur Bekleidung der Lauben, Lust-Häuser, Cabinete, Berceaux oder Bogen-Gänge und Colonnaden in Gärten dienen, kann man als jährige und perennirende; ferner

als solche, die bloß wegen des Schattens, und die auch um der Blumen und Früchte willen, dazu gebraucht werden, betrachten.

Von jährigen, oder solchen, die alle Jahre von neuem angepflanzet werden müssen, weil sie nur ein Jahr dauern, bemerke ich hier nur folgende:

Convolvulus, Winde, spanische Glocken, von verschiedener Farbe, vornehmlich

Convolvulus hederaceus *Linn.* mit rother und blauer Blüthe; mit welchem Einige an den Lust-Häusern zugleich

Tropaeolum maius *L.* welches die Gärtner Nasturtium indicum, indianische Kresse, nennen, und andere kletternde Gewächse, die sich zusammen vertragen, vermengen, damit die mannigfaltigen Farben der Blüthen dieser Gewächse das Auge ergetzen.

Phaseolus, laufende Bohnen, von verschiedener Art in der Blüthe und im Samen. Besonders dienen hierzu: die sogenannte arabische große Bohne, von bunter, schwarzer und weißer Farbe; die Schwert-Bohne; die Brech-Bohne; die sibirische roth und weiß gesprenkelte Bohne, u. a. m. Es können auch verschiedene Arten von steigenden Erbsen gut unter den Bohnen gezogen werden, und man hat mit einigen, als: den sogenannten Pyramiden-, Mond-, Admiral-, Maulwurf- und andern Erbsen die Wände von kleinen Laub-Hütten öfters allein bekleidet.

Cucurbita, Kürbiß, auch von unterschiedener Art. Bogen-Gänge können sowohl mit gewöhnlichen Kürbissen, die gegessen werden, als auch mit Flaschen Kürbissen, und mit der Herkules-Keule, theils allein, theils in Gesellschaft anderer steigender Gewächse, überzogen werden.

Weil aber bey den meisten jährigen Gewächsen der Genuß des Schattens von kurzer Dauer ist, und die darauf zu wendende Mühe dadurch, und durch die etwann zu erhaltenden Früchte, nicht hinlänglich belohnt wird, so behaupten die perennirenden, d. i. die viele Jahre dauernden, einen Vorzug vor jenen. In Ansehung derselben kommt es bey Anlegung der Lauben und Gänge darauf an, ob man bloß Schatten von den Blättern, oder auch zugleich von den Blumen etwas für das Auge und

die Nase, oder von den Früchten etwas für den Mund, haben will.

Bloß zum Schatten dienen allerley wilde Holz-Gattungen, als:

a. nur im Sommer grüne.

Carpinus betulus, Weißbüche, Hagebüche.
Fagus sylvatica, Rothbüche.
Tilia europaea, Linde.
Vlmus campestris, Rüster, Ilme.
Acer Pseudo-Platanus, weißer Ahorn.
Acer Platanoides, spitziger Ahorn, Berg-Ahorn, Lönne.
Acer campestre, kleiner Ahorn, Maßholderstrauch.
Betula alba, Birke.
Betula Alnus, Eller.

Unter diesen verdienen die Weißbüche und Linde, in verschiedener Absicht, einen Vorzug vor den übrigen. Sie kommen in allerley Boden, auch in schlechtem, fort, wiewohl man den Boden bey Anlegung einer Laub-Hütte und eines bedeckten Ganges leicht verbessern kann; sie sind dauerhaft, geben guten Schatten, und wenn sie gleich von Anfange an, und hernach auch in der Folge, recht im Schnitte gehalten werden, so wachsen die Aeste dermaßen in einander hinein und durch einander, auch die Stämme hindurch, daß ein natürliches Flechtwerk daraus entsteht. Wenn hier der menschliche Fleiß nur ein wenig zu Hülfe kommt, so können Bogen-Gänge von einer ansehnlichen Höhe und Breite gemacht werden, die sich, wenn sie erst recht zusammengewachsen sind, gegen die stärksten Stürme erhalten, ohne an Säulen, Latten und Reife angeheftet zu seyn.

Der weiße und der spitzige Ahorn, welche mit ihren großen Blättern viel Schatten machen, können unter izt gedachte beyde Arten mit untergesetzt, oder auch allein gebraucht werden.

Das Schneidel-Holz verschafft bey diesen wilden Holz-Gattungen doch auch einen Neben-Nutzen, so wie die Blüthe, besonders von der Linde, für die Bienen nützlich ist.

Hier-

Hierher können auch noch folgende gerechnet werden:

Celastrus scandens, amerikanische Schlingstaude; sie geht aber nicht sehr hoch, schlägt stark aus der Wurzel aus, und kriecht mit derselben. Sie schlingt sich stark um andere Bäume und Sträuche, wobey sie wächst, und erstickt sie, daher sie auch canadischer Baum-Mörder oder Baum-Tödter genannt wird (s. Th. VII. S. 763, f.), und deswegen allein gepflanzt werden müßte. Dieses Gewächs wird gemeiniglich mit dem sogenannten wilden Wein, Hedera quinquefolia *L.* verwechselt, und an dessen Statt zur Bekleidung der Lauben gebraucht; allein, es ist sicherer, sich dessen in dieser Absicht zu enthalten, denn es ist eben dasjenige, welches, wie ich im XVII Th. S. 521, fgg. erzählt habe, in der im Pfarr Hause zu Crossen damit bekleideten Laube so schädliche Wirkungen verursachet hat, indem es unter die Gattung der Gift-Bäume gehört.

Menispermum canadense, Schildblatt; hat große schildförmige Blätter, macht Ranken von ansehnlicher Länge, wächst geschwinde, giebt viel Schatten, läuft stark aus der Wurzel aus, und vermehrt sich also sehr.

Ptelea trifoliata, Lederblume, läßt sich an Geländer ziehen, und giebt ein gutes Ansehen, hat aber übel riechende Blätter.

Rhamnus catharticus, Kreuzdorn.

Ligustrum vulgare, Hartriegel, und andere.

b. Im Sommer und Winter grüne.

Hedera. Epheu, sowohl unser inländischer, als der fünfblätterige amerikanische, oder sogenannte wilde Wein.

Thuia occidentalis, Lebensbaum.

Sabina Sadebaum, und andere Nadel-Hölzer. Die Laub-Hütten von Sadebaum haben zwar ein gutes Ansehen, man kann sich aber, wegen des penetranten Geruches, nicht lange darin aufhalten, ohne Kopf-Schmerzen zu bekommen. Die Blätter des Lebensbaumes sind auch von widrigem Geruche.

Wegen der Blumen, sind gebräuchlich:

Lonicera Periclymenum, Speck- oder Zaun Lilie, wächst selbst in den nördlichen Gegenden Deutschlandes in den Hecken.

Lonicera Caprifolium, Geisblatt.

Beyde sind, wegen der wohlriechenden Blumen, ungemein beliebt, steigen sehr in die Höhe, werden aber unten dünn, und von den spanischen Fliegen stark besucht, welche einen unleidlichen Geruch von sich geben. Doch kann man dieser Gäste, die sich oft zu vielen Tausenden einfinden, bald los werden. Wenn man in einer mit Caprifolium überzogenen Hütte mit angebranntem Schwefel räuchert, fallen sie alle todt zur Erde.

Bignonia radicans, Trompeterblume, hängt sich mit seinen Wurzeln fast wie Epheu, an; hat schöne grüne Blätter, und sehr große, vortreffliche scharlachrothe Blumen mit langen Röhren. Es läuft sehr hoch, und wird unten dünn; man muß es also unten an andere Gewächse pflanzen, wozu sich die kleinere Varietät dieser Gattung, die nicht so hoch geht, schickt.

Clematis Flammula, Brennwurzel.
Clematis Vitalba, gemeine Waldrebe.
Clematis Viticella, blaue Rebbinde.

Die beyden ersten wachsen hier zu Lande wild, die dritte in Gärten. Sie geben sehr dichte Wände und steigen sehr hoch. Das leztere hat schöne blaue Blumen, die man auch gefüllt hat.

Lycium barbatum, dorniger Jasmin, mit und ohne Stacheln; ein ziemlich hoch gehender Strauch, welcher geschwinde wächst, und nicht übermäßig dichte Wände macht, aber von der Wurzel etwas ausläuft. Die rothen Blumen geben ein sehr schönes Ansehen.

Syringa vulgaris, türkischer Flieder.
Syringa persica, kleiner türkischer Flieder.
Philadelphus coronarius, wälscher Jasmin.

Alle drey sind bekannt, und zu Lust-Hütten bey uns die gemeinsten Gewächse, werden aber unterwärts bald kahl, daher man unten herum andere Gewächse zur Bekleidung der Hütte anpflanzen muß. Man hat blauen, weißen und rothen türkischen Flieder; man kann aber auf Einen Stock alle 3 Arten oculiren. Die Ranken müssen wohl angeheftet und im August beschnitten werden.

Vibur-

Viburnum Opulus, Schneeballbaum, ist zwar auch in Gärten an Hütten sehr gemein, aber der Geruch der Blumen ist nicht angenehm, und sie ziehen viele Insecten nach sich.

Sambucus nigra, schwarzer Hohlunder, wird zwar auch hin und wieder zum Schatten an Hütten angelegt; aber der Geruch der Blumen, welchen Einige lieben, Andere verabscheuen, ist in der That schädlich.

Robinia Caragana, Erbsenbaum, Robinienbaum, läßt sich auf allerley Art ziehen und schneiden, wächst ungemein geschwinde und dicht; die Blätter haben ein schönes lebhaftes Grün, und die damit vermengten vielen gelben Blumen geben ein vortreffliches Ansehen; es ist also unter denen Sträuchen, die zur Bekleidung der Hütten und bedeckten Gänge zu gebrauchen sind, eines der vornehmsten.

Noch gehört hierher: Celtis australis, Lotusbaum, oder Zirgelbaum, Fr. Micacoulier, wiewohl dessen Blumen nicht ansehnlich sind. Er läßt sich ziehen und schneiden, wie man will.

Stachelige Gewächse.

Rosa minor, vulgo maialis, Zuckerrose.
Rosa villosa, Rosenapfel.

Die erste, welche auch Mayrose heißt, weil sie frühzeitiger, als andere, und schon im May blühet, ist ein vortreffliches Gewächs zu Hecken, die unter der Schere gehalten werden, denn sie flicht sich um die andern Gewächse herum, und macht dergleichen Hecken undurchdringlich; aber sie läßt sich auch an Laub-Hütten neben andern Gewächsen gut ziehen, und verwahrt auch diese vor dem ersten Anlaufe, wenn sie sonst mit Thüren und Läden versehen sind.

Wegen der Früchte sind gebräuchlich:

Vitis, der Weinstock. Er wird an Hütten-Spalieren nur an der Sommer-Seite gezogen; es werden aber auch lange Bogengänge damit über und über bekleidet; nur muß der Gang so angeleget werden, daß die daran hinauf gezogenen Stöcke die Sonne und Luft von allen Seiten ungehindert genießen; es muß ferner den Stöcken ein gemäßer Boden, der nicht zu fett und zu feucht ist, ver-

schaffet, und sie müssen nicht zu dicht an einander gesetzt werden; man muß sie ferner nicht zu sehr in das Holz wachsen, oder ihnen zu viel Zweige lassen, wie denn eine Art vor der andern, ihrer Natur nach, mehr in das Holz wächst, dergleichen diejenigen sind, deren Früchte später reifen, daher man solche Arten, deren Trauben zeitig reif werden, wählen, sie aber auch durch geschicktes, und, nach Befinden, wenn es alte oder schwache Stöcke sind, zeitiges Beschneiden, bald nach der Weinlese im Herbste, und sonst wohl warten muß; oder man bekommt nur Holz und Blätter, und nur geringe und unreife Trauben.

Morus nigra, & alba, der schwarze und weiße Maulbeerbaum.

Prunus armeniaca, Apricosenbaum.

Amygdalus persica, Pfirsichbaum.

Cerasus, Kirschbaum,

Prunus, Pflaumbaum,

Corylus sylvestris, Haselstaude.

Corylus sativa fructu oblongo, Lambertsnuß.

Alle diese Fruchtbäume und Stauden lassen sich an Spalieren, und auch bogig an bedeckten Gängen, ziehen; sie müssen nur nicht zu weit vom Gerüste ab, und zu nahe zusammen gesetzt werden.

Der ehemahlige Prediger, Fried. Küffner zu Liechtenberg, im brandenb. bayreuth. Vogtlande, hat, in seiner 1716, in 4. zu Hof herausgegebenen neu-erfundenen Bau-Kunst zu lebendigen Baum-Gebäuden, von Obst-Bäumen so gar Gebäude und bedeckte Gänge, ohne Säulen, Latten und Reife, aufzuführen gelehrt.

Laubegast, unweit Dresden, an der Elbe, von 11 Hüfnern, 8 Gärtnern, 56 Häuslern, mit 15 Spann: 9 R. 19 Magazin: 3 R. 24 Marsch-Hufen, nebst 17 St. Zugvieh; hat in dem meißner Gebiethe unstreitig den besten Zwirn, auch das feinste gebleichte baumwollene Garn. Die dortigen Zwirn-Macher liefern den sogenannten dresdner Zwirn, den man dort bleicht, theils färbt, theils im Lande consumirt, wie auch auswärts verschickt. Zum Besten der Einwohner in Laubegast, müssen alle auf der Elbe vorbeyfahren-

renden Holz-Schiffe oder Flöße eine gewisse Zeit anhalten, damit sich dieselben versorgen können; allein einen Holz-Handel dürfen sie eben so wenig treiben, als eine Niederlage anlegen.

Lauben-Gericht, eine Gerichts-Art der Deutschen in den mittlern Zeiten. Von der alten Gewohnheit, die Gerichte unter freyem Himmel zu hägen, gieng man mit Erbauung förmlicher Raths-Stuben noch nicht so schlechthin ab. Bey gutem Wetter hägte man die Gerichte nahe an den Staffeln, worauf man zu Rathe gieng, auf freyer Erde, daher die Benennung Staffel-Gerichte entstanden ist, wovon an seinem Orte ein Mehreres vorkommen wird. Zog man sich nun allmählich von dem Felde zurück, um gegen Sonne und Regen bedeckt zu seyn, so waren nunmehr die, meistens zugleich angebrachten Lauben oder Schwib-Bögen (Porticus) der schicklichste Stand-Ort zur feyerlichen Hägung der Gerichte. „Ein Waldpote „zu Mainz soll sitzen vf dem Bogen, als sein Recht „ist.“ Die peinlichen Gerichte zu Gregorienmünster (1), zu Mühlhausen (2), sollen anderstwo nicht, als in porticu, gehägt werden. Das ehemahlige k. Land-Gericht zu Hagenau hieß das Lauben-Gericht, das Reichslaubengericht zu Hagenauwe (3). Kaiser Karl IV. ertheilte der Stadt Schletstadt, im J. 1347 die Freyheit: vt nullus ciuis vel Soldner burgi Sletzstadt — in nullo loco — nisi sub *Lubio* Sletzstadt coram iudice suo debeat conueniri (4); und in dem erneuerten Privilegio v. J. 1376 heißt es: „der Adel soll zu Gerich„te erscheinen in loco Salhove,“ (Seelhove, d. i. nach dem damahligen Sprach- und Gerichts-Brauche, auf

(1) S. Schöpflin Alsatia illustr. T. II. S. 286. 410.

(2) Eb. das. S. 423.

(3) Eb das. S. 360. *Gyllmann* Symphor. Camer. c. 8, n. 7.

(4) Schöpflin, a. ang. O. S. 382.

dem *Kirchhof*) „reliqui ſub Lubis, ſ. porticu.“ Mit gleichem Unterſchiede wurden die Bürger zu Ehnheim behandelt (5).

Dieſe Lauba, Lobia, Lubia, waren faſt in ganz Deutſchland üblich, und man bezeichnete damit die Richt-Stayei ante curiam, ante caſtrum, ante portas u. ſ. ſ. (6). In einer Urkunde Gerhardi nobilis viri advocati de monte a. 1297 (7) heißt es am Ende: „acta ſunt haec ante caſtrum noſtrum *ſub Lobio*.“ Das hannoveriſche Statut (8), die alte göttingiſche Statuten (9), das goslariſche Stadtrecht (10), thun der Lowene, Labium, Louen, ausdrückliche Meldung. Von der Reichs-Stadt Mühlhauſen meldet Grashof (11): „dicitur curia haec in antiquis chartis praetorium. Latus eius, quod ad ſeptentrionem ſpectat, et „quidem inferius tabulatum, diuerſos arcus conſornicatos „caeteroquin apertos, qui tamen nunc nouo quodam aedificio exſtructo teguntur. Sunt hi arcus forſan porticus illae, „quas antiqui germani *Lobia* vel *Lauben* nominabant, quae „ante portas, caſtra vel curias eum in finem conſtructae erant, „vt iudices ius reddituri, ſub iis ab imbribus & ſolis calore defenderentur, atque ſtatuta convocato populo praelegerentur.“ Auch in Italien kannte man dergleichen bedeckte Gerichts-Bühnen, wie die Urkunden beym *Vghellius* (12), *Muratorius* (13), und *Mantelius* (14) bezeugen; und wer

(5) Eb. daſ. S. 404.

(6) Dreyer Samml. vermiſchter Abhandl. Th. 2, S. 757, fgg.

(7) In *Grupen* Origin. Hanover. p. 320.

(8) vom J. 1312. 1412. *Grupen*, a. ang. O. und bey Pufendorf Obſerv. T. IV. im Anh.

(9) in fin. bey Pufendorf Obſerv. T. III. im Anh. S. 148.

(10) Bey Leibnitz Script. rer. Brunſv. T. III. ſub rubr. *van Overbure*, n. 2.

(11) Orig. Mühlhuſin. S. I. c. 3, §. 8. 107.

(12) Ital. Sacr. T. IV. p. 1090. T. V. p. 520.

(13) Script. rer. ital. T. XII. col. 1015.

(14) Hiſtor. Loſſens. p. 273.

wer erinnert sich nicht der ehemahligen, unter einem Gange von Laub-Zweigen gehaltenen Märker-Gedinge, wie solche Reinhardt (15) beschrieben hat?

Es ist diese Gattung der ehemahligen Gerichte, welche unter freyem Himmel gehäget wurden, eben dieselbe, welche nach der Vorschrift der peinlichen Gerichts-Ordnung noch heut zu Tage feyerlich unter freyem Himmel besetzt werden soll. Wirklich findet man die meisten oberwähnten Lauben-Gerichte bloß in der Eigenschaft peinlicher Gerichte (16). Von dem feyerlichen Hals-Gerichte zu Kaisersberg ertheilt Schöpflin (17) folgende Nachricht: „Judicium Kei„sersbergae sub dio, Monasterii in porticu olim habitum. „Perorata causa, Senatus in curiam processit, in iudicii „loco aduocato manente. Redux Senatus pronuntiauit „sententiam. Tum vero ea, quae ad supplicium specta„bant, aduocatus curauit, scipionem, potestatis insigne, „frangens, & versus reum proiiciens. Idem nouum „cum erigeretur patibulum, primus ei clauum infixit.“ Noch im J. 1521 bedurfte es kaiserlicher Privilegien, falls der Gerichts-Herr das peinliche Gericht bey beschlossener Thüre zu hägen verlangte.

F. J. Bodmann von den Staffel- und Laubengerichten der Teutschen, in den mittlern Zeiten, st. in Hrn. Prof. Siebenkees Neuen juriſt. Magaz. 1 B. (Anspach, 1784, 8.) S. 308, fgg.

Lauben-Strauch, Pergularia *Linn.*, eine Gattung Pflanzen, welche mit der Hunds-Winde (Periploca) viele Aehnlichkeit hat. Der stehenbleibende Kelch ist fünffach eingeschnitten. Das präsentirtellerförmige Blumenblatt zeigt eine walzenförmige Röhre, und einen in 5 Lappen abgetheilten Rand. Die 5 Honig-Behältnisse sind halb pfeilförmig, und laufen in eine

(15) Tr. de iur. forest. germ. S. III. §. 7, p. 139.

(16) S. auch Dreyer, a. ang. O. der Samml. vermischter Abhandl.

(17) Am ang. O. S. 286.

krumme Spitze aus. Die 5 Staubbeutel sitzen auf dem abgestutzten Staubwege, welcher unter sich keinen Griffel zeigt. Linné hat folgende zwey Arten, welche sich um alle nahe stehende Körper winden.

1. Glatter Lauben-Strauch, Pergularia glabra, foliis ovatis glabris *Linn.* wächst in Ost-Indien. Seine Blätter stehen auf eigenen Stielen einander gerade gegenüber, sind spitzig, und haben einen glatten Rand; seine Blumenstiele stehen wechselweise in den Winkeln der Blätter, und sind ziemlich zertheilt; die Blumen haben, nach Empfindung der Europäer höchst widrigen, den Indianern aber angenehmen Geruch; und daher wird er von diesen zu Laub-Hütten gepflanzet. Aus den Blättern und Zweigen tröpfelt ein gelber zäher Saft.

2. Filziger Lauben-Strauch, Pergularia tomentosa, foliis cordatis tomentosis *Linn.* Er kommt aus Arabien. Sein Stängel ist holzig, rundlich und filzig. Die Blätter sind spitzig, haben einen glatten Rand, und stehen auf eigenen Stielen einander gerade gegen über. Die kleinen Blumendolden stehen wechselweise auf Stielen in den Winkeln der Blätter; ihre Kronen haben die Gestalt, wie die Blumen der Kalmischen Pflanze.

Lauben, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, Laub bekommen, ein veraltetes Zeit-Wort.

In dem Aberellen
So die bluomen springen
So louben die linden.

Heinr. v. Weldig.

In einigen Gegenden ist es auch als ein Activum üblich, des Laubes berauben, oder das Laub der Bäume abstreifen.

Daher ablauben, des Laubes der Blätter berauben; Lat. defoliare; Fr. effaner, effeuiller. Einen Baum, einen Ast ablauben.

Belauben. 1. Mit Laube bekleiden. Einen Meiler belauben, bey den Kohlen-Brennern, ihn statt der bloßen Erde mit Laub, Kohlenstaub, und Erde bedecken. Außerdem ist dieses Wort nur in der höhern Schreib-Art üblich. Eile Lenz, beblüme die Triften und belaube den Wald! Geßn. Die belaubten Zweige der Bäume. 2. Des Laubes berauben. In dieser Bedeutung brauchen die Gärtner dieses Zeit-Wort oft fur blaten, d. i. dem Weine, Hopfen ꝛc. die überflüssigen Blätter abbrechen. So auch die Belaubung.

Entlauben, des Laubes berauben, in der dichterischen Schreib-Art.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Kleist.

Lauben, eine Stadt in der Ober-Lausitz; siehe Lauban, oben, S. 634.

Lauben, ein Pfarr-Dorf, am Flusse Günz, in Schwaben, im Gebiethe der Reichs-Stadt Memmingen; welches deswegen hier angeführt wird, weil sich daselbst eine Messing- Blech- und Draht-Fabrik befindet.

Lauben, (der) ein zur Gattung der Karpen gehöriger Fisch, welcher in Bayern und Oestreich Lauben, Windlauben; in der Schweiz, so lange er noch klein ist, Seele, und zur Constanz besonders Zinnfisch; wenn er älter wird, Agönen, Lagonen, und wenn er groß ist, Lauge, Laugele, oder Lauk, und in Holland Wittertje, heißt; Cyprinus Leuciscus *Linn.* Cyprinus novem digitorum, rutilo longior & angustior, pinna ani radiorum decem *Arted.* Leuciscus, s. Albula *Bellon.* Dace or Dare *Willughb. Raj. Charlet. Penn.* Vandoise ou Dard *Duham.* Weißfisch Müll.

Die-

Dieser Fisch unterscheidet sich von den übrigen dieser Gattung, durch seine 11 Strahlen in der After- und 10 in der Rücken-Floße. Er hat in der Brust-Floße 15, in der Bauch-Floße 9, und in der Schwanz-Floße 18 Strahlen. Er hat einen gestreckten Körper, einen kleinen Kopf, Schuppen von mittlerer Größe, graue Floßen, einen gabelförmigen Schwanz, und eine gebogene am Bauche fortlaufende Seiten-Linie. Er ist bis auf den bräunlichen und runden Rücken silberfarbig. Seine Augen haben einen schwarzen Stern in einem gelblichen Ringe, und vor denselben neben einander die Gehör- und Geruch-Oeffnungen. Die Mund-Oeffnung ist ziemlich weit; der Kiemen-Deckel besteht aus 2 Blättchen. Sämmtliche Floßen haben eine weiße Farbe. Das Darmfell ist glänzendweiß, und mit schwarzen Puncten besprengt. Die blaßrothe Leber besteht aus 2 Lappen von ungleicher Länge. Die Milz ist röthlich.

Man findet diesen Fisch im südlichen Theile Deutschlandes, so wie in Frankreich, Italien und England. Er erreicht die Größe von 8 bis 12 Zoll; in Deutschland wird er nicht leicht über 6 bis 8 Zoll, in Frankreich 1 Fuß, und in England bisweilen gar $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, angetroffen. Er liebt ein reines und fließendes Wasser, lebt von Mücken und Würmern, und pflanzt im Jun. sein Geschlecht fort. Die Vermehrung bey ihm ist stark; ob er gleich an seinen gefräßigen Nachbarn, dem Hecht und Barsch, mächtige Feinde hat, so weis er ihnen doch durch sein schnelles Schwimmen zu entkommen. Man fängt ihn mit Netzen, und in der Leich-Zeit mit hölzernen Reusen, die mit Kräutern bedeckt werden; indem er seinen Leich zwischen denselben absetzen will, fängt er sich von selbst darin. Er hat ein lockeres, süßes und schmackhaftes Fleisch, welches eingesalzen mit den Sardellen Aehnlich-

lichkeit haben soll (*), ist aber wegen seiner vielen kleinen Gräthen unangenehm zu essen, und wird daher nur vom gemeinen Manne gekauft; dieser richtet ihn gewöhnlich mit einer sauern Zwiebel- oder Butter-Brühe zu. Sein Fleisch wird für so gesund gehalten, daß man ein Sprichwort davon gemacht hat: gesund wie Lauk.

Bloch Naturgesch. der Fische Deutschlands, 3 Th. (Berl. 1784, gr. 4.) S. 141, f.

Lauber-Huhn, ein an einigen Orten übliches Zins-Huhn, welches die Unterthanen dem Grund-Herren zur Erkenntniß seines Grund-Rechtes entrichten. Siehe im XXVI Th., S. 266.

Lauber-Hütte, eine grüne, mit Zweigen bedeckte Hütte; ein nur im gem. Leben für Laub-Hütte oder Laube (s. oben, S. 636) übliches Wort, besonders wenn von den festlichen Laub-Hütten der Juden die Rede ist, in welcher Bedeutung dieses Wort in der deutschen Bibel Laubhütte lautet. Daher das Lauberhütten-Fest, dasjenige Fest der Juden, an welchem sie unter Laub-Hütten essen müssen, in der deutschen Bibel, das Fest der Laub-Hütten, das Laubhütten-Fest, und das Fest der Laubrüst, welcher leztere Ausdruck völlig veraltet ist.

Wenn die Sylbe er nicht bloß ein Einschiebsel gemeiner Mund-Arten ist, so scheint Lauber hier der alte oberdeutsche Plural von Laub zu seyn. Indessen ist auch im Oberdeutschen ein Lauber-Tag, ein festlicher Tag, welchen man entweder in Lauben, d. i. großen frey stehenden Sählen, oder auch in grünen Sommer-Lauben zubringt, daher Bluntschli einen weltlichen Fest-Tag, einen Galla-Tag, überhaupt einen Lauber Tag nennt. Im Nieders. heißt eine Laubhütte gleichfalls Lövering.

Das

(*) Bergius über die Leckereyen, 2 Th. (Halle, 1792, 8.) S. 241.

Das Lauberhütten-Fest, war das dritte der drey großen jährlichen Feste bey den Juden, wozu alle Mannspersonen aus dem ganzen Lande, entweder nach der Stifts-Hütte, oder hernach nach Jerusalem, zum Tempel, als dem Orte des öffentlichen levitischen Gottesdienstes, hinauf mußten. 2 Mos. 23, 16. 17. 34, 22. 23. 5 Mos. 16, 13—16. 31, 10. 11. *Josephus*, Lib. 8. Antiq. c. 2. nennt dieses Fest das heiligste und größte Fest; und Lib. 15. c. 3, nennt er es ein herrliches Fest, welches mit großer Herrlichkeit gehalten werde. *Egesippus* (1) nennt es gleichfalls ein hohes und vornehmes Fest. Es war dasselbe, wie aus der folgenden Beschreibung zu ersehen ist, allerdings ein herrliches und hohes Fest, ja unter allen Festen das lustigste, weswegen auch die Hebräer dasselbe oft schlechtweg das Fest nennen, z. B. Ostern, Pfingsten, und das Fest, d. i. die Lauber-Hütten, wie solches *L'Emper* not. 6. ad Midd. c. 3, sect. 4. *Casaub.* exerc. 16 contra Baron. n. 18. *Lightfoot.* hor. hebr. ad Matth. 21, 9. aus ihren Büchern anmerken, auch in Joma und andern talmudischen Büchern oft zu sehen ist; ja in der Schrift selbst: Salomo hielt das Fest sieben Tage lang, und hielt am achten Tage eine Versammlung. Denn die Einweihung des Altars hielten sie sieben Tage, und das Fest auch sieben Tage, 2 Chron, 7, 8. 9. da durch das Fest das Lauberhütten-Fest verstanden wird.

Dieses Fest fieng im Herbste an, um die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich waren, nähmlich am 15ten Tage des 7ten Monathes Tisri, als am 5ten Tage nach dem Versühn (Versöhnungs-) Feste, um welche Zeit das bürgerliche Jahr vorbey, und das neue schon ange-

(1) Lib. 1, c. 5.

(2) *Philo* L. de decalog. p. 591. *Coccej.* not. y ad Sanhedr. c. 1, sect. 2.

angefangen war, da auch die ganze Aernde schon vorbey, und alle Früchte, alles Getreide, aller Wein, und was sonst mehr aus der Erde hervor kommt, eingesammelt war; daher es auch genannt wird: das Fest der Einsammlung, da alle Früchte schon eingesammelt und eingeärndet waren, 2 Mos. 23, 16. 34, 22. 3 Mos. 23, 34. 39. 41. 4 Mos. 29, 12. 5 Mos. 16, 13.

Jerobeam, König im Reiche Israel, befahl dieses Fest nicht allein ausser Jerusalem, zu Israel zu halten, sondern setzte auch, an statt des 7ten Monathes, welchen Gott zu diesem Feste bestimmt und verordnet hatte, den achten Monath an; 1 Kön. 12, 32. 33. Vermuthlich that er es aus dem Grunde, weil in seinem Reiche, im nördlichen Palästina, die Früchte später reiften, als im südlichen, wie es auch noch jezt in Palästina ist. Durch diese Anordnung und Verlegung des Laubhütten-Festes, wollte er seine Unterthanen von der Besuchung dieses Festes zu Jerusalem abhalten, sie zum Götzendienst verführen, und sich zugleich bey ihnen beliebt machen, indem er ihrer Bequemlichkeit schmeichelte (3).

Dieses Fest, welches sich durch die Bewohnung der Hütten von Laubwerk, als die vornehmste Feyerlichkeit, von andern jüdischen Festen unterschied, war, wie der Ritter Michaelis (4) bemerkt, ein Dank-Fest wegen der Obst- und Weinlese, und sollte eigentlich alle Jahr den Abend nach dem 14ten Tage des siebenten Monden (Octobers) seinen Anfang nehmen, und sieben völlige Tage dauern. Die Absicht dieses Festes war keine andere, als Gott für die glückliche Aernde aller Früchte zu danken, und ihn zugleich, weil

(3) (Hezel's) Bibl. Real-Lexicon, 2 B. (Lpz. 1784, gr. 4.) S. 332. Biblische Encyklopädie, 2 B. (Gotha, 1794, gr. 4.) S. 520.

(4) Mosaisches Recht, Th. 4, §. 197, S. 142.

weil die Saat nun nach dem Feste angieng, um einen gnädigen mäßigen Regen anzurufen. Bey der besondern Art aber, wie es gefeyert wurde, hatte Gott zur Absicht, die Israeliten daran zu erinnern, daß sie vor der Eroberung des Landes Canaan, 40 Jahr lang in Hütten gewohnt hatten. Denn die Israeliten bedienten sich, auf ihrer langen Reise aus Aegypten durch die arabische Wüste, an statt der Herbergen, (wie die Reisenden im Morgenlande, wegen Mangel an bequemeren Herbergen, gewöhnlich zu thun pflegen,) auch der Höhlen und Zelte, vornehmlich aber gewisser Hütten von Aesten und Buschwerk, die ihnen auf eine Zeitlang einen kühlenderen Schatten, als die Zelte, gewährten. Diese wunderbare Führung und Erhaltung wollte Gott in beständigem Andenken erhalten haben, daher sie auch an diesem Feste, ganze 7 Tage, in keinem Hause, sondern in Hütten und Zelten wohnen, und sich dabey der hohen Wohlthaten Gottes, die er ihren Vätern in der Wüste erwiesen hatte, erinnern, und ihn herzlich dafür loben und preisen, auch dieses Fest über, insonderheit am ersten Tage, Früchte von schönen Bäumen, und dreyerley Art grüne Zweige in ihren Händen tragen, und sich dabey der Güte Gottes erinnern sollten, der sie aus der dürren Wüste in ein so schönes und fruchtbares Land gebracht hatte. Dieses Fest verordnet Mose, 3 B. 23, 40 — 43, mit folgenden Worten: Ihr sollt am ersten Tage (des Lauberhütten-Festes) Früchte nehmen von schönen Bäumen, Palmen-Zweige und Meyen von dichten Bäumen und Bach Weiden, und sieben Tage frölich seyn vor dem Herrn eurem Gott. Und sollt also dem Herrn des Jahrs das Fest halten sieben Tage. Das soll ein ewiges Recht seyn, bey euren Nachkommen, daß sie im siebenten Monath also feyren. Sieben Tage sollt ihr in Laub-Hütten wohnen; wer einheimisch ist in Israel, der soll in Laub Hütten wohnen, daß eure Nachkommen wissen, wie ich die Kinder

der Israel habe lassen in Hütten wohnen, da ich sie aus Egyptenland führete (5).

Was die Zweige betrifft, die sie in Händen getragen, und davon sie ihre Hütten gemacht haben, so werden am angeführten Orte, aus 3 Mos. 23, 40. die Zweige, die sie in Händen getragen haben, nahmhaft gemacht, Früchte von schönen Bäumen, Palm-Zweige, (an welchen die Blätter noch nicht ganz offen, und von einander unterschieden sind,) und Myen von dichten Bäumen und Bach-Weiden. Wegen der Palm-Zweige und Bach-Weiden, ist kein Streit; was aber durch die schönen und dichten Bäume verstanden werde, darüber ist man nicht einig. Die Hebräer halten dafür, obwohl im Grund-Texte Wörter stehen, die keinen gewissen Baum nahmhaft machen, daß durch die schönen Bäume Citronen-Bäume (6), und durch die dichten oder dicken Bäume Myr-

(5) Conf. *Maimon.* More Nevoch. P. 3, c. 43.

(6) Diese Ausleger haben, wie Hezel zu der Stelle 3 Mos. 23, 40. bemerkt, nicht bedacht, daß der Citronen-Baum kein palästinischer, sondern ein ausländischer, und zwar, wie Plinius meldet, medischer und persischer Baum sey. Mose kannte ihn schwerlich; und wenn er ihn ja kannte, so kannte er ihn als einen ausländischen Baum, dessen Früchte er unmöglich zu den Feyerlichkeiten des Laubhütten-Festes verordnen konnte, da er damahls in ganz Palästina nicht zu finden war. Der jüdische Geschichtschreiber *Josephus* meldet zwar, daß man (zu seiner Zeit nähmlich,) wirklich Citronen bey dem Laubhütten-Feste gebraucht habe, welches auch der Chaldäer zu bestätigen scheint, der mit dem Syrer die im Original stehenden Worte durch Citronen übersetzt. Allein, daraus folgt noch nicht, daß Mose, a. ang. O. wirklich die Citronen verordnet habe, sondern nur, daß sich die Juden, zu Joseph's Zeit, der Citronen am Laub-Hütten-Feste bedient haben, und es also damahls Citronen in Palästina gegeben haben müsse. Der Citronen-Baum kam ohne Zweifel erst nach der babylonischen Gefangenschaft, wo die Juden ihn zuerst kennen lernten, nach Palästina. Da Mose nur überhaupt saare, daß die Juden bey dem Laubhütten-Feste sich der prächtigsten Baum-Früchte bedienen sollten, und nicht alle Gattungen derselben

Myrten-Bäume verstanden werden (7). Ihrer Beschreibung nach, sollen die Citronen-, Myrten- und Weiden-Zweige wenigstens 3 Querhände lang, der Palm-Zweig aber 4, und also eine Handbreit höher, als die andern drey Zweige, gewesen seyn. Von Citronen-Zweigen habe Jeder einen, ingleichem von Palmen einen, aber von Myrten drey, und von Weiden wenigstens zwey, genommen. Die dreyerley Zweige, als: Citronen, Myrten und Weiden, hätten sie mit einer Wiede zusammengebunden, und einen Busch daraus gemacht, den Palm-Zweig aber hätten sie allein für sich gelassen; doch wenn sie den Busch tragen sollten, hätten sie den losen Palm-Zweig nebst dem von Citronen- Myrten- und Weiden-Zweigen zusammen gebundenen Busche in die rechte Hand genommen, und nach den vier Himmels-Gegenden geschwenkt, (anzuzeigen, daß man Gott dem allenthalben gegenwärtigen, allgütigen Beherrscher der Welt die Aernde und ehemahlige Errettung verdanke,) in der Linken aber einen Citronen-Apfel getragen. Den Busch nannten sie לולב (Lulabh), einen Palm-Busch, weil von allen Zweigen der Palm-Zweig der längste war, wie man denn dieses Fest auch Palmen-Fest nannte. Es habe niemand zu Mittage essen dürfen, der nicht des Morgens einen solchen Busch getragen hätte, welchen Busch sie hernach in das Wasser gesetzt hätten, damit er das Fest über, frisch und grün bliebe. So lange der Tempel gestanden, hätten sie diesen Busch oder Strauß alle 7 Tage im Tempel umher getragen, außer dem Tem-

ben benannte: so war es natürlich, daß sie, nachdem der Citronen-Baum in Palästina ebenfalls einheimisch zu werden angefangen hatte, die herrliche Frucht dieses Baumes zu den Feyerlichkeiten dieses Festes vorzüglich wählten.

(7) *Maimon.* More Nevoch, P. 3, c. 43. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21. *Münster.* ad Lev. 23. *Bonfrer.* ad Lev. 23, 40. *Vrsin.* arboret. bibl. c. 2, n. 24.

Tempel aber nur am ersten Tage, wiewohl die heutigen Juden sie alle 7 Tage an allen Orten umher tragen (4). Wenn etwa der erste oder ein anderer Tag des Festes auf den Sabbath fiel, da sie nichts von einem Orte zum andern hintragen durften, wurden diese Büsche und Zweige am Abend vorher in den Tempel hinauf gebracht, da der Vornehmsten Zweige in einer gewissen Kammer aufgehoben, des gemeinen Volkes Zweige aber im Vorhofe der Heiden, auf den daselbst in den Hallen an den Wänden umher gesetzten Bänken in Ordnung gesetzt wurden (9).

Wovon sie aber ihre Hütten gemacht haben, ist so gar deutlich nicht. Es behaupten zwar Viele (10), daß von obgedachten Zweigen die Hütten gebauet gewesen seyn, und daß Gott, a. ang. O. 3 Mos. 23, 40. nicht vom Tragen der Zweige in Händen, sondern von Aufbauung der Hütten rede. Daß aber der Hebräer Erklärung Grund habe, und nicht allein Zweige zu den Hütten, sondern auch in Händen zu tragen, gebraucht worden seyn, bestätigt *Josephus* (11), welcher erzählt, daß die Juden am Lauberhütten-Feste den Hohenpriester *Alexandr. Jannaeum* mit Citronen geworfen und ihn gelästert hätten, worüber er ein erschreckliches Blutbad angerichtet habe, wo er ausdrücklich hinzu setzt, daß sie an diesem Feste Palmen, Citronen und Myrten zu tragen pflegen. Zudem spricht Gott, am ang. O, von obgedachten Zweigen, daß sie dieselben am ersten Tage nehmen sollen.

(8) *Jonston.* de fest. Hebr. c. 3, p. 15, f. *Quistorp.* ad Joh. 7, 37. *Lightfoot.* hor. hebr. ad Matth. 21, 8. *Goodwin.* Mos. et Aar. L. 3, c. 6.

(9) R. *Juda Leo* L. 2. de templ. c. 3, §. 18. in gloſſa, et L. 2, c. 19, §. 151.

(10) Unter andern auch *Jun.* und *Tremell.* ad Levit. 23, 40. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21.

(11) Antiqu. L. 13, c. 21.

Dieses aber kann von den Hütten nicht verstanden werden, daß sie obgedachte Meyen am ersten Tage zu den Hütten nehmen sollen, weil der erste Tag ganz heilig war, daran sie keine Hütte bauen durften. Es scheint also wohl, daß Gott an gedachtem Orte nicht von Hütten, sondern allein von den in Händen getragenen Büschen, rede.

Wovon aber die Hütten gemacht werden sollen, ist im Gesetze nirgends ausdrücklich verordnet. Nehem. 8, 15. wird zum Volke gesagt: Gehet hinaus auf die Berge, und holet Oehl-Zweige, Harzbaum-Zweige (Zweige von fetten Bäumen), Myrten-Zweige, Palm-Zweige, und Zweige von dichten Bäumen, daß man Laubhütten mache, wie es geschrieben steht; und wollen Etliche, daß die Hütten von diesen Zweigen haben sollen gemacht werden. Es ist aber dieses aus dieser Stelle nicht zu schließen. Daß die Hütten von diesen Zweigen errichtet worden seyn, sieht man, und hat Luther daher dieses Fest auch wohl genannt das Lauberhütten-Fest, weil die Hütten aus Zweigen und Laubwerke gemacht waren. So sieht man auch an diesem Orte, daß die Hütten eben nicht von Citronen-, Palmen-, Myrten- und Weiden-Zweigen, sondern auch von anderer Art Zweigen gemacht werden können. Man sieht auch, daß ihnen damahls die aus Nehemia angeführten Zweige zu hohlen befohlen worden ist. Ob sie aber keine andere Zweige genommen haben, oder haben nehmen dürfen, ist hieraus nicht zu ersehen. Weil im Gesetze keine gewisse Zweige zu diesen Hütten zu nehmen befohlen war, scheint es gleichviel gewesen zu seyn, was für Zweige sie genommen haben, wenn sie nur feistes Holz nahmen, welches das Fest über grün bleiben konnte. Darum wird dem Volke bey dem Nehemia befohlen, Zweige von Oehl-Bäumen, fetten Bäumen, und andern zu nehmen, die schönsten, die sie bekom-

kommen können, und davon ihre Hütten zu bauen, wiel sie hierzu am dienlichsten waren. Die aber keine solche Zweige haben bekommen können, haben ohne Zweifel andere nehmen mögen; denn wie hätten sie sonst das Fest in Hütten von Meyen feyern und halten können? *Vrsinus* (12) führt unter andern auch an, daß, wenn obgedachte Zweige beym Nehemia nothwendig zu den Hütten wären erfordert worden, das ganze Land von diesen schönen Bäumen bald leer und kahl geworden wäre, weil zu so viel tausend Zelten und Hütten viel gehört hätte; er meint auch, sie hätten von allerley Zweigen, Weiden, Fichten, Epheu oder Weinreben gemacht werden können, welches nicht unwahrscheinlich ist, wiewohl kein Zweifel ist, daß sie das feisteste und schönste Holz, welches sie bekommen konnten, hierzu genommen haben werden.

Die Hütten durften nicht unter einem Dache, oder unter Bäumen, sondern sie mußten unter freyem Himmel gemacht werden. Auch mußten sie nicht oben mit Tuch überspannet, noch mit gar zu dicken Zweigen bedecket werden, sondern es wurden Oeffnungen gelassen, daß sie die Sonne und Sterne dadurch sehen konnten, und daß auch der Regen dadurch fallen konnte. Doch wenn jemand nicht etwa wegen der Sonnen-Hitze, oder wegen des Regens, sondern bloß zur Zierde, oben eine Tapete überziehen, oder an der Seite die von Zweigen aufgesetzten Wände mit Tapeten behängen wollte, stand es ihm frey. In diesen von Zweigen errichteten Hütten mußten sie 7 Tage lang, ihr Wesen und ihre Wohnung haben, darin kochen, essen, sitzen, liegen, schlafen, eben als wenn es ihre Häuser gewesen wären; daher sie auch dieselben mit allerley schönem Geschirre und Haus-Geräthe aufputzten,

(12) Arboret. bibl. c. 2, n. 26, und c. 44.

auch an die Zweige schöne Citronen und andere Früchte anbanden. Niemand war hiervon ausgeschlossen; nur wer krank war, und die freye Luft nicht vertragen konnte, durfte im Hause bleiben. Wenn auch ein sehr starker Platzregen fiel, daß sie in ihren Hütten nicht bleiben konnten, durften sie so lange in Häusern essen und schlafen, bis das schlimme Wetter vorüber war.

Es war, wie aus Nehem. 8, 16. zu ersehen ist, gleichviel, wo sie solche Hütten aufbaueten, wenn sie nur nicht unter einem Dache oder unter Bäumen, sondern unter freyem Himmel, errichtet waren, entweder in ihren Vorhöfen, oder auf den Gassen, oder in Gärten, oder gar oben auf den Dächern. Denn die Dächer zu Jerusalem und im gelobten Lande waren nicht, wie bey uns, in der Mitte hoch und von beyden Seiten schräg zugespitzt, sondern flach, auf welchen man umher gehen, essen, schlafen, mit andern geheime Gespräche halten, und anderes mehr verrichten konnte, mit einer Lehne rund umher, damit nicht jemand herunter fiele, wie aus 5 Mos. 22, 8. Jos. 2, 6. 2 Sam. 11, 2. Zephan. 1, 5. Ap. Gesch. 10, 9. zu ersehen ist. Auf solchen platten Dächern haben sie nun schöne Hütten errichten können; ja, wie aus vorgedachter Stelle beym Nehemia zu ersehen ist, so haben auch die Priester und Leviten, die im Tempel aufwarteten, in den Vorhöfen des Tempels Hütten machen, und darin sich aufhalten müssen. Denn, wie gesagt, niemand war hiervon ausgeschlossen, sondern alle und jede mußten in Hütten, und in keinen Häusern, wohnen. Sonst haben vom Volke auch viele ihre Hütten ausser der Stadt Jerusalem aufbauen können, doch weiter auch nicht als einen Sabbather-Weg von der Stadt, weil sie doch mit so vielen Zelten, da sie in keine Häuser kommen durften, unmöglich

lich innerhalb der Stadt selbst Platz finden konnten (13).

Von diesen Hütten nun hat dieses Fest den Nahmen Hütten-Fest, L. Festum Tabernaculorum, Hebr. חג הסכות (Chag Hesuchot,) Gr. σκηνοπηγια, Joh. 7, 2. oder ἑορτὴ σκηνῶν, bekommen. Damit sie aber alles, was zu diesen Hütten und Büschen gehörte, auch was sie sonst mehr zum Feste bedurften, fein früh in Bereitschaft hätten, und alles bey Zeiten zurichteten, reiseten sie sogleich nach dem Versühn-Feste früh auf dieses Fest. Wären auch Aussätzige gewesen, oder andere zu reinigen, machten diese sich auch früh hinauf. Am Rüst-Tage, als den Tag vorher (am 14ten des 7ten Monden), badete und reinigte sich ein Jeder gegen dieses Fest, wie das auf allen Fest-Abenden oder Rüst-Tagen des Festes gebräuchlich war (14). Auch wurden die Mauern der Vor-Höfe im Tempel mit schönen Tapeten behänget, und im andern Tempel wurde der Altar überweißet.

Sobald die Sonne am Rüst-Tage untergegangen war, und das Fest nunmehr angieng, reinigten sie sofort in der ersten Nacht-Wache den Brandopfer-Altar, eben wie auf Ostern und Pfingsten. Bald nach Mitternacht, die auf den 14ten des 7ten Monden fiel, nachdem der 15te, als der erste Fest-Tag schon angegangen war, wurden alle Thore des Tempels geöffnet, die auf Ostern und Pfingsten geöffnet wurden, auch das Thor Jechonia, und das Ober-Thor im innern Vorhofe, damit die Kinder Israel in den Platz um den Tempel kommen könnten. Es versammelten sich auch die Kinder Israel sogleich in ihren

(13) *Lightfoot.* Hor. Hebr. ad Joh. 8, 1. *Bonfrer.* ad Lev. 23, 34

(14) *Lightfoot.* ad Joh. 7, 2.

besten Kleidern und mit gesalbten Häuptern, im Tempel, nahmen ihre Dank-Opfer, die sie am ersten Tage bringen mußten, mit sich hinauf, damit sie von den Priestern besichtiget würden; und ehe der Hahn krähete, war der Vorhof schon voll von ihnen (15).

Nach besichtigten Opfern, giengen die Einwohner zu Jerusalem, und wer sonst mehr Raum bekommen konnte, in den innern und äussern Vorhof, dem Gottesdienste zu zusehen. Ein jeder hatte seinen Busch in der rechten, und eine Citrone in der linken Hand. Wann nun die Zeit des Morgen-Opfers kam, wurde alles damit gehalten, wie auch mit Räuchern, Lampenauslöschen (s. Th. LIX, S. 89), Trompeten und Musiciren, wie es gebräuchlich war, und täglich zu geschehen pflegte; denn dieses tägliche Morgen-Opfer mit allem Zugehör, war das erste, womit der öffentliche Gottesdienst angefangen wurde, und durfte nicht unterlassen werden. Doch geschahe an diesem Feste bey dem Morgen-Opfer etwas, was sonst im ganzen Jahre nicht geschahe, indem zum Trank-Opfer nicht allein Wein, sondern auch Wasser geopfert wurde; welches Wasser-Opfer man Nissuch hammajim nannte; und da sonst zum täglichen Morgen-Opfer dasselbe auf den Altar hinauf zu bringen, nur neun Priester gehörten, so waren an diesem Feste ihrer zehn dazu, und der zehnte brachte das Wasser hinauf. Dieses Wasser hohlte einer in einer goldenen Kanne, darein 3 Log (ist so viel als 18 leere Eyer-Schalen), gehen konnten; mit dieser Kanne gieng er nach dem Brunnen Siloah, welcher ausser der Stadt Jerusalem, doch nahe dabey, fast an der südwestlichen Ecke lag, füllte die Kanne mit Wasser aus diesem Brunnen (16), und brachte das geschöpfte Wasser zum Tem-

(15) Joma, c. 1, sect. 8. et *Sheringam.* not.
(16) Einige behaupten, er habe nur 1 Log Wasser darein genommen.

Tempel hin, nach dem innern Vorhofe, und zwar an der Mittags-Seite, durch das Wasser-Thor; da dann, sobald er da hinein kam, die Priester sich lustig mit Trompeten hören ließen, und erst schlecht, hernach schön Clarin, und dann wieder schlecht bliesen, und empfiengen denjenigen, der dieses Wasser brachte, mit freudigem Drommeten-Klang, wozu sowohl derjenige, der es brachte, als auch der Priester, der es annahm, sammt den Umherstehenden sangen: Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilbrunnen. Es. 12, 3. Der Priester, der es empfangen hatte, brachte es den Aufgang zum Altar hinauf, gieng zur linken Hand herum, goß das Wasser in den Trankopfer-Wein, und den Trankopfer-Wein wieder in das Wasser, daß es mit einander vermischt und vermenget wurde, und goß es hernach zusammen in eine der silbernen Gieß-Kannen, die auf dem Herde des Altares in der Südwest-Ecke standen, nähmlich in die Gieß-Kanne, welche gegen Abend stand; denn in diejenige, welche gegen Morgen stand, wurde täglich klarer Wein gegossen (17). Das Wasser und der Wein, welches vermischt in die silberne Gieß-Kanne eingegossen wurde, lief durch ein enges Loch, welches inwendig unten am Boden war, durch eine Röhre hinab unter die Erde, und floß durch gewisse Gänge in den Bach Kidron. Indem aber der Priester Wasser und Wein eingoß, trompeteten die Priester gar herrlich, und die Leviten sangen gar schön, und spiel-

(17) Weil es einst geschehen seyn soll, daß im Ausgießen der Priester das Wasser und den Wein auf seine Füße gegossen hat, weil er ein Sadducäer war, welche Secte vom Wasser-Opfer nichts hielt, weswegen die ganze Gemeine mit Citronen nach ihm geworfen hatte, bey welchem Tumulte auch eins der Hörner vom Altare abgebrochen wurde, hat man hernach dem Priester beym Ausgießen zugerufen: Hebe deine Hand empor! damit man sähe, wo ers ließe, ob er es spillete, oder aber in obgedachte Kanne eingoß.

ten auf ihren Saiten-Spielen; ja, bey diesem Wasser-Opfer bliesen sie auch lustig auf Schalmeyen, daß es in allen Lüften erscholl. Und dieses geschahe an allen sieben Tagen des Festes, bey dem Morgen- und Abend-Opfer, ja auch am folgenden achten Tage, sonst aber im ganzen Jahre niemahls (18).

Es meinen einige Hebräer, es sey an diesem Feste neben dem Weine auch das Wasser deswegen geopfert worden, um von Gott einen gnädigen Regen zu erhalten, weil die Saat-Zeit nahe war. Andere meinen, es sey das Gesetz am Wasser abgebildet (19); *Coccejus* (20) hingegen meint, das Wasser sey zum Gedächtniß des Wassers, welches in der Wüste aus dem Felsen geflossen war, geopfert worden. Noch Andere glauben, es sey am Wasser-Opfer die Ausgießung des heil. Geistes abgebildet, welches auch wohl die beste Meinung ist, zumahl der Heiland selbst hierauf sieht, Joh. 7, 37, fgg. Denn als er am lezten Tage dieses Lauberhütten-Festes einst im Tempel war, und zusahe, mit welcher Freude sie das Wasser opferten, rief er allem Volke zu, und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir, und trinke. Wer an mich gläubet, wie die Schrift saget, von dessen Leibe werden Ströhme des lebendigen Wassers fließen, und setzt der Evangelist hinzu: Das sagte er aber von dem Geist, welchen empfahen sollten, die an ihn gläubten. Ob aber dieses Wasser-Opfer von Anfange, an diesem Feste gebräuchlich gewesen, oder erst hernach in Gebrauch gekommen sey, ist zweifelhaft. So viel ist gewiß, daß im Gesetze kein Geboth hiervon zu finden ist. Die Hebräer geben vor, daß es ein Theil des mündlichen Gesetzes sey, welches Moses auf dem Berge Sinai von Gott bekommen,

(18) Joma, c. 2, sect. 5, et *Sheringam* not. *Lightfoot.* cent. chorogr. Matth. praem. c. 25, et Hor. hebr. ad Joh. 7, 2. 38. *L'Emper.* not. 7 ad Midd. c. 2, sect. 5. *Tremell.* ad Joh. 7, 37. *Carpzov.* ad Schickard. de Jur. reg. Hebr. c. 1, theor. 4, not. 2. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21.

(19) *Saubert.* de sacrif. vet. c. 2. *Sheringam.* l. c. *Lightfoot.* Hor. Hebr. ad Jo. 7, 38.

(20) ap. Reitz. not. 6 ad Goodwin. Mos. et Aar. L. 3, c. 6.

men, und den Andern mündlich wieder geoffenbaret habe; und obgleich im geschriebenen Gesetze kein klarer Befehl hiervon vorhanden ist, werde es doch hin und wieder angedeutet; z. B. Es. 12, 3. Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilbrunnen. Wohin auch *l'Empereur* die Stelle 1 Sam. 7, 6. zieht; nachdem die Kinder Israel die Götzen abgeschaffet, und dem Herrn allein zu dienen sich vorgenommen hatten, und von Samuel gen Mizpa beschieden waren, da sie das Wasser vor dem Herrn ausgossen: Und sie kamen zusammen gen Mizpa, und schöpften Wasser und gossens aus vor dem Herrn, nachdem sie denselben Tag gefastet, (wie es *l'Empereur* auslegt,) da sie denn erst gefastet und ihre Sünde bekannt haben; und nachdem Samuel ihnen V. 3. eine schöne Verheißung gethan hatte, wären sie darüber so fröhlich geworden, daß sie vor Freuden nicht gewußt hätten, was sie anfangen wollten, und hätten sich gefreuet, wie sie sich am Lauberhütten-Feste bey der Opferung des Wassers zu freuen pflegen; welche Erklärung auch dem *Vrsinus*, analect. sacr. P. 1, L. 1, n. 64, gefällt, da er alle andere Erklärungen dieses Ortes verwirft, und diejenige, die auf das freudige Wasser-Opfer sieht, allein billigt.

Daß die Hebräer bey traurigen Gelegenheiten, zur Abbildung des Unterganges und der Vernichtung, Wasser auszugießen oder hinzuschütten pflegten, ist eine bekannte Gewohnheit; allein, man pflegte sich des Wassers auch bey frohen Gelegenheiten zu bedienen; und es ist gar nicht unwahrscheinlich, da Moses, a. ang. O., ausdrücklich Trank-Opfer verordnet, daß man auch am Lauberhütten-Feste ein Wasser-Opfer gebracht habe. Denn das Wasser, besonders gutes, trinkbares Wasser, ist im Orient sehr selten, und wird daher unter die vornehmsten Getränke gerechnet. Doch hat *C. Icken*, de libatione aquae in festo tabernaculorum, in den Symb. lit. Bremens. T. I. P. 2, p. 160, f. zu zeigen sich bemühet, daß der Gebrauch, Wasser an diesem Feste zu opfern, welches man aus dem Teiche Siloah genommen habe, erst zur Zeit des andern Tempels von den Juden aufgebracht worden sey.

Wenn das tägliche Morgen-Opfer und das Wasser-gießen geschehen war, folgten die Fest-Opfer, wenn es kein Sabbath war; fiel aber auf diesen ersten

Fest-

Fest-Tag der Sabbath, so wurden nach dem Morgen-Opfer die Sabbath-Opfer, und dann die Fest-Opfer, gebracht; war es hingegen kein Sabbath, so folgten auf das Morgen-Opfer sogleich die Fest-Opfer, welche aus Brand-Opfern und Sünd-Opfern bestanden. Die Brand-Opfer waren Farren, Widder und jährige Lämmer, und die Sünd-Opfer Ziegenböcke. Sie wurden aber an allen sieben Tagen unterschiedlich geopfert, so, daß ein Tag dem andern nicht gleich war, wie sonst in den sieben Oster-Tagen die Opfer des Festes alle Tage einerley waren. Zwar die Zahl der Widder und Lämmer, wie auch der Ziegenböcke, war alle Tage gleich, nähmlich täglich 2 Widder, 14 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, nebst den dazu gehörigen Speise-Opfern und Trank-Opfern, so viel als zu jedem Widder und Lamm gehörte, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer. Diese waren alle sieben Tage gleich. Aber die Zahl der Farren war ungleich, und verminderte sich täglich. An dem ersten Tage wurden zum Brand-Opfer geopfert, nebst den dazu gehörigen Speise- und Trank-Opfern, 13 Farren, am zweyten 12, am dritten 11, am vierten 10, am fünften 9, am sechsten 8, und am siebenten 7. Am achten Tage wurde geopfert 1 Farr, 1 Widder und 7 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, nebst den dazu gehörigen Speise- und Trank-Opfern, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer; 3 Mos. 29, 12, fgg.

Am ersten Tage wurden, wie gesagt, zum Brand-Opfer geopfert 13 Farren, sammt ihrem Speise- und Trank-Opfer, nähmlich zu jedem Farren 3 Zehenden (anderthalb Viertel Schipp nach schleswig. Maße,) Semmel-Mehl mit 1 Kanne Oehl gemenget, und 1 Kanne Wein zu jedem Farren; das waren zu 13 Farren über $2\frac{1}{2}$ Schipp Weizen-Mehl, 13 Kannen Oehl, und 13 Kannen Wein, nach schleswig. Maße. Neben den 13 Farren waren 2 Widder gleichfalls

zum

zum Brand-Opfer, sammt dem Speise- und Trank-Opfer, als: zu jedem Widder 2 Zehenden ($\frac{1}{4}$ Schipp schleswig. Maßes) Semmel-Mehl und $\frac{1}{3}$ Hin Oehl, sammt $\frac{1}{3}$ Hin Wein; ferner 14 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, mit ihren Speise- und Trank-Opfern, zu jedem Lamme ein Zehend Mehl, $\frac{1}{4}$ Oehl, und eben so viel Wein. Zum Sünd-Opfer war nur ein Ziegenbock. Alle diese Opfer, Brand-Opfer und Sünd-Opfer, wurden auf gehörige Weise geschlachtet, von den Brand-Opfern wurde das Blut abgezapfet, und unter dem Umgange um den Altar gesprenget, die Thiere wurden zertheilet, und nach dem Altar, wie gewöhnlich, hinaufgebracht, und, ausser der Haut und den Gedärmen, ganz verbrannt; vom Sünd-Opfer aber wurde, nach gesprengtem Blute an den Hörnern des Altares, nur das Fett geopfert, das Fleisch gehörte den Priestern. Zu den 13 Farren gehörten 312 Priester, dieselben auf den Altar hinauf zu bringen, ohne diejenigen, die das Blut gesprenget hatten, als: bey jedem Farren 18 zu den Opfer-Stücken, 3 zum Speise-Opfer, und 3 zum Trank-Opfer. Zu den 2 Widdern gehörten, die Stücke hinauf zu bringen, 22 Priester, als: bey jedem Widder 7 zu den Opfer-Stücken, 2 zum Speise-Opfer, und 2 zum Trank-Opfer. Zu den 14 Lämmern gehörten 112 Priester, dieselben auf den Brandopfer-Altar zu bringen, als: bey jedem Lamme 6 zu den Opfer-Stücken, 1 zum Speise-Opfer, und 1 zum Trank-Opfer.

Die Opfer an diesem ersten Tage, wurden mit Instrumental- und Vocal-Musik begleitet; indem die Priester dabey auf der Trompete bliesen, und die Leviten schön musicirten und sangen, wobey die ganze Gemeine mit einstimmte. Denn an diesem Feste wurde das große Hallel, oder der 113, 114, 115, 116, 117 und 118te Psalm, gesungen; welche Psalme an allen

len Festen, ausser am Neujahr und Versühn-Feste, (wie auch am Sabbath), gesungen wurden. Der Vorsänger sang vor, und die Gemeine nach. Zu etlichen Sätzen, die der Vorsänger sang, sagte die ganze Gemeine: Halleluja! d. i. Lobet den Herrn! Bisweilen sangen sie alle Sätze nach. Wenn sie im Gesange dieses großen Hallels auf den 118ten Psalm kamen, und derselbe angefangen wurde: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! schüttelten sie die Büsche, die sie in ihrer rechten Hand hatten, mit einem artigen und anmuthigen Geräusche, indem ein Jeder seinen Busch von vorn 3 Mahl vor der Stirn, 3 Mahl zur rechten Hand, 3 Mahl hinten auf dem Rücken, und 3 Mahl zur linken Hand, 3 Mahl auf- und 3 Mahl niederwärts, schwenkte. Wenn sie weiter an die Worte kamen: (Ps. 118, 25.) אנא יהוה הושיעה נא אנא יהוה הצליחה נא d. i., wie es Luther übersetzt hat: O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! schüttelten sie die Büsche wieder, und bewegten sie auf vorige Weise; und wenn der Psalm beschlossen wurde: (Ps. 118, 29.) Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! thaten sie es abermahl. Es gieng auch die ganze Gemeine um den Brandopfer-Altar, (welches sonst nie geschahe,) schüttelte die Büsche in ihren Händen, und sagte: O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! welches sie vor Freuden thaten, weil Gott am Versühn-Feste mit ihnen versöhnt war. Dieser Umgang um den Altar, mit Schütteln und Bewegung der Büsche, geschahe alle Tage dieses Festes, an den sechs ersten Tagen täglich ein Mahl, am siebenten aber sieben Mahl. Sobald ein Knabe so groß war, daß er einen Busch tragen und regieren konnte, wurde er in dieser Bewegung unterrichtet, und mußte einen Busch mit tragen, wie denn die Juden dies noch heut zu Tage

in

in ihren Schulen beobachten, Büsche haben und sie schütteln (21).

Wenn der Hohepriester mit dem Opfer zu thun hatte, pflegten die Vornehmsten des Volkes mit ihren Palm- und Citronen-Büschen nach ihm zu schlagen oder zu werfen, wie è Succa *Coccejus* (22) meldet, welches auch bey den Heiden gebräuchlich war, daß man tapfere wohlverdiente Leute mit Blumen und Citronen bewarf, um sie dadurch zu ehren (23), worüber aber *Alex. Jannaeus*, als es ihm, wie ich bereits oben, S. 659, erwähnt habe, wiederfuhr, gar ungeduldig ward, und als es hierauf zu Schmäh-Worten kam, und sie ihm sein Gefängniß vorwarfen, er ein großes Blutbad deswegen anrichtete (24).

Von diesen ihren Seufzern, da sie um den Altar giengen, und bey Bewegung der Büsche sagten: הושיעה נא (Hilf doch!) haben sie hernach ein besonderes Wort gemacht: Hoschianna oder Hosanna, indem sie beyde Wörter zusammensetzten, und haben das ganze Fest Hosanna genannt, mit welcher Benennung sie auch den Palm-Busch, den sie in der rechten Hand hatten, belegten; auch ihre Fest-Gebete, die in diesen Tagen gesprochen wurden, nannten sie Hosannoth (25).

Nach vollbrachten Opfern und geschehenem Umgange, wurde der feyerliche Segen, unter Begleitung der Musik der Priester, über die ganze Gemeine ge-

(21) *Lightfoot* Hor. Hebr. ad Matth. 21, 9. 15. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21.

(22) Not. 2 ad Gemar. Sanhedr. c. 2, sect. 1.

(23) *Paschalius* de coronis, L. 2, c. 11. L. 4, c. 9. L. 6, c. 22.

(24) *Coccejus*, l. c. *Joseph.* Antiq. L. 13, c. 21.

(25) *Buxtorf.* Lex. Talmud. in יש׳. *Druf.* comm. prior. ad Voc. N. T. in Hosanna, et poster. c. 19.

gesprochen. Sie kamen auch in den Schulen zusammen, weil es ein heiliger Tag war, ein Tag, da man zusammenkommt, 3 Mos. 23, 35. 4 Mos. 29, 12. welches auch die Fremden, die aus dem ganzen Lande hinauf gekommen waren, in ihren Kirchen und Schulen, deren zu Jerusalem viele waren, thaten, da dann gar andächtig gesungen, das Gesetz von fünfen gelesen, und vom Erklärer erklärt, auch allerley schöne Fest-Gebete gesprochen, der Gottesdienst auch mit dem Segen beschlossen wurde, wie sonst und an den Fest-Tagen gebräuchlich war.

Im Tempel feyerte man unterdessen noch nicht, sondern da brachten sie häufig, doch partieweise, ihre Dank-Opfer in den innern Vorhof, die sie entweder von ihrem eigenen Viehe nahmen, oder es kauften, wie sie wollten, brachten aber kein Brod dazu, sonst aber ließen sie es, wie die Dank-Opfer des Oster- und Pfingst-Festes opfern, da es dann, weil alle Priester aufwarteten, geschwinde hergieng, und wenn eine Partie fertig war, sich gegen Gott neigete, ein kurzes Gebet that, und heraus gelassen wurde, worauf eine andere wieder eingelassen wurde, die ausgelassene Partie aber ihr Fleisch nach der Küche brachte, und es da kochte. Von diesem Fleische mußten sie an diesem Tage nothwendig essen, entweder im Tempel, auf den Eß-Sählen, oder unten in der Stadt, da sie dann neben den Ihrigen auch gute Freunde zu Gaste luden, Leviten, Fremdlinge, Witwen und Waisen. Weil auf diese Gasterey ein Theil des andern Zehenden angewandt wurde, und sie dafür kaufen und zurichten konnten, was sie wollten, speiseten sie delicat, waren fröhlich und guter Dinge, und dankten Gott für den Segen, den er ihnen in der Aernde beschert hatte. Es war auch der ganze Tag heilig, und niemand durfte an demselben Dienst-Arbeit thun, auf-

ser

ser was zum Kochen gehörte. 3 Mos. 23, 35. 4 Mos. 29, 12.

Wenn nachmittags das Abend-Opfer bald angehen sollte, hohlte einer wieder aus dem Brunnen Siloah Wasser, wie des Morgens geschehen war, und wenn er durch das Wasser-Thor damit kam, wurde stark und lustig geblasen, und hernach alles mit dem Abend-Opfer, mit Räuchern und Lampen-anzünden gehalten, wie täglich zu geschehen pflegte, da endlich mit dem Trank-Opfer der Gottesdienst beschlossen wurde, indem, nach angezündeten Lampen im Heiligen, Wein und Wasser oben auf den Altar gebracht, der Wein in das Wasser, und das Wasser in den Wein, und also vermengt, in obgedachte silberne Gieß-Kanne gegossen wurde, unterdessen daß die Priester mit Trompeten, und die Leviten mit Singen, mit Saitenspiel und Schalmeyen sich überaus lustig und herrlich hören ließen.

Wenn sie solcher Gestalt den ganzen Tag zu Gottes Lob in Freuden zugebracht hatten, ließen sie es an diesem Feste noch nicht dabey bewenden, sondern hatten auch ihre besondere Nacht-Lust und Nacht-Freude, und brachten die Zeit, die nach dem Abend-Opfer vom Tage noch übrig war, und die folgende Nacht, in großer Freude zu. Denn da gieng die ganze anwesende Gemeine, nachdem sie zu Gott ihr Gebet gethan hatte, mit großer Ehrerbiethigkeit aus dem innern Vorhofe in den äussern oder in den Vorhof der Weiber hinaus, die Nacht-Lust allda anzufangen. Es wurden große goldene Leuchter in der Mitte aufgehängt, auf deren Knöpfen vier goldene Geschirre standen; zu jedem war eine Treppe, da man hinauf steigen konnte. Vier junge angehende Priester hatten Oehl-Krüge in ihren Händen, deren jeder 120 Log hielt, von welchem Oehle sie die goldenen Geschirre über den Leuchtern fülleten. Die Dochte zu diesen Lam-

pen verfertigten sie von den alten abgetragenen Priester-Kleidern und Priester-Gürteln, aus denen sie die Fäden auszogen, Dochte davon machten, und die Lampen damit, wenn es Abend war, anzündeten. Der Schein und Glanz von diesen Lampen war so groß, daß in ganz Jerusalem keine Gasse war, da man nicht an diesem Glanze und Scheine Theil gehabt hätte. Eine ausführliche Beschreibung dieses goldenen Lampen-Leuchters, s. im LIX Th. S. 82, fgg. und die dazu gehörige Fig. 3639. Die Vornehmsten im Volke, der Hohepriester und andere vornehme Priester und Beysitzer im Ober-Gerichte, wie auch von den Aeltesten und Andächtigsten des Volkes, fiengen hier in diesem Vorhofe einen lustigen Tanz an, mit brennenden Fackeln in ihren Händen, und sangen allerley Psalme und Lobgesänge Gott zu Ehren. Die Leviten standen mit ihren Harfen, Psaltern, Cymbeln, Schalmeyen und andern musikalischen Instrumenten, auf den 15 Stuffen, darauf man aus dem innern Vorhofe in den äussern herunter stieg, sangen und musicirten die 15 Stuffen-Psalme, auf jeder Stuffe einen, welche Psalme Luther nennt im höhern Chor. Es standen auch zwey Priester im Thore Nicanors zwischen dem innern und äussern Vorhofe, mit zwey Trompeten in ihren Händen. Wenn der Statthalter ihnen ein Zeichen gab, bliesen sie mitten im Thore gar schön, worauf sie die halbrunden Stuffen hinab giengen, und wenn sie auf die zehnte Stuffe kamen, bliesen sie wieder. Wenn sie darauf weiter hinunter und in den Vorhof kamen, bliesen sie abermahl, welches sie auch thaten, wenn sie ganz hinunter auf das Pflaster kamen, da sie dann (im andern Tempel) mit Blasen und Trompeten längst den äussern Vorhof fort giengen, bis sie ganz durch an das Thor daselbst gegen Morgen kamen, wo sie sich umkehrten von Morgen gegen Abend, und dem Tempel zu, und

sagten: Unsere Väter haben (zulezt im ersten Tempel) an diesem Orte (und in diesem Tempel) die Sonne angebetet, mit ihrem Rücken zum Tempel und mit ihren Gesichtern gegen Morgen gewandt. Wir aber wenden unsere Gesichter zu Gott! Die Manns-Personen standen unten auf dem Pflaster dieses Vorhofes, oder saßen auf Bänken umher, und sahen der Lust zu, wie die Ansehnlichsten und Vornehmsten tanzten, und Gott freudig lobten. Sie brachten fast die ganze Nacht in solcher Freude zu, und zwar nicht in dieser ersten Nacht allein, sondern das ganze Fest durch, in allen Nächten. Viele blieben auch des Nachts im Tempel, und legte sich der eine auf des andern Schulter, und schlief darauf ein (26).

Wagenseil (27) erzählt aus Succa, ein besonderes Beyspiel von R. *Simeon*; des berühmten Gamaliel's Sohn, der noch zur Zeit des andern Tempels lebte, und von den Römern in der lezten Zerstörung erschlagen wurde, (dessen Sohn der berühmte R. *Juda Hekkadosch* war, der den Talmud zuerst aufgesetzt hat,) daß er überaus hurtig und gelenk von Leibe und Händen gewesen; denn er habe, an diesem Lauberhütten-Feste bey vorgedachter Nacht-Lust oder Nacht-Freude 8 brennende Fackeln in einer Hand gehalten; diese habe er alle zugleich in die Höhe geworfen, und von denen, die herunter fielen, allezeit eine mit der einen Hand aufgefangen, und mit der andern Hand habe er eine andere in die Höhe geworfen, und es habe niemahls eine von diesen (auf und nieder fallenden) Fackeln die andere berührt (28).

(26) Wie aus Succa zu ersehen ap. R. *Jud. Leon.* de templ. L. 2, c. 6, §. 34. in gloss. et §. 36. in gloss. et §. 42. et gloss. *L'Emper.* not. 1 et 7 ad Midd. c. 2, sect. 5. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21. *Lightfoot.* Hor. Hebr. ad Joh. 7, 2. et Centur. chor. gr. Matth. praem. c. 30. *Buxtorf.* Lex. Talm. voc. הלל et *Compiegne de Veil.* not. ad Maimon. de sacr. solem. c. 2.

(27) not. 8 ad Miscln. Sota c. 9, sect. 15.

(28) Siehe auch *Lightfoot.* Hor. Hebr. ad Joh. 18 3.

Am folgenden Morgen gar früh, noch vor Tage, ehe der Hahn krähete, war der Vorhof wieder voll Israeliten, die ihre Brand-Opfer, mit welchen sie vor dem Herrn erscheinen mußten, besichtigen ließen. Wenn die Zeit da war, daß das Morgen-Opfer gebracht, und im Tempel geräuchert, und die Lampen zugerichtet werden sollten, wurde abermahl Wasser aus dem Brunnen Siloah gehohlt, so wie am vorigen ersten Tage, und es wurde neben dem Trank-Opfer eben so feyerlich und fröhlich wieder geopfert, wie am ersten Tage. Auf das tägliche Morgen-Opfer folgten die Fest-Opfer, an diesem andern Tage: 12 Farren, 2 Widder und 14 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, sammt ihren Speise- und Trank-Opfern, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer, mit deren Opferung es eben so hergieng, wie am ersten Tage, wie denn auch die ganze Gemeine ein Mahl um den Altar herum gieng, die Büsche, die sie in Händen hatten, vorn, zur Rechten, hinten, zur Linken, oben und unten, schüttelten, und ihr Hosiannah: O Herr, hilf! o Herr, laß wohl gelingen! anstimmeten. Nach gesprochenem und empfangenem feyerlichen Segen, erschien das ganze Land mit seinen Brand-Opfern vor dem Herrn, da sie partieweise in den innern Vorhof hinein giengen, und ein Jeder sein Brand-Opfer sammt dem Speise- und Trank-Opfer, auf gebräuchliche und oben erwähnte Art und Weise opfern ließ; und nachdem ein Jeder sich gegen Gott geneiget, und sein Gebet gethan hatte, gieng die Partie hinaus, und eine andere wieder hinein. Die Hineingehenden giengen durch das Opfer-Thor in Norden ein, und die Herausgehenden giengen zum Opfer-Thor in Süden aus, so wie am Oster- und Pfingst-Feste geschahe. Sie speiseten hernach fröhlich und delicat. Wenn das Abend-Opfer gebracht werden sollte, wurde wieder Wasser aus dem Brunnen Siloah gehohlt, und

neben

neben dem Weine in Freuden, unter Trompeten-Schall der Priester und Musik der Leviten, geopfert, eben wie am vorigen Abend des ersten Tages, worauf sie auch an diesem zweyten Tage das übrige des Tages und die folgende Nacht mit ihrer Nacht-Lust zubrachten, und im Vorhofe der Weiber eben so fröhlich waren, wie in der ersten Nacht geschehen war.

Am dritten Tage wurde abermahl bey dem Morgen-Opfer auch Wasser, und nach dem Morgen-Opfer 11 Farren, 2 Widder, 14 jährige Lämmer, sammt ihrem Speise- und Trank-Opfer, zu Brand-Opfern geopfert, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer; wobey die Israeliten wieder um den Altar mit ihren Büschen herum giengen, und beym Schütteln ihr O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! hören ließen, und hernach den Segen empfiengen, auch zu Mittage fröhlich und lustig speiseten. Bey dem Abend-Opfer desselben dritten Tages wurde abermahl Wasser mitgeopfert, und hernach im Vorhofe der Weiber die Nacht mit Tanzen, Singen und Musiciren in aller Fröhlichkeit zugebracht, eben wie die beyden vorigen Nächte. Auf gleiche Art wurde es auch am vierten, fünften und sechsten Tage in allen Stücken gehalten, ausser daß, wie oben gedacht ist, in der Zahl der Farren alle Tage eine Aenderung war, und die Farren sich täglich verminderten, indem am vierten nur 10, am fünften nur 9, und am sechsten nur 8 Farren geopfert wurden. Sonst war in allen andern Stücken kein Unterschied, und es wurde auch morgens und abends Wasser geopfert, das Umgehen um den Altar beobachtet, und jede Nacht auf obgedachte Weise in Freuden zugebracht; da dann vermuthlich unter den Stämmen eine gewisse Ordnung war, daß nicht etliche allein, sondern alle, ein Stamm nach dem andern, dieser Freude beywohnten, und jeder seine Zeit wußte, wann er im Tempel Raum haben, und

diese Freude mit genießen konnte. Fiel auf einen dieser Tage der Sabbath, wurden die Schau-Brode und Sabbath-Opfer, sammt der ganzen Sabbath-Feyer, aufs genaueste beobachtet.

Der siebente und lezte Tag des Lauberhütten-Festes, nähmlich der 21ste des siebenten Monden, war ein gar herrlicher Tag, und wird von den Hebräern Hosanna rabba, das große Hosanna (29), genannt, wie auch Johannes der Evangelist diesen Tag also nennt, Cap. 7, v. 37. Am lezten Tage des Festes, der am herrlichsten war. Zwar *Lightfoot* (30) will, daß benm Johannes der achte Tag verstanden werde, welches auch *Lyra* (31), und viele andere wollen, die den siebenten und achten Tag sehr mit einander vermengen. Allein, der achte Tag war, wie *Lightfoot* selbst gesteht, wegen der wenigen Opfer fast der geringste unter allen, und es ist also wohl gewiß, daß hier der siebente Tag verstanden werde, als welcher der lezte des Lauberhütten-Festes war, da sie in Hütten wohnten, und welcher über alle Maßen herrlich und feyerlich gehalten wurde, viel herrlicher und feyerlicher als die vorigen Tage. Denn an diesem siebenten Tage wurde auch der Brandopfer-Altar rings umher mit Weiden-Meyen besezt. Es giengen etliche Priester unten an der Stadt Jerusalem, nach einem Orte hin, Motha genannt, und brachen daselbst sehr lange und hohe Weiden-Zweige oder Weiden-Büsche ab, von 11 Ellen lang, und sezten sie rund um den Brandopfer-Altar her auf den Fuß des Altares, da dann die Gipfel dieser Weiden-Büsche 1 Elle hoch ungefähr über den Altar hervor ragten und empor stan-

(29) *Buxtorf.* Lex. Talmud. voc. ישע *Schindler* Lex. pentagl. in ישע p. 819. *Tremell.* ad Joh. 7, 37.
(30) ad Joh 7, 37.
(31) ad Joh. 7. *Schindler* Lex. pentagl. voc. יצץ p. 1370. *de Dieu* ap. Wal. ad Joh. 7.

ſtanden, und oben etwas gebogen waren, daß die Gipfel ſich etwas nach dem Altare hinunter neigeten, oder herab bogen (32). Bey dem gewöhnlichen Morgen-Opfer wurde auch wieder aus dem Brunnen Siloah geſchöpftes, und mit Freuden durch das Waſſer-Thor in den Vorhof gebrachtes, Waſſer geopfert. Mit den darauf folgenden Feſt-Opfern wurde es eben ſo gehalten, wie an den vorigen Tagen, auſſer daß, mehrgedachter Maßen, alle Tage ein Farr weniger war, und es waren die Feſt-Opfer an dieſem ſiebenten Tage: 7 Farren, 2 Widder, 14 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, ſammt ihren Speiſe- und Trank-Opfern, und ein Bock zum Sünd-Opfer, da dann alles mit Trompeten, Singen, Muſiciren und Saitenſpiel, eben ſo hergieng, wie an vorigen Tagen, auſſer daß der Umgang viel herrlicher gehalten würde, als an den vorigen Tagen, und an dieſem Tage alles überaus Freuden-voll war. Denn nicht allein der Altar war, wie geſagt, rund umher mit Myen beſetzt, ſondern ſie giengen auch an dieſem Tage öfter um den Altar mit ihren Büſchen und Citronen, als an den erſten ſechs Tagen. Denn da ſie in den erſten ſechs Tagen an jedem Tage nur 1 Mahl um den Altar giengen, ſo geſchahe es an dieſem Tage 7 Mahl; ſie giengen nähmlich unter dem Opfer, und unter der ſchönen Muſik und dem Trompeten-Schalle, 7 Mahl um den Brandopfer-Altar, ſchwenkten ihre Büſche, und ſangen: O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! eben wie ſie vormahls zur Zeit Joſuä, in 6 Tagen nach einander, jeden Tag 1 Mahl, am ſiebenten Tage aber 7 Mahl, um die Stadt Jericho umher gegangen waren (33). Dieſer Tag wurde daher der ſiebente

(32) e Succa ap. R. *Jud. Leon.* L. 2. de templ. c. 14, §. 88. *Lightfoot.* centur. chorogr. Matth. praem. c. 40.

(33) *Lightfoot.* Hor. hebr. ad Matth. 21, 9. et *Trenell.* l. c.

Tag der Weiden genannt (34). *Buxtorf* (35) gedenkt, daß der achte Tag das Fest der Weiden oder das Weiden-Fest, genannt worden sey, weil sie an diesem Tage mit Weiden und andern Zweigen umher giengen, welches auch *Schindler* (36) thut. Aber, sie hatten, wie wir bald hören werden, am achten Tage keine Weiden und Zweige mehr, und es scheint wohl der siebente Tag, insonderheit von Weiden den Nahmen bekommen zu haben, daß es ein Weiden-Tag war, weil nicht allein die Kinder Israel mit Weiden und andern Zweigen 7 Mahl um den Altar giengen, sondern auch der Altar rund umher mit Weiden besetzt war, welches in den sechs ersten Tagen nicht geschahe, wie solches *Schindler* (37) selbst gestehen muß, wenn er schreibt: Am siebenten Tage des Lauberhütten-Festes ist das Fest der Weiden, am achten aber das Fest der Aufhaltung. Uebrigens gieng es an diesem siebenten Tage, wie an den vorigen Tagen, mit fröhlichen Gastereyen zu. Bey dem Abend-Opfer wurde auch ebenfalls Wasser geschöpft, die Nacht im Vorhofe der Weiber eben so lustig und fröhlich zugebracht, als an den vorigen Tagen, so, daß sie diese sieben Tage des Lauberhütten-Festes, vom 15ten an bis den 21sten, als welche sieben Tage zu diesem Feste gehörten, entweder im Tempel, oder in ihren Hütten, in höchster Freude zubrachten. Am funfzehnten Tage des siebenten Monden ist das Fest der Lauberhütten sieben Tage dem Herrn. So sollt ihr nun am funfzehnten Tage des siebenten Monden, wenn ihr das Einkommen vom Lande eingebracht habt, das Fest des Herrn halten sieben Tage lang, und sieben Tage fröhlich seyn vor dem Herrn

(34) *Cloppenb.* schol. sacrific. p. 41.

(35) Lex. Talmud. voc. ערב.

(36) Lex. pentagl. voc. ערב p. 1384.

(37) in שרה pag. 1944.

Herrn euern Gott, und sollt also dem Herrn des Jahrs das Fest halten sieben Tage. Sieben Tage sollt ihr in Lauberhütten wohnen. 3 Mos. 23, 34. 39, fgg. 4 Mos. 29, 12. Das Fest dee Lauberhütten sollt du halten sieben Tage, wenn du eingesammlet hast von deiner Tennen und deiner Kelter, und sollt fröhlich seyn auf dem Fest, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, der Levit, der Fremdling, der Waise, und die Witwen, die in deinem Thor sind. Sieben Tage sollt du dem Herrn deinen Gott das Fest halten an der Stätte, die der Herr erwählen wird. Denn der Herr dein Gott wird dich segnen in allen deinen Einkommen, und in allen Werken deiner Hände; darum sollst du fröhlich seyn. 5 Mos. 16, 13, fgg.

In allen diesen sieben Tagen wurde wegen der Fest-Opfer der Farren nicht geloset, welche Ordnung unter den Priestern dieselben opfern sollte; denn sie opferten dieselben in der Reihe und nach der Ordnung (38). Wie aber am ersten Tage neben den Morgen- und Fest-Opfern die Dank-Opfer der Kinder Israel, davon sie fröhlich seyn sollten, und am zweyten die Brand-Opfer wegen der Erscheinung geopfert wurden, also wurden in den fünf lezten Tagen, neben den gewöhnlichen Morgen- und Fest-Opfern, viele andere Opfer gebracht. Wenn nähmlich jemand Gott ein Opfer schuldig war, und dieses Fest bevorstand, wurde es dahin verschoben, wie bey den großen Fest-Tagen zu geschehen pflegte. Wer auch sonst ein Opfer Gott gelobet hatte, oder freywillig eins bringen wollte, von Brand-, Speise- oder Dank-Opfern, der that es in diesen Tagen, welche freywillige oder Gelübde-Opfer aber die Priester opferten,

(38) *Lightfoot.* Hor. hebr. ad Joh. 7, 37.

welche in derselben Woche die Reihe traf, daß sie die Aufwartung hatten. 4 Mos. 29, 39. Esr. 3, 5.

Es stand auch allen Priestern, auch denen die keine Aufwartung hatten, frey, in das Heilige zu gehen, und sich vor dem Herrn zu neigen, welches ihnen auch am Oster- und Pfingst-Feste erlaubt war (39).

Von allen sieben Tagen war der erste ganz allein heilig, da man Gottes Wort zu hören zusammenkam, und durchaus keine Arbeit verrichten durfte; die sechs andern aber, als: der zweyte, dritte, vierte, fünfte, sechste, und siebente nicht, wie zwar *Goodwin* (40) und *Reitz* (41) von dem siebenten vorgeben, daß an demselben die Gemeine zusammengekommen sey, (nähmlich: Gottes Wort zu hören), und daß er sehr heilig gewesen sey, wovon in der Schrift nichts steht, sondern alle sechs lezte Tage waren zwar keine rechte Werk-Tage, aber auch keine volle Feyer- und Ruhe-Tage, sondern solche Tage, wie die Mittel-Tage im Oster-Feste, da man geringe und schlechte Arbeit wohl verrichten konnte, oder auch wohl große Arbeit, wenn beym Verzuge Schade zu befürchten war, da auch Gericht gehalten werden konnte, und gewisse Verbrecher gestraft wurden (42), wiewohl sich ein Jeder der Arbeit, so viel möglich, enthielt, und die ganze Zeit entweder im Tempel, oder mit guten Freunden in Hütten, fröhlich und guter Dinge, und mit herzlicher Danksagung Gottes, zubrachte.

Der folgende achte Tag, nähmlich der 22ste des siebenten Monden, war auch ein heiliger und herrlicher Tag, und wird in der Schrift עצרת genannt; 3 Mos. 23, 36. 4 Mos. 29, 35. Nehem. 8, 18.

Dies

(39) R. *Juda Leo* L. 2. de templ. c. 22, §. 196. in gloss.

(40) Mos. et Aar. L. 3. c. 6.

(41) not. 1. *Leusden.* Philol. hebr. mixt. diss. 39.

(42) *Saubert.* exercit. ad Matth. 26, 5. §. 3.

Dies hat die Vulgata gegeben: diem collectae, der Einsammel-Tag, da man etwas einsammelt; und *Lyra* ad. Lev. l. c. meint, es sey an diesem Tage das Geld, wofür die jährlichen Opfer und anderes Zugehör zur Stifts-Hütte oder zum Tempel gekauft wurden, von dem Volke eingesammelt worden. Allein, dieses ist ungegründet; denn der lezte Oster-Tag wurde auch also genannt, 5 Mos. 16, 8. und es wurde doch kein Geld an demselben gesammelt. Gewiß ist es, daß an diesem achten Tage kein Geld zum Opfer oder Tempel gesammelt wurde, denn das geschahe im Monden Adar, als im lezten Mond. *Junius* und *Tremellius* übersezen es diem interdicti, den Verbothy-Tag, an welchem zu arbeiten verbothen war; Luther übersezt es: Versammlung, da die Gemeine sich versammelt hat, und zusammengekommen ist. Die Hebräer übersezen es retentionem, seine Aufhaltung (43), weil alles Volk an diesem achten Tage noch zu Jerusalem aufgehalten wurde, und nicht wegreisen durfte, bis der achte Tag zu Ende war, welches auch wohl die beste Meinung ist, wohin ohne Zweifel auch die LXX Dolmetscher gesehen haben, die es ἐξόδιον übersezten, welches zwar bey den Heiden ein Gesang war, der beym Weggehen von den Schauspielen gesungen wurde, hier aber nichts anders ist, als: ἐξοδία, oder ἔξοδος, d. i. ein Ausgang, weil dieser achte Tag der lezte war, und mit diesem Tage das ganze Fest völlig ausgieng, und hernach, wenn der achte Tag vorbey war, ein Jeder heimgehen mochte.

An diesem Tage wurde eben sowohl, als an den sieben vorhergehenden Tagen, neben dem Trank-Opfer-Wein

(43) *Münster.* ab Levit. 23, not. 1. *Buxtorf.* Synag. jud. cap. 21.

Wein bey dem Morgen- und Abend-Opfer Waſſer geſchöpft und geopfert, auch die Nacht-Freude fortgeſetzt, welches aber auch das einzige iſt, was dieſer Tag mit den ſieben Tagen des Lauberhütten-Feſtes gemein hatte. Uebrigens hatte er mit denſelben nichts gemein; denn die Feſt-Opfer dieſes Tages waren nicht einerley mit den vorigen, daß an dieſem achten Tage die Zahl der Farren ſich verminderte, und jezt 6 Farren, 2 Widder, und 14 jährige Lämmer zum Brand- und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer wären geopfert worden, nach Art der vorigen Tage, ſondern die Feſt-Opfer dieſes Tages waren nur ein einziger Farr und ein Widder, nebſt 7 jährigen Lämmern zum Brand-, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer; 4 Moſ. 29, 35, fgg. da dann unter den Prieſter-Ordnungen wieder gelooſet wurde, wer dieſen Farren opfern ſollte. Sie trugen auch an dieſem achten Tage keine Zweige oder Büſche, auch keine Citronen in den Händen, giengen auch nicht mehr um den Brandopfer-Altar umher, wohnten auch an dieſem Tage in keinen Hütten mehr, ſondern in ihren Häuſern, ſo, daß dieſer Tag mehr ein beſonderes Feſt für ſich, als ein Zugehör zum Lauberhütten-Feſte, war, womit auch die h. Schrift übereinſtimmt, welche den achten Tag von den Lauberhütten ſcheidet. Am funfzehnten Tage des ſiebenten Monden iſt das Feſt der Lauberhütten ſieben Tage dem Herrn. Der erſte Tag ſoll heilig heißen. Sieben Tage ſollt ihr dem Herrn opfern. Der achte ſoll auch heilig heißen, daß ihr zuſammen kommet, und ſollt eure Opfer dem Herrn thun. Denn es iſt der Aufhalt-Tag; 3 Moſ. 23, 34, fgg. Sie hielten das Feſt (der Lauberhütten) ſieben Tage, und am achten war die Aufhaltung, wie ſichs gebühret; Nehem. 8, 18. Sie ſangen aber bey den Feſt-Opfern das große Hallel, wie an den Feſt-Tagen zu geſchehen pflegte, und es gieng alles damit her,

wie

wie sonst; auch wurde der Morgen-Gottesdienst im innern Vorhofe mit dem Segen beschlossen.

In allen diesen Tagen wurde der Altar von der Asche nicht gereiniget, sondern sie wurde in der Mitte zusammen gefeget, wie auch auf den andern großen Festen geschahe, weil es dem Altar eine Ehre war, viel Asche zu haben. Sie giengen auch an diesem achten Tage in die Schulen, zu singen, zu beten, und Gottes Wort zu hören. Denn es war ein heiliger Tag, an welchem die Gemeine zusammen kam, an welchem auch durchaus keine Arbeit geschehen durfte, und in dieser Absicht war der achte Tag so heilig, als der erste. Ein jeder war ein Sabbath oder Ruhe-Tag, da man von aller Arbeit abließ, und Gott diente; 3 Mos. 23, 36. 39. 4 Mos. 29, 12. 35. Am Mittage speiseten sie wieder fröhlich und guter Dinge; und nach gebrachtem Abend-Opfer und geopfertem Wasser beschlossen sie dieses Fest mit der darauf folgenden Nacht-Freude.

An diesem Feste wurden das Gesetz und die Propheten geendiget, und am nächstfolgenden Sabbath darauf wurde wieder der Anfang im Lesen gemacht, weswegen auch derselbe Sabbth שבת בראשית der Sabbath am Anfang, oder der Sabbath, da man das erste Buch Mosis und die Bibel zu lesen wieder anfängt, genannt wurde.

Auf Münzen des Königs Herodes Agrippa, ist das Lauberhütten-Fest der Juden durch ein Gezelt in Form eines Sonnen-Schirmes angegeben.

Cere-

Ceremonien, mit welchen die Juden heut zu Tage das Lauberhütten-Fest feyern (*).

Die Juden verfertigen unter freyem Himmel, סוכה (Sokah) eine Hütte, bedecken dieselbe mit grünem Laube, doch so, daß man noch die Sterne dadurch sehen kann, zieren sie mit Baum-Früchten (1), und behängen sie mit feinen leinenen oder andern schönen Tüchern und Decken, hängen auch in den Hütten eine Lampe oder einen Leuchter über ihren Tisch, welche sie abends vor dem Feste anzünden. An gedachtem Abend gehen sie zum Gebet, und nach diesem wünscht einer dem andern יום טוב (Jom Tof) gute Feyertage. Der Cantor singt über den gewöhnlichen Fest-Becher Wein den Segen, und giebt den Knaben davon zu trinken. Desgleichen thut der Hausvater in seiner Hütte, ehe sie essen, und sprechen auch über die Semmel, welche die Eheweiber auf den Sabbath und Fest-Tage backen müssen, den Segen. Der Hausvater spricht den Segen über die Hütte, daß sie Gott zu bauen, und 7 Tage darin zu essen gebothen hat. Einige halten es für etwas Großes, wenn sie die ganzen 7 Tage des Festes über, des Nachts in der Hütte schlafen (2). Die ganzen sieben Tage über, müssen sie den Segen über die Hütte sprechen, wenn sie nur einen Bissen Brod essen wollen. Sie beten alle Morgen das הלל (Hallel), oder den 112 bis 119 Psalm. Wenn sie zu den Worten: Gelobet sey Gott, seine Gnade währet ewig! kommen, nehmen sie einen Palm-Zweig in die rechte Hand, welcher mit 7 Weiden-Zweigen, die Blätter haben, darin kei-

(*) Paul Christ. Kirchner Jüdisches Ceremoniel. (Nürnb. 1724, 4.) S. 125. fgg.

(1) Insonderheit mit Citronen und Pomeranzen, welche gemeiniglich aus Spanien oder Italien kommen. Buxtorf hat eine Citrone gesehen, die mit 4 Gulden bezahlt worden ist. Man hat aber auch schon, wenn sie schlecht gerathen, für ein einziges Stück 100 Thaler bezahlen müssen.

(2) Gottes Verordnung ging auch dahin, daß sie Tag und Nacht in solchen Hütten bleiben sollten; allein, die zu derselben Zeit schon eintretende rauhe Herbst-Witterung hat sie zu andern Gedanken gebracht.

keine Löcher sind, gebunden seyn muß (3); auch nehmen sie einen Adams-Apfel (4), dergleichen in Italien wachsen, sprechen etliche kleine Segen darüber, und schütteln mit gedachtem Palm-Zweige 3 Mahl gegen die vier Wände des Tempels, wie auch 3 Mahl gegen den Himmel und die Erde (5), und schicken die Palm-Zweige mit dem Adams-Apfel ihren Weibern und Kindern, daß sie auch

sollen

(3) Andere erzählen dieses etwas deutlicher, wenn sie sagen, daß das Lulak (der Palm-Zweig) wenigstens 4 Spannen lang seyn, und also über das Myrten-Büschlein, welches um denselben gewunden wird, 2 große Spannen lang hervor reichen müsse. Siehe A, in Fig. 3949.

(4) Die eigentlich so genannten Adams-Aepfel sind eine Art Limonien- oder Citronen-Baum, der aber eine Frucht wie Pomeranzen trägt, die dabey viel größer und dunkelgelber, auch von keinem so starken Geruche ist. Weil die Schale, die etwas ungleich und nicht sehr dick ist, einige tiefe Ritzen und Schrunden hat, welche aussehen, als hätte man mit den Zähnen hinein gebissen, so ist daher der Nahme Adams-Apfel entstanden, weil man geglaubt hat, es sey dieses der Apfel des Paradieses, und die verbothene Frucht, von welchem Adam und Eva gegessen haben. (Siehe im I Th. gegenwärtigen Werkes, S. 394, fgg.) Die Aepfel, deren die Juden sich bedienen, müssen noch an ihrem Stiele hangen, auch das Oberste, woran die Blume gewachsen ist, muß nicht abgefallen seyn, und sonst den geringsten Fehler nicht haben. Wenn solche nicht gerathen, kaufen ganze Gemeinen nur etliche Stücke für sich, womit sie sich im Nahmen aller behelfen müssen. Eine nach der Natur gemachte Zeichnung, ist B, in Fig. 3949.

(5) Alsdann fangen sie rückwärts an, und wiederhohlen diese Ceremonie noch einmahl, so, daß dieses Stoßen in allem 36 Mahl geschieht, womit sie auf das hebräische Wort לו zielen, welches Ihm heißt, und darunter Gott verstehen; weil nun dasselbe an der Zahl 36 (ל 30 und ו 6.) ausmacht, so geben sie damit zu verstehen, daß sie Gott für den Herrscher aller Dinge, sowohl im Himmel und auf Erden, als auch unter der Erde, erkennen. Hierauf bringen sie das ספר תורה aus dem zehn Geboth-Kasten, legen es auf den Lese-Stuhl, und gehen alsdann alle zusammen mit ihren Büscheln und Adams-Aepfeln, die ersten Tage jederzeit 1 Mahl, den letzten aber 7 Mahl um denselben herum, zum Gedächtniß des 7 Mahl wiederhohlten Umganges um die Mauern zu Jericho, welche auch davon eingefallen sind. Daher Rabbi *Bechai* schreibt: Daß wir heutiges Tages 7 Mahl um die Kanzel gehen, deutet auf künftige Zeiten, da die Mauer Edom zerfallen wird, und alle

Edo-

sollen einen Segen darüber sprechen (6); denn eher, als dieser gesprochen ist, darf weder Alt noch Jung essen und trinken.

Den sechsten Tag dieses Festes nehmen sie Weiden-Zweige, und binden sie mit sieben Stängeln zusammen, woran keine Löcher seyn dürfen. Diesen Tag abends thun sie gemeldte Arbeit in der Hütte bey dem Wachs-Lichte, welches am Versöhnungs-Tage übergeblieben ist.

Den siebenten Tag dieses Festes nennen sie הושענא רבא (Hoschanna Rabba), den großen Hülfs-Tag, weil sie meinen, daß dasjenige, was sie vom Neujahrs-Tage an, bis zur Vollendung des Versöhnungs-Tages gebeten haben, werde von Gott im Himmel geschlossen und untersiegelt (7), ja alles, was ihnen das ganze Jahr über begegnen solle (8). Darnach nehmen sie die gemachten Bündel

Edomiter aus der Welt ausgerottet werden sollen, wie Daniel über das vierte Thier geweissager ꝛc.

(6) Welcher in folgenden Worten enthalten ist: Gesegnet seyst du Gott, du König der Welt, der du uns mit deinen Gebothen geheiliget, und uns das Lulaf (die Büschel) zu nehmen befohlen hast!

(7) Denn sie meinen, ob Gott gleich am Neujahrs-Tage zu Gericht sitze, und über einen jeden Juden das Urtheil fälle: so könne doch, wenn etwas Hartes über einen beschlossen wäre, durch erfolgte Buße von derselben Zeit an bis hieher, solches wieder abgewendet werden; aber nun hänge Gott das Siegel daran, so, daß es instünftige unwiderruflich bleibe.

(8) Weil sie nun gern wissen möchten, was Gutes oder Böses über sie beschlossen sey, gehen sie des Nachts im Mond-Schein, theils mit bloßem Kopf, theils im Hemde, oder auch wohl nacket, doch in ein Laken (Bett-Tuch) verhüllet, welches sie alsdann fallen lassen, spreiten Arme und Hände aus, und wofern einem im Schatten der Kopf mangelt, muß er in diesem Jahre sterben; manaelt ihm aber ein Finger, so wird er einen von seinen guten Freunden einbüssen; wenn aber die rechte Hand nicht zum Vorschein kommt, wird ihm ein Sohn, und wenn die linke, eine Tochter sterben; sieht er aber gar keinen Schatten, so halten sie es für ein unfehlbares Zeichen ihres nahe bevorstehenden Todes, und wenn sie eine Reise vorhaben, werden sie von solcher nicht wieder zurück kommen. Diese Gewohnheit haben sie von ihren Rabbinen *Ramban*, *Rakanat*, *Bechai* und Andern gelernt, welche aus 4 Mos. 14. Es ist ihr Schatten (צלם) von ihnen gewichen, so viel heraus bringen, daß Gott

del von Weiden, und schlagen sie an ein Eisen, bis kein Blättchen mehr daran zu sehen ist. Die Stängel legen sie zu ihren ledernen zehn Gebothen, die sie alle Tage des Morgens um ihr Haupt und auf ihren linken bloßen Arm binden, wenn sie beten (s. Th. XXXI, S. 479, und die dazu gehörige Fig. 1760). Das Abschlagen der Weiden-Zweige bedeutet: Wie die Blätter abfielen, so sollten die Sünden abfallen. Wenn sie die Weiden-Stängel bey sich tragen, meinen sie vor Straßen-Räubern und Mördern sicher zu seyn.

Den lezten Tag nennen sie שמחת תורה (Simchas Torah) (9) den fröhlichen Tag des Gesetzes oder der Lehre. An eben diesem Tage des Morgens (10) nehmen sie das Laub

Gott ihnen in dieser siebenten Nacht vermittelst des Mondes zeige, was ihnen das ganze Jahr wiederfahren soll. Doch steht in der Gemara zu Ende dieser Historie, daß derjenige, so sich diese Nacht nicht im Mondschein besehe, dennoch ein Jude sey.

(9) Dieses ist ohne Zweifel der neunte Tag, welchen sie Gesetz-Freude nennen, weil sie an solchem das Gesetz zu Ende gebracht haben, und nun wieder von vorn anfangen. Es ist aber auch der achte Tag heilig, als welchen Gott selbst den Versammlungs-Tag (עצרת) genannt hat, daher die Juden solchen חג העצרת (das Fest der Aufhaltung) nennen, und geben davon folgende Ursache an: es verhalte sich damit eben so, als wenn sich einer 7 Tage lang bey seinem Freunde aufgehalten hat, der ihn dann um mehrerer Freundschaft willen nöthigte, den 8ten Tag auch noch bey ihm zu bleiben. Rabbi *Abarbanel* aber giebt noch eine andere, und vielleicht bessere, Ursache hiervon an, wenn er schreibt: Die Schrift nennt diesen Tag Azeres, weil sie das Fest noch bis auf diesen Tag aufhalten, und auch noch an demselben gar zu Jerusalem bleiben sollen. Daher es scheint, daß es mit diesem 8ten Tage des Lauberhütten-Festes eben die Bewandtniß habe, wie mit dem Tage der Pfingsten in Ansehung des Oster-Festes. Denn gleichwie dort befohlen ist, 7 Wochen zu zählen, und am 50sten Tage das Fest zu halten, also wird hier gesagt, daß man nach den 7 Fest-Tagen den achten feyerlich begehen solle. Es besteht demnach das Fest, sammt der Gesetz-Freude, aus 9 Tagen, davon die ersten zwey und die lezten drey gefeyert werden, die mittlern vier aber nur für halbe Feyer-Tage zu rechnen sind.

(10) Auch schon den Abend vorher, nach gehaltenem Abend-Gebet, nimmt der Leser die Gesetz-Bücher aus dem Kasten, hält

Laub von den Hütten, machen auf dem Hofe der Synagoge ein Freuden-Feuer, nehmen alle die zehn Gebothe, die im heiligen Kasten stehen (11), und tragen sie 3 Mahl im Tempel herum, und tanzen damit. Ein jeder nimmt den großen Tallis oder Schul-Mantel (s. Th. XXXI, S. 478,) breitet das Buch aus, und lieset ein Capitel aus Mose, nähmlich die vorerwähnten Lectionen. Der Jugend werden allerley Baum-Früchte auf die Erde vorgeworfen (12). Die Versprochenen oder Verlobten schicken einander Geschenke zu.

Wenn des Abends die Sterne am Himmel stehen, gehen sie in die Synagoge und beten. Der Cantor nimmt einen Becher Wein, spricht darüber den Segen, wie beym Schluß des Sabbathes und der Fest-Tage, und sie wünschen einander gute Wochen. Ein jeder Hausvater thut zu Hause mit einem Glase Wein oder Bier, wie der Cantor in der Synagoge es gemacht hat; und damit ist dieses Fest vollbracht. Uebrigens aber werden an diesem Feste

hält eines davon in dem Arme, und trägt es in der Versammlung herum, dem die andern mit den übrigen folgen. Alsdann steigt er auf den Lese-Stuhl, schlägt die morgende Lection auf, betet noch einige Gebete, und es geht sodann ein Jeder nach Hause. Am Morgen gehen sie wieder in die Synagoge, langen wieder alle Gesetz-Bücher hervor, und bringen sie hernach, nachdem sie dieselben abermahl in der Versammlung herum getragen haben, wieder an ihren Ort, lassen aber drey davon zurück, aus welchen sie das Ende und zugleich den Anfang ihrer Lection aus den Büchern Mosis, nebst der Lection von den Opfern aus 4 Mos. 29, 35, fgg. lesen. Derjenige, der die lezte Lection aus dem Gesetze lieset, wird חתן תורה (der Bräutigam des Gesetzes,) wer aber die erste lieset, חתן בראשית (der Bräutigam des Breschis, oder Anfanges,) genannt, welche sich hernach sowohl gegen die Armen, als ihre Freunde, sehr freygebig bezeigen, und jene mit milden Almosen, diese aber mit einer kostbaren Mahlzeit versehen.

(11) Wenn dieses geschieht, stellen sie dafür ein Licht hinein, damit der Kasten nicht leer stehe; solches aber muß ihnen eben so viel, als das Gesetz selbst, bedeuten, weil dieses ein Licht genannt wird. Das Geboth ist eine Leuchte, und das Gesetz ein Licht; Sprichw. 6, 23.

(12) Welche sie an manchen Orten ganze Tonnen weise auf den Almemor bringen lassen; und weil sie solches Obst für heilig halten, bemühen sich die Alten sowohl als die Jungen, etwas davon zu bekommen.

Feste auch die Kirchen-Aemter, welche ein Jeder das Jahr über versehen soll, verauctioniret, wer nähmlich das Jahr über die Lichter anzünden, den Wein, womit man die Feste einsegnet, hergeben, das Amt des Segen verwalten, und das Schehija vertreten soll. Mit dem leztern Amte hat es die Beschaffenheit, daß, wenn einer unter Vorgemeldeten seinen Dienst, durch Abwesenheit, versäumt, derjenige, der das Schehija erstanden hat, an Dessen Stelle tritt.

Fig. 3949. a. Lauber-Hütte im Hause.
b. Vertreibung der bösen Geister.
c. Segnung der Speisen.
d. Mahlzeit in der Hütte.
e. Abschlagung der Blätter von den Zweigen.
f. Verbrennung der Zweige.
A. Palm-Zweig.
B. Adams- oder Citronat-Apfel.

Lauber-Tag, s. oben, S. 653.

Lauber-Zug, Fr. Rinceau, bey den Schlössern, ein Zierrath in Gestalt eines Laubwerkes; von dem veralteten oberdeutschen Plural des Wortes Laub, ein Blatt, gleichsam ein Blätter-Zug.

Eine Abbildung eines Frieses mit Lauber-Zügen, s. im XVIII Th. Fig. 952, 9.

Laubicht, ein Bey- und Neben-Wort, laubichter, laubichtste. 1. Dem Laube ähnlich. Laubichte Zierrathen.

2. Einer Laube ähnlich, bedeckt wie eine Laube, in der dichterischen Schreib-Art. Ein laubichter Gang. Ein laubichtes Dach.

Laubig, mit Laub bekleidet, vieles Laub habend; L. frondibus vestitus, frondosus; Fr. feuillu. Laubige Aeste. Ein laubiger Baum.

Lauch, (der) ein Zwiebel-Gewächs, welches zu den Pflanzen mit sechs Staubfäden, und einem Staubwege gehört, und eine sechs Mahl getheilte abstehende Krone hat; Porrum *Linn.* Man hat, wie ich hernach zeigen werde, verschiedene Arten desselben,

welche fast alle einen flüchtigen und durchdringenden Geschmack und Geruch haben, und daher als ein Gewürz an die Speisen gebraucht werden.

In den monseeischen Glossen Louch, im Nieders. Look; Angels. Leac, Leah; Engl. Leek; Dän. Log; Pohln. Luczek. Man könnte glauben, daß dieses Gewächs den Nahmen seinen hohlen Stängeln zu danken habe, und das Wort von Loch und dessen Verwandten ableiten. Allein, man hat Beweise, daß Lauch ehedem nicht nur ein jedes Gemüse, sondern auch eine jede Pflanze überhaupt bedeutet habe. Dahin gehören das Schwed. Lök, das Angels. Lec und Leac, welche ehedem ein jedes Gewächs bedeuteten, und darin mit dem Griech. Λαχανον und Hebr. חל überein kommen. Auch im Deutschen ist diese Benennung noch in Hauslauch vorhanden, welchen Nahmen das Hauslaub noch in einigen Gegenden führt. Uebrigens wird der Lauch in Franken auch Glüb genannt.

Mit dem Lauche, Porrum, und dessen Arten, dem Schnitt-Lauche und Perl-Lauche, ist der Knoblauch, Allium, nahe verwandt, auch die Zwiebel, Cepa, nicht viel davon unterschieden, indem bey allen Blume und Frucht einerley Beschaffenheit zeigen, auch bey allen viele Blumen aus einem gemeinschaftlichen Puncte entstehen, und Dolden vorstellen, welche von einer blätterigen Scheide umgeben werden. Indessen hat man doch drey Gattungen angenommen, und solche durch einige Merkmahle von einander unterschieden. Die ältern Schriftsteller haben dieselben vornehmlich von der Wurzel entlehnt. Knoblauch, Allium, nannten sie diejenigen Arten, deren Wurzel aus vielen Stücken besteht; bey der Zwiebel, Cepa, ist die Wurzel einfach und aus über einander liegenden Häuten zusammengesetzt; und da auch der Lauch, Porrum, dergleichen Wurzel zeigt, hat man diese beyden durch die Blätter unterschieden, und der Zwiebel hohle, oder röhrenförmige, dem Lauche aber platte Blätter zugeeignet. Die neuern, Tournefort, Rajus und Andere, haben diese Eintheilung beybehalten, auch

mei

meistentheils die Wurzel und Blätter zu Unterscheidungs-Zeichen angegeben, jedoch auch bey der Zwiebel den bauchichten Stängel, und bey dem Lauche die dreyspaltigen Staubfäden bemerkt, und dadurch diese beyden Gattungen von dem Knoblauche unterschieden, zugleich aber auch die Anzahl derselben vermehrt; wie denn Micheli diejenigen Arten, welche, wie der Lauch, dreyspaltige Staubfäden und eine zusammengesetzte Wurzel, wie der Knoblauch, haben, Scorodoprasum genannt, Boerhaave aber einige Arten Knoblauch, welche keinen Geruch haben, unter dem Nahmen Moly abgesondert hat. Linné hat in den ältern Schriften gleichfalls 3 Gattungen beybehalten, und solche vornehmlich durch die Staub-Fäden unterschieden: der Lauch hat dreyspaltige, der Knoblauch einfache, freystehende, und der Länge nach den Blumenblättern ähnliche, und die Zwiebel einfache, aber unterwärts mit einander vereinigte, und in Ansehung der Blumenblätter kürzere Staub-Fäden, womit Derselbe zugleich die Verschiedenheit der Frucht vereinigt, und solche bey dem Lauche kugelförmig, bey der Zwiebel dreyeckig, und bey dem Knoblauche breit und kurz angegeben hat. Auch Hr. v. Haller hat in der ersten Ausgabe des Verzeichnisses von den schweizerischen Pflanzen, diese drey Gattungen besonders angemerkt, nachher aber wegen der großen Uebereinstimmung und Aehnlichkeit derselben, und weil bey jeder Abtheilung die nächst verwandten Pflanzen getrennet werden müßten, dieselben mit einander vereinigt, und Allium, Knoblauch, als den Gattungs-Nahmen beybehalten, worin auch Demselben nachher Linné, Ludwig, und Andere, gefolgt sind. Ich nehme zwar diese Vereinigung billig an, handle aber, wegen der überall eingeführten Nahmen, und wegen der in gegenwärtigem Werke angenommenen alphabetischen Ordnung, vom Knoblauch,

Lauch und Zwiebel besonders, und führe bey jedem, die zu diesen Unter-Gattungen gehörigen Arten an, bemerke aber hier die allgemeine Beschaffenheit der Blume und Frucht. Viele, bey einander stehende, gemeiniglich doldenförmige Blumen bedeckt anfangs eine gemeinschaftliche, blätterige Scheide, welche sich hernach seitwärts zieht und vertrocknet. Die Blume zeigt 6 längliche Blumenblätter, 6 Staubfäden, und einen dreyeckigen Fruchtkeim mit dem einfachen Griffel und spitzigen Staubwege. Die kurze, breite, dreyeckige, trockne Frucht öffnet sich mit 3 Klappen, und enthält in 3 Fächern viele rundliche Samen. Bey vielen Arten endigen sich 3 Staubfäden mit 2 Spitzen, zwischen welchen der Staubbeutel liegt. Alle keimen aus dem Samen, wie die meisten lilienartigen Pflanzen, mit einem Blättchen hervor. Bey allen ist der Stängel einfach und ohne Aeste, und bey vielen erscheint, statt der Frucht, ein zwiebelartiger Körper, welcher, wenn er abfällt, sich an der Erde befestigt und die Wurzel vorstellt.

Da ich von dem Knoblauche zwar bereits im I Theile gegenwärtigen Werkes, unter Allium, gehandelt, aber nur einige Arten davon angeführt habe, so werde ich mich hier, in Ansehung der bereits abgehandelten, darauf beziehen, die damahls übergegangenen aber izt hinzu fügen. Sodann werde ich die Gattung des Lauches, mit dessen Arten, abhandeln. Die Gattung der Zwiebel, und deren Arten, wird im Buchstaben Z beschrieben werden.

Die vereinigte Knoblauch-Gattung, begreift viele Arten in sich. Linné hat 38 angeführt, und solche theils nach den Blättern, theils nach dem Stängel, theils nach der Frucht oder den zwiebelartigen Körpern, welche statt der Frucht sich zeigen, in besondere Haufen abgetheilt. Hr. v. Haller macht zweyerley Abtheilungen: die erste nach den Staub-

Fä-

Fäden; die andere nach der Frucht, ob nähmlich die gewöhnliche Frucht allein zugegen, oder ob sie mit zwiebelartigen Körpern vermischt ist. Ich werde nur die gebräuchlichsten und bekanntesten Arten anführen, und zuerst diejenigen bemerken, welche

A. einfache und dreyspaltige Staubfäden, auch zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

1. Gemeiner grasblätteriger Knoblauch mit zinkenförmigen Bollen, Allium sativum *C. B.* Allium hortense *Fuchs.* Allium vulgare *J. Camer.* Allium sativum, caule planifolio bulbifero, bulbo composito, staminibus tricuspidatis *Linn.*; s. im I Th., S. 526, f.

2. Grasblätteriger Knoblauch mit gewundenem Stängel, Rocambole, Allium montanum bicorne latifolium, flore dilute purpurascente *C. B.* Allium Scorodoprasum, caule planifolio bulbifero, foliis crenulatis, vaginis ancipitibus, staminibus tricuspidatis *Linn.*; s. im I Th., S. 524, fgg.

3. Grasblätteriger eingekerbter Knoblauch, Allium arenarium, caule planifolio, bulbifero, vaginis teretibus, spatha mutica staminibus tricuspidatis *Linn.* Allium staminibus alterne trifidis, capite bulbifero, foliis gramineis leviter serratis *Hall.* wächst in Schonen, Ungarn, Sibirien und Thüringen, und hat mit den beyden ersten Arten viel ähnliches. Die Wurzel besteht aus vielen röthlichen Zinken, welche mit einer gemeinschaftlichen braunen Haut bedeckt sind. Der Stängel wird gegen 2 Ellen hoch. Die Blätter sind breit, am Rande zart eingekerbet und haaricht, die Blumenblätter violet, und alle mit einer dunklern Linie durchzogen. Der Geruch ist scharf, und völlig der ersten Art ähnlich.

4. Röhrenblätteriger Knoblauch mit vielfachen Wurzelbollen, rother Feld-Knoblauch, Feld-Lauch, Hunds-Lauch, Allium in arvis *Plin.* Allium tenuifolium *J. Camer.* Allium campeſtre *Cord.* Allium ſylveſtre *Geſn. Cæſalp. C. Durant.* Allium ſylveſtre minus *Dod.* Allium ſylveſtre primum *Fuchſ.* Allium ſylveſtre tenuifolium *Pen. Lobel.* Allium ſylueſtre, quod Ophioſcorodon *Matthiol. Ruell.* Allium caninum primum *Trag.* Allium ſylveſtre campeſtre purpurascens, ſ. Allium campeſtre iuncifolium capitatum purpurascens maius *C. B.* Allium vineale, caule teretifolio bulbifero, ſtaminibus tricuspidatis *Linn.* Allium ſtaminibus alterne trifidis, foliis fiſtuloſis, capite bulbifero, radice multiplici *Hall.* wächſt überall in Deutſchland, auf Sand-Feldern, in Heiden und Weinbergen. Die Wurzel beſteht aus vielen, der Größe nach verſchiedenen Bollen, welche dicht an einander liegen, und gleichſam einen Knoll ausmachen; ſie ſind weiß, auf der Seite, wo ſie an einander liegen, platt und etwas vertieft, und auf der andern erhaben. Der Stängel erreicht 2 Fuß Höhe, und die walzenförmigen hohlen Blätter ſind 1 Fuß lang. Die Blüthſcheide iſt lang und dünn. Die Knollen an dem Blumenkopfe keimen gemeiniglich, ehe ſie abfallen, und ehe noch die Blumenſtiele hervortreiben, dieſe ſind purpurfarbig, und tragen kleine Blumen. Die Blumenblätter ſind grünlich-weiß, mit einer purpurfarbigen Linie bezeichnet; die Frucht wird niemahls reif. Der Geruch iſt ſcharf und ſtinkend. Man behauptet, daß die berühmten leipziger Lerchen den guten Geſchmack von dem Genuſſe dieſer Pflanze erhalten.

B. Mit einfachen und dreyspaltigen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen.

5. Grasblättriger kugelförmiger Knob-Lauch mit der festen Seitenwurzel, Allium ampeloprasum *Linn.*

6. Grasblättriger kugelförmiger Knob-Lauch mit der häutigen Wurzel, Allium Porrum *Linn.*

Diese beyde Arten werde ich weiter unten, unter der Lauch-Gattung beschreiben.

7. Grasblättriger kugelförmiger Knob-Lauch mit vielfacher Wurzel, Allium montanum capite rotundo *J. B.* Allium s. Moly montanum quintum *Clus.* Allium sylvestre, foliis angustis, floribus puniceis *Gesn.* Allium iuncifolium sphaerocephalon purpurascens *Raj.* Allium montanum sphaerocephalon purpureum *Scheuchz.* Allium rotundum, caule planifolio umbellifero, staminibus tricuspidatis, umbella subglobosa, floribus lateralibus nutantibus *Linn.* Allium staminibus alterne trifidis, spica sphaerica, foliis gramineis, radice multiplici *Hall.* wächst um Erfurt, Jena, und an andern Orten Deutschlandes. Die Wurzel besteht aus vielen schwarzen oder purpurfarbigen Knollen, mit dazwischen liegenden weißen Häutchen. Der Stängel erreicht 3 Fuß Höhe. Der Blumenkopf ist fast kugelförmig, und dessen Scheide kurz. Die Blumen sind gestielt, die mittelsten stehen aufwärts, die äussersten hangen unterwärts; die Blumenblätter sind purpurfarbig, die drey innerlichen etwas blässer, und die drey äusserlichen mit einer dunklern Linie durchzogen.

8. Zwiebel-Knoblauch mit aufgeblasenem Stängel und dreyspaltigen Staubfäden, Allium Cepa *Linn.* ist unsere bekannte Zwiebel, oder Zi-

polle, wovon an seinem Orte gehandelt werden wird.

9. Schalotten-Knoblauch mit gleichförmigem Stängel, Schalotte, Allium ascalonicum *Linn.* wird auch bey der Zwiebel vorkommen.

C. Knoblauch-Arten mit einfachen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen.

10. Zwiebel-Knoblauch mit aufgeblasenem Stängel und einfachen Staubfäden, Allium fistulosum, scapo nudo folia adaequante, foliis teretibus ventricosis *Linn.* Allium staminibus simplicibus, caule medio ventricoso *Hall.* ist eine andere Art von unsern gewöhnlichen Zwiebeln, wovon auch unter diesem Worte gehandelt werden wird.

11. Der mit röhrenförmigen Blättern und Stängeln begabte Knoblauch, Allium Schoenoprasum, ist unser Schnitt-Lauch. Die Beschreibung kommt unter den Lauch-Arten vor.

12. Breitblätteriger Knoblauch, dessen Wurzel netzförmig überzogen ist; Schlangen-Knoblauch, Allium Victorialis *Linn.*; siehe Siegmannswurz.

13. Der gestielte breitblätterige Wald-Knoblauch, Rampen, Ramsel, Ramsenwurz, Ramsern, Allium ursinum latifolium *Pen. Lobel. Dalech.* Allium ursinum bifolium vernum sylvaticum *J. B.* Allium sylvestre *Brunf. Trag.* Allium sylvestre, quod ursinum vocant *Plin.* Allium sylvestre latifolium *Dod.* Allium latifolium palustre *Morif.* Allium ursinum, scapo nudo semicylindrico, foliis lanceolatis petiolatis, vmbella fastigiata *Linn.* wächst an feuchten, schattigen und waldigen Orten des nördlichen Europa. Die Wurzel ist länglich, zwiebelartig, am Boden mit vielen starken Fasern besetzt, am Körper selbst aber mit glatten Häu-

ten

ten oder Schuppen bedeckt. Die Wurzelblätter sind breit, aber gestielt; man zählt öfters deren zwey. Am Stängel findet man zuweilen einige, aber schmählere; gemeiniglich ist dieser nackend, 1 Fuß hoch, und fast dreyeckig. Die kurze Blüthscheide theilt sich in zwey Blätter. Die Blumendolde ist locker, und besteht aus wenig Blumen. Die Blumenblätter sind weiß und spitzig, und die Staubfäden dünn. Die Pflanze riecht so stark wie der gemeine Knoblauch, ja fast noch stärker. Wenn die Kühe davon fressen, wird die Milch den Geruch davon annehmen. Wenn die Pflanze alt und mehr trocken geworden ist, soll dergleichen Wirkung nicht mehr erfolgen. In Irrland bereitet man aus derselben einen Trank, und gebraucht ihn wider den Stein. Man kann diese Art in allen Fällen, bey welchen die erste Art empfohlen wird, gebrauchen. Er besitzt auch beynahe eben die medicinischen Kräfte, als der Lachen-Knoblauch, Scordium, für welchen er an einigen Orten gebraucht wird; nur sind sie etwas schwächer. Man giebt vor, daß dieser Knoblauch in den Hopfen-Gärten alles Unkraut, in den Gärten die Maulwürfe, und in den Häusern die Ratzen vertreibe, welches aber die Erfahrung nicht bestätigt.

14. Der am Blattwinkel knollige Knob-Lauch, Allium latifolium liliflorum *Tourn.* Allium magicum, caule planifolio umbellifero, ramulo bulbifero, staminibus simplicibus *Linn.* Allium foliis caulinis lanceolatis, floribus umbellatis, ex ala bulbiferum *Hall.* Cäsalpin und andere Schriftsteller haben diese Art für das Moly Homeri ausgegeben. Die rundliche Zwiebelwurzel ist sehr groß, der Stängel rundlich, bis 2 Ellen hoch, und gemeiniglich mit 3 lanzettförmigen, bläulich angelaufenen Blättern besetzt. Gemeiniglich treibt aus einem Blattwinkel ein kurzer Stiel, welcher statt der Blüthdolde einen Knollen

trägt.

trägt. Die Wurzelblätter sind breit und stumpf. Die Blumen haben einen schwachen nicht unangenehmen Geruch; die Blätter derselben sind groß, ausgebreitet, weißröthlich, mit einer grünen Linie durchzogen. Die Staubfäden haben einen breiten Anfang.

15. Gelbblühender breitblätteriger Knob-Lauch, Allium latifolium luteum *Tourn. Boerh.* Allium Moly, scapo nudo subcylindrico, foliis lanceolatis sessilibus, vmbella fastigiata *Linn.* wächst in Ungarn, um Montpellier und auf den pyrenäischen Gebirgen wild. Die zwiebelartige Wurzel treibt einen rundlichen, nackenden, ungefähr 1 Fuß hohen Stängel, und breite, lanzettförmige, ungestielte, bläulich angelaufene Blätter. Die Blüth-Scheide theilt sich in zwey spitzige Blätter, und umgiebt viele langgestielte Blumen. Die Blumenblätter sind groß, zugespitzt, gelb, und mit einer grünlichen Linie, der Länge nach, durchzogen; alle stehen ausgebreitet, doch die 3 äussern mehr als die innern, welche mehr aufgerichtet sind. Die Pflanze läßt sich bey uns ohne Wartung im Garten, im freyen Lande unterhalten, und aus der Wurzel vermehren. Blühend dient sie zur Zierde in den Gärten.

D. Knoblauch-Arten mit einfachen Staubfäden, welche zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

16. Der röhrblätterige Knoblauch mit doppelt geschwänzter Blüthscheide, Allium f. Moly montanum tertium *Clus.* Allium montanum bicorne, flore exalbido *C. B.* Allium olèraceum, caule teretifolio bulbifero, foliis scabris semiteretibus, subtus sulcatis, staminibus simplicibus *Linn.* Allium vmbella bulbifera, vagina bicorni, foliis teretibus *Hall.* wächst in Schweden und Deutschland wild. Die Wur-

Wurzel ist eine dünne, kegelförmige Zwiebel. Der 1 bis 2 Ellen hohe Stängel ist mit walzenförmigen und hohlen, auch rauh anzufühlenden Blättern besetzt. Die Blüthdolde besteht zuweilen aus lauter Knollen und unvollkommenen Blumen, zuweilen aber treiben zwischen den Knollen gestielte vollkommene Blumen hervor. Die Blumenblätter sind purpurfarbig; die 3 innern weißer und stumpfer, als die 3 äussern.

17. Kielblätteriger Knoblauch, mit doppelt geschwänzter Blüthscheide, Berg-Knob-Lauch, Allium sylueſtre bicorne purpureum proliferum *J. B.* Allium carinatum, caule planifolio bulbifero, ſtaminibus ſubulatis *Linn.* Allium umbella bulbifera, vagina bicorni, foliis carinatis *Hall.* wächst in Deutschland wild. Die Zwiebel ist einfach, treibt aber seitwärts kleinere, durch welche die Vermehrung häufig geschieht. In gutem Lande wird der Stängel 3 bis 4 F. hoch, und ist hin und wieder mit saftigen, aber glatten, stumpfen Blättern besetzt. Die Blüthscheide besteht aus 2 ungleichen, mit langen Spitzen sich endigenden Blättern. Der gröste Theil des Blüthkopfes besteht aus Knöllchen, zwischen welche einige gestielte, unterwärts hangende Blumen hervor treten. Die Blumenblätter sind gelblich, die äussern dunkler, die innern heller, mit einer grünen Linie durchzogen, und die Staubfäden unterwärts verwachsen. Weder Wurzel noch Blätter haben einen Geruch oder Geschmack.

* * *

In wie fern die Lauch-Gattung von dem Knob-Lauch und der Zwiebel unterschieden ist, habe ich bereits oben angezeigt. Die vornehmsten Arten des Lauches sind folgende.

1. Wilder Lauch; grasblätteriger Lauch mit fester Wurzel; der grasblätterige kugelförmige

ige Knoblauch mit der festen Seitenwurzel, Allio-porrum *Pen.* Allium sphaerico capite, folio latiore, s. Scorodoprasum alterum *C. B.* Allium Holmense, capite sphaerico *Raj.* Allium maius, foliis porraceis, sphaerico capite, ex multis floribus albidis conflato *Morif.* Allium Ampeloprasum, caule planifolio vmbellifero, vmbella globosa, staminibus tricuspidatis, petalis carina scabris *Linn.* Allium staminibus alterne trifidis, foliis gramineis, floribus sphaerice congestis, radice laterali solida *Hall.* Diese Art stammet aus dem Morgenlande her, und wächst auch auf der engländischen Insel Holms wild. Die kugelförmige, dichte, fleischichte Wurzel treibt unterwärts neue, um einander stehende, kleinere. Der Stängel erreicht 3 Fuß Höhe, und ist unterwärts mit bläulich angelaufenen, saftigen, flachen, grasartigen, und der Länge nach in der Mitte gefurchten Blättern besetzt. Die Blumenscheide ist einblätterig, kurz, kegelförmig, und fällt zeitig ab. Die Blüth-Dolde ist fast kugelförmig. Die Blumenstiele sind lang und purpurfarbig; die Blumenblätter sind weißlich, und die inwendig gestellten breiter und rundlicher als die äussern, welche rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet sind. Von den Staub-Fäden sind die 3 äusserlich gestellten viel breiter als die 3 übrigen, und oberwärts dreyfach gespalten; die beyden äussern Spitzen endigen sich gleichsam in eine Gränne; auf der mittlern sitzt der Staubbeutel. Der Geruch ist wie bey dem Schnitt-Lauche, doch soll das Rindvieh davon fressen, ohne daß die Milch darnach riecht oder schmeckt.

2. Zahmer Lauch, Asch- oder Topf-Lauch, (weil die großen Zwiebeln die Koch-Töpfe leicht ausfüllen.) französischer, italiänischer oder spanischer Lauch, grasblätteriger Lauch mit häutiger Wurzel; grasblätteriger kugelförmiger Knob-

Lauch mit der häutigen Wurzel; nach dem Lateinischen auch Porree, Porro, im Niederſ. Burree, Burrey, Burro, in Schwaben Pfarren; Porrum commune capitatum *C. B.* Allium Porrum capitatum; Porrum ſativum; Allium Porrum, caule planifolio vmbellifero, ſtaminibus tricuspidatis, radice tunicata *Linn.* Allium ſtaminibus alterne trifidis, foliis gramineis, floribus ſphaerice congeſtis, radice tunicata, cauli circumnata *Hall.* Fr. Poireau, Porreau, Pourreau; Ital. Porro; Engl. common-headed Leek, oder gemeiniglich London (auch broad-leaved) Leek; Holl. Pareye; Schwed. Purio; Dän. Log, Beeß-Lock; Span. Puerro; Hebr. חָצִיר (Chazier), welches ſonſt eigentlich das Gras bedeutet, weil das Kraut dem Graſe ſehr ähnlich iſt. Der eigentliche Geburts-Ort iſt unbekannt; vielleicht iſt dieſe Art aus der vorhergehenden entſtanden. Die bauchichte Zwiebel treibt unterwärts Wurzelfäſerchen, und beſteht aus vielen weißen, glatten, über einander liegenden Häuten; aus der Mitte derſelben entſpringt der unterwärts mit grasartigen Blättern beſetzte, 4 bis 6 Fuß hohe Stängel. Die Blüthdolde ſtellt eine große Kugel vor. Die Blumenſtiele ſind purpurfarbig; die Blumenblätter blaß-purpurfarbig, in der Mitte mit einer dunkeln Linie durchzogen, und rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet. Die Staubfäden ſind wie bey der vorhergehenden Art beſchaffen.

Man unterſcheidet die Sommer- und Winter-Art. Der Sommer-Porree iſt weichlich, und verdirbt zur Winterszeit gemeiniglich im Lande; der Winter-Porree hingegen iſt dauerhafter, ſo daß ſeine im freyen Lande wachſenden Pflanzen von keiner Winter-Kälte Schaden leiden. Dieſer treibt auch ſtärkere Zwiebeln, als jener. Wenn Winter-Porree-Pflanzen in einem fruchtbaren, wohl gedüngten Lande gebauet, 1 Schuh

weit

weit aus einander gepflanzet, auch mit Vertilgung des Unkrautes wohl abgewartet werden, so erhält man davon Bollen von eines Armes Dicke, da hingegen der Sommer-Porree zwar kleinere Zwiebeln giebt, aber desto längere Hälse ansetzt. Man säet beyde Sorten zu einerley Zeit, nähmlich auf das Mistbeet im März, in das freye Land aber im April, und auch wohl noch im Anfange des May. Man säet gemeiniglich Porree und Zwiebeln (Zipollen) unter einander, so, daß man entweder, nach dem man nun von dem einen, oder dem andern, mehr oder weniger verlangt, auch mehr oder weniger davon unter den andern mischt, oder daß man, wie es meistens geschieht, beyderley Samen zu gleichen Theilen unter einander mischet. Die Zwiebeln kommen zwar vor dem Porree im Wachsthume sehr vorauf; weil sie aber schon im August, und also ziemlich früh, aufgenommen werden, so hat der Porree hernach noch Zeit genug zum Wachsthum, und man gewinnt also auf diese Weise von Einem Stücke Land eine ziemliche Aernde sowohl von Zwiebeln, als Porree. Man pflegt auch den Porree im Frühlinge auf ein besonderes Beet etwas dicht zu säen, und die Pflanzen im Jun. in wohl gegrabene und mit kurzem Miste gedüngte Beete zu versetzen. Die Pflanzen werden nach geraden Linien in Löcher, die mit dem Pflanz-Holze gemacht sind, 9 bis 10 Zoll weit von einander gesteckt; in jedes Loch wird nur Eine Pflanze gesetzt; zuvor aber werden die zu setzenden Pflanzen an Kraut und Wurzeln etwas verschnitten, und gleich nach dem Pflanzen begossen. Einige haben die Gewohnheit, daß sie auf dem gegrabenen Lande, vermittelst einer Hacke gerade Furchen ziehen, jede Furche 1 Fuß weit von einander; in solche Furchen setzen sie die Porree-Pflänzchen, 6 bis 9 Zoll weit von einander. Wenn nun die Porree-Pflanzen in der Folge zum Wachsen kom-

kommten, ziehen sie die Furchen vermittelst einer Gäte-Hacke von beyden Seiten wieder zu; hierdurch werden die Porree-Pflanzen mit Erde angehäuft, das Land locker gemacht, und das Unkraut vertilget, welches alles das Wachsthum der Pflanzen gar sehr befördert. Man kann auch im Jul. noch Porree-Pflanzen, auf andere von frühen Gewächsen, als: Sommerkohl-Pflanzen von Weißkohl, Kohlrabi, Wirsing, savoyer Kohl, frühen Salat, frühen Erbsen ꝛc. ledig gewordenen und frisch umgegrabenen, auch mit kurzem Miste etwas durchdüngten Beete setzen, da sie dann nur vorerst, bis sie angeschlagen sind, feucht gehalten werden müssen, hernach aber keiner weitern Wartung, als der Reinigung von Unkraut, bedürfen. Solcher verpflanzter Porree pflegt, besonders in einem guten Boden, ziemlich stark zu werden; und diese Art ihn zu ziehen, ist für diejenigen, welche wenig Garten-Raum haben, überaus vortheilhaft.

Von dem Winter-Porree habe ich bereits gemeldet, daß er dauerhaft sey, und von der Kälte keinen Schaden leide; es können demnach dessen gepflanzte Zwiebeln, ohne alles Verdeck, den Winter über im Lande stehen bleiben; und nach vergangenem Winter-Froste ausgehoben und verbraucht werden. Weil aber, wenn man im Winter davon Gebrauch machen will, es viele Mühe verursachet, die eingefrornen Zwiebeln im Garten aus dem Froste los zu machen, so kann man, einen Theil derselben, und so viel man etwa im December, Jan. und Febr. zu verbrauchen gedenkt, gegen den Winter ausheben, auf ein Beet zusammen einschlagen, und mit leichtem Pferde-Miste, langen Strohe, Baum-Laube, oder andern Sachen bedecken, und zu beliebiger Zeit heraus nehmen. Wer gute Keller hat, hat solches Bedecken nicht nöthig, sondern nimmt bey später Herbstzeit, so viel als er den Winter über zu verbrauchen gedenkt, aus dem

Lande, und setzt es im Keller in frische Erde, die darein gebracht worden ist, oder in frischen Sand, dicht an einander ein. Der Sommer-Porree, welcher an den mehresten Orten der gemeinste ist, und am stärksten gebauet wird, verträgt zwar im freyen Lande einen gelinden Winter; wenn aber strenge Winter einfallen, die zugleich wenig Schnee haben, so erfriert er. Da man nun solches, und wie der Winter ausfallen werde, zum voraus nicht wissen kann, so ist zur Erhaltung und Nutzung des Sommer-Porrees der sicherste Weg, den ganzen Vorrath, den man davon hat, vor dem Eintritte des harten Frostes im späten Herbste auszugraben, und die Zwiebeln auf einem Beete bey einander reihenweise einzuschlagen oder einzuschichten, und mit Strohe, Miste oder einer andern Streu zu bedecken. Sind gute Keller vorhanden, so lassen sich die Zwiebeln auch auf eben die Art, wie ich bey dem Winter-Porree gezeigt habe, gar bequem darin erhalten.

Die Vermehrung des Porrees geschieht durch Samen, welchen man aus Italien verschreiben, oder auch bey Kaufleuten haben kann. Will man ihn aber selbst ziehen, so gräbt man dazu im Febr. eine Anzahl der noch im Garten stehenden stärksten und ansehnlichsten Stauden aus, pflanzt diese an eine gegen Mittag gelegene Rohr-Wand, Zaun, Planke, oder Mauer, 8 Zoll von einander in einer Reihe her, und schützt nachher ihre zur Saat in die Höhe gegangenen Stängel, vermittelst einer vor ihnen hergebundenen Leine, gegen das Abbrechen, welchem sie von der Zeit an, da der Samenkopf sich entwickelt hat, sehr unterworfen sind. Je näher man sie im Herbste vermittelst dieser Leine an jene Befriedigung anbeugt, desto besser wird der Same reif. Denn in einem kalten Sommer, oder in einem kalten Herbste, pflegt der Porree-Same, wenn er im ganz freyen Garten gezo-

gezogen wird, in England und Deutschland nicht zur gehörigen Reife zu kommen, sondern von früh im Herbste einfallenden starken Nacht-Frösten so gar ganz verdorben zu werden. Wenn der Same reif ist, (welches man daran erkennen kann, wenn die Samenköpfe braun werden) schneidet man die Köpfe, 1 F. lang, oder noch etwas länger unter dem Kopfe ab, bindet jedes Mahl 3 oder 4 Köpfe zusammen, und hängt sie an einem trocknen Orte auf, wo man sie bis Weihnachten, oder noch länger, hangen läßt, und dann den Samen ausklopft. Weil aber die Samen-Hülsen sehr zähe sind, und der Same aus ihnen nicht gut heraus zu bringen ist, so pflegt man sie wohl, wenn man ihrer nur wenige hat, an einem rauhen Ziegel-Steine hart zu reiben, wodurch die Körner weit besser, als auf irgend eine sonst gebräuchliche Art, aus den Hülsen gehen.

Im 57 St. des Neuen hannöv. Magaz. v. J. 1793, Col. 911, f. hat Hr. Köhne, in Achim, folgende Bemerkungen vom Porro, die hierher gehören, bekannt gemacht.

„Um die Zeit, da der Same völlig reif zu seyn pflegt, hatten sich an den Stauden desselben, Köpfe von besonderer und vortrefflicher Größe gesetzt, die mir Hoffnung zu dem besten Samen machten; ich verwahrte sie daher den Winter über ganz sorgfältig, bis auf die Zeit, da der Same wieder ausgesäet werden mußte. Beym Abmachen der Köpfe aber befand sich kein einziges Samenkörnchen gut daran, hingegen an jedem dieser Köpfe etliche kleine Zwiebeln, von der ungefähren Größe eines großen Stecknadelknopfes. Nach einigem Besinnen legte ich diese kleine Zwiebeln in einiger Weite aus einander in die Erde; sie fingen an heraus zu wachsen, und nach etlichen Wochen wurden sie zu so vortrefflichen Pflanzen, daß ich sie verpflanzen lassen konnte. Zu meinem Vergnügen wurde der vortrefflichste Porro zum Gebrauch in der Küche davon, und nur wenige schossen zu Samenköpfen durch.

Die Ursache von der Untauglichkeit des Samens aus den großen Porrotöpfen, und daß statt dessen die daran gehängten kleinen Zwiebeln, so vortrefflichen Porro gezeuget, muß ich den Naturforschern überlassen. Vielleicht kann folgender Umstand eine Gelegenheit dazu gewesen seyn, wie mir fast wahrscheinlich seyn will, daß der Porro nähmlich, der den Samen geben sollte, an einen schattigen Ort, wohin die Sonne erst des Mittags 1 Uhr ihn erreichen konnte, hingesetzt worden, und mithin nicht Wärme genug für die gesunde Erzeugung des Samens gehabt haben muß.

Eine andere kleine Bemerkung von dem Porro füge ich noch bey. Wenn vom Porro, der im Frühjahre zum Samentragen verpflanzt ist, die Samenköpfe, sobald sie hervorschießen, abgebrochen werden, so setzt sich statt dessen unten in der Erde am Stamme eine Zwiebel an, die weit delicater und wohlschmeckender ist, als der eigentliche Porro selber. Diese Zwiebeln sind im Herbste zu gebrauchen, und können auch hingelegt werden, und zum Wintergebrauch dienen."

Der Porree ist bey uns mehr in der Küche, als in der Apotheke, gebräuchlich. Viele wollen seinen Gebrauch als schädlich verwerfen; Geoffroy aber und Andere haben bey solchen Personen, welche den Lauch häufig gespeiset haben, ausser Blähungen, keine schlimme Wirkungen bemerken können. Er zertheilt, vermittelst seines scharfen und flüchtigen Salzes, die zähen schleimigen Feuchtigkeiten, und vermehrt insonderheit den Abgang des Urins. Nach Lobb besitzt derselbe den Blasenstein auflösende Kräfte, welche aber in der Abkochung von der Zwiebel wirksamer, als in dem ausgepreßten Safte, sind; denn Steine, die man in den Saft hineingelegt hatte, mußten noch ein Mahl so lange in warmer Digestion stehen bleiben, bis ihre erweichte Oberfläche die angefangene Auflösung zeigte, da sie doch in dem Decocte in 3 Tagen aufgelöset wurden. Man kann hieraus folgern, daß der Genuß des gekochten Porree, und das Trinken

des

des Decoctes von ihm, denen, die mit dem Steine behaftet sind, zuträglich ist. Auch dem Aufgusse, der übrigens nicht unwirksam ist, ist das Decoct vorzuziehen. Der durch den Aufguß bereitete Wein aus dem Porree aber äussert keine Kräfte auf den Stein (*). Hippokrates rühmt das Decoct bey den Krankheiten des weiblichen Geschlechtes; und wenn diese von schleimigen Säften entstehen, kann man ihm billig Beyfall geben. Einige bedienen sich des Lauch-Syrupes bey Steckflüssen und andern schleimigen Zufällen der Brust.

Nach dem Lauche in Aegypten sehnten sich die lüsternen Israeliten in der Wüste, welche ihn neben den ägyptischen Zwiebeln und Knoblauch nennen; 4 Mos. 11, 5. (**)

Die Franzosen und Italiäner halten diesen Lauch für ihre beste Suppen-Speise, wiewohl er auch an Rind-, Kalb-, Hammel- und Lamm-Fleisch gekocht, und in Pasteten gethan wird. Die Lauche dienen

(*) *Lobb* de dissolvend. calcul. Exper. 85 — 95.

(**) Nach Harmar's Meinung, hat man Ursache, an der Richtigkeit der englischen und auch deutschen Uebersetzung dieser Stelle zu zweifeln. „Wir gedenken der Fische, die wir in „Aegypten umsonst aßen, und der Kürbis (Gurken), Pfe„den, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch. Ludolph, war ebenfalls mit den Uebersetzungen nicht zufrieden, welche, gleich der englischen, die Kinder Israel so vorstellten, als beklagten sie sich über den Mangel des Lauches, den sie in Aegypten zu essen gewohnt waren; und doch stimmen diese Uebersetzungen mit der LXX Dolmetscher ihrer überein, die in Aegypten gemacht worden ist. Ludolph nimmt die arabische Sprache zu Hülfe, und meint, das dritte Wort, welches wir durch Lauch übersetzen, bedeute so viel als Lattich, oder Salat, überhaupt. Nach Harmar'n würde diese Stelle folgender Gestalt zu berichtigen seyn: „Wir erinnern uns an die Gurken, an die Melo„nen, und an die Kräuter, die wir in Aegypten aßen.“ Ein Mehreres hiervon, s. im 3 Th. der aus dem Engl. übers. Beobachtungen über den Orient aus Reisebeschreibungen, (Hamb. 1772, gr. 8.) S. 280 — 286.

nicht weniger, insonderheit aber der Schnitt-Lauch, in Eyer-Kuchen, unter Bauern-Klöße an statt der Zwiebeln, zum Kräuter-Salat, zur Streu auf die Suppen, und wird auch an einigen Orten unter die frischen Brat-Würste gehackt. Roh genossen, ist der Lauch dem Magen schädlich; und ob er gleich durch den Essig etwas verbessert wird, macht er doch ein schleimiges Geblüt, daher er denen, die blöde Augen haben, und den Podagristen, zu untersagen ist.

Ein Abkömmling und eine Varietät des Porree, ist der Perl-Lauch, Porrum sectivum latifolium *C. B.* Porrus sectilis *Pallad.* Porrum sectivum *Column.* Porrum sectivum capitatum *Matthiol.* Porrum sectile s. tonsile *Lob.* Span. Puerro cabeçudo. Nach Haller's Opusc. bot. p. 349, ist der in Tab. 872 abgebildete wilde breitblätterige Lauch, Porrum sylvestre latifolium, gleichfalls der Perl-Lauch.

Die Entstehungs-Art des Perl-Lauches; eine Anweisung, wie man denselben, ohne Samen und Zwiebeln, aus Porree ziehen könne (*), von

(*) Als ich diesen Aufsatz zuerst im hannover. Magaz. 1775, im 17 St. abdrucken ließ, vermuthete ich noch, daß der Perl-Lauch das Allium rotundum *Linn.* Sp. 4, Ed. 3, p. 423, sey, und glaubte, wenn er dieses nicht sey, so sey er selbst dem Ritter Linné noch unbekannt, weil ich unter allen seinen 37 Speciebus des Allium keine fand, die der Perl-Lauch seyn könnte. Jezt aber bin ich überzeugt, daß er keine besondere Species Allii sey, sondern eine bloße Spiel-Art des Allium Porrum *Linn.* und daß dieses die Ursache sey, warum ihn jener große Kenner der Pflanzen nicht zu einer besondern Specie gemacht habe; und daß, wenn man ihn und den Porree mit besondern Nahmen von einander unterscheiden wollte, man, um bey der Linné'ischen Benennung zu bleiben, den Porree Allium Porrum commune, und den Perl-Lauch Allium Porrum sectivum nennen müßte. Es sey mir erlaubt, ob ich gleich in Ansehung der Botanik ein Laye bin, den Herren Botanicis meine Gründe davon vorzutragen. 1) Ist es augenscheinlich, daß

von Hrn. Superint. Lueder, im 2 Th. seiner Küchengartenbriefe, (Hannov. 1776, 8.) S. 175, fgg.

daß der Perl-Lauch das Porrum sectivum latifolium *C. B.* sey, wovon in Miller's Gärtnerlexicon, nach der deutschen Uebersetz. der 5ten Ausgabe, Th. 2, S. 158, gesagt wird, daß es insgemein der londnische Lauch genannt werde. Denn Elsholz, dem man die botanische Genauigkeit nicht absprechen kann, unterscheidet in seinem Gartenbau, (Lpz. 4te Aufl. 1715, fol.) S. 109, a. den Porree und Perl-Lauch also, daß er schreibt: „Porrum commune „capitatum *C. B.* Porrum *Dod. Tab. J. B.* commune „*Matth.* vulgare *Lob.* des Porreaux, heißt insonderheit „Aschlauch, hat zur Wurzel eine weiße Zwiebel mit vielen „Zasern, aus derselben treucht ein einiger Stengel, daran „wachsen lange, breite und oben zugespitzte Blätter, und „trägt Saamköpfe. Wenn er aber zur Speise abgeschnitten wird, trägt er keine Köpfe, und wird alsdenn genennet Schnittlauch, Porrum sectivum latifolium *C. B.* „Porrum sectivum capitatum *Matth.* tonsile et capitatum *Lob.* Der Schnittlauch kann zwar aus dem Samen „gezeuget werden, also, daß die Aussaat geschehe bald im „Anfange des Frühlings, oder zu Ausgange des Herbstes. „Dieweil es aber mit dem Samen langsam daher geht, „braucht man hier zu Lande nur die Vermehrung durch die „Wurzeln. Nemlich man reißet sowohl im Frühlinge, als „Herbste, einen Klumpf Wurzeln von einander, und setzt „jede Zwiebel besonders, welche in kurzer Zeit sich sehr vermehren.“ Unser Perl-Lauch ist also das von Miller'n und Elsholz angeführte Porrum sectivum latifolium *C. B.* 2) Dieses aber ist, eben wie Porrum commune capitatum *C. B.* (Porree) das Allium Porrum *Linn.* welche Linnäus beyde gemeinschaftlich also benennet. In der 3ten Edit. von *Linn.* Spec. Plant. steht zwar nicht Porrum *sectivum*, sondern *sativum* latifolium, *Bauh.* pin. 72. Aus dem aber, was ich vorher gesagt habe, erhellet deutlich, daß das sectivum und sativum, entweder im Miller und Elsholz, oder im Linne, verwechselt oder verdruckt sey. Da nun beydes, der Porree und der Perl-Lauch das Allium Porrum *Linn.* sind, wie können wir sie denn besser unterscheiden, als wenn wir der Linnéischen Benennung die Beywörter beyfügen, wodurch Bauhin sie von einander unterscheidet, und also den Porree Allium Porrum commune, und den Perl-Lauch Allium Porrum sectivum nennen? Uebrigens haben auch die Alten unter dem Porree und Perl-Lauch keinen Unterschied gemacht, wie aus folgenden Stellen erhellet: „*Porrum* „si *sectilem* velis, post duos menses, quam satus est, ro„teris desecare manentem in areis suis. Si *capitum*

„fa-

„Nachdem ich den Perl-Lauch bereits 2 Jahr gekannt, und in meinem Garten gebauet hatte, habe ich die Entstehungsart und den Ursprung desselben im J. 1768 auf eine so sehr ohngefähre und unerwartete Art zu entdecken Gelegenheit gehabt, daß ich denselben seitdem im Garten haben würde, wenn er auch vorher nie in der Welt gewesen wäre, und daß ich einen jeden lehren kann, wie er denselben selbst erzeugen könne, ohne ihn sich erst von andern geben zu lassen. Ich habe zwar diese Entdeckung bereits im J. 1768, und also schon vor beynahe 7 Jahren gemacht; habe aber dieselbe den Gartenfreunden bisher noch nicht, als eine gemachte neue Entdeckung, bekannt machen mögen, weil ich vermuthete, derjenige, der den Perl-Lauch zuerst erfunden, möchte seine Erfindung vielleicht in einem mir nicht zu Gesichte gekommenen Buche bekannt gemacht haben. Weil ich aber seit diesen 7 Jahren weder in irgend einem Buche etwas davon gehört habe, und die besondere Entstehungs-Art des Perl-Lauches also bis jezt keinem bekannt zu seyn scheint, als nur dem, dem ich dieselbe erzählt, oder überschrieben, oder der dieselbe durch die dritte Hand erfahren haben mag: so will ich dieselbe, da dieser Lauch ohnedem noch wenig, und wie ich aus darüber erhaltenen Briefen weis, in einigen Provinzen Deutschlandes noch gar nicht bekannt, auch in manchen Gegenden gar nicht einmahl zu bekommen ist, jezt zu erzählen mir die Erlaubniß nehmen, um dadurch diejenigen, die diesen beliebten Lauch weder haben, noch auch denselben zu bekommen wissen, und denen dieses Blatt zu Gesichte kommen wird, in den Stand

zu

„facere velis, quod vere severis, Octobri mense trans-
„ferre debebis.“ *Pallad.* de re rust. L. 3, Tit. 24.
„*Porrum si sectivum* facere velis, densus satum praece-
„perunt priores relinqui: et ita cum increverit, secari.
„Sed nos docuit vsus, longe melius fieri, si differas,
„et eodem more, quo *capitatum* modicis spatiis, id est,
„inter quaternos digitos depangas, et cum convaluerit,
„deseces. Cultus autem *Porri capitati* assidua sarritio
„et stercoratio est, nec alius tamen *sectivi*.“ *Colum.* de re rust. L. 11, p. m. 441. Wenn ich hiermit die vorher aus dem Elsholz angeführte Stelle vergleiche, so ist das Porrum capitatum der Alten unser Porree, und ihr Porrum sectile oder sectivum unser Perl-Lauch.

zu setzen, denselben im künftigen Sommer in ihrem Garten selbst zu erzeugen, ohne dazu weder Samen, noch Zwiebeln zu gebrauchen.

Ein Freund des Gartenbaues in Obersachsen brachte mich im J. 1767 auf den Gedanken, den Porree, so, wie er im Winter aus dem Keller, und bey offener Erde aus dem Garten zur Speise verbraucht wird, die an demselben, besonders dann, wenn er sehr dick gewachsen ist, und tief in der Erde gestanden hat, bisweilen befindlichen Nebenschößlinge, die an ihm als junge Porree-Pflanzen hervorwachsen, abzunehmen, und dieselben, sobald man nach dem Winter wieder im Garten arbeiten kann, zu pflanzen. Weil diese Nebenschößlinge die Gestalt der Porree-Pflanzen haben, so vermuthete er, und ich vermuthete es mit ihm, es würde aus denselben ordentlicher Porree erwachsen; eben so, wie aus den Nebensprossen der Artischocken, wenn man dieselben abnimmt und verpflanzt, neue Artischocken-Stauden von eben derselben Art erwachsen, von denen man um einen oder 2 Monathe früher Früchte erhält, als man bekommt, wenn man die Pflanzen erst neu aus dem Samen erzogen hat. Wir vermutheten, weil man jene Nebenschößlinge des Porree schon im Febr. oder März, oder sobald nur die Erde wieder offen, verpflanzen könnte, so würde man auf diese Art schon um Pfingsten völlig erwachsenen und in diesem Jahre noch nicht in Samen gehenden Porree haben; an statt daß man, wenn man ihn erst im April säet, und ihn erst im May verpflanzt, allererst gegen das Ende des Aug. eßbaren Porree haben kann. Ich sammelte in dirser Absicht den folgenden Winter über ein gutes Theil jener Porreeschößlinge, und pflanzte dieselben im März 1768, in Hoffnung, um Pfingsten eßbaren Porree zu haben.

Meine Vermuthung traf jedoch nicht ein. Anstatt daß die verpflanzten Porreeschößlinge ihre Blätter, gleich ordentlichen im Wachsthum begriffenen Porreepflanzen, in die Länge und Breite austreiben, und ihre Stängel in eine walzenförmige Dicke und Ründung wachsen sollten, um eßbarer Porree zu werden, so gingen sie um die Zeit, da der zum Samen gesetzte Porree in die Höhe zu gehen pflegt, und da sie kaum die Dicke eines irdenen Pfeifen-Stiels erreicht hatten, zum Samentragen in die Höhe. Meine Hoffnung, ohne Hülfe eines Mistbeets, im freyen

Garten ungewöhnlich früh, eßbaren Porree zu erlangen, war also vereitelt, weil auch nicht aus einem einzigen Schößlinge neuer Porree ward, sondern sie alle in Samen gingen.

Indessen ließ ich sie, jedoch nicht in der Absicht, um Porreesamen davon zu erhalten, (denn dieser würde, weil die samentragenden Stauden kein ordentlich erwachsener Porree gewesen, untauglich gewesen seyn,) sondern ganz von ohngefähr stehen. Und eben so von ohngefähr bemerkte ich im Jun., daß neben verschiedenen von ihnen, besonders neben denen, die am spätesten aufgeschossen waren, eben solche Nebenschößlinge hervorkamen, als sie selbst ihrem Ursprunge nach waren, und daß sich die Zahl derselben bey einigen im Jul. bis auf 3 und 4 Schossen vermehrte. Ich schnitt also einigen die Samenstangen ab, um zu sehen, was weiter daraus werden würde. Dies hatte die Wirkung, daß sich bey einigen von ihnen die Zahl der Nebenschossen vermehrte, und daß das Ansehn eines solchen Busches, dem Ansehn eines mit noch nicht vielen Nebenschossen versehenen Perl-Lauch-Busches ähnlich war (*).

Ich

(*) Bis auf den Augenblick, da ich diesen Aufsatz zu diesem neuen Abdruck übersehe, habe ich geglaubt, ich sey der erste, der die Entstehungs-Art des Perl-Lauches entdecket. Ich sehe aber aus dem, was ich in der vorhergehenden Note aus dem Elsholz, *Palladius* und *Columella*, angeführet, und zwar schon vorhin darin gelesen, aber immer übersehen, und allererst jezt bey abermahligen Nachdenken verstehen gelernt habe, daß man nach Elsholzens schon vor etwas mehr als 100 Jahren gegebenen Anweisung, den Lauch, welchen er Schnitt-Lauch oder Asch-Schnittlauch nennt, und jezt Perl-Lauch genannt wird, dadurch erhalte, daß man den Porree zur Speise abschneidet, und ihn keine Samenköpfe tragen läßt, und daß das Abschneiden des hervorsteigenden Samenkopfs gerade dasjenige sey, was den Porree zwingt, Nebenzwiebeln, und also Perl-Lauch zu treiben. Und noch mehr; daß diese Art der Erzeugung des Perl-Lauches, die ich zuerst entdeckt zu haben glaubte, schon um die Mitte des 1sten Jahrh. u. C. G. vom *Columella*, und nachher am Ende des 2ten Jahrh. vom *Palladius* gelehret sey. Die Ehre der ersten Erfindung des Perl-Lauches, ob ich denselben wirklich also entdeckt habe, daß ich ihn besitzen würde, wenn er auch gleich nie vorher existirt hätte, gebe ich also zur Hälfte auf, weil *Columella* über 1700, *Palladius* fast 1600, und *Elsholz* über 100 Jahr eher, in

dem

Ich nahm einige derselben auf, und fand, daß sich aus dem untern Theile der Pflanze bereits so manche kleine, einer Perle ähnliche Zwiebel, herausgeworfen hatte, als dieselbe Nebenschößlinge getrieben hatte (*); daß einige dieser Pflanzen auf der andern Seite der ersten Neben-Schossen, gleichsam buckelicht gewesen waren, und daß unter der Haut dieses Buckels mehrere kleine runde Zwiebeln lagen, welche im Begriff waren, die Haut, unter welcher sie lagen, zu zersprengen, und dann ihr Laub aus der Erde hervorzutreiben; und daß endlich alle diese kleinen Zwiebeln die Gestalt, den Geruch und den Geschmack desjenigen Lauches hatten, welchen ich damahls schon seit 2 Jahren unter dem Nahmen des Perl-Lauches, als ein besonderes Geschlecht des Lauches gehabt hatte.

Ich ließ also die übrigen fortwachsen, und nahm sie erst zu der Zeit auf, da ihr Laub trocknete, und ihr Wachsthum geendigt war, und bekam lauter Perllauch-Zwiebeln, wiewohl, weil sie zum Wachsthum kaum 4 Monath gehabt hatten, in geringer Anzahl, und mehrentheils sehr klein. Diese neuen Zwiebeln pflanzte ich, gleich dem Perl-Lauche, welchen ich bereits hatte, zu seiner Zeit aufs folgende Jahr; sie keimten, gleich jenen, bald hervor, vermehrten sich eben so, wie jener, durch mehrere neue Nebenschößlinge, und waren der ordentliche Perl-Lauch.

Wer also den Perl-Lauch noch nicht hat, und ihn bisher vergeblich gesucht hat, löse die an dem den Winter über

den aus ihren Schriften angeführten Stellen eine Anweisung gegeben haben, dadurch zu Perl-Lauch zu gelangen, daß man den Porree oft abschneidet und ihn nicht in Samen gehen lässet; halb aber glaube ich Recht zu haben, mir dieselbe zuzueignen, weil die von mir entdeckte Art seiner Erzeugung, von dem, was jene geschrieben haben, dadurch unterschieden ist, daß ich ihn aus den Nebenschossen zu erziehen lehre.

(*) Diejenigen Zwiebeln, welche Grotjan im Calend. perpet. Th. 2, S. 94, Winterzwiebeln nennt, Cepa oblonga J. B. haben auch die Eigenschaft, daß sie Nebenbrut treiben. „Bey dem Wachsthum dieser Zwiebeln," schreibt er, S. 96, „nimmt man wahr, daß viele Nebensprößchen an „ihnen aufwachsen, — — und es findet sich nachher ein „Bündel Zwiebeln, so eine ganze Hand ausfüllt, bey einander."

über zu verspeisenden Porree befindlichen Nebenschößlinge von demselben also ab, daß an ihnen einige Zäserchen von Wurzeln bleiben, verwahre diese nach und nach, so wie der Porree zur Speise gebraucht wird, abgenommenen Nebenschößlinge bis in den Febr. oder März, da man pflanzen kann, im feuchten Sande; pflanze sie nachher ½ Fuß weit aus einander in solches Land, welches theils nicht frisch gedüngt ist, theils auch keinen sichtbaren Mist mehr in sich hat, so tief, als sie weiß sind, und als sie folglich vorher in der Erde gestanden haben; und schneide ihnen, sobald sie aus ihren Herzen einen Samenstängel zu treiben beginnen, den Ansatz des Samenkopfes ab, damit sie keinen Samen tragen können; es werden sich dann an verschiedenen derselben bald einige kleine runde Zwiebeln erzeugen, welche man, wenn das Laub, welches sie getrieben, trocken geworden ist, aufnehmen, und gegen den Sept., um die Zeit, da man den allgemein bekannten Fleisch-Lauch (Klumpbollen) wieder einpflanzt, auf ein ordentliches Beet ½ Fuß weit ins Quadrat verpflanzen kann, so wird er bereits im folgenden Jahre eine reiche Aernde davon haben.

Sollte es sich fügen, daß jemand an seinem diesjährigen Porree etwa keine Nebenschossen vorfände, so ist noch ein Mittel, wie man dennoch den Perl-Lauch auch selbst erzeugen kann, nähmlich vermittelst der aufs Frühjahr zum Samen zu setzenden Porreestangen. Wenn nähmlich der Porree gleich im ersten Sommer keine Neben-Schossen getrieben hat, so wird man dennoch unter einer Quantität des zum Samen gesetzten Porree, verschiedene Samenstangen finden, neben denen zu der Zeit, da sie Samen tragen, Schößlinge hervorkommen. An diesen wird man demnächst, wenn der Porreesame reif ist, einige kleine, wie Perlen glänzende, runde oder rund zugespitzte, oder plattrunde Zwiebeln von der Größe einer Linse oder einer Erbse, selten aber größer, finden. Ja, man wird dergleichen zu Zeiten so gar dann an den, nach geschehener Reifung des Samens, dürre gewordenen Porreestangen finden, wenn man auch gleich vorher keine Nebenschößlinge hat hervorgrünen sehen; die sich aber, weil sie die äußerste Haut der Porreestaude, unter welcher sie erwachsen sind, zersprenget haben, und nun so klein, und zum Theil noch kleiner, als eine Erbse, neben dem Mutter-

Stam-

Stamme liegen, beym Ausziehen der Samenstaude leicht in der Erde verlieren, wenn man die Staude nicht sorgfältig aufnimmt. Auch vermittelst dieser, wenn man mit ihrer Einpflanzung nach der zuvor gegebenen Anweisung verfährt, kann man zu dem ordentlichen Perl-Lauche gelangen (*).

Der sogenannte Perl-Lauch ist also ganz offenbar ein Abkömmling des Porree; und wer Porree hat, kann denselben ohne Samen und Zwiebeln selbst erzeugen. Aus den Zwiebeln, mit denen er sich vermehrt, wird auch nie wieder Porree, sondern er bleibt immer Perl-Lauch. Ob indessen aus dem Samen des Perl-Lauches (denn die gelegte Mutterzwiebel desselben treibt mehrentheils einen Samenstängel, der dem vom Porree ganz ähnlich, nur etwas dünner und niedriger ist, und bringt reifen, dem Porreesamen ähnlichen Samen,) wiederum Perl-Lauch, oder Porree erwachse, kann ich nicht bestimmen. Ich habe den Samen nie weder aufgenommen, noch wieder gesäet, theils, weil es, wenn Perl-Lauch daraus würde, eine eben so unnöthige Mühe verursachen würde, Perl-Lauch aus dem Samen zu ziehen, als es eine unnöthige Sache seyn würde, wenn man im Ernst die Kartoffeln aus Samen ziehen wollte, indem man ihn, durch seine Zwiebeln, selbst durch diejenigen, die kaum die Größe einer Erbse haben, ohne Mühe vermehren kann (**).

Da nun der Perl-Lauch ein Abkömmling des Porree ist, so erhellt hieraus zugleich, was für einen Gebrauch man von demselben eigentlich in der Küche machen könne, nähmlich eben denselben, den man vom Porree macht.

(*) Nach dem, was ich in den beyden ersten Noten dieses Aufsatzes aus dem *Columella*, *Palladius* und *Elsholz* angeführet, kann man den Perl-Lauch auch auf diese Art hervorbringen: Man schneide die versetzten Porreepflanzen im ersten Sommer oft ab, damit sie dadurch gezwungen werden, bald Zwiebeln auszutreiben; im zweyten Jahre lasse man den Porree nicht in Samen gehen, sondern schneide ihm den Samenstängel ab, sobald derselbe hervortreibt, u. s. w.

(**) Elsholz schreibt in der in der ersten Note dieses Aufsatzes angeführten Stelle: der Perl-Lauch, welchen er daselbst Asch-Schnittlauch nennt, könne durch seinen Samen fortgepflanzt werden, man pflanze ihn aber durch seine Zwiebeln viel bequemer fort.

macht. Er vertritt also nicht die Stelle einer eigentlich so genannten Zwiebel, oder Lauches, z. E. des Fleisch- oder Jacobs-Lauches, der Schalotten, des Schnitt-Lauches, als welche sämmtlich hohle und röhrenförmige Schloten haben, sondern den Porree, dessen flachen Blättern auch seine Blätter völlig gleichen. Im Frühjahre, etwa im May, wird er zu der Zeit zur Speise brauchbar, da der Porree des vorigen Jahres in Samen geht, und zur Speise unbrauchbar wird. Er hat alsdann zwar noch keine förmliche runde, sondern nur dünne walzenförmige Zwiebeln, wie junge Porreepflanzen; man kann aber doch seine alsdann noch dünne Stangen, so weit sie in der Erde gestanden, statt des Porree, auch, wenn man will, sein zartes Laub an die Speisen gebrauchen. Wenn er nach Pfingsten Zwiebeln angesetzt hat, kann man diese bis zu der Zeit, da sich sein Laub zu verlieren anfängt, immer frisch aus der Erde, und wenn er gegen Jacobi trocken und reif ist, die aufgenommenen und in einer Schachtel verwahrten Zwiebeln zur Speise gebrauchen. Gegen Michaelis fängt er an zu treiben, und wird aufs neue eingepflanzt, und gegen die Zeit ist der neue Porree an seiner Statt eßbar. Und so kann man mit ihm und dem Porree ein halbes Jahr um das andere abwechseln."

Vom Perllauche, von Hrn. Impostcommissair Schulz in Lüneburg, st. in Hirschfeld's Taschenbuch für Gartenfreunde, a. d. J. 1785, (Kiel, 12.) S. 165 — 170.

Bemerkungen über vorhergehenden Aufsatz, von Hrn. Stein, in Haldem, st. im 35 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1786, Col. 553 — 560.

Hrn. Schulz Beantwortung darauf, st. im 51 St. dess. v. e. d. J. Col. 811 — 816.

Hrn. Stein Fortsetzung der Beobachtungen über die Entstehung des Perllauchs, st. im 103 St. dess. v. e. d. J. Col. 1637 — 1644.

Hrn. Schulz Zusätze zu seiner Abh. vom Perllauche, st. in Hirschfeld's Taschenb. für Gartenfr. a. d. J. 1787 und 1788, S. 160 — 168."

Hrn. Stein fortgesetzte Beobachtungen über die Entstehung des Perllauchs, st. im 30 und 31 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1788, Col. 473 — 488.

Hrn. Schulz Fortsetzung seiner Abh. vom Perllauche, st. im 53 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1789, Col. 843 — 848.

Eb. Dess. letzte Zusätze zu seiner Abh. im Gartenkalend. 1785 und 1788, st. in Hirschfeld's Taschenb. 2c. a. d. J. 1789, S. 190 — 193.

3. Schnitt-Lauch, Binsen-Lauch, Briß-Lauch, Gras-Lauch, kleiner Hohl-Lauch, Schnittling, Spalt-Lauch, Niederſ. Beeslok; Porrum ſectivum iuncifolium (minus) *C. B.* Porrum ſectivum *Trag. Fuchſ. Lonic.* Porrum ſectile *Matth.* Cepa ſectilis iuncifolia perennis *Moriſ.* Porrum Tarentinum; Allium Schoenopraſum (Gethyllis, I. minus), ſcapo nudo, folia adaequante, foliis teretibus ſubulato-filiformibus *Linn.* Allium ſtaminibus ſimplicibus, foliis radicalibus, teretibus ſcapi longitudine *Hall.* Franzöſ. Cive, Cive d'Angleterre, Civette; Engl. Cives; Schwed. Gräslöck; Holländ. Bieslooc; Dän. Pulög; eine Art des Lauches mit einem flachblätterigen Stamme, und zart gekerbten Blättern. Es iſt urſprünglich eine Alpen-Pflanze, und wird in der Schweiz, in Sibirien und Oeland reichlich wachſend angetroffen. Die kleine, längliche Zwiebel treibt viele walzenförmige hohle Blätter und Stängel, welche einander ganz ähnlich und ungefähr 1 Fuß hoch ſind. Die Blumenſcheide iſt weißlich, mit röthlichen Adern durchzogen, kurz, und ſpaltet ſich von einander. Die Blumen ſtellen ein doldenförmiges Köpfchen vor, und ſind aufwärts gerichtet. Die Blumenblätter ſind eyförmig, zugeſpitzt, blaß-purpurfarbig, in der Mitte der Länge nach mit einer dunklern Linie bezeichnet, in 2 Reihen geſtellet, und unterwärts faſt mit einander verwachſen. Die 6 Staubfäden ſind unterwärts mit den Blumenblättern und unter ſich ſelbſt verwachſen, und endigen ſich nur mit einer Spitze. Die Frucht iſt länglich, ſtumpf, und aus 3 rundlichen Klappen zuſammengeſetzt. Die Samen ſind eckig und ſchwarz. Der ſtarke und beſondere Geruch macht die Pflanze leicht kenntlich, und wo dieſelbe auf den Wieſen, wie in der Schweiz, häufig wächſt, erhält Milch und Butter einen unangenehmen Geſchmack.

In

In Deutschland wird dieser Lauch in Gärten gezogen, und kann im Frühlinge oder Herbste durch Zertheilung der alten Stöcke vermehret werden, am besten aber im Herbste, weil er hernach im Frühlinge eher brauchbar wird, auf 3 Fuß breite Beete, etwa 6 Zoll weit ins Gevierte; in jedes Loch 3 bis 4 Stück seiner Zwiebelchen. Er nimmt fast mit jedem Orte im Garten fürlieb. Er kann an Einem Orte etliche Jahre stehen bleiben, ehe man eine Umpflanzung vornehmen darf; doch ist es besser, ihn alle 2 Jahr umzusetzen. Es bleibt dieser Lauch, Winter und Sommer über, an Einem Orte stehen, erfriert niemahls, und die Wurzeln verderben nicht, außer wenn er gar zu lange an Einem Orte gestanden hat, und durch die häufig angesetzte Brut gleichsam erstickt wird. Er kann auch zur Einfassung kleiner Beete, 2 bis 3 Zoll weit in einer Reihe her gepflanzt werden, und macht dann binnen kurzer Zeit eine voll ausgewachsene Reihe aus; wenn man Blätter und Stängel zuweilen abschneidet, ist diese Einfassung schöner, als von Buchs-Baum; unterläßt man aber das Verschneiden, und die Blätter wachsen zu hoch, so werden solche vom Wind und Regen aus einander getrieben, und bekommen ein verwirrtes Ansehen. Das Abschneiden muß aber nicht bey Regen-Wetter geschehen, weil das Wasser in die abgeschnittenen röhrenförmigen oder hohlen Stängel und Blätter eindringt und dieselben gelb macht, wiewohl es dem Gewächse an sich nichts schadet. Dieser Lauch läßt sich zwar auch aus seinem Samen ziehen, welcher im Jun. reif wird; da er aber weit geschwinder durch Zertheilung seiner Büsche, und durch Fortpflanzung seiner jungen Zwiebelchen sich erlangen läßt, so wird niemand leicht darauf verfallen, solchen Samen anzubauen, und die Vermehrung mit Samen ist ganz unnöthig.

Der

Der Schnittlauch hat seinen Nahmen daher erhalten, weil er, wenn die Blätter noch zart sind, zum täglichen Küchen-Gebrauch abgeschnitten wird. Der Geruch und Geschmack ist beißender, als der Porree, jedoch milder, als der Geschmack der im Jul. zum Frühlings-Salat gesäeten Bollen und Winter-Zwiebeln. Dem ungeachtet muß man, wenn man ihn genossen hat, und eine Person, die ihn nicht genossen hat, küssen will, nach *Martialis* Rathe, mit geschlossenen Lippen küssen (*).

Wenn man den Schnitt-Lauch in die Küche brauchen will, muß man ihn nicht mit den Händen abreissen, sondern mit einem scharfen Messer gleich und sauber abschneiden, und auf die Stumpfen oder Stürzel, Sand oder trockne Erde streuen, damit die natürliche Feuchtigkeit sich nicht zu viel ausziehe, und die eindringende Nässe des Regens keine Fäulung verursache. Er läßt sich in Suppen, Salat, Eyer-Kuchen, und zu andern Speisen mehr (s. ob. S. 709, f.) gebrauchen; man muß sich aber doch desselben mäßig bedienen. Das Federvieh, zumahl die Truthühner, gedeihen vortrefflich darnach.

Eine Varietät des Schnitt-Lauches ist: der Johannis-Lauch, oder Jacobs-Lauch (**), Fleisch-Lauch,

(*) Fila Tarentini grauiter redolentia porri
Edisti quoties, oscula clausa dato.

Martial. L. 13. epigr.

(**) Weil dieser Lauch um Jacobi (d. 25 Jul.) aus der Erde genommen wird, wird er Jacobs-Lauch, und dessen Zwiebel die Jacobs-Zwiebel genannt; und diesen Nahmen verdient er mit mehrerm Rechte, als den Nahmen Johannis-Lauch, weil er in etwas kalten und schweren Boden erst um Jacobi, hingegen um Johannis noch keiner reif wird, ausser nur der, welcher verkümmert ist, oder in dürrem Sand-Boden steht.

Lauch, großer oder süßer Hohl-Lauch, holländischer Lauch, Klump-Bollen, Gleben, Kleeben, gelbliche Winter- oder Schnitt-Zwiebel, welche keinen Samen bringt, Porrum sectivum iuncifolium (maius) *C. B.* Porrum Getium *Gesn.* Porrum iuncifolium maius *Elsh.* Allium Schoenoprasum (Getium s. maius) *Linn.* Fr. Ciboule vivace. Er ist zwar eine Art von Zwiebel, bekommt aber keine eigentlich runde Zwiebeln, sondern gelbe längliche Bollen, welche nie in Samen gehen, sondern, wenn sie ja in Samen gehen, welches doch nur selten geschieht, statt des Samens kleine runde grüne Zwiebeln tragen. Er wird hauptsächlich im Frühlinge, so lange die im Jul. gesäeten Bollen und Winter-Zwiebeln noch nicht brauchbar sind, an statt frischer Bollen und Winter-Zwiebeln gebraucht. So sehr derselbe ehedem im Gebrauche war, so ist er doch jezt so selten, daß er nur wenigen bekannt, und kaum noch anders, als in botanischen Gärten, anzutreffen ist (*). Obgleich zuweilen aus einer oder der andern dieser Zwiebeln ein Samen-Stängel hervor schießt, der dem aus dem Porree und den Bollen hervorschießenden ähnlich ist, so erfolgt doch weder Blüthe, noch Samen, und er kann also nicht anders, als durch die Zwiebeln, fortgepflanzet werden. Man setzt die Zwiebeln dieses Lauches, gegen die Mitte des Augustes, in ein gutes, mürbes und fettes, aber nicht frisch gedüngtes Erdreich (**), nach der Garten-

Schnur,

(*) Die Londner Gärtner ersetzen seine Stelle mit einer andern Art Zwiebeln, nähmlich mit Bollen, welche im Winter im Hause ausgewachsen sind, welche sie zeitig im Frühlinge pflanzen, deren Schloten dann in kurzer Zeit brauchbar werden, und welche sie hernach wieder aufnehmen, ihre äussere Haut ablösen, und sie, in Bündel gebunden, zu Markte bringen, und an statt Johannis-Lauches verkaufen.

(**) Wer ein Liebhaber eines recht stark und scharf schmeckenden Lauches ist, lasse im April, vermittelst der schmahlen Hacke zwi-

Schnur, in Reihen, worin sie so tief zu stehen kommen, daß sie, wenn die Reihe wieder zugeharket worden ist, über der Erde nicht zu sehen sind, und also 2 bis 3 Zoll tief, ½ Fuß weit von einander, doch so, daß die folgende Reihe jedes Mahl 1 Fuß von der andern entfernt ist. Setzt man diesen Lauch aber völlig 1 Fuß ins Quadrat, so erhält man einen desto köstlichern Lauch, besonders wenn man bald, nachdem er aufgegangen ist, die Erde an demselben sanft anscharret, und damit im Herbste sowohl, als im folgenden Jahre, fortfährt. In den künftigen Jahren nimmt man allezeit die kleinsten Zwiebeln zum Wiederpflanzen, und die größern gebraucht man zur Speise. Hauptsächlich wird dieser Lauch nur grün und frisch aus der Erde gebraucht, nähmlich vom Frühlinge an, wenn der Busch etwa so dick ist, daß er die Hand, mit welcher man ihn umfasset, füllet, welches er oft schon im May wird. Solcher Gestalt fährt man fort, ihn zu ge-

zwischen den Reihen des Lauches einen halben Fuß tiefe Furchen machen, diese Furchen mit ganz verfaultem Miste eben so tief ausfüllen, und dann mit Erde bedecken. Der Lauch steht alsdann ganz tief in der Erde; seine Zwiebel wächst bis an die Oberfläche der Erde herauf in die Länge, und wird ungemein dick, zugleich aber auch so stark riechend und schmeckend, daß man sich bey dem Abschneiden der Schloten des aufgenommenen Lauches entfernen muß, weil es die Augen stark angreift; daß man auch in den ersten 14 Tagen in dem Zimmer, wohin er gelegt ist, vor seinem starken Geruche nicht aushalten kann. Alsdann aber hat er im Geschmack mit den Bollen fast gleiche Stärke. Viele Zwiebeln setzt er zwar, wenn er so tief steht, nicht an, aber die 4, 5 oder 6, die er ansetzt, sind alsdann auch so viel länger und dicker. Nur darf der beygelegte Mist den Lauch selbst nicht berühren. Wenn aber etwa im May oder Jun. eine Dürre einfiele, müssen die mit Mist ausgelegten Furchen, ab und an, durchdringend begossen werden. Dieses Beylegen des Mistes kann auch ganz nützlich schon um Michaelis, wenn der Lauch einiger Maßen hervorgewachsen ist, geschehen. Lezteres wird im Jardinier François, S. 147, angepriesen: „de les bien sarcler, biner, et si vous voulez *fumer avant l'hyver.*“

brauchen, bis seine Schloten, die wenn er fein einzeln und weitläuftig steht, und fetten auch sonnenreichen Boden hat, oft eine Elle lang werden, gelb geworden sind, oder umfallen. Dies ist bey allen Arten von Zwiebeln, bey Bollen, Schalotten und Perl-Lauche, das Zeichen, daß sie reif sind. Und alsdann muß er aufgenommen werden. Versäumt man dieses einige Zeit, und wenn es auch nur 8 Tage wären, so wird der Haufe Zwiebeln, die sich jedes Mahl von Einer Zwiebel erzeugt haben, in der Erde leicht schimmelig, faul und unbrauchbar (*). Sind die Büsche aufgenommen, so werden die Schloten oberhalb der Zwiebeln abgeschnitten; die Zwiebeln selbst aber, deren zuweilen 15, bis 20, und mehr, eine an die andere gewachsen sind (**), werden aus einander gerissen, so daß jede nun vor sich allein ist; und dann werden ihnen

(*) Aus dieser Ursache muß er in manchen Jahren schon um Johannis, so frisch und grün er auch noch ist, aufgenommen werden. Denn in vor und nach Johannis feuchten Sommern nimmt man zuweilen um Johannis schon fallende Büsche wahr. Alsdann aber ist es Zeit, durch ein geschwindes Aufnehmen das übrige zu retten; indessen ist die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß ein solcher früh aufgenommener Lauch, weil er die Zeit seines Wachsthumes noch nicht vollendet hat, auch, nachdem er aufgenommen ist, zu wachsen fortfährt, und man also genöthigt ist, ihn noch vor Jacobi wieder zu pflanzen, wozu es denn um diese Zeit manchmahl an ledigem Lande fehlt. Doch kann man jenes Anfaulen ziemlich verhüten, wenn man den Lauch, welcher sich um Johannis aus einander dränget, und zwischen den Zwiebeln eine Höhlung macht, sofort aufnimmt, und ihn in einem Kreise herum, ohne daß er sich berührt, mit Erde bedeckt, bis die Schloten gelb sind und abfallen. Man macht es mit den Hyacinthen-Zwiebeln eben so, weil ihrer viele sonst, wenn man auf das völlige Gelbwerden des Laubes wartet, faul werden. Siehe Th. XXVII, S. 438.

(**) Je dünner die Zwiebeln dieses Lauches bleiben, desto stärker pflegt die Anzahl der Zwiebeln zu seyn; je dicker sie aber werden, desto geringer sind sie an der Zahl. Hr. Superint. Lueder versichert, ihn in manchen Jahren so stark und dick gehabt zu haben, daß ein Busch ihrer nicht mehr, als 5 bis 6, hatte, die aber an Gewicht mehr ausmachten, als wenn der

nen die Wurzeln, die oft mehr als einen Finger lang sind, so nahe unter der Zwiebel abgeschnitten, daß nur die Zwiebel selbst nicht beschädiget wird. Bey dieser Arbeit bröckelt die an dem Zwiebel-Busche sitzende Erde von selbst ab. Dann läßt man sie auf dem Boden des Hauses, oder auf einer lustigen Kammer, einzeln ausbreiten, damit sie völlig trocken werden. Die großen, wenn man sie nicht bald als ein Gemüse speiset, kann man, ehe sie völlig trocken werden, (denn wenn sie ganz dürre werden, sind es nichts als Blätter, die eines über dem andern liegen,) noch in Bouillon-Suppen gebrauchen, welche von ihnen einen angenehmen Geschmack bekommen; einen Geschmack, der selbst denen nicht unangenehm ist, die sonst keine Freunde von Zwiebeln sind.

Wenn man diesem Lauche die Wurzeln nicht verkürzt, und ihn nicht aus einander reisset, sondern die Büsche selbst nur so auf den Boden legt, wie sie gewachsen sind; wenn man sie auch nicht ausbreitet, sondern auf einen Haufen wirft: so wachsen die Zwiebeln aus, und werden zur Speise sowohl, als zum Pflanzen, untüchtig. Der Erfahrung nach, erzeuget ein solcher Lauch, welcher vor dem Pflanzen schon ausgewachsen ist, hernach niemahls so viele Zwiebeln, als derjenige, welcher noch nicht ausgewachsen ist. Indessen kann man das Auswachsen, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, doch nicht allezeit verhüten, besonders, wenn der Boden, oder das Zimmer, wo er aufbewahrt wird, sehr heiß ist, oder, wenn man ihn, aus Mangel eines ledigen Beetes, oder aus Verhinderung, etwas später gegen Michaelis pflanzt. Man thut daher wohl, wenn man ihn, nachdem er

der Busch 15 und mehr ordinaire Zwiebeln gehabt hätte. S. Dessen Briefe über die Bestellung eines Küchengartens, 1 Th. (Hannov. 1778, 8.) S. 84.

aufgenommen ist, sobald man kann, aufs neue wieder pflanzt.

Hr. Superint. Lucder hat eine besondere Wahrnehmung gemacht, die Freunden dieses Lauches, die denselben gern bis an den Winter frisch aus der Erde hätten, angenehm seyn wird. Er vergaß einstens den Johannis-Lauch zu pflanzen, und als er ihn hernach pflanzen wollte, war er sämmtlich so lang ausgelaufen, daß er ihn nicht mehr pflanzen konnte. Gegen das Frühjahr hatte er Gelegenheit, noch etwa ein halbes Schock Zwiebeln zu bekommen, die zum Theil noch gar nicht, zum Theil aber nur sehr wenig ausgewachsen waren. Er pflanzte solche d. 5 März. Sie kamen bald hervor; ihre Schloten wuchsen, wurden jedoch nur $\frac{1}{2}$ Schuh hoch, auch nur halb so dick, wie sonst; die Büsche selbst blieben dünn, so daß jeder kaum 3 bis 4 Zwiebeln ansetzte; (denn jede Zwiebel, die sich ansetzt, treibt ihre eigene Schloten hervor, welche sich etwa 1, auch wohl 2 Z. über der Erde in 2 oder 3 Halme vertheilt;) sie blieben vorerst grün; endlich gegen Jacobi, da der Johannis-Lauch gemeiniglich reif wird, fielen alle Schloten um, und, da sie nicht hoch und also auch nicht dick waren, so verschwanden in einigen Tagen alle seine Lauch-Büsche. Er bekümmerte sich vorerst nicht weiter darum, bis er kurz nachher, um die Zeit, da der neugepflanzte Lauch hervorzuwachsen pflegt, bemerkte, daß sein, seiner Meinung nach, vergangener Lauch hervorwuchs, und zwar mit so vielen Schloten, und so stark und geschwinde, wie er es noch nie wahrgenommen hatte. Er ließ ihn also stehen, und um Michaelis und noch nachher konnte er grünen und frischen Lauch essen, der eben so große und starke Zwiebeln angesetzt hatte, wie der vor dem Winter gepflanzte. Im October mußte er ihn aufnehmen lassen, weil er um dieser einen Reihe Lauches willen das ganze Beet nicht liegen

gen lassen konnte. Bewohnt man nun ein Haus, worin man den Johannis-Lauch so verwahren kann, daß er weder zu warm, noch zu feucht liegt, so kann man denselben auf diese Art, alle Jahr gleich nach der Zeit, da man keinen mehr zur Speise hat, frisch aus der Erde haben.

Die länglichen Zwiebeln dieses Lauches sind manchem eine angenehme Speise bey einem gekochten Stücke Rindfleisch, welches aber auch Viele gar nicht essen mögen.

Lauch, (Asch-) s. oben, S. 702.
— — (Binsen-) s. oben, S. 719, fgg.
— — (Briß-) s. eb. das.
— — (Feld-) s. oben, S. 696.
— — (Fleisch-) s. oben, S. 721, fgg.
— — (Französischer) s. oben, S. 702.
— — (Gauchgauch-) s. *Acetosella*, Th. I, S. 266.
— — (Gras-) s. oben, S. 719, fgg.
— — (Haus-) s. Hauslaub, Th. XXII, S. 390.
— — (Hohl-) großer, s. oben, S. 722, fgg.
— — (—) kleiner, s. oben, S. 719, fgg.
— — (Holländischer) s. oben, S. 721, fgg.
— — (Hunds-) s. oben, S. 696.
— — (Jacobs-) s. oben, S. 721, fgg.
— — (Johannis-) s. eb. das.
— — (Italiänischer) s. oben, S. 702.
— — (Perl-) s. oben, S. 710, fgg.
— — (Schnitt-) s. oben, S. 719, fgg.
— — (Spalt-) s. eb. das.
— — (Spanischer) s. oben, S. 702.
— — (Topf-) s. oben, S. 702.
— — (Wilder) s. oben, S. 701.
— — (Zahmer) s. oben, S. 702.

Lauch-Distel, Eryngium; s. Mannstreu.

Lauch-Farbe, L. Color porraceus, oder prasinus, eine gelblich grüne Farbe, welche ein wenig in das

Braune fällt, den Uebergang in dasselbe ausmacht, und der grünen Farbe des Knoblauches gleicht. Sie ist dunkel, und gleichsam aus Grasgrün und sehr wenig Braun gemischt. Die Oliven-Farbe ist eine Abänderung derselben.

Daher lauchfarbig oder lauchgrün, diese Farbe habend.

Laucha, Lauche, eine kleine, nach dem großen Brande am 13 Apr. 1731 bis auf 20 Häuser, neu erbauete schriftsässige kurfürstliche sächsische Stadt, in einem angenehmen Thale an der Unstrut, in Thüringen, 1 Meile von Freyburg, deren Pfarr-Kirche seit der Zeit eine der schönsten im Lande ist, und deren Einwohner vornehmlich Ackerbau und Viehzucht, aber auch einigen auswärtigen Handel mit wollenen und andern Waren treiben. Bey den dortigen 2 Jahr-Märkten wird allemahl Freytags und Sonnabends vorher Flachs- und Vieh-Markt gehalten.

Läuchel, Läuchel-Kraut, Knoblauch-Kraut; s. *Alliaria*, im I Th., S. 514, fgg.

Läuchel-Gras, Poa bulbosa *Linn.*; s. Zwiebel-Gras.

Läuchel-Kraut, siehe Läuchel.

Lauchhammer, bey Mückenberg in Sachsen, ist wegen der daselbst befindlichen gräfl. Einsiedelschen Eisen Fabrik, insonderheit Eisen-Gießerey, berühmt; s. im LIV Th. S. 382, f.

Lauchstädt, ein Amt im Hochstifte Merseburg, im obersächsischen Kreise, welches 2 Städte (Lauchstädt und Schafstädt), 11 Schriftsassen mit 15 Dörfern, 13 Amtsdörfer, überhaupt 28 Dörfer, und ein kurf. Vorwerk in sich begreift.

Das schriftsässige Städtchen Lauchstädt, ist theils wegen seines heilsamen mineralischen Wassers, und der bewiesenen häufigen Proben seiner Wirksamkeit bey vielen sich jährlich daselbst versammelnden Kran-

Kranken aus allen Gegenden Deutschlandes und dessen Nachbarschaft, theils wegen der mannigfaltigen Verschönerungen und neuen Anlagen, womit es der jezige Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III. seit mehrern Jahren bereichert hat, merkwürdig. Es liegt, nach v. Gersdorf 380 par. Fuß über der Meeres-Fläche, in einer großen weiten Ebene, 4 Meilen von Leipzig, 1 Meile von Merseburg, $1\frac{1}{2}$ M. von Roßbach, 2 Meilen von Weißenfels, 3 Meilen von Naumburg und Eisleben, $1\frac{1}{2}$ Meile von Querfurth, und eben so weit von Halle. Die Breite oder Pol-Höhe wird 51° 31′ 0″, die Länge oder der Abstand vom Meridian 29° 52′ 0″ angegeben.

Den Nahmen führt Lauchstädt ohne Zweifel von einem kleinen, die Stadt durchfließenden, Bache, die Lauche genannt. Nach einer, beym Reinhard, de Offic. Imp. Sax. S. 95, zuerst gedruckten, Urkunde, hat Kaiser Karl IV. zu Bauzen, am 18 Febr. 1350, die Land-Grafen in Thüringen mit der Pfalz-Grafschaft Lauchstädt, und dem Reichs-Ober-Jäger-Meister-Amte, beliehen. Es ist aber gewiß, und Schöttgen hat es, in der Vorrede zu seinen Invent. dipl. Hist. Saxon. sup. §. 24, bereits umständlich bemerkt, daß diese Pfalz Lauchstädt ein Hirngespinnst gewesen sey, und die Kanzelley gedachten Kaisers die Land-Grafen mit deren Beleihung hintergangen habe. Zuverlässiger ist dagegen, daß Lauchstädt zu Anfange des 14ten Jahrh. zur Mark Landsberg gehört hat, von solcher an das Erz-Stift Magdeburg gekommen, und von diesem im J. 1370, zuerst an das Stift Merseburg, dem damahls Bischof Friedrich von Hoym vorstand, verpfändet worden ist. Lezterer vermehrte auch anfänglich den Pfand-Schilling, soll aber, wie ihm die merseburgische Bischof-Chronik, in *Ludewig* Reliq. To. IV, S. 437, beymißt, damit umgegangen seyn, nach erlangter erzbischöfl. magdeburgischer

Würde, Lauchstädt dem Stifte Merseburg wieder zu entreissen. Sein baldiges Ende vereitelte inzwischen alles Nachtheilige. Bischof Heinrich von Stollberg verstärkte im Jahr 1393 das Lehn noch mit einer ansehnlichen Summe, bis es endlich im J. 1444 Ecz-Bischof Günther von Liebenau und Scopau, an den Bischof Johann zu Merseburg und an dessen Stift erb und eigenthümlich überließ, auch Papst Nicolaus V. im J 1455 die nöthige Confirmation ertheilte. Und seitdem ist Lauchstädt unverrückt bey dem Stifte Merseburg geblieben. Herzog Christian I. zu Sachsen-Merseburg bauete das noch vorhandene Schloß, auf welchem dessen Sohn Herzog Philipp, der 1657 geboren war, und als herzogl. braunschweigischer Obrister 1690 in der unglücklichen Schlacht bey Fleury, sein Leben einbüßte, seine Residenz hatte. Nach gänzlichem Abgange des Hauses Sachsen-Merseburg, kam Lauchstädt, nebst dem ganzen Stifte, im J. 1738 an das hohe Kur-Haus Sachsen.

Im dreyßigjährigen Kriege hatte dieser Ort das Schicksal mehrerer Städte; er wurde durch die Kaiserlichen, und besonders durch die Bannerische Armee, im J. 1636 theils geplündert, theils durch Feuer verwüstet; und kaum hatten sich die Einwohner von dieser Verheerung erhohlt, so wurden sie ihrer wiederhergestellten Gebäude und gesammelten Vorräthe durch öftere Feuersbrünste, in den Jahren 1657, 1699 und 1701, von neuem beraubet. Durch diese in so kurzer Zeit auf einander folgenden harten Schicksale schien dieser Ort von seiner ehemahligen Größe verloren zu haben, indem nahe vor der Stadt gegen Abend diejenigen Felder, welche den Nahmen der hohen Höfe führen, wahrscheinlich bebauet gewesen sind, wie aus dem noch hin und wieder vorhandenen Grunde von Steinen zu vermuthen ist. Während des

sie-

siebenjährigen Krieges (1756 — 1762), war Lauchstädt der Zuflucht-Ort vieler Familien aus den benachbarten Städten, die dort ihre Sicherheit fanden, weil Generale und andere Stabs-Officiere von der preußischen Armee zum Gebrauch des Bades fast beständig gegenwärtig waren, und wahrscheinlich diese Gegend mehr, wie andere, mit feindlichen Invasionen verschont wurde.

Der Ort ist nicht regelmäßig, und größten Theils in die Länge gebauet; die mehresten und besonders die neuesten Häuser aber sind bequem für die Bade-Gäste eingerichtet, und mit Gärten versehen. Seit der Aufnahme des Bades hat sich derselbe merklich wieder vergrößert; denn im J. 1786 waren nur 124, im J. 1790 aber 138 Feuerstätte vorhanden, und mit 57975 Thalern in dem Brand-Versicherungs-Catastro angegeben.

Unter diesen sind öffentliche Gebäude: 1. das kurfürstl. Schloß; 2. das kurf. Vorwerk, welches ehedem vor dem Schlosse stand, und 1786 vor dem merseburger Thore neu erbauet ist; 3. das Amt-Haus; 4. die Frohn-Veste; 5. die Pfarr-Wohnung; 6. die Schul und Cantor-Wohnung; 7. das Rathhaus, welches 1715 neu aufgeführt worden ist; 8. das kurf. Back-Haus; 9. das Brau- und Malz-Haus; 10. die Kirche, die mit einem spitzigen hohen Thurme versehen ist; 11. die Gottesacker-Häuser, worin bey Beerdigungen die Leichen-Sermone gehalten werden; 12. das Hirten-Haus. Haupt-Straßen sind 5, wovon 3 ihre Benennung von den 3 Thoren, als: dem naumburger, merseburger und hallischen Thore, haben; die beyden übrigen sind vor dem naumburger Thore, und werden der Strohhof und die grüne Gasse genannt. Stehende Wasser und Moräste sind nicht vorhanden, daher athmet man in Lauchstädt eine so reine und gesunde Luft, daß auch diejenigen,

die

die bloß zur Gemüths-Erhohlung den dortigen Aufenthalt suchen, ausserordentlichen Appetit und Munterkeit des Geistes spüren. Die Einwohner erhalten ihr Wasser aus Brunnen, deren Quellen wahrscheinlich mit der Saale und Geisel, einem kleinen Bache, der sich mit der Saale bey Merseburg vereinigt, in Verbindung stehen. Die Anzahl derselben ist in Verhältniß der Einwohner zu groß, indem hier 51 Privat-Brunnen und 8 Commun-Brunnen vorhanden sind, die zwar alle ein gesundes und leichtes Wasser geben, aber, weil sie, wegen der Menge, nicht hinlänglich ausgepumpet werden können, nicht durchgängig von gutem Geschmacke sind; diejenigen ausgenommen, die sich auf öffentlichen Plätzen befinden.

Mit der Vermehrung der Häuser ist auch die Anzahl der Einwohner gewachsen. Nach Frenzel's Angabe, waren im J. 1768, in Lauchstädt 537 Seelen; im J. 1790 aber waren, nach einer genauen Zählung, 713 Personen hier wohnhaft. Hierunter befanden sich:

1. Dem Alter nach,

	Männl.	Weibl.	Summe.
Personen über 70 Jahr - - -	9	9	18
Von 15 bis 70 Jahren - - -	221	273	494
unter 15 Jahren - - - - -	106	95	201
	336	377	713

2. Dem Stande und Gewerbe nach.

1 Prediger, der den Titel Senior hat; 1 Cantor; 1 Organist; 6 Rechtsgelehrte; 1 Arzt; 1 Apotheker; 3 Chirurgi: 1 Bader; 5 Kaufleute; 6 Musikanten; 3 Traiteurs; 1 Koch; 4 Wirthe und Gastgeber; 3 Perrückenmacher; 17 Schneider; 11 Schuster; 2 Fleischer; 3 Bäcker; 2 Essigbrauer; 2 Tischler; 2 Zimmermeister; 2 Schlösser; 1 Kürschner; 1 Beutler; 2 Wagner; 4 Sattler; 1 Nadler; 1 Glaser; 3 Böttcher; 3 Seiler;

4 Lein-

4 Leinweber; 2 Grobschmiede; 4 Maurergesellen; 39 Tagelöhner; 1 Hirt.

Diesemnach hat sich in den 21 Jahren von 1769 bis 1790 die Anzahl der Häuser um 14 vermehrt, und die Volks-Menge um 176 zugenommen. Auf jedes Haus kommen im Durchschnitt $5\frac{23}{38}$ Personen.

Verzeichniß aller Copulirten, Gebornen und Verstorbenen von 1700 bis 1789, um den Anwachs der Einwohner Lauchstädts seit der Entdeckung des dortigen Gesund-Brunnens näher zu übersehen.

Vom Jahr	copulirt.	geboren.	verstorben.
1700 bis 1719 sind - -	84	300	228
1720 bis 1739 - - -	110	357	281
1740 bis 1759 - - -	118	376	353
1760 bis 1779 - - -	100	454	439
1780 bis 1789 - - -	32	203	179
Summe	444	1670	1480

während diesen 89 Jahren sind also überhaupt 190 Personen mehr geboren, als gestorben.

In den ersten 80 Jahren sind 1467 Menschen geboren und 1301 gestorben; im Durchschnitt also jährlich $18\frac{27}{40}$ Personen geboren, und $16\frac{21}{40}$ gestorben.

In den leztern 9 Jahren aber sind 203 geboren, und 179 Personen gestorben; mithin im Durchschnitt jährlich $22\frac{5}{9}$ geboren, und $19\frac{8}{9}$ gestorben.

In den ersten 80 Jahren sind 412 Par copulirt; im Durchschnitt also jährlich $5\frac{3}{20}$ Par.

In den lezten 9 Jahren sind 32 Par copulirt; im Durchschnitt also nur jährlich $3\frac{5}{9}$ Par getrauet.

Bemerkungen.

Die stärkste Anzahl der Gebornen und Gestorbenen, ist vom J. 1760 bis 1779. Die Ursache hievon ist die bekannte Erfahrung, daß gewöhnlich unmittelbar nach unglücklichen Epochen, als: Krieg und Theurung, (von ersterm wurde Lauch-

Lauchstädt im J. 1760, und von lezterer in den Jahren 1771 und 1772 heimgesucht,) das Heurathen und Kinder-Zeugen lebhafter, als gewöhnlich, betrieben wird; vorzüglich aber die damahlige schon höher stehende Bevölkerung der Stadt.

Im Durchschnitt stirbt von Lauchstädts Einwohnern ungefähr der $37\frac{10}{19}$ Mensch. Es ist dieses ein sehr vortheilhaftes Verhältniß, da gewöhnlich von 36 einer stirbt, und bestätigt das, was oben von der Gesundheit des Ortes gesagt ist.

Das Verhältniß der jährlich Gebornen und Gestorbenen ist seit jenen 89 Jahren sich gleich geblieben; der Verheurathungen aber werden in den lezten 9 Jahren weniger.

Ausser dem bürgerlichen Gewerbe und der Aufnahme der Bade-Gäste, besteht die meiste Nahrung der Einwohner im Ackerbau. Zur lauchstädter Flur werden 50 Hufen angebaueter Ländereyen, als: 1) 36 Hufen, Ein Viertellands und $3\frac{1}{3}$ Acker Erde, der Stadt gehörig, wovon 104 Bürger und 18 Auswärtige Besitzer sind; 2) 2 Hufen, Ein Viertellands und 2 Acker Erde zur Pfarr-Wohnung; 3) $\frac{1}{2}$ Hufe zur Cantor-Wohnung, und 4) $10\frac{1}{2}$ Hufe und 1 Acker Erde zum kurfürstl. Vorwerk, gerechnet, wovon jedoch 9 Acker Erde und 58 Ruthen in der delitzer Flur liegen. Eine Hufe enthält gewöhnlich 36 Acker Erde; ein Acker Erde 180 Quadrat-Ruthen, und eine Ruthe 9 Ellen. Diese gesammten Ländereyen, werden ihrer Bestellung nach, in Winter-, Sommer- und Brach-Felder eingetheilt; selbige haben durchgehends einen ungemein fruchtbaren Boden, und im Durchschnitt ärndet man von 1 dresdn. Scheffel Aussaat 10 bis 12 Scheffel wieder. Wiesewachs ist eben nicht überflüssig vorhanden, daher auch die Viehzucht nicht sehr stark ist. Bey der Stadt werden 4 bis 500, und beym kurf. Vorwerk 3 bis 400 Stück Schafvieh gehalten. Pferde sind in der Stadt, die Post mitgerechnet, 39, und Kühe 84 Stück. Die Felder des kurf. Vorwerkes werden durchgängig durch Pferde- und Hand-Frohner von den frohnbaren Amts-Dörfern

sern und der Stadt Schafstädt bestellet. An Holz würde Lauchstädt eigentlich Mangel leiden, wenn die kurfürstl. Holz-Plätze in Holleben und Merseburg nicht so nahe lägen, und die Einwohner des Ortes nicht, durch fleißigen Anbau auf den Angern und Gemein-Plätzen, demselben in die Zukunft zuvor zu kommen suchten. Von Wildpret findet man in dortigen Fluren nur Hasen, Rephühner, wilde Aenten, Gänse und Trappen. Hirsche, Rehe, wilde Schweine und Fasane, werden den Einwohnern aus den kurf. Förstен bey und um Merseburg, für festgesetzte Preise abgelassen. Mit Fischen versorgt sie ihr kleiner Bach, die Lauche, noch mehr aber die in der Nähe liegenden Teiche bey Merseburg, und besonders der Saal-Fluß.

Die Ober- und Erb-Gerichte über dieses Städtchen und dessen Flur, hat das kurfürstliche Amt zu verwalten. Der Rath besorgt die Polizey in der Stadt, ihm gehören die Erb-Gerichte im Rathhause; er ist schriftsässig, und hat daher Sitz und Stimme auf den Stifts-Tagen zu Merseburg. Er besteht aus 8 Personen, als: 2 Bürgermeistern, einem Schultheiß, einem Stadtschreiber, 2 Stadtrichtern und 2 Kämmerern, worunter die Bürgermeister, Stadtrichter und Kämmerer alljährlich in der Regierung abwechseln. Die guten Feuer-Anstalten gereichen der Polizey eben so sehr zur Ehre, als die aufmerksame Vorsorge für die Armen der Stadt ihr Ruhm erwirbt.

Von der unterirdischen Beschaffenheit dieser so gesegneten Gegend, und der eigentlichen Werkstatt des dortigen Mineral-Wassers, läßt sich nichts angeben, weil noch niemand die Mühe und Kosten auf sich genommen hat, eine so beträchtliche Teufe, als hierzu erfordert wird, abzusenken, sondern es lassen sich nur die Erd-Schichten angeben, welche man

in den auf allen Seiten der Stadt befindlichen Stein-Brüchen wahrnimmt, in denen sich aber doch die zur Erzeugung mineralischer Wässer nöthigen Berg-Arten entdecken lassen. Uebersieht man um Lauchstädt die große und gewiß seltene Ebene, so findet man, bey geringer Untersuchung, das oberste Erd-Lager oder die Damm-Erde allenthalben schwarz, locker und fett, wie auch an einigen Orten so reichlich mit Salpeter vermischt, daß man sie ehedem auf den Salpeter-Hütten zu Klein-Lauchstädt und Beuchlitz, die wegen Mangel an Holz eingegangen sind, mit Vortheil hat auslaugen können; ja, an manchen Orten fällt sie so schwarz und fett in die Augen, daß man mit der größten Wahrscheinlichkeit auf etwas Bergharziges schließen kann. Die Erfahrung hat auch diese bergmännische Muthmaßung vollkommen bestätigt; denn etwa 1 Stunde von Lauchstädt, in dem Dorfe Beuchlitz, findet man nicht nur gegrabenes Holz, (Lignum fossile bituminosum), an welchem Rinde, Adern, Aeste, kurz, alle Kennzeichen des Holzes, wahrzunehmen sind, sondern man hat auch, nach Henkel's Bericht, nahe bey Lauchstädt ein wahres Steinkohlen-Lager angetroffen, welches mit dem zu Wettin, im Saal-Kreise, wo nicht zusammenhängt, doch wahrscheinlich einerley Entstehungs-Ursache hat. An dieses schwarze Erdreich schließt sich ein märgelartiger Letten an, unter dem sich ein weißer reiner Sand befindet, der an einigen Orten ganz flach liegt, an andern aber sich mehr senkt; und je tiefer dieses geschieht, desto mehr wird er thonartig, und formirt am Ende ein wahres Thon-Lager. Dieser Thon ist in St. Ulrich und in der Nähe von Merseburg so häufig, rein und gut, daß ehedem in Lauchstädt, und noch jezt in Merseburg, Ofen-Aufsätze und Töpfe davon gebrannt werden. Auf diesen folgt (welches merkwürdig ist,) gegen Abend, Mor-

gen

gen und Mitternacht, ein weißer Sandstein, der in einigen Gegenden locker, an andern fester ist, und häufig zum Hausbauen gebraucht wird. Gegen Mittag ist dieser Stein durchaus röthlich, eisenschüssig und fester, daher er auch mehr zu Straßen und Pflastern genutzt wird. Diese Steinlager sind in Schichten oder Bänke abgetheilt, und werden jedes Mahl durch ein Thonlager geschieden, in welchem man oft die schönsten Gyps-Drusen entdeckt. Zerspaltet man diese Steine, so bemerkt man sowohl in ihrem Innern, als auch auf ihrer Oberfläche, besonders bey auffallenden Sonnenstrahlen, viele hellglänzende Puncte und Blättchen. Auf diese Sandsteine folgt eine rothgelbe Erde, welche kleberig ist und den Mund zusammenzieht.

So merkwürdig die jezt beschriebene unterirdische Beschaffenheit des Bodens ist; eben so bemerkungswerth ist es, daß Lauchstädt fast von allen Seiten mit Salz-Quellen umgeben ist. Gegen Abend, etwa 3 Stunden von der Stadt, auf dem Wege nach Eisleben, ist bey dem Dorfe Erdeborn ein See, der eine Meile lang und über $\frac{1}{4}$ Meile breit ist, und durch einen Bach, die Salza genannt, in die Saale fließt. Der Geschmack dieses Wassers ist auffallend salzig, und eine Kanne desselben giebt, wenn es abgedampft wird, 3 Quent reines Küchen-Salz. Gegen Mitternacht sind die allgemein bekannten Salz-Quellen zu Halle, und gegen Mittag die ergiebigen Salzwerke zu Dürrenberg.

Mitten in dieser fruchtbaren und an Mineralien so reichen Gegend befindet sich das mineralische Wasser, und zwar die Haupt-Quelle ungefähr 300 Schritt von der Stadt, gegen Mittag, in dem sogenannten Brunnen-Garten. Auf der Mittags-Seite ist das Erdreich um die Quelle überall ocherartig, und allenthalben schwitzen kleine Mineral-Quel-

len hervor. Auſſer dieſen kleinen Quellen kam ſchon ſeit einigen Jahren auf der kurfürſtl. Wieſe, hinter der Kaſtanien-Allee, eine ſtärkere Quelle zu Tage, die ungemein viel Ocher abſetzte, und dadurch des jezigen Bade-Medici, Hrn. D. Koch Aufmerkſamkeit erregte. Er ließ derſelben im Jahr 1788 nachgraben, und fand 2 ſehr ſtarke, und 3 ſchwächer hervorquellende Adern, $2\frac{1}{2}$ Elle unter der Oberfläche des Bodens. Das Waſſer, wie einige Verſuche beweiſen, weicht ſehr wenig in ſeinen Beſtand-Theilen von dem in der Haupt-Quelle ab, und es wird vielleicht von der nähmlichen Beſchaffenheit befunden werden, wenn die Verſuche, von denen Hr. Koch zu ſeiner Zeit Nachricht zu geben verſpricht, nach Faſſung der Quelle wiederhohlt werden können.

Das Alterthum der Haupt-Quelle iſt ungewiß. Nach Linkens Angabe, in den bresl. Samml., iſt aus den bey der erſten Faſſung ausgegrabenen Bauholz, Steinen und andern Materialien, wie auch aus dem vorgefundenen vielen mineraliſchen röthlichen Erdreiche um die Quelle, zu vermuthen, daß ſchon in den älteſten Zeiten dieſer Brunnen gangbar geweſen iſt, und Bewohner um denſelben ſich aufgehalten haben. Vielleicht, daß die vorigen fehdereichen Zeiten durch ihr Gefolge von Verwüſtung ihn in ſein Nichts wieder verwandelten, und daß nur nach und nach dieſe Quelle ſich durch das verſchüttete Erdreich wieder durcharbeitete, darauf an einem über das daran liegende Land erhabenen Hügel des ehemahligen Edelingiſchen, jezigen Brunnen-Gartens, zu Tage kam, und die Aufmerkſamkeit des damahligen Beſitzers, theils durch die Menge, theils durch die ausgezeichnete Reinheit des Waſſers, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, erregte, und ihn veranlaßte, derſelben nachgraben zu laſſen. In den Amts-Acten findet ſich einige Beſtätigung dieſer Vermuthung, und eine

authen-

authentische Geschichte von der neuen Entdeckung der Quelle, die der Amts-Actuarius Edeling, ein Sohn des ehemahligen Amts-Schössers Edeling in Lauchstädt, nachgelassen hat, und folgender Maßen lautet.

„Ohngefähr zu Ende des vorigen Säculi hat mein Vater, der ehemahlige Amtsschösser, Barthol. Edeling, diese Quelle, welche in dem von ihm angelegten Garten schon lange Jahre hervorgequollen, als eine, seiner Meinung nach, gute frische Quelle von gemeinem Wasser aufgraben, und zu einem Fischhälter anlegen lassen, weil dazumahl gleich der hiesige Mühlteich sehr verschlämmt gewesen. Da nun aber die Fische in diesen Teich gebracht, sind einige theils in kurzer Zeit, theils in einigen Stunden, erstarrt und abgestanden, und hat keine Sorte Fische in diesem Wasser stehen wollen. Daher denn die Quelle mit der ausgeworfenen Erde wieder zugeworfen, welche sich aber wie zuvor wieder geöffnet, und allezeit eine mäßige Oeffnung gegen den Graben zu behalten, worinne sie auch abgeflossen. Da nun hierauf der berühmte Prof. Medicinä und nachmahlige Geheime Rath Fr. Hofmann aus Halle, zu meinem sel. Vater anhero gekommen, und ihm vorstehende Begebenheit erzählet worden, selbiger auch das Wasser probiret, ingleichem den ehemahls in solchem Garten zum Abfluß der überflüßigen Feuchtigkeit gewesenen Quergraben, so jezo zugeworfen ist, welcher überall auch eine geibe Erde angelegt gehabt, wahrgenommen: so hat selbiger dahin sein Judicium eröffnet, daß solches Wasser mineralischer Art sey, das in Fieber, Geschwulst, Bleichsucht ꝛc. besonders aber als ein Bad zur Stärkung des Körpers, werde können gebraucht werden. Weil aber gedachter Geheime Rath Hofmann in kurzer Zeit darauf nach Berlin gerufen worden, mein sel. Vater auch 1709 verstorben, so ist diese Quelle in statu quo geblieben, jedoch hat mein und meiner Geschwister Informator, Ge. Reicke, nachmahliger Prediger zu Veste, nebst dem Müller Bertholden, denen des G. R. Hofmanns Judicium bekannt gewesen, dieses Wasser vielen Kranken mit gutem Nutzen angepriesen, auch Lezterer eine Probe davon mit nach Merseburg genommen, und selbige dem damahligen fürstl. Leibmedico D. Strauß, nebst Erwähnung des Hofmannischen Judicii, zur Un-

tersuchung übergeben. Da nun dieser alles das, was Hofmann davon gesagt, durch Versuche bestätigt fand, so wurde von Ihro hochfürstl. Durchl. der damahligen verwitweten Herzoginn von Sachsen Merseburg, Erdmuthe Dorothea, gnädigst resolviret, die Quelle 1710 fassen zu lassen. Wobey noch zu gedenken, daß anfangs nur ein kleines hölzernes Haus gleich an der Quelle gebauet, und zwey große Linden vor demselben gepflanzt wurden."

Unter der Regierung Herzogs Moritz Wilhelm wurde die Quelle, nebst ihrer Fassung, durch die drey Leib-Aerzte D. Strauß, D. Streidel, und D. Grimm aus Leipzig, mit Zuziehung des Amtmannes in Lauchstädt, des damahligen merseburgischen Baumeisters, und des lauchstädter Müllers, aufs neue untersucht und besichtiget. Da nun die Aerzte die schon von D. Strauß 1710 gemachten Versuche bestätigten, die Quelle für sehr gut und wirksam in ihrem darüber erstatteten Bericht erklärten, und von den Bauverständigen einige Verbesserungen der äussern Fassung angegeben wurden, so erhielt ein Privat-Arzt aus Merseburg, D. Reineccius zuerst die Stelle als Brunnen-Medicus mit einem kleinen Gehalte und freyer Wohnung auf dem kurf. Schloß, und der Müller Berthold die Aufsicht als Brunnen-Meister. Darauf wurde ein großer Sahl, 30 Ellen lang, 12 Ellen breit und 7 Ellen hoch, auf herzogl. Kosten mitten auf die Allee erbauet, und unter der Regierung Herzog Heinrich's der Edelingische Garten gekauft; im J. 1735 die große Kastanien- und Linden-Allee angelegt, und hinter dem Brunnen gegen Mittag noch ein großer Pavillon aufgeführt.

Diese angezeigten Anstalten, unterstützt von der heilsamen Wirkung des Wassers, erfüllten bald die huldreichen Gesinnungen, welche die durchlauchtigsten Stifter dabey zur Absicht hatten. Lauchstädts Ruhm vermehrte sich von Jahr zu Jahr, und sein wohlthätiges

iges Wasser wurde von einer Anzahl fürstlicher und anderer hoher Standes-Personen häufig gebraucht.

Mit dem Jahre 1776 hebt sich die Periode der Verschönerung und des Glanzes Lauchstädts an, den es jezt hat, und weshalb es mit den berühmtesten Bädern Deutschlandes um den Vorzug streitet. Se. jezt regierende kurfürstl. Durchlaucht, nachdem Dieselben das Jahr vorher die Anstalten daselbst zu besehen sich entschlossen, auch von dem Nutzen und den Kräften des Wassers, sowohl bey Dero Frau Gemahlinn, als auch bey vielen andern gegenwärtigen Cur-Gästen, Sich überzeugt hatten, ertheilten den Befehl, alles, was die Länge der Zeit wandelbar gemacht hatte, auszubessern und zu verändern, desgleichen neue Anlagen zum bequemern und angenehmern Aufenthalte der Cur-Gäste zu machen, und alles zu veranstalten, was die Aufnahme des Bades befördern könnte. Um aber desto genauer zu zeigen, wie wichtig die Veränderungen und wie vielfältig die neuen Anlagen sind, die unter der Direction Sr. Exc. des Hrn. Oberkammerherrn Graf Marcolini durch den geschickten Stift merseburgischen Baumeister Hrn. Chryselius ihr Daseyn erhalten haben, so ist nöthig, daß ich die alten Anlagen und die ehemahlige Beschaffenheit des Terreins um den Brunnen hier mit anführe.

Der mineralische lauchstädter Brunnen hatte ehedem seinen Abfluß gegen Morgen in den vorbeyfließenden Lauch-Bach. Nach Entdeckung des Brunnens hatte man diesen Graben, der 5 Ellen tiefer, als die Allee, fließt, 13 Ellen lang überwölbet, unter dieses Gewölbe die eichenen Kasten zur Sammlung des Brunnen-Wassers gesetzt, und auf dasselbe ein kleines, 8 Ellen breites und 9 Ellen langes, hölzernes höchst unproportionirliches Gebäudchen aufgesetzt. Auf zwey hölzernen schmahlen Treppen ging man

sowohl zur untern Fassung des Brunnens, als auch auf zwey dergleichen zu den hölzernen Wasser-Kasten. Die Einfassungs-Mauern der Vertiefung des Brunnens waren mit einem schlechten hölzernen Geländer versehen. Durch die vermehrte Aufnahme des Bades mußten die Wasser-Kasten, deren von Anfange 3, dann 5, und zulezt 8 Stück waren, da sie nicht mehr Raum unter dem Gewölbe hatten, frey in dem Graben stehen, wodurch dieselben aller Verunreinigung muthwilliger Leute und Kinder ausgesetzt, und mehrmahl von dem durch starke Gewitter-Regen anlaufenden Bach mit Schlamm angefüllt, ja zuweilen durch die Gewalt des Wassers mit fortgerissen wurden. Desgleichen war der Raum für die Menge der Wasserabhohlenden viel zu klein; es entstand dadurch große Unordnung, und gab Gelegenheit, daß ein Theil der Allee fast beständig mit Wasser benezt und verunreinigt war. Imgleichen war der Brunnen aus schlecht gearbeiteten Steinen viereckig gefaßt, und bestand aus 10 Schichten Steinen, deren Fugen, so wie die Futtermauer um den Brunnen, wandelbar waren, und wildes Wasser durchließen. Das vor dem Brunnen gebauete hölzerne Haus wurde abgetragen, und statt dessen im J. 1776 auf der Morgen-Seite der Quelle ein Pavillon von Stein erbauet, in dessen gewölbten Souterrain ein steinernes Reservoir, welches 841 Kubik-Fuß Wasser fasset, angelegt ist. In dasselbe ist der Abfluß des Brunnens, der Abfluß des Reservoirs aber in den vorbeyfließenden Bach durch Röhren geleitet. Dieses Reservoir besteht aus 3 Abtheilungen, die mit 3 verschiedenen, verschlossenen und beweglichen Deckeln versehen sind, wodurch theils die Verunreinigung des Wassers, theils die willkürliche Abhohlung desselben, verhindert wird, indem der Bade-Medicus jedes Mahl nach der Menge der Bade-Gäste, dem Brunnen-

Knech-

Knechte angiebt, 1, 2, oder alle 3 Deckel zu öffnen. Durch diese Veranstaltung kann jezt alles Bade-Wasser, auch bey der stärksten Anzahl Bäder, höchstens von früh 5 Uhr an, bis nach 7 Uhr, frisch aus der Quelle erhalten werden, welches ehedem nicht möglich war, weil oft schon abends um 10 Uhr ein Theil der Bäder mußte gefahren werden, die durch das lange Stehen zum Nachtheil der Bade-Gäste von ihrer Güte verloren. Eine doppelte breite steinerne Treppe, mit einer steinernen Balustrade umgeben, führt zu diesem Reservoir, welches unten 3 Eingänge hat, damit das Wasser von den Badfahrenden, die vorher mit Zeichen von dem Brunnen-Medico versehen sind, und bey jedem abzuhohlenden Fasse eins abgeben müssen, um dadurch theils die tägliche Anzahl der Bäder zu bestimmen, theils auch die Verfälschung des Wassers zu verhüten, bequem und ohne die Allee zu verunreinigen, kann abgehohlet werden.

Das um den Brunnen ehedem befindliche hölzerne Geländer, nebst den alten 4 Wänden, wurde bis auf den Grund weggenommen, neu aufgeführt, mit einem gehauenen steinernen Sims belegt, und mit einer dergleichen Balustrade umgeben. Der Eingang geht aus der Mitte, auf einer steinernen Doppel-Treppe zu der untern Fassung des Brunnens, wo der untere Raum um die Quelle nunmehr mit regulairen Stein-Platten, die auf einem 6 Zoll hohen Ziegel-Pflaster auf Thon gelegt, und mit Schleusen für das wilde Wasser versehen sind, bedeckt ist. Die Fassung der Quelle, die ehedem viereckig war, ist bis auf dessen Rost abgenommen, und rund von gehauenen Steinen verfertigt worden; sie hat jezt nur 4 Schichten, und jede Schicht nur 3 Fugen, welche alle in Kitt gesetzt, und mit geschlagenem Thon umgeben, folglich vor dem Eindringen des wilden Wassers gesichert sind.

Der, unter Herzog Moritz Wilhelm von Holz erbauete Tanz-Sahl, welcher äusserst baufällig, und für die von Jahr zu Jahr sich mehrende Anzahl der Cur-Gäste zu klein war, wurde weggerissen; der von Herzog Heinrich, dem Brunnen gegen Mittag, aufgeführte, und mit vielen Inschriften versehene Pavillon, auf Sr. kurf. Durchl. Befehl, zum Andenken des durchlauchtigsten Stifters, am Ende der Kastanien-Allee, auf das neue Gewölbe über der Lauche versetzt, und, statt des erstern, ein großer steinerner Sahl, 41 E. lang, $23\frac{3}{4}$ E. breit, und $13\frac{3}{4}$ E. im Lichten hoch, mit 2 Reihen Fenster übereinander, nebst 6 Thüren zum Eingange erbauet. In demselben sind unten 2 Cabinete zum Spiel, und Schranken für die Zuschauer, in der Höhe das Orchester, und in dem Mansarden-Dache, nebst einer kleinen Küche und einem Behältnisse zu einer Retirade, 9 Sommer-Stuben angebracht, davon jede mit der andern Communication, zugleich aber auch auf einen breiten und hellen Corridor einen besondern Ausgang hat. Dieses prächtige Gebäude, welches der Kunst des Bau-Meisters Ehre, und dem Geschmacke des Mahlers, bey jedermann Ruhm erwirbt, weiheten die durchlauchtigsten Landes-Herrschaften, in höchst eigener Person, am 27 Jul. 1780, mit einem großen Souper und darauf folgenden Ball, gleichsam zu seiner Bestimmung ein.

Zur Rechten dieses Sahles ist ein großes Wirthschafts-Gebäude aufgeführt, worin auf der einen Seite die Wohnung des Speise-Wirthes, nebst einer sehr geräumigen Küche, und auf der andern Seite die Gärtner-Wohnung, nebst Gewächs-Haus und Wache, befindlich sind. Bey der ehemahligen Einrichtung fehlte die Anlage zu Douche-Bädern gänzlich; daher ein zweyter Pavillon, dem Brunnen gegen Abend erbauet und zu diesem Behuf bestimmet wurde.

Diese

Diese Bäder, von deren Gebrauche ich weiter unten ausführlicher handeln werde, haben, wegen ihrer Einrichtung, ihrer Vollkommenheit und ihres ausgebreiteten Nutzens, kaum irgendwo jezt ihres gleichen, und würden schon allein den Ruhm des durchlauchtigsten Stifters verewigen, wenn auch bey den übrigen Anlagen weniger Fleiß, Dauerhaftigkeit und Nutzbarkeit angewandt worden wäre. Hier ist alles Mögliche veranstaltet, den Kranken, welche diese Bäder nöthig haben, dieselben angenehm, bequem, leicht und wirksam zu machen. In diesem Pavillon sind unten 2 gut meublirte Zimmer, mit Kamin-Oefen versehen, angelegt, worin der Kranke seine Kleider wechseln, seine nöthige Ruhe haben, sich erwärmen, und die schwachen Glieder reiben kann. Aus diesen Zimmern führen einige Stufen in zwey Bäder, wo man entweder in Wannen oder steinernen Bassins baden, und die Douche empfangen kann. Um das Wasser gleich von der Grund-Quelle zu diesen Bädern zu bringen, ist eine Wasser-Maschine unten an dem Brunnen angebracht, welche es durch drey metallene Stiefel, vermittelst einer dreyfach gekröpften Kurbel-Bewegung in dem Brunnen, unten an der Grund-Quelle, ansaugt, und, ohne an die freye Luft zu kommen, in den Pavillon treibt. Diese Maschine dient zugleich mit dazu, daß man sowohl unten am Brunnen, durch Aufschließung eines Hahnes, das Wasser aus der Grund-Quelle zum Trinken bekommen, als auch, durch Aufschließung eines andern Hahnes, es in die Reservoirs treiben, und dieselben in 7 Stunden anfüllen kann. In die Douche-Bäder wird es durch den Brunnen-Knecht, der diese Maschine in Bewegung sezt, in eine Wärm-Pfanne getrieben, aus welcher es erwärmt durch Hähne, links und rechts in die Bäder kann gelassen, und durch zwey andere Hähne mit dem nöthigen kalten Wasser vermischt

werden. Sind diese Hähne verschlossen, so geht es bis in das obere Dach, 49 Fuß hoch, in eine andere Wärm-Pfanne; aus dieser läuft es erwärmt in ein kupfernes Reservoir, wo es durch eine besondere Röhre mit kaltem Wasser vermischt, seinen Abfall, 28 Fuß, zur Douche findet. Die Röhre, durch welche das Wasser hinunter fällt, theilt sich in zwey, davon jede, bereits erwähnter Maßen, in ein zum Douchen bestimmtes Cabinet geht, und sich in einer beweglichen Röhre endigt, die wieder mit verschiedenen Ausgüssen, wovon jeder sein bestimmtes Gewicht Wasser giebt, deren Berechnung unten bey dem Gebrauche der Douche, näher angezeigt wird, verwechselt werden kann.

Fig. 3950 [a]) bildet die jezt beschriebenen Gebäude und Gegend vor dem Brunnen ab.

Aber nicht bloß durch diese kostbaren und nüzlichen Gebäude, ist Lauchstädts Ruhm und Schönheit vermehrt worden, sondern die großen Veränderungen, welche an den Alleen, mit dem Zwinger-Graben um das Schloß herum, und dem Kohlberge, einem freyen Plaze an dessen Nord-Seite, vorgenommen sind, gewähren eben so viel Nuzen als Vergnügen, und verdienen erwähnt zu werden.

Die Haupt-Allee, welche mit Kastanien-Bäumen bepflanzt, 436 Schritt lang, ist, und zu einem langsamen Spazier-Gange auf und nieder 10 bis 15 Minuten erfordert, war, von der Mühle bis an den Brunnen, ehedem ungefähr 20 Ellen breit; auf der einen Seite, von dem Mühl-Graben und dem sonst irregulairen Teiche, und auf der andern Seite von dem Lauche-Bache so eingeschränkt, daß man nur auf Brücken und Stegen in den sogenannten Brunnen-Garten kommen konnte. Dieser lag über 3 Fuß tiefer, als die Allee, und war beständig feucht, auch daher nicht möglich, bey der mindesten nassen Witterung in derselben zu gehen. Jezt ist der Lauche-

Bach

Bach längst der Allee, so weit die Bürger-Gärten gehen, mit einer trocknen Futter-Mauer, 7 Ellen mit dem Grunde hoch, und 158 E. lang, eingefaßt, auf der andern Seite ein großes Stück des verschlämmten Teiches nach gerader Linie ausgefüllt, und zu zwey neuen Alleen von Kastanien-Bäumen angelegt, wodurch die Promenade auf dieser Seite nicht nur 12 E. Breite gewonnen hat, und nunmehr durchgängig trocken ist, sondern auch durch die auf kurfürstliche Kosten daselbst erbaueten Kram-Buden, an der Zahl 29, verschönert ist. Diese Buden sind mit einem verdeckten Gange versehen, der unten mit Stein-Platten ausgelegt ist, und bey übler Witterung zum Spaziergange dient. Ueber dem Brunnen ist, vom Ende der vorerwähnten Mauer der Lauche-Bach, bis an den Ausgang der Allee, in einen überwölbten Canal, der 276 Ellen lang, $3\frac{1}{2}$ E. weit und 4 E. hoch ist, verwandelt, und auf Rost gesetzt; sowohl dieser Canal als auch der ganze Brunnen-Garten, ist mit der vom Kohl-Berge abgetragenen Erde, der Allee gleich gemacht, lezterer zu Promenaden, in allem 2118 Ellen lang, mit Hecken von Buchen umgeben, eingerichtet, und mit Linden besetzt; die dazwischen liegenden Partien sind durchgängig mit der besten Garten-Erde erhöhet, und mit nutzbaren Obst-Bäumen und Küchen-Gewächsen bepflanzt; die Gänge und der große Raum um den Tanz-Sahl mit Kies und Sand überschüttet, die Rasenstücke vor den Pavillons mit Linden, im Garten aber mit Acacien eingefaßt, und mit Nichen und Ruhe-Bänken versehen. Das Schloß und das ehemahlige Vorwerk waren durch tiefe Wasser-Gräben geschieden und mit Mauern umgeben, darüber steinerne Brücken in das Schloß führten, die den Weg so verengten, daß kaum 2 Wägen gegen einander ausweichen konnten. Durch Abtragung des gegen Mitternacht hinter dem Schlosse gelege-

legenen Kohlberges, der jezt in einen Schneckenberg verwandelt ist, und eine vortreffliche Aussicht auf die Linden- und Kastanien-Allee und auf das freye Feld gewährt, sind theils sämmtliche Wasser-Gräben, die sowohl durch ihre Ausdunstung, als auch durch die dabey sich aufhaltenden Insecten, im Sommer sehr beschwerlich waren, völlig dem Horizonte gleich, 560 Ellen lang, und 34 Ellen breit, ausgefüllt, mit Garten-Erde überfahren, auf beyden Seiten 3 steinerne Treppen, jede 5½ Elle breit zum Eingang angelegt, und mit Terrassen versehen, die dem Schlosse gegenüber mit breiten Linden-Alleen besezt, und auf beyden Seiten mit Brust-Hecken von Kornel-Kirschen, in einer Länge von 1800 Ellen eingefaßt; theils die vorher abgetragenen Brücken vor dem Schlosse überschüttet, wodurch diese Straße vom Amt-Hause vor dem Schlosse vorbey, die, vorgedachter Maßen, ehedem nur 8 Ellen breit war, jezt 34 Ellen breit geworden, und mit vier Reihen Linden in drey Alleen besetzt ist. Eine dieser Alleen führt vom Schlosse ab, gerade auf den Brunnen und Tanz-Sahl, mithin auf die Mitte der Haupt-Promenade, und giebt einen angenehmen Prospect, indem linker Hand, wo noch vor einigen Jahren das alte Vorwerk stand, ein Theil des Bodens zur Erweiterung des nunmehr 13570 Quadrat-Ellen, oder ¾ Acker 32 Ruthen in sich fassenden Teiches genommen, ein Theil aber mit dem Zwinger-Garten verbunden, und urbar gemacht ist.

Fig. 3950 [b]), stellt die Kastanien-Allee vom hintersten Pavillon dar.

Alle diese Veränderungen erhalten dadurch noch einen größern Werth, daß einige hundert Unterthanen dieser Stadt und Gegend, die noch über die traurigen Folgen der in den Jahren 1771 und 1772 gehabten Theurung seufzeten, sich von ihrem Untergange retteten, indem alle hierauf verwandte Kosten unmittelbar

bar aus der kurfürstl. Chatoulle bezahlt, und dabey keine sonst gewöhnliche Hand- oder Pferde-Frohner gebraucht wurden.

Durch die jezt erwähnten neuen Anlagen und Verschönerungen sind nun alle Vorwürfe, die man Lauchstädt ehedem wegen Einförmigkeit und Mangel an Veränderung machte, gänzlich gehoben. Denen, welche lärmende Vergnügungen lieben, und Zerstreuung und Bewegung des Körpers im Geräusch der Gesellschaft suchen, giebt die erweiterte und mit neuen Gängen versehene Kastanien- und Linden-Allee, das auf der erstern befindliche Chor Musikanten, die tägliche und ständliche Gelegenheit zum Tanz und Spiel in den dazu bestimmten Sahl und Pavillons, die auf der Kastanien-Allee mit allen ersinnlichen Bedürfnissen angeführten Kram-Buden mit ihrem verdeckten Gange, wie auch das in dieser Gegend angelegte Carroussel, die Montags und Donnerstags gewöhnlichen Dejeunés, die wöchentlich fünfmahligen Schauspiele, unter Direction des herzogl. weimarischen Hof-Schauspielers Bellomo, in dem dazu erbaueten Hause, wie auch die öfters des Abends angestellten Erleuchtungen der Allee, und die Feuerwerke auf der Wiese, nebst der ausser den Cur-Gästen sich täglich hier einfindenden Menge Menschen aus der Nachbarschaft, hinlängliche Gelegenheit. Hingegen gewährt der an der Linden-Allee befindliche Schneckenberg, der schöne an den Seiten mit Blumen bepflanzte Weg um den Teich, der gut angelegte Brunnen- und Schloß-Garten, mit seinen schattigen Gängen, mit seinen anmuthigen Bänken und Nichen, mit seinen in nachlässig scheinender Ordnung hingepflanzten Küchen-Gewächsen und Frucht-Bäumen, stilles Vergnügen, Ruhe und Kühlung. Was die Kunst in Rücksicht der Spaziergänge um und bey der Quelle gethan hat, hat die Natur ausser dem Zirkel der Allee in noch reicherem

cherem Maße gegeben, und dafür gesorgt, daß auch diejenigen, welche an Spiel und Tanz nicht Theil nehmen wollen und können, und denen das einfach-ländliche mehr, als das gesellschaftliche Geräusch gefällt, in nahen und entfernten Spaziergängen ihre Unterhaltung finden. Gleich vor dem Ausgange der Kastanien-Allee, auf der Abend-Seite, zeigen sich mit dem schönsten Gras und Kräutern prangende Wiesen. An dem sanft daher rieselnden Lauche-Bach führt ein anmuthiger Weg unter Linden und Weiden zu dem ganz nahe gelegenen St. Ulrich, welches vermöge seiner angenehmen Lage und besonders fruchtbaren Bodens, wegen seiner Steinbrüche und Thon-Grube, die Aufmerksamkeit und das Vergnügen des Kenners erregt. Zur Linken desselben bieten sich dem Auge die reizenden, mit Buchen und hohen Rüstern durchschnittenen Pfarr- und Bürger-Wiesen dar; mehr rechter Hand erblickt man hin und wieder zwischen Gärten und Büschen zerstreuete ländliche Häuser, und sieht entfernte Städte und Dörfer. Ein Hohlweg, der nach Schotterey führt, einem von St. Ulrich nur etwa 500 Schritt entfernten Amts-Dorfe; kleine mit Obst-Bäumen und Weiden bepflanzte Hügel, die bald hier bald dort aufstoßen, haben für das Auge eine ganz neue und unerwartete Abwechselung. Eine vorzüglich schöne und mahlerische Aussicht gewährt ein Kirschberg, welcher linker Hand, dem Dorfe gegen über, liegt. Geht man von hier zurück über die mit Frucht-Bäumen angebaueten Gemeinde-Plätze des Städtchens Lauchstädt, so enthüllet gegen Mittag, $\frac{1}{4}$ Stunde vor dem naumburger Thore, die unvermerkt zugenommene Anhöhe mit einem Mahle einen schönen Grund von anmuthigen Gegenden. Ein breiter Strich in einander geschlungener Land-Häuser, weitläuftige Fluren und hohe Bäume machen gegen andere hin und wie-

wieder zerstreuete Städte und Dörfer, um die das Gewühl des Fleißes sich sehen läßt, die schönsten Abwechselungen, und halten das Auge von Beschauung anderer Gegenstände lange zurück. Zwischen weitläuftigen Gärten, fortlaufenden Gehölzen und Bächen, zwischen untermischten Auen unterhalten 4 Dörfer, nähmlich: Ober- und Unter-Kriegstädt, Klein-Gräfendorf und Schadendorf, ihrer Lage und ihren Environs nach, einen gemeinschaftlichen Spaziergang, den man sich nicht reizender denken kann. Eben so angenehm ist es, auf der Morgen-Seite des Städtchens, unter einem kleinen Walde von Weiden, und auf blumigen Wiesen, nach den nahe gelegenen Dörfern: Klein-Lauchstädt, Netzschkau und Bündorf zu wandeln. Ausser dem Ländlich-schönen, den knapendorfischen Teichen, die ehedem wegen ihres Aenten-Fanges sehr berühmt waren, und den mannigfaltigen Bequemlichkeiten, welche die bey jedem Dorfe befindlichen guten Wirths-Häuser darbiethen, findet man noch verschiedenes, welches Aufmerksamkeit und Untersuchung verdient. Besonders merkwürdig ist die mineralische Quelle zu Klein-Lauchstädt, und der daselbst häufig sich findende Hornstein, der, in Verbindung mit dem zu St. Ulrich gefundenen Thone, und der Eisen-Erde, die besten Materialien zu Stein-Gut geben könnte, zumahl wenn zu dessen Verfertigung Erd-Kohlen gefunden würden.

Da Merseburg, die Haupt-Stadt des Stiftes, Lauchstädt sehr nahe liegt, so ist auf höchsten landesherrlichen Befehl von Seiten einer hohen Regierung daselbst, durch eine gute Polizey-Einrichtung eben so sehr für Bequemlichkeit und Sicherheit der in Lauchstädt sich versammelnden Menge der Fremden gesorgt worden, als Natur und Kunst sich vereinigt haben, die Wirkungs-Kräfte des mineralischen Wassers durch aufheiternde Zerstreuungen und angenehme

nehme Spaziergänge zu unterstützen. Schon unter der Regierung Herzogs Heinrich zu Merseburg, wurden zur Bequemlichkeit der Bade-Gäste die Quartiere in der Stadt taxiert, und unter der Regierung des kön. Prinzen und Kurfürsten zu Sachsen Friedrich Christian erhielten die Einwohner in Lauchstädt die Erlaubniß, in ihren Häusern die anwesenden Bade-Gäste zu speisen, und die in der Nachbarschaft wohnenden Kaufleute, Künstler und Handwerker die Freyheit, ihre Waren hier öffentlich auszusetzen. Unter der jezigen Regierung des Kurfürsten haben diese guten Einrichtungen nicht nur ihre Bestätigung erhalten, sondern sind auch vermehrt und erneuert worden. Denn da durch die von Jahr zu Jahr immer stärkere Aufnahme des Bades, und durch die wachsenden Vermögens-Umstände der Einwohner, die Anzahl der Häuser zunahm, die Wohnungen erweitert, bequemer eingerichtet, und mit bessern Meublen versehen sind, so ist im J. 1784 die Taxation der Bade-Logis von neuem geschehen, und darüber folgendes Avertissement bekannt gemacht worden.

I. Der wöchentliche Preis des Miethzinses von den Bade-Logis wird

bey der Classe sub A, oder für die besten, auf	2 Thlr. 8 Gr.
bey der Classe sub B, oder für die nächsten nach den besten, auf	2 Thlr. — Gr.
bey der Classe sub C, oder für die mittlern, auf - - - - - -	1 Thlr. 12 Gr.
bey der Classe sub D, oder für die geringen, auf - - - - - - -	1 Thlr. — Gr.

gesezt.

II. Die nicht in die Classification gebrachten geringern Quartiere werden wöchentlich mit 16 Groschen bezahlt.

III. Es

III. Es wird

für die Betten

wöchentlich, und zwar

für ein einschläfriges Herrn-Bette - -	8 Gr.
für ein zweyschläfriges dergleichen - -	12 Gr.
für ein einschläfriges Domestiken-Bette	4 Gr.
für ein zweyschläfriges dergleichen - -	6 Gr.

für die Stallung

wöchentlich, und zwar

für zwey Pferde - - - - - - - - -	8 Gr.
für vier Pferde - - - - - - - - -	16 Gr.

und so weiter,

mit Ausschluß des für den Kutscher gleich den Domestiken besonders zu bezahlenden Bettes;

für einen Wagenschuppen

wöchentlich, und zwar

auf Einen Wagen - - - - - - - - -	4 Gr.

und, wenn deren mehrere, für jeden eben so viel;

für eine Küche

wöchentlich, und zwar

für deren alleinigen Gebrauch - - - -	12 Gr.
mit dem Wirth oder Andern für deren getheilten Gebrauch - - - - - -	6 Gr.

für einen Keller

wöchentlich, und zwar

bey dessen alleiniger Innehabung - - -	8 Gr.
bey dessen mit dem Wirth oder Andern getheilten Innehabung - - - - -	4 Gr.

entrichtet.

Ueber diese Taxe zu gehen, ist den Wirthen bey 20 Thlr. Strafe untersagt, ihnen aber die Freyheit nicht benommen, es darunter zu geben; welches gewöhnlich zu Anfange und zum Beschluß der Cur-Zeit geschieht, wenn die Frequenz nicht so groß ist.

In Rücksicht des Tisches findet hier jeder Bade-Gast so viel Bequemlichkeit, wie er sie selten an einem andern Bade-Orte antreffen wird; denn ausserdem, daß jeder Wirth die Erlaubniß hat, seine Bade-Gäste im Hause zu speisen, ist Gelegenheit bey dem Wirthe der kurf. Küche im großen Sahl an der Table d'hote zu essen, oder sich seine Speisen von den hier sich etablirten Speise-Wirthen auf sein Zimmer hohlen zu lassen, oder, da hier Ueberfluß von allen Victualien ist, sich seine eigene Küche zu halten. An der Table d'hote, wo gewöhnlich 5 Schüsseln gegeben werden, bezahlt man täglich 10 Gr.; bey den Speise-Wirthen, nach der Zahl der Schüsseln, 8, 10 und 16 Gr. Der Küchen-Zettel dieser Leute ist jederzeit von der Beschaffenheit, daß sowohl Kranke, als Gesunde, eine ihrem Appetit, Lage, Bedürfnisse, und medicinischen Vorschriften gemäße Auswahl treffen, und mit der Güte der Speisen zufrieden seyn können.

Weine von allen Sorten, Kaffe, Thee, Chocolate, Gefrornes, und allerley andere Erfrischungen, kann man theils auf der Allee, in den dazu bestimmten Pavillons, theils bey den dortigen Kaufleuten, und in der Apotheke, für festgesetzte und öffentlich angeschlagene Preise erhalten.

Fremde, welche Lauchstädt nur auf Tage und Stunden besuchen wollen, finden um billige Preise bequeme Logis, sowohl in den über dem Tanz-Sahl angelegten gut meublirten, und wegen ihrer Aussicht und Lage angenehmen Zimmern, als auch in den wohl eingerichteten Gasthöfen: den drey Schwanen, Sonne, Mond und Sterne.

Eine der nützlichsten und die Bequemlichkeit der Fremden befördernde Anstalt, ist das dortige Postwesen. Täglich, den Freytag ausgenommen, kann man mit den in Lauchstädt abgehenden und ankommenden

reiten-

reitenden und fahrenden Posten, in alle Gegenden der Welt Briefe wegschicken, und wieder erhalten, auch stündlich Extra-Post und Lohn-Kutschen, sowohl zu Spazierfahrten, als kleinen Reisen nach den benachbarten Städten, bekommen. Die Wege sind dort durchgehends gut, und in der Nähe des Ortes mit den schönsten Post-Dämmen versehen.

Eben so nützlich ist die dortige privilegirte Apotheke; es sind in derselben beständig die besten und frischesten Medicamente, und den Sommer über auswärtige Brunnen, als: Pyrmonter, Eger, Seltser und Bitter-Wasser, zu bekommen.

Die Gerechtigkeits-Pflege ist in Lauchstädt eben so prompt und unparteyisch, als die Polizey genau und aufmerksam ist, den bequemen und angenehmen Aufenthalt der Cur-Gäste zugleich sicher und ungestört zu erhalten. Um lezteres mit mehrerm Ernste und Nachdrucke zu bewirken, wird allemahl, den Sommer über, ein Commando Soldaten von der benachbarten Garnison hierher verlegt, welches auf der Allee seine Wach-Stube hat. Zugleich ist es niemanden erlaubt, mit Degen oder andern Seiten-Gewehren in die Allee zu gehen, oder auf derselben zu fahren oder zu reiten; denn zu leztern Behuf ist die Linden-Allee bestimmt und eingerichtet. So wie im ganzen Stifte Merseburg die Betteley untersagt ist, so wird in Lauchstädt vorzüglich durch dazu angestellte Wächter dafür gesorgt, daß Fremde weder durch die dort sich aufhaltenden kranken Armen, noch durch auswärtige Bettler, angelaufen und beschweret werden. Erstere werden durch die freywilligen Beyträge der Reichern, die das kurf. Amt wöchentlich durch einen Almosen-Einnehmer einsammlet, und durch das, was in den auf der Allee ausgesetzten Armen-Stöcken und Büchsen einkommt, in Bad, Logis und Arzeney freygehalten; für ihren Unterhalt aber müs-

sen sie selbst sorgen. Jeder Religionsverwandte, und Ausländer sowohl als Inländer, können an dieser Wohlthat Theil nehmen, wenn sie mit einem Zeugnisse ihrer Armuth von der Obrigkeit ihres Ortes, und, wo möglich, mit einer Kranken-Geschichte von ihrem Arzte oder Chirurgo, versehen sind.

Verehrer des Gottesdienstes finden zur Feyer desselben sowohl in, als nahe um den Ort hinlängliche Gelegenheit. Lauchstädts Kirche hat von je her berühmte und erbauliche Prediger gehabt; auch der jezige Herr Senior, Hempel, gehört mit allem Rechte unter diese Zahl. Bequem ist es, da der Gottesdienst in der Kirche, in welcher für die Fremden bestimmte Chöre eingerichtet sind, erst um 10 Uhr des Morgens seinen Anfang nimmt, und die Cur gewöhnlich in den Früh-Stunden geschieht, daß man ihren Gebrauch deshalb nicht aussetzen darf. Die Reformirten und Römisch-Katholischen aber finden ihre Glaubensgenossen und Kirchen in der nur anderthalb Meilen davon entfernten Stadt Halle.

Das lauchstädter Mineral-Wasser ist, seit seiner Entdeckung und Gebrauch, von je her der Aufmerksamkeit großer und gelehrter Aerzte gewürdiget, und dessen Bestand-Theile und Wirkungs-Kräfte von einigen, als: Reineccius, Friedel, Lichtenhain, Hofmann, Henkel, Frenzel, Barth und Börner, untersucht und beschrieben worden. Obgleich die Beschreibungen dieser Männer eben so nützlich, als gründlich, sind, und, in Rücksicht der Bestimmung der wesentlichen Bestand-Theile des Wassers, wenig von einander abweichen, so stützten sie sich doch alle auf die Kenntnisse ihrer Zeit, und nahmen den flüchtigen Schwefel-Geist als die Seele der Sauerbrunnen, und besonders auch des lauchstädter, an. Daß aber der wahre Schwefel-Geist nur sehr wenigen Quellen Deutschlandes eigen ist, und daß das

ange-

angenommene Daseyn des flüchtigen Geistes desselben mehr als ein Product der Kunst, und nicht der Natur, anzusehen ist, haben die Entdeckungen der Neuern, womit sie die Natur-Lehre und Chemie bereichert haben, hinlänglich bewiesen. Auch der jezige gelehrte Brunnen-Medicus, Hr. D. Koch, hat, in seiner Beschreibung des lauchstädter Gesund-Brunnens und Bades, mit vieler Gründlichkeit gezeigt, daß dasjenige, was seine Vorgänger, bey Angabe der Bestand-Theile dieses Mineral-Wassers, den sauern Schwefel-Geist nannten, nichts anders als Luft-Säure ist, und bey seinen Untersuchungen, zu mehrerer Gewißheit, die Anleitung des berühmten Westrumb, nach vorhergegangener Anzeige der physischen Beschaffenheit des Wassers, zum Grunde gelegt.

1. Das Wasser kommt 16 Fuß 11 Zoll tief unter der Fläche des Bodens, in einem mit Thon und Kieselsteinen vermengten Erdreiche zu Tage.

2. Es ist dasselbe vollkommen klar, und so durchsichtig, daß man bey hellem Wetter, ungeachtet die Wassersäule 9 Fuß 5 Zoll beträgt, die kleinsten Körper auf dem Grunde erkennen kann; diese Klarheit behält es auch dann, wann es in Gläser geschöpft wird, und einige Zeit steht.

3. Der Zufluß bleibt sich zu jeder Jahrszeit gleich, und leidet, weder durch den stärksten noch langwierigsten Regen, noch durch die größte und anhaltendste Hitze, den mindesten merklichen Zuwachs, oder auch den geringsten Abgang. Die Fassung der Quelle, welche 3 Fuß im Durchmesser hat, und 9 F. 5 Z. tief ist, enthält 5679 Pfund, und fließt in 1 Stunde und 28 Minuten voll; folglich giebt die Quelle, bey ihrem Abfluß, in einer Minute 64 Pfund und ungefähr 1½ Loth, und in einer Stunde 3843 Pf. Wasser. Doch ist hierbey zu bemerken, daß die

Quelle in der jezt bestimmten Zeit noch weit mehr Wasser giebt, wenn sie sich selbst überlassen ist. Durch den Gegendruck der Wassersäule von 9 Fuß wird das Hervordringen des Wassers aus der Quelle langsamer. Hält man dieselbe durch vorerwähnte Maschine um 6 Fuß tiefer, so füllt sie die zum Bade-Wasser bestimmten Reservoirs, die zusammen 841 Kubik-Fuß groß sind, und, den Kubik-Fuß zu 70 Pfund 10 Unzen gerechnet, 59570 Pfund 10 Unzen Wasser enthalten, in 7 Stunden voll, da sie, sich selbst überlassen, beynahe 16 Stunden hierzu nöthig hat.

4. In dem Brunnen selbst setzt sich gar kein Ocher ab, es müßte denn an dem obersten Rande der Einfassung seyn, wo das Wasser stille steht, und die Ausfluß-Röhre ist; an denen Orten aber, wohin es abfließt, als in die Reservoirs und in den Röhren, die das Ueberflüssige in den Bach leiten, legt es sehr vielen rothgelben Ocher ab.

5. Nimmt man die Bedeckung des Brunnens, des Morgens, ehe daraus geschöpft wird, hinweg, so bemerkt man einen sehr feinen Dunst, und die Nase empfindet einen etwas scharfen, doch nicht eigentlich zu unterscheidenden Geruch. Dieser Geruch wird merklicher, und dem der flüchtigen Schwefel-Leber ähnlich, wenn das Wasser in großen Quantitäten eine Zeitlang verschlossen gewesen ist, und nun geöffnet wird, wie in den Reservoirs, oder wenn man es erwärmt, und in Bewegung setzt, wie in der Douche.

6. Gleich nach dem Einfüllen in ein Glas, steigen unzählige Bläschen, wie kleine Perlen, von unten in die Höhe, und legen sich an die Seiten des Glases an. Weit häufiger und größer erscheinen diese Blasen, wenn das Wasser im Glase stehen bleibt, und von der Luft oder durch das Feuer erwärmet wird. Im Schatten und in kalter Luft bleiben diese Blasen einige Tage sichtbar, auf dem warmen Ofen aber und

in

in der Sonne verlieren sie sich innerhalb 24 Stunden. Läßt man es einige Tage stehen, so zeigt sich auf der Ober-Fläche desselben eine vielfarbige Haut; den zweyten, und noch mehr den dritten Tag fängt es an, in einer offenen Bouteille sich etwas zu trüben, und einige zarte gelbe Flocken fallen zu lassen; wird es aber gleich nach dem Füllen in Bouteillen verpicht, so bleibt es einige Monathe klar und unveränderlich.

7. Die Quelle friert niemahls zu, und der Grad der Kälte bleibt sich in jeder Jahrezeit gleich. Zu Ende des 1788sten und Anfang des 1789sten Jahres fand Hr. D. Koch dieselbe allemahl, so wie in den heißesten Sommer-Tagen, etwas über 8 Grad nach Reaumür.

8. Der Geschmack des Wassers, wenn es frisch bey der Quelle, oder aus wohlverwahrten Bouteillen getrunken wird, ist etwas säuerlich und eisenhaft; hat es eine Zeitlang in offenen Gefäßen gestanden, oder sind die Bouteillen nicht gut verpicht gewesen, so verliert es zwar seinen säuerlichen Geschmack, das Eisenhafte aber bleibt mehrere Tage unveränderlich. Nüchtern getrunken macht es einigen Personen Aufstoßen, andern, besonders denen, welche schwache Nerven und eine schlechte Verdauung haben, verursacht es eine Düsterheit des Hauptes, die dem Schwindel nahe kommt, aber nicht lange anhält.

9. Die eigenthümliche Schwere des Wassers ist gegen den reinsten Schnee, oder gegen destillirtes Wasser, wie 1,001 : 1,000.

Wirft man mit unbefangenen Augen einen Blick auf die jezt beschriebene physische Beschaffenheit des Wassers, so wird man den mineralischen Inhalt desselben nicht verkennen können; worin dieser aber besteht, lehren die mit demselben angestellten chemischen Versuche, und zwar:

A. mit gegenwirkenden oder sogenannten Aus-scheidungs-Mitteln.

Erster Versuch. a. Lakmus-Tinctur 1 Quent zu 8 Unzen L. M. W. getröpfelt, erhielt sogleich eine Purpur-Röthe. Diese Farbe blieb nach 24 Stunden unverändert, das Wasser hatte keinen Niederschlag, auf der Oberfläche aber die gewöhnliche Fett-Haut. Erst nach 43 Stunden nahm die Tinctur ihre blaue Farbe wieder an.

b. Dergleichen Papier wurde ebenfalls, aber weit später als die Tinctur, roth; nachdem es getrocknet war, erhielt es seine Farbe wieder.

c. Abgekochtes Wasser ließ die Farbe, sowohl der Tinctur, als auch des Papieres, unverändert.

Nach diesen Erscheinungen, a, b, ist in dem L. M. W. eine Säure, und zwar eine flüchtige Säure enthalten, die nach c, Luft-Säure ist.

Zweyter Versuch. Fernambuk-Papier.

a. Ganz frisches Mineral-Wasser veränderte die rothe Farbe dieses Papieres, nach 24 Stunden, in Violetblau.

b. Abgekochtes Wasser ließ die Farbe unverändert.

Aus b, erhellt, daß es frey von ungebundenem Laugen-Salze ist; also kann die Wirkung a nur von luftgesäuerten Erden herrühren.

Dritter Versuch. Curcumä-Papier erlitt so wenig im rohen, als abgekochten Mineral-Wasser einigen Farben-Wechsel.

Hierdurch bestätigt sich, daß das L. M. W. völlig frey von ungebundenem Laugen-Salze ist.

Vierter Versuch. Starke Mineral-Säuren.

a. Die starke Vitriol-Säure, und

b. die

b. die starke Salpeter-Säure, entwickelten aus dem Wasser zwar kleine, aber zahlreiche Luftblasen, die auch noch nach 14 Stunden, wenn das Glas bewegt wurde, in die Höhe stiegen. Bey beyder Zumischung blieb das Wasser klar, und hatte auch nach 22 Stunden keinen Niederschlag.

Das Aufsteigen der Luftblasen zeugt vom Daseyn der Luft-Säure, die Klarheit desselben und der Mangel des Niederschlages bey a, daß es keine luftgesäuerte Schwer-Erde, und bey b, daß es keine Schwefelleber-Luft in sich enthält.

Fünfter Versuch. Geistige Galläpfel-Tinctur erregte a) in ganz frisch geschöpftem Wasser beym Hineinschütten eine angenehme Purpur-Farbe; diese ward nach 2 Stunden tiefer, und nach 24 Stunden dunkelroth, wie Cahors-Wein. Dieses Wasser hatte keinen sichtbaren Bodensatz, noch die ihm sonst gewöhnliche Fett-Haut.

b) Abgekochtes Wasser erlitt gar keine Veränderung.

Nach den Erscheinungen a, ist in dem L. M. W. fein aufgelöfetes Eisen enthalten; nach b, ist dieses Eisen in Luft-Säure und nicht in Mineral-Säure aufgelöfet.

Sechster Versuch. Geistige Auflösung der alicantischen Seife machte a) das rothe Mineral-Wasser milchend ohne Flocken und Bodensatz.

b) Abgekochtes Wasser nahm diese weiße Farbe nicht an, sondern ward nach 24 Stunden oben gelb, und verursachte einen häufigen weißen Niederschlag.

Aus beyden Erscheinungen folgt, daß sich in dem L. M. W. Luft-Säure und erdige Mittel-Salze befinden.

Siebenter Versuch. Zucker-Säure machte mit dem frischen Wasser sogleich eine weiße Wolke, und

darauf einen weißen Niederschlag; das gekochte Wasser that es ebenfalls.

Hieraus folgt, daß nicht allein rohe oder luftsaure Kalk-Erde, sondern auch kalkerdiges Mittel-Salz im L. M. W. enthalten sind.

Achter Versuch. Die Auflösung der Schwer-Erde in Salz-Säure fällte sowohl aus dem frischen als dem abgekochten Wasser einen Schwer-Spath.

Es ist also Vitriol-Säure im Wasser, die, zufolge des Versuches mit Zucker-Säure, an Kalk-Erde gebunden, also Selenit seyn muß.

Neunter Versuch. Auflösung des reinsten Silbers in Salpeter-Säure. Durch Zumischung desselben zum rohen L. W., wurde dasselbe getrübt, und nahm erst eine Perl-Farbe an, die nach 2 Stunden in eine schwache violette Farbe überging, und nach 24 Stunden einen feinen schwärzlichen Niederschlag verursachte. Eben dieses erfolgte auch durch Zumischung desselben zum abgekochten Wasser, nur mit dem Unterschiede, daß die erwähnte violette Farbe dunkler war.

Nach beyden Erscheinungen enthält das L. M. W. Salz- und Vitriol-Säure; die Farbe des Niederschlages aber rührt theils von der Entwickelung des Tages-Lichtes auf den Silber-Kalk, theils von dem im Wasser enthaltenen Extractiv-Stoff, oder den feinen brennbaren Theilen her, die das Wasser aus seinen unterirdischen Gängen mit sich führt.

Zehnter Versuch. Silber-Vitriol in heißem destillirten Wasser aufgelöset, und zum frischen L. W. gesetzt, machte sogleich eine weißliche Gerinnung, die nach einiger Zeit perlfarben und endlich schwärzlich ward. Gekochtes Wasser brachte ebenfalls einen weißen Niederschlag damit zuwege, der auch nach und nach dunkler ward.

Es

Es folgt hieraus, daß Salz-Säure in dem Wasser enthalten sey, die vermöge der übrigen Versuche gebunden ist.

Eilfter Versuch. Kalt bereitete Auflösung des Queckſilbers in der Salpeter-Säure trübte das Wasser, und ließ nach 24 Stunden einen feinen weißgelblichen Bodensatz zurück.

Hieraus erhellt, daß in dem L. M. W. absorbirende Erden, Salz-Säure und Vitriol-Säure führende Mittel-Salze vorhanden sind.

Zwölfter Versuch. a. Essiggesäuertes Bley.

b. Salpetergesäuertes Bley. Beydes, sowohl zu rohem, als abgekochten, L. M. W. getröpfelt, erregte einen weißen Bodensatz, der bey dem rohen blendend weiß, bey dem abgekochten aber gelblich weiß aussah, und in Essig und Wasser fast gar nicht, und in Salpeter-Säure nur zum Theil auflöslich war.

Durch den Erfolg dieses Versuches wird die Gegenwart salzgesäuerter und vitriolgesäuerter Salze bestätigt.

Dreyzehnter Versuch. Wässerige Auflösung des ätzenden Sublimates, und dergleichen Auflösung des Arseniks, erlitten beyde weder a. von rohem, noch b. von abgekochtem L. M. W. einige Veränderung.

Dieses Wasser enthält nach der ersten Erscheinung kein ungebundenes Laugen-Salz, sondern mehr vitriol- und kochsalz-gesäuerte Salze; hierdurch werden die Resultate des 2, 3, 11 und 12ten Versuches bestätigt. Nach der zweyten Erscheinung ist nichts Schwefelleberartiges darin enthalten, wodurch das Resultat des 4ten Versuches bestätigt wird.

Vierzehnter Versuch. Auflösung des reinsten Bitter-Salzes erlitt so wenig durch frisches, als durch abgekochtes Wasser einige Veränderung.

Ein

Ein neuer Beweis für den Mangel des ungebundenen Laugen-Salzes in dem L. M. W.

Funfzehnter Versuch. Kalk-Wasser 1 Loth, zu 1 auch 2 Loth M. W. gegossen, trübte das Wasser, und machte nach 6 Stunden einen feinen leichten weißen Bodensatz, der sich unter Aufbrausen in Essig wieder auflöfete.

Hierdurch bestätigt sich das Daseyn der Luft-Säure und der in derselben aufgelöseten Erden.

Sechzehnter Versuch. a. Kaustisches flüchtiges Laugen-Salz $\frac{1}{2}$ Loth zu 1 Pfund L. M. W. getröpfelt, trübte das Wasser ebenfalls, und verursachte nach 18 Stunden einen ocherartigen Niederschlag.

b. Kaustisches Pflanzen-Laugensalz $\frac{1}{2}$ Loth zu 4 Loth L. M. W. gegossen, hatte nach 18 Stunden vielen leichten, weißgelben flockigen Bodensatz.

Nach beyden Erscheinungen ist in dem L. M. W. nicht allein luftsaure Bittersalz-Erde, sondern auch Kalk-Erde und Eisen, enthalten.

Siebenzehnter Versuch. Berlinerblau-Lauge 20 Tropfen a. zu 4 Loth frischem L. M. W. getröpfelt, theilte dem Wasser während der Zumischung eine angenehme himmelblaue Farbe mit; nach 18 Stunden war ein feiner bläulicher Niederschlag, und das Wasser über demselben hell.

b. Dieselbe in eben dem Verhältnisse zum abgekochten und filtrirten Wasser gemischt, machte keine Veränderung.

Hierdurch bestätigt sich die Folgerung des 5ten Versuches, daß in Luftsäure aufgelöfetes Eisen in dem L. M. W. enthalten ist.

Nach diesen Versuchen mit gegenwirkenden Mitteln zu urtheilen, enthält das L. M. W., dem 1, 4, 6 und 15ten Versuche zufolge, einen elastischen Stoff, der

der wahre Luft-Säure ist; dem 5, 16 und 17ten Versuche zufolge, Eisen, welches nach d. 5 und 17ten Versuch nicht in Mineral-Säure, sondern einzig und allein in Luft-Säure aufgelöset ist; dem 2, 6, 7, 8, 10 und 15ten Versuch zufolge, absorbirende mit Luft-, Vitriol- und Salz-Säure vereinigte Erden, die nach 7 und 16 Vers. aus Kalk-Erde, und nach dem 16ten Versuch aus Bittersalz-Erde bestehen; dem 8, 9, 10 und 11ten Versuch zufolge, vitriol- gesäuerte und kochsalzgesäuerte Mittel-Salze. Nach dem 9ten Versuch ist etwas Extractiv-Stoff, und nach dem 8ten Versuch Selenit darin enthalten; nach dem 2, 3, 13 und 14ten Versuch ist es völlig frey von ungebundenem Laugen-Salz; und nach dem 4 und 13ten Versuch ist nichts Schwefelleberartiges darin befindlich.

B. Versuch zur Bestimmung der in dem lauchstädter Mineral-Wasser enthaltenen Quantität Luft-Säure.

Die Quantität der Luft-Säure in den Mineral-Wässern nach den Winterlschen und Amburgerschen Vorschriften, durch Zumischung des Kalk-Wassers zu bestimmen, ist eben so unzulänglich und trieglich, als die von Hrn. Bergr. Abich angegebene Methode ihre Mängel und Schwierigkeiten hat. Es ist daher der Bergmannische Versuch, welcher nach dem Zeugnisse der Gelehrten, die sich mit Untersuchung der Mineral-Wässer in neuern Zeiten beschäftigt haben, der sicherste ist, hier nur allein genutzet worden. Da Hr. D. Koch mit den hierzu nöthigen Geräthschaften nicht versehen war, so ersuchte er den Hrn. Prof. Gren in Halle, diesen Versuch zur Bestimmung der Quantität der in dem L. M. W. enthaltenen Luft-Säure anzustellen, welcher ihm auch denselben in Folgendem mittheilte.

„Ein

„Ein Pfund lauchstädter Wasser, zu 16 Unzen Medicinal-Gewicht, wurde in eine gläserne Tubulat-Retorte mit einem sehr langen Halse, der zu diesem Behuf in seiner Mündung nach oben zu gekrümmt war, gegossen. Die Retorte wurde ins Sandbad eingelegt, und die Oeffnung ihres Halses unter dem Trichter der Wanne des pneumatisch-chemischen Apparates, die mit sehr heißem Wasser angefüllt war, gestellt. Das Wasser in der Retorte wurde nun allmählich zum Kochen gebracht, wobey die atmosphärische Luft in dem Halse der Retorte, und die Luft-Säure, die sich beym Kochen aus dem Wasser losmachte, übergingen, und in den mit kochendheißem Wasser ebenfalls angefüllten Cylinder, der als Vorlage diente, in die Höhe stiegen. Es wurde das Wasser so lange in starkem Kochen unterhalten, bis keine Luftblasen mehr übergingen. So wie das Kochen des Wassers in der Retorte aufhörte, stieg das Wasser der Wanne durch den Druck der äussern Luft in der Röhre der Retorte in die Höhe, und füllte diese ganz an, bis auf eine kaum merkliche Luftblase.

„In dem Cylinder war also nun nicht allein die Luft-Säure des Wassers, sondern auch die atmosphärische Luft aus dem übrigen Raume der Retorte und ihren Röhren enthalten. Durch die Hitze des Wassers, womit sie gesperrt war, war ihr Volumen freylich ausgedehnt. Um also den Raum, den sie bey der mittlern Temperatur von 60 Gr. Fahrenheit einnehmen würde, zu bestimmen, ließ ich sie schnell in einen andern Cylinder aufsteigen, der mit Wasser von dieser Temperatur gefüllt war. Ich bestimmte durch einen um den Cylinder fest gelegten Bindfaden genau den Raum, den sie darin einnahm; um aber nun die Luft-Säure des Wassers von der atmosphärischen der Retorte zu scheiden, ließ ich sie durch dünne Kalk-Milch in ein Gefäß aufsteigen, wodurch die

Luft-

Luft-Säure absorbirt wurde, und die atmosphärische Luft allein übrig blieb. Ich ließ sie hierauf wieder in den zum Messen bestimmten Cylinder treten, und bezeichnete durch einen andern darum gelegten Bindfaden, den nun verminderten Raum. Die Verminderung dieses Raumes betrug so viel, als 3 Unzen 5 Quentgen destillirtes Wasser, von 60 Gr. Raum einnehmen; denn so viel Wasser hatte ich genau nöthig, um jenen Raum im Cylinder zwischen den beyden Bindfaden auszufüllen.

„Ein rheinländischer Duodecimal-Kubikzoll reines destillirtes Wasser wiegt bey der Temperatur von 60 Gr. Fahrenh. 284,87 Gran Medicinal-Gewicht; folglich nehmen 3 Unzen 5 Quent = 1470 Gran, einen Raum von 6,108 Kubikzoll ein.

„Es sind demnach in einem Pfunde lauchstädter Wasser, zu 16 Unzen Medicinal-Gewicht, enthalten $6\frac{108}{1000}$ Kubikzoll, nach rheinl. Duodecimal-Maß."

C. Versuche zur Bestimmung der festen Bestand-Theile in dem lauchstädter Mineral-Wasser.

Erster Versuch. Nach Westrumb's Anleitung, hat Hr. Koch 10 bürgerliche Pfund L. M. W. in bedecktem Gefäße binnen 5 Tagen zur völligen Trockenheit gelinde abgedampft. Der Rückstand war röthlich, hin und wieder glänzend, und wog 53 Gran.

Zweyter Versuch. a) Diese 53 Gran hat er mit 2 Loth wasserfreyen Weingeist 36 Stunden kalt digerirt, und die Auflösung davon zu Krystallen gebracht; sie wogen $5\frac{1}{2}$ Gran mit dem darin befindlichen Krystallisations-Wasser, obschon die 53 Gr. nicht mehr als 2 Gr. von ihrer Schwere verloren hatten.

b) Diese $5\frac{1}{2}$ Gran Salz übergoß er mit rectificirter starker Vitriol-Säure; diese entwickelte salzsaure Dämpfe. Nachdem es getrocknet und wieder mit destillirtem Wasser aufgelöset war, sonderten sich einige

ige harzige Theile ab, die, nachdem sie abgeschieden waren, 2 Gran betrugen.

c) Die von dem Harze abgegossene Flüssigkeit lieferte einige bräunliche Krystallen, die, ihrer Wenigkeit wegen, nicht weiter untersuchet werden konnten, aber nach ihrem bittern und zusammenziehenden Geschmacke zu urtheilen, Bitter- und Kalk-Koch-Salz in sich enthielten.

Der Weingeist hatte also $3\frac{1}{2}$ Gr. Bitter- und Kalk-Koch-Salz und 2 Gr. Extractiv-Salz geschieden.

Dritter Versuch. a) Die wieder erhaltenen 51 Gr. Rückstand (Versuch 2. a) extrahirte er kalt mit 8 Theilen seines Gewichtes destillirten Wasser, filtrirte die Flüssigkeit, und trocknete den Rückstand gehörig, welcher 21 Gran von seiner Schwere verloren hatte. Die Flüssigkeit dünstete er bis auf einen gewissen Punct ab; es schieden sich einige Selenit-Krystallen, die er behutsam absonderte, trocknete und wog, — sie hielten 2 Gran.

b) Zu der übrigen Salz-Lauge setzte er 2 Theile wasserfreyen Weingeist, und erhitzte sie stark. Als er sie darauf erkalten ließ, zeigten sich zwar einige Krystallen; allein, als er die Tasse etwas neigete, um die Lauge von den Krystallen ablaufen zu lassen, trocknete es von selbst innerhalb 2 Stunden ein, und war so hart, daß er es mit Mühe von der Tasse losmachen mußte. Das Gewicht des Ganzen betrug 14 Gran; diese lieferten, bey näherer Untersuchung, $13\frac{1}{2}$ Gr. vitriolisches Bitter-Salz, und $\frac{1}{2}$ Gr. Extractiv-Stoff.

Vierter Versuch. a) Die von den 51 Gran erhaltenen 30 Gran Rückstand (Vers. 3. a.) übergoß er mit 4 Loth destillirten Wasser, 10 Tropfen Salz-Säure, und 5 Quent Salpeter-Säure, setzte sie in die Capelle, und ließ sie kochen. Nach dem Erkalten

kalten filtrirte er den Geist, und sammelte den Rückstand; dieser war weiß, wog 5 Gran, und ließ sich durch keine Säuren auflosen. Die Säuren hatten also überhaupt 25 Gr Erden und Eisen aufgelöset, und 5 Gr. Kiesel-Erde zurückgelassen.

b) Die Auflösung selbst rauchte er wieder ab, sie gab noch 1 Gr. Selenit; zu den übrigen setzte er $\frac{1}{2}$ Loth kaustisch flüchtiges Laugen-Salz, und erhielt davon einen Niederschlag, welcher Eisen-Gehalt und eine rothe Farbe hatte, und, nachdem er ausgesüßt und getrocknet war, $10\frac{1}{2}$ Gr. betrug. Diese enthielten, nach den damit gemachten Versuchen, 9 Gr. Eisen und $1\frac{1}{2}$ Gr. Bitter-Erde.

Dieser Reihe von Versuchen zufolge, enthält das lauchstädter Mineral-Wasser in 10 bürgerlichen Pfunden:

Eisen in Luft-Säure aufgelöset (V. 4, b)	9	Gr.
Vitriolisches Bitter-Salz (V. 3, b)	$13\frac{1}{2}$	=
Bitter- und Kalk-Koch-Salz (V. 2, c)	$3\frac{1}{2}$	=
Kalk Erde (V. 4, a) - - - - -	25	=
Bitter-Erde (V. 4, b) - - - -	$1\frac{1}{2}$	=
Kiesel-Erde (V. 4, a) - - - -	5	=
Selenit (V. 3, a) (V. 4, b) - -	3	=
Extractiv-Stoff (V. 2, c) (V. 3, b) -	$2\frac{1}{2}$	=
In allem	63	Gr.

Luft-Säure in einem Pfunde zu 16 Unzen Medicinal-Gewicht $6\frac{108}{1000}$ Kubik-Zoll.

Daß Hr. Koch hier einige Gran an festen Bestand-Theilen mehr berechnet, als er oben erhalten zu haben angab, darf niemanden befremden. Dort war die Rede von ganz trocknen und ihres Krystallisations-Wassers beraubten Salzen, hier aber von solchen die krystallisirt sind; ein Zustand, in welchem wir uns die Salze eines Mineral Wassers, nach Westrumb's Erfahrung, denken müssen.

Aus der izt beschriebenen physischen Beschaffenheit des Mineral-Wassers, und den damit angestellten chemischen Versuchen, erhellt ganz deutlich, daß der lauchstädter Gesund-Brunnen ein leichtes, klares, mit Luft-Säure, Eisen, Mittel-Salzen und absorbirenden Erden geschwängertes Wasser in sich enthalte, und daher einigen der berühmtesten Gesund-Brunnen Deutschlandes in seinen Bestand-Theilen nicht nur gleich sey, sondern auch manche übertreffe. Nach dem Zeugnisse eines Hoffmann, Henkel, Frenzel, und des Hrn. D. Koch zehnjährigen Beobachtung, hat sich das L. M. W. seit beynahe einem Jahrhunderte, hauptsächlich in Stärkung erschlaffter Theile, Verdünnung zäher Säfte, und Eröffnung verstopfter Gefäße, berühmt gemacht, uud im Allgemeinen diesen Effect, vermöge des innerlichen, noch häufiger aber vermöge des äusserlichen Gebrauches, durch seine reizende, zusammenziehende, harntreibende, und die Ausdunstung vermehrende Eigenschaft, hervorgebracht. Daß, in Rücksicht des äusserlichen Gebrauches, auf die Temperatur der Bäder vieles mit ankommt, und hierdurch die jezt erwähnte Wirkungs-Kraft vermehrt, vermindert, und, wenn sie unrecht angewandt wird, oft schädlich werden kann, sieht jeder wohl ein, der nur einige Kenntnisse der Physik und Medicin besitzt; denn ganz andere Veränderungen bringt ein heißes Bad, und ganz andere ein laues und kaltes in dem menschl. Körper hervor. Unter denjenigen Krankheiten, in welchen es sich durch seine gute Wirkung bisher ausgezeichnet hat, verdient die Schwäche der festen Theile, oder die erschlaffte Constitution, die in unsern Tagen eine so gewöhnliche Ursache der mehresten chronischen Krankheiten ist, erwähnt zu werden.

Erstreckt sich diese Schwäche auf die Blut- und lymphatischen Gefäße unsers Körpers, so wird dadurch

nicht

nicht nur der Kreislauf der Säfte mit einer zu geringen Thätigkeit betrieben, Verdickung, Stockung und Andringen derselben gegen einen Theil mehr, als den andern, verursachet, sondern auch die nöthigen Absonderungen und Ausleerungen werden dadurch in Unordnung gebracht, und geben zu eben so vielen Krankheiten der Haut, als der Eingeweide des Unterleibes, Gelegenheit. Die gewöhnlichsten dieser Art sind: Kacherie, englische Krankheit, wässrige Geschwulst, Bleichsucht, rheumatische Zufälle, Gicht, Chiragra, Podagra, Gonagra, Hüftweh, Krätze, Flechten, Finnen, chronische Geschwüre, blinde und verstopfte Hämorrhoiden, verhaltene, unordentlich abgehende und schmerzhafte monathl. Reinigung, Congestionen des Blutes, und daher rührendes Kopfweh, Zahn-Schmerz, Brausen vor den Ohren, Schwindel, Röthe der Augen, Brust-Beklemmung, Herzklopfen, Magendrücken, Mangel des Appetites, Blähungen, Mutter-Blutflüsse, zu starke Reinigung, Harnfluß, gutartige Gonorrhoe, weißer Fluß, Pollutionen, Unfruchtbarkeit und Mißgebären. In den mehresten dieser Fälle muß der Arzt vorzüglich dafür sorgen, daß er die verdickten und stockenden Säfte anfeuchte, verdünne und auflose, die Schärfe mildere, durch Vermehrung der natürlichen Absonderungen aus dem Körper wegschaffe, und den Fibern der Gefäße die verlorne Festigkeit, Spannkraft und Thätigkeit wiedergebe, um dadurch eine gleichmäßige Bewegung der Säfte zu unterhalten, und Rückfälle zu verhüten. Diese jezt erwähnten Absichten können durchgängig durch den Gebrauch des lauchstädter Mineral-Wassers, bey vorsichtiger Behandlung und gehöriger Vorbereitung erreicht werden, indem es wegen seiner Feinheit in die kleinsten Gefäße eindringt, die Säfte verdünnet, die Schärfe wässert, und hierdurch in Verbindung der absorbirenden Erden und des Extrac-

ctiv-Stoffes die Salz-Theile stumpf macht, wegen seiner Mittel-Salze die Zähigkeit derselben auflöset, und sowohl vermöge dieser, als auch der Luft-Säure, durch vermehrte Ausdunstung und Urin-Abgang aus dem Körper wegschaffet, und wegen der in Luft-Säure aufgelöseten Eisen-Theile, die Gefäße gelinde reizt, zur Thätigkeit antreibt, und ihnen ihre verlorne Spannkraft und Festigkeit wiedergiebt.

Erstreckt sich hingegen diese Schwäche auf diejenigen Organe, durch welche Empfindung und Bewegung in dem Körper ausgebreitet wird, und die den Wirkungen der Seele untergeordnet sind, so entsteht daraus, wenn in diesen drey Stücken Unregelmäßigkeiten vorgehen, eine Menge von Nerven-Krankheiten, wodurch das Gemüth und der Körper so unendlich leiden. Selbige sind, wie bey der erschlafften Constitution, entweder von den Aeltern angeboren, oder werden durch alles das hervorgebracht, was die natürlichen Kräfte des Körpers schwächt. Hierher gehören: langwierige Krankheiten, zu häufige Ausleerungen, als: zu starker Abgang der monathlichen Reinigung, anhaltender Samenfluß, weißer Fluß, Nacht-Schweiße, zu öfterer Beyschlaf und Onanie, heftige Gemüthsbewegungen, als: Schreck, Zorn, Betrübniß, quälende Sorgen, anhaltende Geistes-Arbeiten, zu große Sehnsucht nach Dingen, die nicht erreicht werden können, zu große Anstrengung der Kräfte bey Geburten, bey podagrischen Anfällen und heftigen Schmerzen; eine müßige sitzende Lebensart und der beständige Aufenthalt an einem niedrig gelegenen Orte, wo die Luft warm und feucht ist. Diese angeborne, oder von jezt erwähnten Ursachen entstandene Krankheiten werden auch von den Schriftstellern Nerven-Krankheiten ohne Materie genannt. Das Nerven-System bey den damit behafteten Personen ist so empfindlich, daß auch geringe Ursachen, die in gewöhn-

gewöhnlichen Constitutionen nichts vermögen, schon große Unordnungen desselben bewirken, und auf diese Art bey manchem Subjecte durch traurige Erzählungen, Leiden anderer Menschen, durch besondere Gegenstände, gewisse Töne, Farben, Gerüche, unbedeutende körperliche Schmerzen, u. s. w. blasse Gesichts-Farbe, Herzklopfen, Zittern, Zuckungen, ja oft Ohnmachten, zum Vorschein kommen. Alle übrige Zufälle der Nerven, die von offenbaren, und auch bey starker Leibes-Beschaffenheit hinlänglichen Ursachen herrühren, werden Nerven-Krankheiten mit Materie genannt. So können z. B. plötzlich zurückgetretene und unterdrückte Ausschläge der Haut, oder ein allzu geschwindes Zuheilen alter Geschwüre, gewisse Nerven-Zufälle hervorbringen, die sich sogleich wieder verlieren, wenn diese Ausschläge, oder der Ausfluß aus den Geschwüren wieder hergestellt wird. Auf eben diese Art folgen auch dergleichen Krankheiten auf gichtische Beschwerden, die ohne einen regelmäßigen Anfall des Podagra, des Chiragra ꝛc. plötzlich verschwunden sind, und dann erst wieder gehoben werden, wann die arthritische Materie nach den Händen oder Füßen gebracht wird. Die Verstopfung der monathlichen Reinigung, ein plötzlich gehemmter Ausfluß der Hämorrhoiden, oder unterdrückte Ausdunstung, hat zuweilen gleiche Wirkung; und eben dieses gilt von der venerischen, scorbutischen und scrophulösen Schärfe. Ausser diesen sind zwar auch noch andere Ursachen, welche diese Art Nerven-Zufälle veranlassen können, als: Diät-Fehler, angesammelte Schleim- und Gallen-Unreinigkeiten in den Verdauungs-Wegen, Würmer, Vollblütigkeit und organische Fehler, besonders im Gehirne und Rücken-Marke; da aber diese mit den Wirkungs-Kräften des L. M. W. nicht in genauer Verbindung stehen, so übergehe ich dieselben, und

führe nur diejenigen Nerven-Krankheiten an, welche von angeborner oder erlangter Schwäche, die man gemeiniglich eine zu große Beweglichkeit, Reizbarkeit und Empfindlichkeit nennt, oder von oben angeführten materiellen Ursachen zu entstehen pflegen, und bey denen sich das L. M. W., in sofern dabey ein durchdringendes, auflösendes, verdünnendes und zugleich stärkendes Mittel zuträglich ist, ungemein wirksam beweiset, besonders wenn es als Bad gebraucht wird; indem es durch seine angegebenen Bestand-Theile nicht nur die materiellen Ursachen aus dem Wege räumet, sondern auch den verlornen Ton der Nerven wieder herstellt. Man gebraucht es daher mit Nutzen in der allgemeinen Kraftlosigkeit, in Krämpfen überhaupt, besonders in Schlund- und Magen-Krampf, chronischen Schlucken, Krampf-Husten, spastischer Engbrüstigkeit, Herzklopfen, Zittern des ganzen Körpers und einzelner Glieder, in Zuckungen, fallender Sucht, bey Schlagflüssen, Lähmungen sowohl des ganzen Körpers, als auch einzelner Theile, Schlafsucht, Niedergeschlagenheit, Melancholie, Hysterie und Hypochondrie, in so fern sie von Schwäche und Erschöpfung entstehen.

Den hier beschriebenen Effect, den das L. M. W. durch seinen innerlichen und äusserlichen Gebrauch, im Allgemeinen, leistet, bewirkt die Douche im Einzelnen noch mehr.

Obgleich die ältesten Aerzte, wie aus einigen Stellen des Galenus, Celsus und Mercurialis erhellt, schon von der Douche in unterschiedenen Zufällen des Körpers häufigen Gebrauch machten, so ist derselbe doch in neuern Zeiten, ich weis nicht warum wieder vernachlässiget, wenigstens nicht allgemein geworden; denn ausser dem eingeführten Gebrauche bey Gesund-Brunnen wird man selten einen Arzt finden, der das Tropf-Bad zu Hause von gemeinem

Wasser

Wasser anrathen sollte, da doch dessen Nutzen bey einiger Prüfung nicht verkannt werden kann, und dem von der Elektricität sehr nahe kommt. Die Douche (*) ist das Begießen eines Theiles des Körpers von einer Höhe, welches vermittelst einer Röhre durch senkrechte Güsse bewirkt wird, die daselbst eine merkliche Erschütterung erregen. Dieses Begießen geschieht entweder in Einem Strohme, oder durch auf einander folgende Tropfen. Bey dem erstern geht die Wirkung ohne Absetzen und ununterbrochen fort; bey dem andern verfließt zwischen zwey auf einander folgenden Tropfen einige Zeit, in welcher der Theil gleichsam wieder in Ruhe ist. Leztere Art war in Lauchstädt schon ehedem, wiewohl sehr unvollkommen, vorhanden, und ist nunmehr gänzlich aufgehoben, da eine bewegliche Röhre, durch welche man das Wasser hin und wieder lenken kann, in den Stand setzt, beyde Arten durch einerley Verrichtung zu gebrauchen. Durch diese Einrichtung erhält die lauchstädter Douche, sowohl stärkere Wirkung, als auch mehrere Bequemlichkeit, und folglich Vorzüge vor andern, indem hier jeder Theil des Körpers berührt werden kann, und derselbe sich nur leidend zu verhalten nöthig hat, da hingegen bey andern der Körper sich nach dem Strahle bequemen, und denselben gleichsam auffangen muß.

Die Wirkung der Douche hängt theils von der Wärme oder Kälte des Wassers, theils von der ver-

(*) Das Wort Douche stammt entweder vom deutschen Worte tauchen, tuchen, im Plattdeutschen duken, her; oder aber es ist das französische toucher, touche, und bedeutet so viel als das Berühren, die Berührung, hier durch den Fall. Auf alle Weise möchte es daher lieber Touche geschrieben werden. Im Deutschen hat man es schicklich Gieß Bad oder Tropf-Bad, im allgemeinen Verstande, genannt; es mag nun das Begießen wirklich tropfenweise, oder durch einen zusammenhangenden feinen Wasser Strahl, geschehen.

Von dem Tropf-Bade, s. auch Th. III., S. 407, f.; u. von dessen Nutzen in Lähmungen, im LVIII Th., S. 837, f.

schiedenen Erschütterung oder Ausdehnung, welche der Strahl verursachet, theils von den Bestand-Theilen des Wassers ab. Durch die warme Douche, da nähmlich das Wasser einen etwas höhern Grad der Wärme, als unser Blut, hat, wird die Spannung der festen Theile, der Reiz, der Schmerz und die krampfhafte Zusammenziehung vermindert; die Säfte dehnen sich aus, werden flüssiger und beweglicher, indem ihre Zähigkeit geringer wird. Ist der Grad der Wärme demjenigen, den unser Blut hat, gleich, oder wenig geringer, so ist die Wirkung auf die festen und flüssigen Theile verhältnißmäßig. Durch die kalte Douche, wo die Wärme des Wassers weit geringer, als die Wärme unsers Blutes, ist, werden die Fibern unsers Körpers gereizet, zusammengezogen, verkürzet, die Schnellkraft der festen Theile vermehrt, und der Rückfluß des Blutes nach dem Herzen befördert. Wird die kalte Douche lange fortgesetzt, so verdicken sich die Säfte, die Gefäße werden enger, und die Wärme des Theiles, welcher der Douche ausgesetzt ist, nimmt ab. Alle diese Wirkungen vermindern sich zwar, sobald man aufhört die kalte Douche anzuwenden; die Zusammenziehung und Verengung der Gefäße aber dauern noch einige Zeit fort, und die forttreibenden Kräfte des Herzens, und der Arterien, die nach dem betropften Theile hingehen, nehmen zu, so wie sie mehr Widerstand finden; nach und nach überwinden sie denselben, und stellen den freyen Umlauf der Säfte wieder her. Das durch die verengten Gefäße vermehrte Reiben der in ihnen enthaltenen Flüssigkeiten giebt den Theilen neue und mehrere Wärme wieder, und bringt den Schweiß hervor, der gewöhnlich nach der Douche zu erfolgen pflegt, wenn die Theile in warme wollene Tücher eingewickelt werden. Boerhaave'ns Erfahrung bestätigt dieses. „Wenn man," sagt er: „auf einen lahmen Arm, wo

„man

„man sonst alles umsonst gebraucht hat, kaltes Was„ser gießt, dann wird der Theil sehr kalt; aber gleich „wird er anfangen zu jücken, zu stechen, Schmerzen „zu empfinden, dann wird er warm werden, und end„lich sich in einen starken Schweiß auflösen. So „wird oft," setzt er hinzu: „durch ein ortliches Fieber „das Leben in einem Theile wieder erweckt." Die jezt erwähnten Wirkungen der Kälte und der Wärme des Wassers, würden von den Wirkungen der gewöhnlichen Bäder wenig abweichen, wenn sie nicht durch die verschiedene Kraft des auffallenden Wasser-Strahles, und den dadurch vermehrten Reiz verschiedentlich unterstützet würden. Diese Verschiedenheit der Kraft wird überhaupt theils von der Quantität des auffallenden Wassers, theils von der Höhe, durch welche es herab fließt, und der dadurch vermehrten Geschwindigkeit desselben bestimmt, und unterscheidet hierdurch nicht nur die Douche von den gewöhnlichen Bädern, sondern giebt ihr auch in vielen örtlichen Uebeln des Körpers, von denen ich weiter unten reden werde, noch Vorzüge vor denselben, indem das Wasser, vermöge der Flüssigkeit, sich in seinem Falle sehr genau nach der äussern Bildung des Theiles formet, ihn durch den Stoß des Strahles erschüttert, in die Zwischenräume der Fibern und die Poros der Haut mit Macht eindringt, und dadurch in Verbindung seines mineralischen Gehaltes, die zähen stockenden Säfte auflöset, verdünnet und beweglich macht, die Nerven reizt, und den festen Theilen ihren verlornen Ton und Thätigkeit, die aufgelöseten Säfte fortzutreiben, wiedergiebt.

So wie aber in verschiedenen Personen bald die Nerven mehr oder weniger empfindlich, bald die stockenden Säfte leichter oder schwerer aufzulösen sind, so muß auch die Douche verhältnißmäßig eingerichtet werden können. Zu dem Ende sind bey der lauch-

städter eilf verschiedene Ausguß-Röhren vorräthig, deren Oeffnungen unterschiedene genau abgemessene Durchmesser haben, wodurch die Schwere des auffallenden Strahles bestimmet werden kann, wenn das Maß des Durchmessers derjenigen Oeffnung, durch welche es fließt, mit sich selbst multiplicirt wird. Der Durchmesser der Oeffnung von der kleinsten Röhre ist 1 Linie eines leipz. Zolles; die der vierten mißt 2 dergleichen Linien, giebt also 4 Mahl so viel Wasser, als der Durchmessen der ersten. Der Durchmesser der neunten ist 3 Lin.; der Strahl giebt also 9 Mahl so viel, und die Fläche der Berührung ist 9 Mahl größer als die der ersten. Die zehnte ist 4 Mahl so groß, giebt also 16 Mahl, und die eilfte, welche der ersten Maß 5 Mahl hält, giebt 25 Mahl so viel als die erste. Die zweyte giebt es doppelt; die dritte, dreyfach; die fünfte, fünffach; die sechste, sechsfach; die siebente, sieben-, und die achte achtfach.

Um noch bestimmter angeben zu können, wie stark der Stoß wirke, ist die Gewalt des aus den genau abgemessenen Röhren hervorschießenden Wasser-Strahles, auf eine zu diesem Versuche besonders verfertigte Wage durch Gegengewichte ins Gleichgewicht gesetzt, da sich dann die Richtigkeit des vorigen, indem jene Einheit 4 Loth beträgt, folgender Maßen beweiset, als das Wasser der Röhre

No. 1. deren Durchmesser 1 Linie ist, mit dem Zusatz 1. hält Gleichgewicht 8 Loth.

2.	—	—	$1\frac{417}{1000}$	—	—	12 =
3.	—	—	$1\frac{732}{1000}$	—	—	16 =
4.	—	—	2	—	—	20 =
5.	—	—	$2\frac{206}{1000}$	—	—	24 =
6.	—	—	$2\frac{449}{1000}$	—	—	28 =
7.	—	—	$2\frac{655}{1000}$	—	—	32 =

No. 8. deren Durchmesser $2\frac{838}{1000}$ Lin. ist, mit dem Zusatz 1. hält Gleichgewicht 36 Loth.

9.	—	—	3	—	—	40 =
10.	—	—	4	—	—	68 =
11.	—	—	5	—	—	104 =

Aus der Verbindung der Wirkungen von dem verschiedenen Grade der Kälte und der Wärme, des stärkern oder schwächern Strahles des Wassers und den Bestand-Theilen desselben, folgt, daß der Douche im Allgemeinen, erweichende, zertheilende, auflösende, schmerzstillende, reizende und stärkende Eigenschaften zugeschrieben werden können. Die besondern Fälle, bey denen die lauchstädter Douche, nach Hrn. D. Koch zehnjähriger Erfahrung, mit Nutzen gebraucht ist, und mit Vortheil entweder auf den leidenden Theil selbst, oder auf einen entfernten, woraus die Nerven entspringen, welche den leidenden Theil versorgen, applicirt wird, sind folgende.

Gemeiniglich läßt man den Wasser-Strahl auf die leidenden Gliedmaßen gehen, wenn nach einer Verrenkung, Quetschung und Beinbrüchen, einige Schwäche und Schmerz, entweder beständig, oder bey Veränderung des Wetters, oder bey Anstrengung des Gliedes empfunden wird; oder wenn nach der Cur der Beinbrüche, Verrenkungen, des Podagra, des Gliederflusses, der Lähmung, verwickelter Wunden, u. s. w. welche zu ihrer Heilung eine lange Ruhe nöthig haben, Steifigkeit der Gelenke und Krümmungen der Knochenverbindungen übrig bleiben; oder, wenn das Gliedwasser sich wegen einer zu langen, erzwungenen Ruhe, oder aus einem andern ähnlichen Grunde anhäuft, verdickt, vertrocknet, hart wird, und die diese Feuchtigkeit absondernden Drüsen verstopft werden, und daraus Gliedschwamm, weiße Geschwulst, oder wohl gar Verwachsung der Gelenke ent-

entsteht, wodurch die Bewegung des Gliedes gehindert und oft unmöglich gemacht wird.

In dem ersten Falle werden durch die Douche die zu sehr ausgedehnten Fibern wieder zusammengezogen, und die bey der Quetschung geschehene Verengung der zusammengedrückten Gefäße gehoben, so wie in dem leztern Falle die verdickten Säfte durch die Wasser-Theile, welche bis zu ihnen dringen können, verdünnet, und auf eine mechanische Weise durch Stöße und dadurch verursachte Erschütterung zertheilet, die geschwollenen Gelenkbänder und breiten sehnigen Häute geschmeidig gemacht, und ihnen ihre verlorne Spann-Kräfte wiedergegeben werden, zumahl wenn der Kranke, um die erschlafften Muskeln an die wechselseitige Zusammenziehung und Ausdehnung zu gewöhnen, hiermit gemäßigte Bewegung, welche er, so gut er kann, sich selbst macht, verbindet.

Eine gleiche Wirkung erfolgt bey allen fixirten, rheumatischen und arthritischen Zufällen der einzelnen Theile des Körpers, und den daraus entstehenden Knoten an den Gelenken, besonders der Finger; wie auch bey der widernatürlichen geschwinden Abnahme oder Schwindung des Gliedes. Leztere setzt einen verminderten Zufluß nährender Säfte voraus, der entweder durch eine verminderte Reizbarkeit der Nerven, oder durch eine Verengung der zuführenden Gefäße verursachet wird. Durch die fortgesetzte Erschütterung und Empfindung des auffallenden Wasser-Strahles bekommen die Nerven ihre Reizbarkeit wieder, beyde vermehren den Zufluß der Säfte, und diese dehnen die Gefäße aus, wozu das warme Wasser vorzüglich behülflich ist. Eben so ist sie, nach Marteau's Erfahrung, das sicherste Mittel, die Schmerzen, die oft nach vielen Jahren in den alten Narben der Schuß-Wunden von neuem rege werden,

den, zu stillen. Die Douche öffnet sie wieder, wenn die Schmerzen von Splittern herrühren, da das Stossen des Wasser-Strahles, indem er beständig auf die rauhen Stellen und schneidenden Winkel des Splitters fällt und drückt, nothwendig einen Reiz, eine leichte Entzündung, und endlich eine Suppuration hervorbringen muß, wodurch die Decken dünner werden, und sich öffnen, damit der fremde Körper mit dem Eiter heraus falle. Wenn die wässrige Geschwulst der Füße und anderer Theile durch wiederhergestellte Flüssigkeit des Stockenden, durch vermehrtes Einsaugen der hierzu bestimmten Gefäße, und durch den stärkern Ton der festen Theile gehoben werden kann, so müssen diese Bäder sich hierin vorzüglich wirksam erweisen. Weder in diesen, noch in denjenigen Fällen, wo die Gicht-Materie wieder aufgelöset, zum Blute gebracht, und durch den ganzen Körper geführt wird, hat man zu befürchten, daß an einem andern Orte eine Versetzung hiervon erfolgen werde, weil die Douche sowohl durch erregten Schweiß, als auch durch vermehrte Absonderung des Urins, die aufgelöste Krankheit-Materie aus dem Körper wegschaffet.

Auf den entfernten Theil läßt man den Wasser-Strahl gehen, wenn der Sitz der Beschwerden vornehmlich in den Nerven ist. Daher muß der Strohm des auffallenden Wassers bey einer Lähmung des ganzen Körpers, oder irgend eines seiner Theile, sie sey als Folge von dem Schlagflusse anzusehen, oder von andern Ursachen entstanden, vom Nacken an, längst dem ganzen Rückgrath herab geleitet werden, damit der Ursprung aller Nerven, welche aus dem Rücken Marke kommen, erschüttert werde. Zu gleicher Zeit wird die Schulter und Hüfte mit berührt, damit auch diejenigen Nerven in Bewegung

gesetzt

gesetzt werden, welche den Arm und Schenkel beleben.

Wenn durch Krämpfe oder Lähmung die Sprache fehlerhaft ist, oder krampfhaftes Ziehen die Bildung des Gesichtes verunstaltet, oder durch Nerven-Schwäche schweres Gehör veranlasset wird, werden die Hals-Wirbel vom Kopfe an, vorzüglich berührt. Liegt der Grund einer schlechten Verdauung, als: Mangel des Appetites, öfteres Erbrechen, Drücken, Aufblähung und schwerer Athem nach dem Essen, u. s. w. in einer Schwäche des Magens, so läßt man den Wasser-Strahl auf den Theil des Rückens, welcher dem Magen gegenüber ist, gehen. Bey hypochondrischen Krämpfen ist der vorzüglichste Berührungs-Punct die Wirbelbeine der Lenden, aus welchen die Nerven des Gekröses entspringen, welche sich in die Gedärme vertheilen. Wenn der unwillkürliche Ausfluß des Urins und Abgang der Excremente von einer Erschlaffung der Nerven herrührt, muß hauptsächlich das Kreuz und der untere Theil des Rückgrathes getroffen werden. Bey Schwäche, sowohl der innern als äussern Geburtstheile, und daraus entstehender Impotenz, Unfruchtbarkeit, gutartigem Samenflusse, Pollutionen, weißem Flusse, sie mögen nun als Folgen des zu häufigen Beyschlafes, oder der Onanie, anzusehen seyn, wird der Wasser-Strahl ebenfalls auf das Kreuz und den untern Theil des Rückgrathes, besonders aber auch noch an das Mittel- oder Zwischen-Fleisch (Perinaeum) gelenket.

Weder Alter noch Geschlecht, ist von dem Gebrauche der Douche ausgeschlossen. Sowohl Kinder von 3 Jahren, als auch erwachsene Personen von 60 und mehrern Jahren haben sich derselben mit Nutzen bedient. Um erwachsene und verheirathete Frauenspersonen, wegen der diesem Geschlechte eige-

eigenen Schamhaftigkeit nicht in Verlegenheit zu sezen, wenn sie sich der Douche in der Wanne bedienen und ganz auskleiden müssen, verfertigt hier, nach Hrn. D. Koch Anweisung, eine Frau sogenante Douch-Hemden von dichter Leinwand, Flanell oder Zwillich, vermöge welcher der Körper vom Halse bis auf die Füße bedeckt ist; selbige sind in der Mitte wie ein Unter-Rock gemacht, und mit Bändern versehen, damit, nach Erfordern der Umstände, nur der Nacken, die Schulter, der Rücken, oder die Hüfte zu entblößen nöthig ist. Wird der Arm, die Hand, oder der Fuß gedoucht, so sezt sich der Kranke angekleidet hinter einen Schirm, und reicht nur den leidenden Theil entblößt, durch eine zu diesem Behuf angebrachte Oeffnung, dar. Die Application derselben geschieht unter Direction des Brunnen-Arztes, von einem dazu unterrichteten Chirurgo. Jedes Douch-Bad in der Wanne wird mit 8 Gr., ohne Wanne mit 4 Gr, bezahlt, und von dem Brunnen-Arzte der kurfürstl. Casse berechnet.

Da die Application der Douche sehr selten länger, als eine Viertel-Stunde, ertragen werden kann, und zum Umkleiden eben so viel Zeit nöthig ist, so hat man für jeden Kranken eine halbe Stunde dazu bestimmt. Es wird zwar eines Jeden Willkür überlassen, von Morgens 5 bis Mittags 12 Uhr, und von Nachmittags 3 bis des Abends 7 Uhr, sich eine halbe Stunde zu wählen, die ihm von den unbesezten gefällig ist; aber um die nachfolgenden nicht aufzuhalten, muß sich auch Jeder gefallen lassen, wenn er in der gewählten Zeit nicht eintrifft, dieselbe an diesem Tage zu verlieren, oder sie mit einem andern zu vertauschen.

Ausser dem ausgebreiteten Nuzen, den das lauchstädter Wasser durch den izt angezeigten äusserlichen Gebrauch stiftet, werden die Wirkungs-Kräfte desselben

selben durch den verschiedenen Neben-Gebrauch, da es nähmlich bey Fehlern der Sprach-Organe, bey Erschlaffung der Speichel-Drüsen und Verlängerung des Zapfens, zum Gurgeln; bey Schwäche der Augen, und daher entstehender chronischer Entzündung derselben, als Augen-Bad; bey schwerem Gehör und Ohrenzwange, als Dampf-Bad; bey hypochondrischen und hysterischen Krämpfen, Aufblähung und Hartleibigkeit, als Klystiere; bey Schwäche der Zeugungstheile und des Schließ-Muskels des Afters, als Bidet (s. Th. XLI, S. 80); und bey Steifigkeit und Schwäche der Füße, als Fuß-Bad, angewandt wird, noch mehr unterstützt und befördert. Eben so nützlich ist die gelbe Eisen-Erde, oder der Ocher-Schlamm, der sich in den Reservoirs und bey den Abfluß-Röhren anlegt, von dem Brunnen-Knechte gesammelt, gereiniget, und theils getrocknet, in Form kleiner Kugeln verschickt, theils aber auch frisch, in Verbindung der Bäder, äusserlich gebraucht wird, indem er in offenen alten Schäden die Schärfe und Feuchtigkeit verschlingt, den Schmerz lindert, sie austrocknet, und macht, daß die offenen Gefäße eher einander berühren, und heilen; ausserdem reinigt und befestigt er die Zähne, macht das Zahnfleisch gesund und wachsend, stärkt die schwachen und blöden Augen, und verhindert die Entzündung und den Schmerz derselben, wenn sie von einer Schwäche der Theile, oder von Schärfe der Feuchtigkeiten, herrühren.

Herr D. Koch liefert folgendes tabellarisches Verzeichniß von einigen durch die Douche geschehenen glücklichen, und, um unparteyisch zu seyn, auch von einigen fruchtlosen Curen.

Kranks

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Schwäche der Zeugungs-Theile, nebst verhärteter Vorsteher-Drüse von Debauchen.	Das Mittelfleisch.	Vollkommene Wiederherstellung.
Schmerz im Unterfuße von Verrenkung.	Der leidende Theil.	Linder. des Schmerzes auf einige Zeit.
Geschwulst im Knie, unvollkommene u. schmerzhafte Bewegung, von Erkältung.	Das Knie.	Vollkommene Genesung.
Schmerz und Geschwulst am Knöchel, von Verrenkung.	Der untere Fuß.	Völlige Befreyung.
Schmerz und Unbrauchbarkeit des Schenkels, nach einem Beinbruche.	Der leidende Theil.	Völlige Befreyung.
Schmerz und Steifigkeit beyder Arme, von der Gicht.	Schultern und Arme.	Befreyung der Schmerzen, und merkl. Beweglichk.
Geschwulst und Unbeweglichkeit beyder Hände und der Finger, von der Gicht.	Vom Elbogen bis zum Finger.	Verminderung der Geschwulst u. ziemlich leichte Bewegung.
Rheumatismus am Arm und Schenkel, von Erkältung.	Die leidenden Theile.	Befreyung der Schmerzen, und Stärkung des ganzen Körpers.
Ein beängstigender Schmerz zwischen den Schultern, von Hypochondrie.	Der Rückgrath und die Hypochondria.	Ein häufiger Abgang von Blähungen hob den Schmerz.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Große Schwäche an Händen und Füßen, u. Krümmung des Rückgraths, von unvollkommener Verrenkung der Wirbelbeine des Rückgraths.	Der Rückgrath.	Das Vermögen gerade zu gehen, frey zu sitzen, und mehrerer Gebrauch der Hände.
Schwäche des ganzen Körpers, von Onanie.	Der Rückgrath und das Mittelfleisch.	Merkliche Erhohlung und Munterkeit.
Lähmung der linken Seite und Unempfindlichkeit, vom Schlagflusse.	Vom Nacken bis zum heiligen Bein, u. die leidenden Theile.	Wenige Bewegung, aber vermehrte Empfindung.
Krämpfe im Unterleibe, von Hypochondrie.	Der Rückgrath und die Hypochondria.	Ohne Erleichterung.
Lähmung und Unempfindlichkeit beyder Hände, von Bley-Dämpfen.	Die leidenden Theile.	Natürliche Empfindung, mehrere Beweglichkeit und Kräfte der Hände.
Schmerz, Kälte und schwacher Gebrauch der Hand, von Verrenkung.	Der leidende Theil.	Völlige Genesung.
Schmerz und Geschwulst an beyden Füßen, von Gicht.	Die leidenden Glieder.	Linder. der Schmerzen, u. Verminderung der Geschwulst.
Undeutliche Sprache, Lähmung der rechten Hand u. Fußes, vom Schlage.	Der ganze Rücken.	Deutliche Sprache, gute Bewegung der Hand u. des Fußes.
Lähmung des rechten Armes, von Erkältung.	Rücken und Schulter.	Merkliche Bewegung.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Steife den Schenkels, von Hüftweh.	Rücken, Hüfte u. Schenkel.	Vollkommene Hülfe.
Unbeweglichkeit des Vorder-Armes, der Finger, u. schmerzhafte unvollkommene Bewegung des Ober-Armes, nach einer Schuß-Wunde, und Verlust 2 Zoll. beyder Röhren.	Die Schulter u. die leidenden Theile.	Befreyung von Schmerz, u. merklicher Anfang aller Bewegungen.
Krampfhafte Bewegungen der Gesichts-Muskeln, von nach und nach entstandener Schwäche.	Der Nacken u. Rücken.	Sehr merkliche Besserung.
Chronische Heiserkeit.	Der Nacken.	Ohne Wirkung.
Unvermögen den Urin zu halten, u. Krämpfe im Unterleibe, von Schwäche.	Das Kreuz und Zwischen-Fleisch.	Stillung der Krämpfe, und das Vermögen den Urin zu halten.
Schwäche und Schwindung des linken Schenkels, von Gichtreissen.	Der Rücken und die Schenkel.	Stärke und Zunahme am Fleisch des leidenden Theiles.
Nach und nach entstandene Lähmung des ganzen Körpers, von Gicht.	Rücken u. Arme.	Vollkommene Kraft und Bewegung.
Rheumatismus am Halse, mit einseitigem Kopfschmerz, von Erkältung.	Der Nacken, Hals und Schultern.	Anscheinende Hoffnung zur Besserung.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Abnahme des Körpers, und sehr geringer Gebrauch der ganzen rechten Seite, von gehabten Blattern.	Der Rücken und die Glieder der rechten Seite.	Sehr deutliche Zunahme des Körpers, und fertiger Gebrauch der Glieder.
Uebel curirter Schenkel-Bruch, davon der Fuß zu kurz und schwach war.	Der Rückgrath und leidende Schenkel.	Ohne Besserung.
Unwillkürlicher Abgang des Samens beym Reiten, von Onanie.	Das Mittel-Fleisch.	Völlige Befreyung.
Schmerzhafter Gang, von stockend. Gicht-Materie in den Fußsohlen.	Die leidenden u. benachbarten Theile.	Vollkommene Wiederherstellung.
Schmerzhafte Spannung in den Hoden und der Röhre, von Onanie.	Das Mittel-Fleisch.	Befreyung von der Beschwerde.
Große Gicht-Knoten am rechten Knie und beyden Achilles-Sehnen.	Die leidenden Theile.	Völlige Auflösung der Knoten, u. dadurch wiederhergestellte freye Bewegung.
Anhaltender Rücken-Schmerz, von blinden Hämorrhoiden	Der Rückgrath.	Befreyung von Schmerzen, ohne erfolgten Hämorrhoidal-Abgang.
Lähmung der Füße, nach gehabten bösartigen Blattern.	Der untere Theil des Rückgrathes und die Füße.	Verminderung der Lähmung, u. angehende Bewegung.
Rheumatismus des Halses mit schwerem Gehör, von gehabtem hitz. Fieber.	Der Nacken und die Seite des Halses.	Merkliche Besserung.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Verhärtete Achsel-Drüsen und Steifigkeit des Armes.	Die leidenden Theile.	Ohne Erleichterung.
Häufige Pollutionen, von Schwäche.	Das Mittelfleisch.	Merkliche Besserung.
Schwäche des ganzen Nerven-Systems, von Fatiguen.	Der ganze Rückgrath.	Merkliche Stärkung.
Schwäche des ganzen Nerven-Systems, v. gutartiger langwieriger Gonorrhoe.	Der Rückgrath und das Mittelfleisch.	Befreyung von der Gonorrhoe, u. Zunahme der Kräfte.
Zittern des ganzen Körpers, und besondere Schwäche der Füße, von Onanie.	Der ganze Rückgrath und die Extremitäten	Verminderung des Zitterns, und vorzüglich mehrere Festigkeit im Gehen.
Krampfhaftes Ziehen der Hals-Muskeln und Zittern des Kopfes, von Erkältung.	Der Nacken und die leidenden Theile.	Ohne Besserung.
Krampfhaftes Ziehen des ganzen Körpers auf eine Seite, von Hämorrhoidal-Bewegungen.	Der ganze Rückgrath.	Merkliche Erleichterung während der Cur, u. völlige Befreyung nach einigen Monathen.
Lähmung des Rückgrathes, von sehr frühzeit. u. öftern Niederkunften.	Der Rückgrath und die Füße.	Vermögen wieder allein zu gehen, und Treppen zu steigen.
Contractur der Füße u. Gliedschwamm, von Gicht.	Die leidenden Theile.	Fast gänzliche Zertheilung des Glied-Schwamms, und Vermögen mit Hülfe eines Stockes zu gehen.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Anhaltender Schwindel, von Hämorrhoidal-Bewegungen.	Der Rückgrath.	Völlige Genesung.
Schwäche der Füße u. unsicheres Gehen, von öftern Blut-Flüssen.	Die leidenden Theile u. der Rückgrath.	Merkliche Zunahme der Kräfte in den Füßen.
Schwäche der Finger, von einer heftigen Ausdehnung.	Die leidenden Theile.	Vermehrung der Kräfte während der Cur, u. völlige Wiederherstellung nach einig. Wochen.
Hysterische Krämpfe im Unterleibe und Rückenschmerz, v. Hämorrhoidal-Bewegungen.	Der Rückgrath.	Völlige Genesung.
Hüftweh von heftiger Contusion.	Der Rückgrath und leidende Theil.	Völlige Wiederherstellung.
Steifigkeit des Knies von übel curirtem Beinbruch.	Der leidende Theil.	Bessere Bewegung des Knies.
Anhaltender Schmerz im heiligen Beine, Unvermögen ohne Hülfe aufzustehen und allein zu gehen; von einer langwierigen Krankheit.	Der leidende Theil und Schenkel.	Verminderung des Schmerzes, u. Vermögen ohne Hülfe aufzustehen und zu gehen.
Schwindung des Armes, von einer Schuß-Wunde u. langwierigen Suppuration derselben.	Die Schulter u. der ganze Arm.	Ohne merkliche Besserung.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Contractur an Händen u. Füßen, von Gicht.	Die leidenden Theile.	Völlige Wiederherstellung.
Rheumatismus am Schenkel, vom Schlagfluß.	Der leidende Theil.	Keine Erleichterung.
Steifigkeit des Elbogens, von Gicht.	Die Schultern und der ganze Arm.	Mehrere Bewegung.
Spastisches Asthma, von Quetschung des Unterleibes.	Rücken und Unterleib.	Ohne merkliche Hülfe.

Um den vornehmsten Zweck, den man eigentlich beym Besuch eines Gesund-Brunnens, und vorzüglich des lauchstädter, haben sollte, zu erreichen, nähmlich durch den Gebrauch desselben die von Gott erhaltene gute Gesundheit entweder zu befestigen, oder sich der durch Krankheit, Gemüths-Kummer, und andere widrige Zufälle verlornen, wieder zu erfreuen, sind einige Vorsichtigkeits-Regeln vor und nach dem Gebrauche desselben eben so nützlich, als während dem Gebrauche nothwendig.

Es ist vor allen Dingen nützlich, daß Personen, sie mögen reich oder arm, wenig oder sehr krank seyn, ehe sie den Entschluß ausführen, sich des lauchstädter Mineral-Wassers zu bedienen, vorher einen redlichen, mit den Heil-Kräften des Brunnens, mit ihrer gegenwärtigen Krankheit und ganzen Constitution bekannten Arzt um Rath fragen, und auf dessen Entscheidung es ankommen lassen, ob, denselben zu gebrauchen, ihnen zuträglich sey, oder nicht. Nach dieser Bestimmung wird alsdann erfordert, da der lauchstädter Gesund-Brunnen mehr auflösend, verdünnend und stärkend, als laxirend, wirkt, daß Kranke, die zu Obstructionen geneigt sind, schwache Verdau-

ung haben, und dadurch zu groben Crudităten in den Verdauungswegen, oder gänzlichen Verschleimung des Körpers disponirt werden, sich vorher einiger, ihren Umständen angemessener, Reinigungs-Mittel bedienen, Vollblütige das überflüssige Blut durch Aderlassen oder Schröpfen vermindern, und trockne und abgezehrte Körper durch Milch-Curen und Fleisch-Brühen ihren Zustand zu verbessern suchen. In keiner Absicht ist aber eine längere und genauere Zubereitung nöthig, als wenn die zu befördernde Fruchtbarkeit beyderley Geschlechts der vornehmste Gegenstand der Bade-Cur ist. Ueberhaupt sind Bäder und Brunnen-Curen sehr oft aus keiner andern Ursache ohne Nutzen, ja wohl gar schädlich, als weil auswärtige Aerzte nicht hinlängliche Kenntnisse von den Wirkungs-Kräften der angerathenen Bäder und Brunnen haben, und daher weder diesen, noch der Krankheit des Patienten gemäße Vorbereitungen anwenden, oder, wenn sie auch passend sind, sie doch zu kurz anstellen, und den Kräften der Mineral-Quellen, in der gewöhnlich dazu bestimmten kurzen Zeit, von deren Schädlichkeit ich noch weiter unten reden werde, zu viel überlassen, ja oft mit dem unverantwortlichsten Leichtsinn, besonders bey langwierigen und unheilbaren Kranken, keine andere Absicht mit dem ertheilten Rathe ins Bad zu reisen, verbinden, und zu ihrer größten Schande selbst laut sagen, als nur eine Zeitlang von den immerwährenden Klagen befreyt zu seyn. Ein eben so großes Hinderniß ist das höchst schädliche Vorurtheil, welches sowohl Aerzte als Kranke haben, wenn sie glauben: mineralische Wässer, die nicht laxirend sind, und mehr äusserlich gebraucht werden, bedürfen weniger Vorbereitung, weniger Behutsamkeit, und weniger des Rathes eines der Sache kundigen Arztes, als solche, welche getrunken werden. Es ist gerade das Gegentheil, und es gehört in der

That

That mehr Kunst und Kopf dazu, eine Bade-Cur Jedem insbesondre vortheilhaft und nützlich einzurichten, als eine Trink-Cur. Nicht weniger hinderlich, unnütz, ja oft nachtheilig, sind nicht selten die Vorschriften, welche Kranke von ihren Aerzten mitbringen, nach denen sie sich während der Cur-Zeit richten sollen. Aber wie ist es möglich, künftige Dinge voraus zu sehen, besonders diejenigen, die dem Kranken auf der Reise begegnen können, oder dnrch die ersten Wirkungen eines ihm ungewohnten Mittels hervorgebracht werden? Nicht einmahl der am meisten mit der Mineral-Quelle bekannte Arzt ist im Stande, eine schickliche Verordnung, die keine Ausnahme leidet, und auf alle Fälle sicher passet, zu machen; wie viel weniger derjenige, der oft nur die Bäder dem Nahmen nach kennt! Weit nützlicher wäre es, wenn Aerzte ihren Kranken, die sie in die Bäder verweisen, eine gute Nachricht von der Veranlassung zu der gegenwärtigen Krankheit, von den dagegen gebrauchten Mitteln, und der vorhergegangenen Zubereitung, zum Unterricht des Bade-Arztes mitgäben. Eben so nützlich ist es für Kranke, besonders für diejenigen, deren Krankheiten den Arzt zweifelhaft machen, ob sie die Cur ohne Gefahr und Nutzen gebrauchen können, — welche das erste Mahl einer Brunnen- und Bade-Cur sich bedienen; die mehr krank bey der Ankunft im Bade, als vor der Abreise, oder mit neuen, öfters durch die Reise selbst zugezogenen, Zufällen sich beschwert befinden, oder durch weites und beschwerliches Reisen und damit verknüpfte Fatigen erhitzt und entkräftet sind, — diesen allen, sage ich, ist es nützlich, nicht gleich den andern Tag nach der Ankunft, wie es theils aus einer übertriebenen Oekonomie mit der Zeit, theils aus einem zu ungeduldigen Verlangen nach Hülfe, oft geschieht, mit der Cur den Anfang zu machen, sondern durch

Ruhe das erhitzte Blut zu besänftigen, und dem Körper ein Par Tage Erhohlung zu gönnen. Bey der Ankunft sollte die erste Sorge, wenn sie nicht schon vorhergegangen ist, um eine gute Wohnung seyn, und bey dieser Gelegenheit sollten Personen, die hier eine wählen können, nicht allein auf die Bequemlichkeit, sondern auch auf die Lage und Gesundheit Rücksicht nehmen; denn ein trockner und erhitzter Körper befindet sich in kleinen, niedrigen und der Mittags-Sonne ausgesetzten Stuben nicht so wohl, als in großen und kühlen Zimmern. Ein finsterer, furchtsamer und mit der ganzen Welt unzufriedener Hypochondrist wird durch eine versteckte Lage und traurige Aussicht seiner Wohnung noch schwermüthiger; und wer nicht gut schlafen kann, wird es in einem lärmigen Hause, wo Tag und Nacht keine Ruhe ist, nicht lernen.

Was das Verhalten der Cur-Gäste bey dem Gebrauche des lauchstädter Mineral-Wassers betrifft, so wird dieses Wasser, bereits erwähnter Maßen, entweder zum Trinken, oder zum Baden allein, oder auf beyde Arten zugleich, gebraucht. Die Wirkung ist in jeder Rücksicht sich gleich, und daher sind die im Vorhergehenden empfohlenen und noch vorkommenden Vorsichtigkeits-Regeln in beyden Fällen anwendbar. Indessen, da dasselbe einen ausgebreiteten Ruhm vorzüglich durch den äusserlichen Gebrauch sich erworben hat, so bezieht sich das, was ich hier sage, hauptsächlich auf das Bad. Kranke, besonders diejenigen, denen Gott das Vermögen geschenkt hat, alles, was zur Erhaltung oder Wiederherstellung ihrer Gesundheit gehört, anwenden zu können, sollten nothwendig den Ermahnungen ihrer Aerzte, zum Gebrauch des Bades bey diesen und jenen Zufällen des Körpers, eher Gehör geben, und, wie es gemeiniglich geschieht, nicht erst den höchsten

Grad

Grad der Krankheit einreissen lassen. Eben so nothwendig ist es, wenn man den wahren Nutzen von dem Gebrauche eines Gesund-Brunnens, vorzüglich der Bäder, an sich spüren will, daß man sich keine gewisse und bestimmte Anzahl der Tage festsetze, oder nach dem schädlichen und der Ehre der Medicin selbst nachtheiligen Vorurtheile, eine allgemeine und abgemessene Cur-Zeit annehme. Viele glauben, alles gethan zu haben, wenn sie 14 Tage, höchstens 4 Wochen, die Cur gebrauchen, und lassen den Muth sinken, wenn in dieser verflossenen Zeit nicht alles gehoben ist, wovon sie Jahre lang gequält worden sind. Es ist nicht zu läugnen, daß bey geringen Uebeln, die noch nicht verjährt, oder bey denen die gehörigen Vorbereitungen vorangegangen sind, diese Zeit hinlänglich ist; aber man sollte es nur nicht zur allgemeinen Regel machen. Denn ohne zu gedenken, daß am Ende der Cur sich zuweilen Umstände eräugnen können, die eine besondere medicinische Aufmerksamkeit und einen längern Aufenthalt erfordern, fängt sich oft, besonders bey chronischen Krankheiten, die eigentliche Besserung nur erst selbst in den vorgesetzten lezten Cur-Tagen an. Wäre es da nicht zum Nutzen des Körpers und zur Ehre des Bades besser, die Cur fortzusetzen, als dieselbe zu beschließen, weil die bestimmten 4 Wochen verflossen sind? In Ansehung der Jahrszeit darf der Kranke kein Bedenken tragen. Die Bestand-Theile und Heil-Kräfte der lauchstädter Quelle sind sich im Sommer und Winter gleich. Erfordern es daher die Umstände des Körpers, die Cur nicht zu verschieben, so hat man sich im Winter, Frühlinge und Herbste, wenn sonst die Witterung günstig, und besonders nur nicht zu feucht ist, so gut Nutzen davon zu versprechen, wie im Sommer. Kann aber der Kranke ohne seinen Nachtheil warten, so sind die Sommer-Monathe, vom May

bis

bis zum September, einladender und der Cur günstiger. Nicht so gleichgültig, wie die Jahrszeiten, sind die Stunden des Tages, in denen man sich der Bäder bedient. Der Kranke muß in der Wahl derselben vorsichtiger seyn, und es sich vorzüglich zur Regel machen, nie mit einem von vielen Speisen und Getränken angefüllten Magen, oder mit einem, durch heftige Bewegung und wilde Leidenschaften erhitzten Körper sich in das Bad zu begeben, wenn er nicht die allgemein bekannten traurigen Folgen davon an sich selbst erfahren will. Die beste Zeit, die zum Trinken des Wassers und zum Baden angewendet werden kann, sind die Morgen- und späten Nachmittags-Stunden, wenn der Körper durch einen ruhigen Schlaf erquickt ist, der Magen die genossenen Speisen verdauet, und der zubereitete Nahrungs-Saft sich mit den übrigen Säften vereinigt hat. Aber nicht alle, wie die Erfahrung lehrt, können es mit nüchternem Magen, besonders in den Morgen-Stunden, im Bade aushalten. Personen, deren Nerven-System sehr reizbar ist, oder die viele Säure und Schärfe im Magen, und überhaupt eine schwache Verdauung haben, können daher ohne Bedenken vor dem Bade, ihr gewohntes Frühstück, als: Thee, Kaffe, Chocolate, mit etwas Zwieback, entweder ganz, oder die eine Hälfte desselben vor, und die andere Hälfte nach dem Bade, genießen. Ausser dem, daß dadurch Uebelkeit, Beängstigung, Herzklopfen, Schwindel, ja wohl gar Ohnmachten, abgewendet werden, hat es auch noch dieses Gute, daß diejenigen, die zu Nacht-Schweißen geneigt sind, sich erst gehörig vor dem Bade abkühlen können, oder daß dadurch die Natur gereizt wird, sich der in den Gedärmen befindlichen Cruditäten zu entledigen. Auf den leztern Umstand sollten wahre Kranke mehr Rücksicht nehmen, als gewöhnlich geschieht, und da, wo vor dem Bade

die

die Natur ihre Schuldigkeit nicht von selbst thut, oder durch den Genuß der warmen Getränke dazu angetrieben wird, durch Klystiere und andere Mittel zu Hülfe kommen.

Wie viel und wie lange man das Wasser trinken, und wie oft man sich der Bäder bedienen soll; ob es gut ist, täglich 1 Mahl, oder 2 Mahl, oder einen Tag um den andern, oder alle 3 Tage, zu baden; ferner, wie lange, wie tief man im Bade sitzen, und welchen Grad der Wärme es haben müsse; ob es heiß, lau, warm, oder kalt zuträglicher ist; ob es nützlicher ist, sich nach dem Bade in das Bette zu legen, oder nicht? dieses alles läßt sich nicht durch gewisse und allgemeine Regeln bestimmen. Der Kranke muß hierüber den Arzt zu Rathe ziehen; und dieser muß, nach den Kräften des Patienten, und nach der Größe der Ursachen der Krankheiten, entscheiden.

Ein Jeder badet hier auf seiner Stube in dazu eingerichteten Wannen, für welche der Wirth sorget, das Wasser aus der Quelle hohlt, in die Wanne trägt, und nach geendigtem Bade wieder ausgießt. Ein solches Wannen-Bad wird mit 4 Gr., und das Fuß-Bad mit 2 Gr. bezahlt.

In dem Bade selbst ist es zuträglicher und bequemer, den Körper von allen Kleidungsstücken zu entblößen, als mit einem Hemde, besonders von Leinwand, angezogen zu seyn, weil die Leinwand, wenn sie durchnäßt ist, sich zu sehr an die Haut des Körpers anlegt, dadurch beym Herausgehen aus dem Bade das Ausziehen desselben verzögert, und oft bey empfindlichen Personen zu Erkältung Gelegenheit giebt. Besser ist es, sich einen hier gewöhnlichen Bade-Mantel von Flanell anzuschaffen, der während des Bades, ohne in das Wasser zu kommen, über die Schultern gelegt, und mit dessen Aermeln der Raum zwischen dem Deckel der Wanne und dem

Halse

Halfe des Badenden ausgefüllet wird, damit der Dunst nicht unangenehme Empfindungen im Kopfe errege, und das Wasser von seinen Kräften verliere. Ausserdem hat es auch noch diesen Nutzen, daß diejenigen, die es nöthig haben, nach dem Bade in das Bette zu gehen, sich nicht mit Ankleiden warmer Wäsche aufhalten dürfen, sondern, statt dessen, diesen Mantel um sich schlagen, und sich damit niederlegen können.

Zur Beförderung der Wirkung des Wassers ist es gut, daß der Kranke sich mit einem Schwamme versieht, und damit, während des Bades, den ganzen Körper, besonders die leidenden Theile, gelinde reibt, und dieses Reiben auch noch eine Weile nach dem Bade mit trocknem Flanell fortsetzt.

Schwächliche und zu Ohnmachten geneigte Personen thun wohl, während des Aufenthaltes im Bade, sich den Magen mit einer Serviette zu bedecken, und alles das zu vermeiden, was den Antrieb des Blutes nach dem Kopfe befördern kann. Daher ist es oft von Nutzen, den Kopf mit Tüchern, die durch kaltes Wasser angefeuchtet sind, oder, wenn auch dieses nicht geschieht, doch jederzeit nur leicht zu bedecken, und nachtheilig, im Bade zu singen, anhaltend zu sprechen, zu lesen, oder wohl gar zu meditiren, in und gleich nach dem Bade zu schlafen, oder anhaltend Tobak zu rauchen, und denselben in Uebermaß zu schnupfen, weil leztere als narkotische und reizende Mittel nachdrücklich auf die Nerven wirken, und den Kopf einnehmen. Obgleich Kinder von sehr zartem Alter, Schwangere und Säugende alljährlich die lauchstädter Bäder mit größtem Nutzen gebrauchen, so haben dieselben doch immer mehr Behutsamkeit und Vorsicht nöthig, als alle übrigen, die sich der Cur bedienen. Gleiche Vorsicht ist auch dem andern Geschlechte während ihrer Reinigung, und Mannsperso-

nen

nen bey starkem Hämorrhoidal-Abgange, anzurathen. Ob es gut sey, während des Blutabganges, oder nur die ersten Tage, oder gar nicht, die Bäder auszusetzen, dieses muß der Kranke nie nach seinem eigenen Dünkel, oder nach dem Beyspiele einzelner, die keinen in die Augen fallenden Nachtheil, von dem während dieser Zeit fortgesetzten Gebrauche derselben gehabt haben, bestimmen, sondern es dem Arzte zur Beurtheilung überlassen.

Wie nothwendig unserer Maschine zur Erhaltung einer gesunden Existenz die Mäßigkeit des Beyschlafes, und Schonung des Körpers zu jeder Zeit ist, sollte billig jedermann bekannt seyn, wenigstens denjenigen, die von Unmäßigkeit hierin, und von der schädlichen Onanie, die traurigen Folgen an sich selbst spüren, und, diesen Einhalt zu thun, sich der Bäder bedienen, da Aerzte so ausführlich darüber geschrieben haben. Aber leider predigt man hier tauben Ohren; und nur selten wollen diesen Fehlern ergebene Menschen sich überzeugen, daß Mäßigkeit und oft gänzliche Enthaltsamkeit im Genuß der ehelichen Freuden, bey dem Gebrauche der Bäder erfordert wird. Doch ist es diese Leidenschaft nicht allein, über welche man bey der Cur wachen muß; auch die übrigen, von denen der Mensch beherrscht wird, können eben so große Hindernisse einer erwünschten Wirkung der Bäder werden. Wem es oft einfällt, man erweise seinem Stande nicht genug Ehre, und lasse seinen Verdiensten nicht Gerechtigkeit wiederfahren, der wird in Bädern selten sein Vergnügen finden, und Andere sehr oft in dem ihrigen stören. Wer aus Geiz, oder Noth, seine Amts- und Berufs-Geschäfte bey der Cur zugleich mit abwarten will, oder von den Gegenständen seines häuslichen Kummers und Verdrusses sich begleiten lässet, oder sich fast

Tag

Tag und Nacht mit der Karte beschäftigt, der darf nicht hoffen, durch Wasser gesund zu werden.

Eben so geht es denen, welche glauben, eine regelmäßige Ordnung in Essen und Trinken, Wachen und Schlafen, und der Bewegung des Körpers bey dem Bade, sey nur Chimäre des Arztes; zumahl wenn sie sehen, daß andern, die dagegen handeln, die nachtheiligen Folgen davon nicht gleich auf dem Fuße nachfolgen. Möchte man sich aber doch hierbey allemahl erinnern, daß Ausnahmen nur seltene Fälle sind, die keine Regel machen, und möchte man sich überzeugen, daß es, wie Hr. Marcard sagt, besser ist, in diesem Stücke lieber etwas pedantisch zu seyn, als ungebunden und leichtsinnig. Bey dem äusserlichen Gebrauche des Mineral-Wassers zu Bädern, ist dieses beynahe noch nothwendiger, als wenn es getrunken wird, weil durch lezteres die aus Diät-Fehlern entstandenen Cruditäten, vermöge ihrer Abführung, wieder weggeschaffet, durch erstern Gebrauch aber mehr in das Blut gelocket werden, und dadurch zu mancherley Beschwerden und Hindernissen bey dem Gebrauche der Bäder Anlaß geben. Will man diesem nicht ausgesetzt seyn, so muß man bedenken, daß bey der Cur auf den rechten Gebrauch des Wassers, auf ein gutes Verhalten und gewisse Einschränkung in Essen und Trinken, alles ankommt. Bekannter Maßen schaden sich die Menschen öfter durch die Menge und Verschiedenheit, als durch die Beschaffenheit der Speisen; daher ist die erste Regel: man esse und trinke mäßig und einfach, besonders des Abends, denn mit einem von vielen und verschiedenen Speisen und Getränken angefüllten Magen, schläft man selten erquickend, und badet des Morgens darauf nie ohne Gefahr. Die zweyte Regel ist: man mache eine seiner Krankheit und Constitution angemessene Auswahl der Speisen und des

Ge-

Getränkes, und beobachte im Genuß derselben eine bestimmte Zeitordnung. Ein Jeder bedarf beynahe seiner eigenen Diätetik, die er nach und nach aus eigener Erfahrung entweder selbst muß kennen lernen, oder sich von seinem Arzte muß bestimmen lassen. Aus diesem Grunde ist es auch nicht möglich, hier allgemein geltende Vorschriften in Ansehung der Auswahl zu geben; noch weniger ein kritisches Verzeichniß aller Nahrungs-Mittel und Getränke, die bey dem Gebrauche der Bäder gesund und nicht gesund sind, anzuführen. Schwerverdaulich und schädlich sind überhaupt alle zähe, trockne, gesalzene und fette Fleisch-Arten, ingl. mit haut gout und vielen Gewürzen zubereitete Suppen und Soßen, blähende grobe Zugemüse und getrocknete Hülsenfrüchte; zuträglich hingegen und leicht zu verdauen sind: alles junge, magere und weich gekochte Rind-, Schöpsen- und Kalb-Fleisch, junges Wildpret, Hühner, Tauben, Kapaunen, Fasanen, alle Arten von guten Vögeln, alle zarte Fische, junge Zugemüse, und die mehresten Gattungen von Obst.

Die beste Essenszeit zu Mittage, ist ungefähr 5 bis 6 Stunden nach den Bädern, also gegen 12 oder 1 Uhr, und des Abends gegen 7 oder 8 Uhr. In Ansehung des Getränkes, ist es am besten, wenn ein Jeder bey dem bleibt, was er zu Hause zu trinken gewohnt ist. Wer Säure und Schärfe im Magen hat, oder Anfälle von Gicht spüret, und nicht zu Hämorrhoiden geneigt ist, wird sich bey dem weißen und rothen Franz-Weine besser befinden, als bey dem Rhein- und Franken-Weine; wer hingegen mit Blut-Stockungen im Unterleibe behaftet, zu vielen Gallen-Unreinigkeiten und überhaupt zur Fäulniß der Säfte geneigt ist, dem sind leztere Sorten über Tische zu trinken anzurathen. Nach dem Essen kann Wasser und Wein, oder Limonade, auch von Einigen das

lauchstädter Weißbier, oder das bekannte merseburger Braunbier getrunken werden. Wer des Kaffees gewohnt ist, und keine Beschwerden davon hat, dem ist es nicht schädlich, nach Tische ein Pär Tassen zu trinken; den Mehresten bekommt er ohne Milch besser, als mit Milch.

Daß die Leibes-Bewegung bey Bade-Curen sehr nothwendig sey, ist wohl ohne Widerspruch; aber daß sie gewisse Bedingungen, Regeln und Einschränkungen haben müsse, und daß der wahre Nutzen von einem richtigen Gebrauche und Auswahl derselben abhange, ist ebenfalls gewiß. Es giebt Krankheiten, bey denen starke Bewegung schädlich, und oftmahls Ruhe, oder doch nur wenige und sanfte Bewegung nützlich ist. Bey starken Ausleerungen, sie mögen als Krankheit mit ins Bad gebracht werden, oder während desselben sich von selbst einfinden, würde es eben so nachtheilig seyn, sich viel und heftig zu bewegen, als wenn man die zu große Empfindlichkeit der Nerven und die zu heftige Bewegung der Säfte zu mindern sucht, oder wenn die Verdickung derselben mit zum Plan einer Cur gehört. Denn eine übertriebene Bewegung greift die Kräfte des Körpers an, schwächt die Schnellkraft der Eingeweide, dehnt die Fibern aus, und löset die Säfte auf. Hingegen hat man bey Heilung der Krankheiten, der Verdickung der Säfte Einhalt zu thun, oder vorzubeugen. Sind die Fasern erschlafft, die Gelenkbänder steif und die Gelenke unbiegsam, soll endlich die natürliche Wärme wieder hergestellet werden, so ist kein Zweifel, daß eine etwas stärkere und anhaltende Bewegung nützlich ist. Aber es ist, bereits erwähnter Maßen, nöthig, eine Auswahl der verschiedenen Arten der Leibes-Bewegung zu treffen. Wer seiner Brust nicht trauen kann; bleichsüchtige Frauenzimmer; diejenigen, welche verstopfte Drüsen und Eingeweide

haben,

haben, oder welche wegen eines verschlossenen Geschwüres verdächtig sind, oder welche von der Bewegung leicht und bald ermüdet, athemlos werden, oder schwitzen, müssen starke Bewegungen im Gehen, und Bergsteigen, besonders bey heftigem Winde, vermeiden, und solche Uebungen wählen, bey denen der Körper sich mehr leidend verhält, als: auf dem Carousel, in einem bequemen Wagen fahren, sich in der Sänfte tragen lassen, mit flanellnen Tüchern reiben, und in angenehmer Gesellschaft langsam spazieren gehen. Denen, bey welchen der Sitz der Krankheit, oder doch die erste Ursache derselben, im Unterleibe ist, bekommen die Leibes-Uebungen, bey welchen der Körper mehr thätig ist, als: Bergsteigen, Reiten, Billard, Kegelspiel und Tanzen, besser. So heilsam aber diese Bewegungen, besonders die leztern Arten sind, so müssen sie doch immer zu rechter Zeit angestellet werden; denn kurz vor, und bald nach dem Essen, wie auch bey großer Sonnen-Hitze, ist es besser, sich ruhig zu halten, oder sich doch keine starke Bewegung zu machen.

Eben so nöthig ist es, nach geendigter Leibes-Uebung, vornehmlich, wenn dadurch Schweiß erregt worden ist, sich weder der gänzlichen Ruhe auf ein Mahl zu überlassen, noch den Körper durch kalte Getränke, Abwerfen der Kleider, oder durch Zug-Luft abzukühlen. Gemeiniglich ist jungen Frauenzimmern das Tanzen, als ihre liebste Bewegung, deswegen nachtheilig, und wird ihnen oft tödlich, weil sie diese Regeln der Vorsicht vernachläßigen. Aber nicht bloß diese Art Erkältung nach heftigen Bewegungen ist schädlich, sondern auch jede andere, die durch die im Sommer sich eräugnenden öftern Abwechselungen der Kälte und Wärme der Luft entsteht, kann Hindernisse in Fortsetzung des Gebrauches der Bäder verursachen, und bedarf eben so vieler Auf-

merksamkeit, daher müssen Cur-Gäste jeden Tag und jede Tageszeit ihre Bekleidung nach der Witterung, und nach Beschaffenheit und Temperatur der Atmosphäre einrichten und verändern, und nicht nach der Mode, weil es Sommer ist, sich nur allein mit Sommer-Kleidern versehen. Am meisten sollte hierauf das andere Geschlecht Rücksicht nehmen, welches, wegen seines schwächern und empfindlichern Körperbaues, weit leichter der Erkältung unterworfen ist, als das männliche Geschlecht.

Wie nöthig ein ruhiger und erquickender Schlaf sowohl zur Erhaltung, als Wiederherstellung unserer Gesundheit ist, weis jedermann. Alle Ursachen also, die den Schlaf hindern, oder zu sehr verkürzen, ihn unruhig und weniger erquickend machen, muß ein Bade-Gast meiden, und dasjenige thun, was den Schlaf befördert, damit er am folgenden Morgen frisch und leicht sey, und mit heiterm Geiste seine Cur abwarten könne. Nachtheil ist es daher, den Körper durch zu langes Gehen in der späten Abend-Luft zu ermüden, und das Blut durch Tanz, Spiel und andere Debauchen zu erhitzen. Jeder Cur-Gast sollte billig nach 9 Uhr auf seiner Stube seyn, und spätestens um 10 Uhr zu Bette gehen.

Bey Befolgung der izt gegebenen Vorschriften, wird gewiß das lauchstädter Mineral-Wasser, wenn sonst die Krankheits-Ursachen den Heil-Kräften desselben entsprechen, seine Wirkung nicht schuldig bleiben, vornehmlich wenn der Kranke, auch nach geendigter Cur sich noch einige Zeit der bey der Cur beobachteten Lebens-Ordnung gemäß verhält, und nicht gleich wieder in diejenigen Fehler zurückfällt, wodurch er sich seinen kränklichen Zustand zugezogen hatte. Dieses ist um desto mehr nöthig, da oft bey hartnäckigen und tief eingewurzelten Krankheiten, die gewünschte Besserung nicht gleich während der

Cur-

Cur erfolgt, sondern oft erst in einigen Wochen, ja Monathen, nach der Cur gespüret wird. Kranke, die sich der lauchstädter Bäder zur Verbesserung ihrer Säfte bedienen, thun wohl, zum Beschluß der Cur, und etwa 3 Wochen nach derselben, ein Laxier-Mittel zu nehmen, oder noch einige Tage Eger- oder Bitter-Wasser zu trinken; Andern hingegen, die zur Stärkung des Körpers gebadet haben, ist es zuträglicher, wenn sie nicht etwa mit anhaltenden Verstopfungen des Leibes geplaget werden, oder durch bewußte Diät-Fehler Beschwerden haben, daß sie durch vieles und unnöthiges Mediciniren, am allerwenigsten durch Abführungs-Mittel, die Wirkung des Wassers nicht stören. Sind Krankheiten durch den Gebrauch des L. Miner. Wass. gänzlich gehoben, so ist es gut, zur Befestigung der erlangten Gesundheit, die Cur im folgenden Jahre zu wiederhohlen; nothwendig aber ist es solches zu thun, wenn das erste Mahl nur Erleichterung dadurch bewirkt worden ist, um durch den zweyten Gebrauch das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Des Lauchstädter Sauerbrunnens Art und Würkung kürzlich doch gründlich entworfen, von Reineccius. (Ohne Druck-Ort und Jahrzahl.)

Friedels kurze doch gründliche Beschreibung von dem zu Lauchstädt vor etlichen Jahren bekannt gewordenen Gesund- und Sauerbrunnen. Naumb. 1719, 8.

Jo. Heinr. Linke Relation von dem Lauchstädter Gesund-Brunnen, st. in den Bresl. Samml. ꝛc. Aug. 1723, S. 189 — 195.

Diss. de fontibus medicatis Lauchstadiensibus. Præs. *Frid. Hoffmann.* Resp. *Christ. Aug. Lichtenhain.* Hal. 1723, 4. 5 u. e. h. B.

Fr. Hoffmanns kurzer doch gründlicher Bericht von der herrlichen Kraft und dem nützlichen, sowohl äusserlichen, als innerlichen, Gebrauche des Lauchstädter mineralischen Gesundbrunnens, nebst einer Anweisung, wie solcher gebührend zu gebrauchen, und einem Anhange einiger dadurch geschehenen Curen. Halle, 1724, 4.

Eb. Dess. Casus, sistens iudicium de aquis medicatis Lauchstadiensibus, st. in Dessen Medicina consultatoria, IV Th. (Halle, 1724, 4.) S. 339 — 344.

Eb. Deſſ. Abhandlung von den Beſtandtheilen, Wirkungen und dem Gebrauch des Lauchſtädter Brunnen, ſt. in No. 17 der wöchentl. Halliſchen Anzeigen, v. J. 1747, und in Weber's Auszügen verſchied. Abhandlungen aus den wöch. Hall. Anz. 1 B. (Halle, 1788, gr. 8.) S. 268 — 271.

Jo. Fr. Henkels Bethesda portuosa, das hülfreiche Waſſer zum langen Leben, inſonderheit in dem Lauchſtädter Brunnen bey Merſeburg und in dem Schlackenbade zu Freyberg; mit neuen Entdeckungen nach der Hiſtorie, Chymie und Medicin angewieſen. Freyb. und Lpz. 1726, 8.

Zweyte Auflage, mit einer Verbeſſerung, Zuſatz vieler ſonderbarer Curen, und angehängter dienlichen Nachricht für Bade-Gäſte, nebſt einer Charte vom Stift Merſeburg vermehret, von S. B. W. Lpz. und Halle, 1746, gr. 8. 10 B.

J. A. Geßners Beſchreibung des lauchſtätter Salzwaſſers, Stutg. 1749, 8.

Die Natur und Wirkung des mineraliſchen Waſſers zu Lauchſtädt, durch Verſuche und Erfahrungen beſtätigt und beſchrieben von Dan. Gottfr. Frenzel, Halle, 1768, 8. 15 B.

Jo. Fr. Zückert ſyſtemat. Beſchreib. aller Geſundbrunnen und Bäder Deutſchlands, 2te Aufl. (Königsb. 1776, gr. 8.) S. 528 — 534.

Abhandlung über die Natur, den Nutzen und Gebrauch des Geſundbrunnens zu Lauchſtädt, kürzlich entworfen von Chr. Gotth. Barth. Lpz. 1768, 4. 4 B. ſt. auch in Karl Hammerdörfer Beyträgen zur innern Kenntniß und Geſchichte von Sachſen, 1 St. (Lpz. 1785, gr. 8.) S. 56 — 76.

Einige Anmerkungen, das Lauchſtädter Bad betreffend, von Börner, ſt. in Deſſen pract. Werken von der Onanie, 3te Aufl. Lpz. 1780.

Ueber Lauchſtädt; aus dem Tagebuche eines Reiſenden 1784, ſt. im Deutſchen Muſeum, 5 St. 1785, S. 423 — 430.

Anhang zu den Maleriſch-ſchönen Ausſichten von der Stadt Leipzig, in vier Proſpekten von Lauchſtädt. Herausgegeben von K. B. Schwarze. Lpz. 1785. 4 illum. Blätter in längl. Format.

Bemerkungen auf einer Reiſe nach Lauchſtädt, nebſt einigen Nachrichten von dem daſigen Bade, im J. 1787. (in 3 Briefen, von W. L. v. P.) ſt. im Journ. von und für Deutſchland, 3 und 4 St. 1788, S. 253 — 263.

Berichtigung dieſer Briefe, ſt. im 9 St. deſſ. v. e. d. J. S. 221 — 223.

Lauchſtädt, ein kleines Gemählde an Hrn. D. H. in Z. 1787.

Jo. Gottl. Kühn ſyſtemat. Beſchreib. der Geſundbr. und Bäder Deutſchlands, (Bresl. und Hirſchb. 1789, 8.) S. 402 — 409.

Der Geſundbrunnen und das Bad zu Lauchſtädt; hiſtoriſch, phyſikaliſch, chemiſch und mediciniſch beſchrieben von Jo. Ernſt

Ernst Andr. Koch, der Medicin Doctor und Bade-Medicus. Nebst einer kurzen Topographie des Städtchens Lauchstädt. Lpz. 1790, 8. 8 B.

Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste 1794, von Hofrath Zwierlein und D. Karl Gottlob Kühn. (Lpz. 12.) S. 130 — 132, nebst Abbildung des neuen Tanzsahles und Brunnens.

Lauck, ein Fisch; siehe 1. Lauge.

Laucke, ein Beynahme des möllenischen Bieres; s. im V Th. S. 30.

Laudanum, ein bey den Alten vorkommendes Wort, welches besonders *Paracelsus* unter den Aerzten eingeführt hat, und worunter er überhaupt eine sehr gute, bewährte und vortreffliche Arzeney verstand; wie man denn auch ein Laudanum perlatum hatte. Heut zu Tage bedeutet das Wort allezeit eine äusserliche oder innerliche, zusammengesetzte, flüssige oder weiche Arzeney, die viel Opium hat, die Schmerzen stillt und den Schlaf befördert, womit man öfters auch noch andere Arzeneyen zu andern Absichten vermischt. Man findet daher in den Apotheken das Laudanum opiatum, completum und incompletum, Laudanum hysstericum, Laudanum diureticum oder urinarium Michaëlis, das Laudanum liquidum Sydenhami, und das Laudanum opiatum cydoniatum, oder Extractum opii cydoniatum &c. Siehe unter **Opium**.

Laudemial-Lehen, Feudum laudemiale; s. **Lehen**.

Laudemium, siehe **Lehen-Ware**.

Laudiren, eine gewisse Art der Zubereitung des Tuches bey dem Pressen; siehe unter **Tuch**.

Laudum, das von Schiedsrichtern gefällte End-Urtheil. Es trägt sich oft zu, daß bey Streitigkeiten der Staten, gütliche Vergleiche und Tractaten, wegen einiger über die Wichtigkeit und Gerechtigkeit seiner eigenen Sache vorgefaßten Meinung und Vorurtheile, unnütz und unwirksam werden; daher lassen die in Streitigkeiten gerathenen Staten nicht selten

ihre zweifelhafte Sachen von gewissen dazu erwählten Schiedsrichtern durch ein Compromiß untersuchen und entscheiden. Das von den Schiedsrichtern gefällte End-Urtheil, welches, natürlicher Weise, verbindlich ist, wird ein Laudum genannt. Siehe auch Compromiß, im VIII Th. S. 298, fgg.

Laue, eine Gattung Fische; siehe 1 Lauge.

Lauen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, lau seyn. Siehe Lau, oben, S. 598.

Lauenau, ein Amt und Flecken an der Aue, in dem Fürstenthume Calenberg, im niedersächsischen Kreise. Das Amt Lauenau ist von den Bergen Deister und Süntel fast ganz umgeben, und hat einen sehr bergigen Boden, von welchem der Regen die Erde leicht abspühlt, so, daß auf die Aecker von neuem gute Erde gebracht werden muß, wenn sie fruchtbar seyn sollen. Herzog Erich zu Braunschweig und Lüneburg gab seinem Schwager Otto V. zu Schauenburg, 1573 dieses Amt zum Manns-Stamm-Lehn, dagegen der Graf dem Herzoge seine Erb-Häuser Bokeloh und Mesmerode wieder zu Lehn auftrug. Als nun Graf Jobst Hermann, zu Schauenburg-Holstein 1635 mit Tode abging, wurde das Amt Lauenau, und als der lezte Graf zu Schauenburg, Otto VI., im J. 1640 den ganzen Mannes-Stamm beschloß, auch Bokeloh und Mesmerode an das Fürstenthum Calenberg gezogen.

Der in diesem Amte befindliche Flecken Lauenau, hat eine Pfarr-Kirche und 53 Feuer-Stellen. Es sind hier 2 landtagsfähige adeliche Güter.

I. Lauenburg, Sachsen-Lauenburg, ein Herzogthum im niedersächsischen Kreise, welches von dem Herzogthume Holstein, Bisthume Lübeck, Gebiethe der Stadt Lübeck, Fürstenthume Ratzeburg, den Herzogthümern Meklenburg und Lüneburg, und den zwischen den Reichs-Städten Hamburg und Lübeck gemein-

gemeinschaftlichen sogenannten Vier-Landen umgeben ist. Es ist größten Theils ein ebenes Land, dessen Erdboden von den Einwohnern, nach dem Unterschiede seiner Güte, in Weizen-Land, Gerst-Land, Sand-Land und Heide, abgetheilet wird. Ueberhaupt muß er fleißig bearbeitet werden, wenn er fünf- bis sechsfältige Früchte tragen soll. Man bauet vielen Flachs. Die Holzungen sind ansehnlich und einträglich, und die Mast, welche die Eichen und Büchen in guten Jahren geben, ist erheblich. Man hat auch Torf. Die Viehzucht ist beträchtlich, und auf den adelichen Gütern sind eben so, wie in Holstein und Meklenburg, die sogenannten Holländereyen gewöhnlich. Ein Vieh-Pachter oder Holländer giebt für jede Kuh jährlich 5 bis 6 Rthlr. Pacht. Ein ansehnlicher Strich des Herzogthumes liegt an der Elbe. Die Bille macht die Gränze zwischen diesem Lande und Holstein, und geht bey Hamburg in die Elbe. Die Steckenitz verbindet die Elbe und Trave, und ist, vermittelst angelegter Schleusen, schiffbar gemacht worden. Eigentlich heißt der Fluß nur von Möllen bis Lübeck die Steckenitz, hingegen von Möllen bis Lauenburg die Delvenau, welche aus Vereinigung der Bäche Steinau und Linau entstanden ist. Die Wackenitz kommt aus dem ratzeburger See, ist gleichfalls schiffbar, und geht zu Lübeck in die Trave. Die größten Land-Seen sind der eben genannte ratzeburger See und der Schall-See, von welchem leztern die nördliche Spitze zu dem Fürstenthume Ratzeburg, und die südliche zu dem Herzogthume Schwerin gehört. Diese Flüsse und Seen liefern mancherley Fische.

In dem ganzen Herzogthume sind 3 Städte, (Ratzeburg, Lauenburg und Möllen,) 1 Flecken, und ungefähr 36000 Menschen. Die Land-Stände bestehen aus der Ritterschaft und den Städten. Es

sind zwar 27 adeliche Güter vorhanden; allein, 4 derselben sind nicht in die Landes-Vereinigung aufgenommen worden, und haben also auch nicht Sitz und Stimme auf den Land-Tagen, hingegen die übrigen 23, welche 13 adelichen Familien gehören, haben auf dem Land-Tage 25 Stimmen, weil 2 derselben jedes 2 Stimmen führen. Die feyerlichen Land-Tage werden zu Büchen gehalten, die besondern Versammlungen aber zu Ratzeburg, in einem besondern Zimmer der Regierungs-Kanzelley. Das Land-Marschall-Amt des Herzogthumes besitzen die v. Bülow wegen des Lehn-Gutes Gudow, auf welchem es haftet. Der Land-Marschall ist zugleich erster Land-Rath, und ausser ihm sollen noch 3 Land-Räthe seyn, es sind aber seit vielen Jahren 2 Stellen unbesetzt. Die Ritter- und Landschaft hat ihren besondern Syndikus. Die Privilegien der Ritter- und Landschaft erhellen aus dem lauenburgischen Landes-Recesse von 1702, welchen die Könige Georg I. und Georg II. in allen Stücken und Puncten bestätigt haben.

Das ganze Land bekennt sich zur evangelisch-lutherischen Kirche. Ueberhaupt sind 35 Pfarr-Kirchen und Kirchspiele vorhanden, und sind der Aufsicht eines Superintendenten anvertrauet, welchen der Landes-Herr verordnet. Bey General-Kirchen-Visitationen, welche aber selten gehalten werden, sind zugegen: ein Mitglied der Regierung, welches der Landes-Herr bestimmt, und dabey den Vorsitz hat; der Superintendent; derjenige von der Ritterschaft, welcher ein Mitglied des Consistorii ist; in den landesfürstlichen Pfarren der Amtmann, in dessen Amt die Kirche gehört, in adelichen Pfarren aber der Patron, und in den Städten ein Deputirter von jeder Stadt. Die besondern Visitationen, welche seit vielen Jahren allein gewöhnlich sind, werden von dem

dem Superintendenten mit Zuziehung der Obrigkeit eines jeden Ortes angestellet. Sie geschehen in jedem Kirchspiele alle 3 Jahr 1 Mahl. In den Städten sind für die studierende Jugend lateinische Schulen vorhanden.

An Manufacturen und Fabriken fehlt es ganz. Die Ausfuhre des Landes besteht darin, daß jährlich ungefähr 1000 Last Rocken, etwa 200 Tonnen Butter, jede zu 224 Pfund gerechnet, ungefähr 450 Ctn. Käse, etwa 7000 Stein (70000 Pf.) Wolle, ungefähr für 20000 Rthlr. Bau- und Brenn-Holz, und für einige 100 Thaler Fische, ausgeführt werden.

Vor Alters ist dieses Land ein Stück von Slavia transalbina gewesen, und seine zu den westlichen Slaven oder Wenden gerechneten Einwohner sind, wegen ihrer Lage an der Elbe, Polaber genannt worden. Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachsen und Bayern, machte sich auch diese Polaber unterthänig, und besaß ihr Land als sein völliges Eigenthum. Die unbillige Achts-Erklärung, welche über ihn erging, konnte ihn desselben nicht berauben, weil es kein Reichs-Lehn war. Nichts desto weniger suchte der neu verordnete Herzog zu Sachsen, Bernhard, sich auch dieses Land unterwürfig zu machen, und erbauete 1182, als Herzog Heinrich in England war, das feste Schloß Lauenburg aus den Steinen des von Herzog Heinrich verwüsteten Schlosses Erteneburg. Es zerstörten solches zwar die Grafen von Holstein, Schwerin und Ratzeburg; sie mußten es aber auf kaiserlichen Befehl wieder aufbauen. Heinrich der Löwe nahm es 1189 in Besitz, und behauptete es, nebst dem ganzen Lande, wider den Herzog Bernhard. Als seine Söhne die väterlichen Lande theilten, wurde es zu dem Erbtheile Wilhelm's von Lüneburg geschlagen; es scheint aber nicht, daß er zum wirklichen Besitz desselben gelangt sey; denn Graf Adolph

von

von Holstein machte sich bald Meister davon, und der Herzog und Pfalzgraf Heinrich belehnte ihn 1197 mit demselben, der Graf aber mußte es zu seiner Erlösung 1203 an den dänischen König Waldemar II. abtreten, welcher seiner Schwester Sohn, den tapfern Grafen Albrecht von Orlamünde, auch zum Statthalter von Lauenburg machte. Als aber derselbe in der bornhöveter Schlacht von dem Grafen v. Schwerin gefangen genommen wurde, gab er demselben 1227 Lauenburg zum Löse-Gelde für sich, und der Graf v. Schwerin überließ es an Herzog Albrecht von Sachsen, für den ihm in diesem Kriege geleisteten Beystand. Dieser Herzog hat also das Schloß und Land Lauenburg zuerst an sein Haus gebracht, und es ist ganz und gar kein Zugehör des seinem Vater verliehenen Herzogthumes Sachsen gewesen. Da auch die Fürsten von Anhalt nicht von diesem Herzoge Albrecht, sondern von desselben Bruder, Grafen Heinrich dem Fetten, abstammen, so können sie wegen Bluts-Verwandtschaft keine Erbfolge in den von Jenem neu erworbenen Ländern verlangen, wo sie nicht beweisen, daß sie von ihm in die Mit-Belehnschaft aufgenommen worden seyn. Dieses lauenburgische Land aber ist von der Zeit an, daß es an Herzog Albrecht gekommen ist, ein besonderes Fürstenthum oder Herzogthum gewesen, dessen Besitzer auch Herzoge von Nieder-Sachsen genannt worden sind. Das Haus Braunschweig und Lüneburg hat sich seines Rechtes auf dieses alte Eigenthum Heinrich's des Löwen niemahls begeben; es haben auch die Herzoge Wilhelm und Magnus sich mit Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg 1369 dahin verglichen, daß, im Falle der lauenburgische Stamm erlöschen würde, das Herzogthum an die Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg fallen solle; zu welchem Ende ihnen auch damahls die lauenburgische Landschaft die

Even-

Eventual-Huldigung geleistet hat. Als nun dieser Fall 1689 mit dem Absterben Herzogs Julius Franz erfolgte, nahm Herzog Georg Wilhelm zu Celle Besitz von diesem Herzogthume, und verglich sich hierauf 1697 mit dem Kurfürsten zu Sachsen, welcher, wegen der seinen Vorfahren vom Kaiser Maximilian I. darauf ertheilten Anwartschaft, Anspruch daran machte, auch nach des lezten lauenburgischen Herzogs Tode zuerst den Besitz desselben ergriffen hatte. Die Anforderungen, welche die Herzoge zu Sachsen, ernestinischer Linie, die Fürsten zu Anhalt, die Herzoge zu Meklenburg, das Kurhaus Brandenburg, und die lauenburgischen Allodial-Erben daran machen, sind in den Vindiciis iuris Brunsuicensis & Luneburgensis in ducatum Saxo-Lauenburgicum, welche Phil. Fr. Strube, 1754, zu Göttingen, unter des Hofrathes Ayrer Vorsitz vertheidigt hat, gelehrt und gründlich bestritten worden. Nach des Herzogs Georg Wilhelm zu Celle Tode, fiel Lauenburg an den Kurfürst Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg, an den die fürstl. braunschweig-wolfenbüttelische Linie 1706 ihre Ansprüche auf den Mitbesitz des Herzogthumes abtrat. König Georg I. erhielt 1716 zum ersten Mahl die kaiserliche Belehnung über dieselbe, nebst Sitz und Stimme im Reichs-Fürsten-Rathe. König Georg II. brachte 1738 und 39 das Amt Steinhorst wieder an dasselbe.

Wegen dieses Herzogthumes hat der König von Groß-Britannien, sowohl im Reichs-Fürsten-Rathe, als bey dem niedersächsischen Kreise, eine fürstliche Stelle und Stimme. Der Reichs- und Kreis-Matrikular-Anschlag desselben ist 8 zu Pferde, und 30 zu Fuß, oder 216 Fl. Zu einem Kammer-Ziele giebt es 243 Rthlr. 43½ Kreuzer.

Das Herzogthum hängt zwar von dem kön. und kurf. Geheimenraths-Collegio zu Hannover ab, hat

aber

aber seine besondere Regierung, welche aus dem jedesmahligen Land-Drosten des Herzogthumes, und 3 Regierungs-Räthen, besteht. Es hat ferner ein eigenes Hof-Gericht, welches aus einem Hof-Richter, 2 Land-Räthen, 2 Hof-Räthen, und 2 andern sonst nicht in landesfürstlichen Diensten stehenden Assessoren, besteht. Die Wahl des Hof-Richters, (wobey die Landes-Herren ordentlicher Weise auf die einheimische Ritterschaft, und vornehmlich auf den jedesmahligen Land-Marschall gnädigst zu sehen versprochen haben,) der Hof-Räthe und des einen Assessors, steht allein beym Landes-Herrn, die zwey Land-Räthe und der andere Assessor aber werden von Ritter- und Landschaft präsentirt, und von dem Landes-Herrn bestätigt. Von dem Hof-Gerichte wird an das Ober-Appellations-Gericht zu Celle appellirt, wo die Rechts-Sachen ihre lezte Entscheidung finden, nachdem Kur-Braunschweig, 1747, in Ansehung dieses Herzogthumes, ein uneingeschränktes kaiserliches Privilegium de non appellando erhalten hat. Endlich hat das Herzogthum auch sein besonderes Consistorium, welches aus dem jedesmahligen Land-Drosten, als Präses, 1 Assessor aus der Ritterschaft, welchen dieser präsentirt, 1 Hof-Rath, dem Superintendenten, einem andern Prediger, den das gesammte Collegium präsentirt, und einem Assessor, den die Städte wechselweise präsentiren, und der demselben allemahl ein ganzes Jahr lang beywohnt, besteht. Alle diese Collegia sind in Ratzeburg.

Die Ritterschaft und die Magistrate der Städte haben in ihren Districten die hohe und niedere Gerichtbarkeit. In Civil-Sachen geht die Appellation von den Stadt-Gerichten an die Regierung, wie von den landesfürstlichen Aemtern, aber von den adelichen Gerichten an das Hof-Gericht.

Die

Die unmittelbaren landesherrschaftlichen Einkünfte kommen von den Kammer-Aemtern, und Regalien. Die Ritter- und Landschaft (aber nicht ihre Leute, und die Bürger in den Städten,) sind vom Zoll- Brücken- Damm- und Wege-Gelde frey, doch muß das gewöhnliche Fähr-Geld zu Artelnburg und Dargau, und das Brücken-Geld zu Ratzeburg, ohne Unterschied von jedermann erleget werden. Die Contributions-Summe wird mit Einwilligung der Ritter- und Landschaft angelegt, welche auch bey ihren Anschlägen und der Eintheilung derselben bleibt. Das Verhältniß des Beytrages, welchen die Aemter, Ritter- und Landschaft zu der Contributions-Summe liefern, ist folgendes:

Wenn das Amt Lauenburg giebt - -	92	Rthlr.	18	Sch.	5	Pf.
so giebt Ratzeburg	60	:	32	:	—	:
— — Neuhaus	58	:	34	:	—	:
— — Schwarzenbeck	52	:	8	:	—	:
zusammen	263	Rthlr.	44	Sch.	5	Pf.
Die Ritterschaft - -	109	Rthlr.	19	Sch.	7	Pf.
Die Stadt Ratzeburg	12	:	—	:	—	:
— — Lauenburg	8	:	42	:	8	:
— — Möllen -	20	:	—	:	—	:
zusammen	150	Rthlr.	14	Sch.	3	Pf.

Das neu erworbene Amt Steinhorst fehlt in diesem Anschlage. Von der Contribution bestreitet der Landes-Herr dir Reichs- und Kreis-Steuern, auch andere zu des Landes Nothdurft erforderliche Kosten.

Die Haupt-Stadt Lauenburg ist klein, und liegt an einem Berge bey der Elbe und Steckenitz. Manche Häuser sind in der Tiefe dergestalt erbauet, daß das oberste Stockwerk mit den Straßen in Einer Linie ist; andere Häuser hingegen sind einige Ellen höher,

höher, als die Straßen, angelegt. Die Stadt hat von der Schifffahrt, und vom Getreide- und Holz-Handel gute Nahrung. Es werden hier viele auf der Elbe ankommende Güter niedergeleget, und auf der Steckenitz nach Lübeck gebracht, auch ist hier ein wichtiger Elb-Zoll. Von dem auf der Höhe liegenden alten herzoglichen Residenz Schlosse, ist noch ein Flügel vorhanden, welcher der Sitz des Amtes Lauenburg ist, und eine sehr schöne Aussicht hat.

Von Verkoppelung der Dörfer im Herzogthume Lauenburg, s. im XLIV Th., S. 256, f.

Edict, die Verrufung einiger dänischen Münzen im Herzogthume Lauenburg betreffend, d. d. Ratzeburg, d. 1 Aug. 1788, st. in den Annalen der braunschw. lüneburgischen Churlande, 3 Jahrg. 3 St. (Hannov. 1789, gr. 8.) S. 500, f.

2. Lauenburg, eine Herrschaft, Amt und Stadt, welche nebst Bütow zu West-Preußen gehören, und als ein eigener Kreis mit Hinter-Pommern vereinigt worden sind.

Die Lande Lauenburg und Bütow sind von je her vielen Veränderungen, und in den ältesten Zeiten bald den Königen von Pohlen, bald den Herzogen von Pommern, unterworfen gewesen. Im 14ten Jahrhunderte kamen sie, als ein Theil von Pommerellen, unter die Bothmäßigkeit der Kreuz-Herren, bald nachher aber, im J. 1445, fielen sie mit einem großen Theile vom deutschen Orden ab, und ergaben sich mit besondern Vorrechten in pohlnischen Schutz. Im J. 1455 erhielt sie der Herzog von Pommern Erich, wegen treu geleisteter Dienste, von dem pohln. Könige Casimir, doch ohne Lehns-Verbindlichkeit, hingegen von 1460 an haben die Herzoge von Pommern diese Lande als ein freyes Lehn der Krone Pohlen besessen. Die Krone Pohlen suchte zwar in den folgenden Zeiten die Herzoge von Pommern zu Lehn-

Dien-

Diensten zu bringen, diese aber bequemten sich dazu nicht. Im J. 1526 wurden die Lande Lauenburg und Bütow, bey Gelegenheit einer Forderung an König Sigismund von Pohlen, mit allen ihren Zubehörungen, Nutzungen und Herrlichkeiten, auch mit der Befreyung von der Lehns-Pflicht und von allen Diensten und Abgaben, an die Herzoge von Pommern und ihre männliche Erben überlassen, und zwar mit der Verpflichtung, daß bey einer jeden Krönung eines neuen Königes von Pohlen, die Herzoge von Pommern entweder selbst, oder ihre Räthe, die Lehns-Empfängniß suchen, und dieselbe alsdann ohne Entgelt erhalten, und diese Lande, nach Abgange des männlichen Stammes wieder an Pohlen zurück fallen sollten. Nach dem im J. 1637 erfolgten Tode des lezten Herzoges von Pommern Bogislav XIV., wurden die Lande Lauenburg und Bütow, als ein eröffnetes Lehn, von dem Könige von Pohlen, Vladislav IV., eingezogen, und der Woywodschaft Pomerellen einverleibet, und die Unterthanen mußten die Huldigung nebst der Eides-Pflicht leisten; allein, im J. 1657 wurden Lauenburg und Bütow durch den zu Wehlau geschlossenen und zu Bromberg (Bydgósz) bestätigten Vertrag, dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, und seinen männlichen Descendenten, als ein freyes Lehn, und unter eben den Bedingungen, wie dieselben von den Herzogen von Pommern besessen waren, von dem Könige von Pohlen Johann Casimir überlassen, und von dem Kurfürsten ohne Eidesleistung zu Lehn empfangen, worauf am $\frac{25}{15}$ Apr. 1658 die wirkliche Uebergabe erfolgte. In diesem Verhältnisse mit Pohlen blieben die Lande bis zum J. 1773. Aber in diesem Jahre entsagten der König und die Stände von Pohlen und Litauen auf die bündigste Weise allem Lehn-Rechte, dem Rückfall-Rechte, und überhaupt allen und jeden

andern Rechten oder Ansprüchen, welche sie jezt oder künftig auf die Districte von Lauenburg und Bütow machen könnten, und traten alle diese Rechte auf diese Landschaften dem Könige von Preussen ab. In eben diesem Vertrage wurde ausgemacht, daß die Katholiken alle ihre Besitzungen und ihr Eigenthum in Ansehung des Weltlichen behalten, in Ansehung der Religion in statu quo bleiben.

Nach der im J. 1662 entworfenen Land- und Appellations-Gerichts-Ordnung, hatte die Ritterschaft die erste Instanz vor dem Land-Gerichte, so wie auch unter der pohlnischen Regierung. Dieses Gericht bestand aus dem Land-Richter, 4 Beysitzern und 1 Notarius, die alle von adelichem Stande und in diesen beyden Herrschaften angesessen seyn mußten; jährlich wurde es 3 Mahl gehalten. Die Appellationen gingen an das für solche angestellte Tribunal. Von den Aussprüchen desselben, welches jährlich nur ein Mahl gehalten wurde, fand kein weiteres Rechts-Mittel Statt.

Im J. 1773 wurden die seit alten Zeiten, unter dem Nahmen eines Grod- und Land-Gerichtes und Tribunales bestellt gewesenen Justiz-Collegien, nebst der bisherigen Oberhauptmanns-Stelle, aufgehoben, und dagegen die Districte Lauenburg und Bütow in Ansehung der Justiz-Verfassung und alles desjenigen, was nicht vor das Finanz-Departement gehört, mit der Provinz West-Preußen vereinigt, so, daß auch die westpreußische Regierung in Marienwerder seitdem das Ober-Landes-Justiz-Collegium ist. An statt der bisherigen zwey Justiz-Collegien in Lauenburg, nähmlich des Grod- und Land-Gerichtes, und des Tribunales, wurde ein für diese beyden Districte und die darin vorfallenden Justiz-Geschäfte vollkommen hinreichendes Land-Vogtey-Gericht in Lauenburg, auf eben dem Fuße, wie die in West-Preußen, be-

bestellt; die Städte Lauenburg, Bütow und Leba behielten zwar ihre bisherige innere Einrichtung, in allen zu der Kriegs- und Domainen-Kammer und dem Finanz-Departement nicht gehörigen Sachen aber wurden diese Städte und deren Magistrate auch der westpreußischen Regierung unterworfen; an diese müssen daher auch die Appellationen gerichtet werden. Die Domainen-Aemter Lauenburg und Bütow, wurden in Ansehung der zu dieser Aufsicht der Kammer und zum oekonomischen Zustande gehörigen Justiz Administration, nach dem Rescript v. 8 März 1774, nicht zur Rechts-Pflege der westpreußischen Kammer geschlagen, sondern blieben nach ihrer vormahligen Verfassung in der Verbindung mit Pommern.

Im J. 1777, wurden die Lande Lauenburg und Bütow mit Hinter-Pommern vereinigt, so, daß sie 1) in allen öffentlichen Landes-Oekonomie- und Polizey-Sachen mit der Provinz Hinter-Pommern Einen Körper ausmachen; 2) die ganze Ritterschaft und die Eigenthümer des platten Landes dieser Herrschaften genießen, von dieser Zeit an, alle Freyheiten, Herrlich- und Gerechtigkeiten, Privilegien, Gerechtsamen, Gebräuche und Gewohnheiten, auch Vorzüge, welche der Adel von Hinter-Pommern zu genießen hat; 3) zur Erhaltung dieser Gerechtsamen machen diese Herrschaften einen eigenen Kreis aus, und haben ihren Land-Rath; 4) so wie die ordentliche vierteljährige Steuer in Hinter-Pommern von 45,600 Rthlr. auf 17,350 Land-Hufen vertheilt ist, so wurde nach dem Hufenstande dieser Herrschaften, welcher $338\frac{5}{1}\frac{6}{3}\frac{8}{6}\frac{0}{8}\frac{1}{5}$ Land-Hufen beträgt, die vierteljährige Steuer derselben auf 889 Rthlr. festgesetzt (*).

(*) Ausführlichere Nachrichten von dieser Verbindung, und von dem deshalb am 2 Apr. 1777 zwischen den hinterpommerschen

Die sämmtlichen adelichen Güter des lauenburg- und bütowschen Kreises sind freye Allodial-Ritter-Güter, und in beyden Districten sind keine Lehn-Güter vorhanden. Die Regalien, Privilegien und Gerechtsamen der adelichen Güter bestehen vornehmlich in der hohen und niedern Gerichtbarkeit, der Brau- und Branntweinbrennerey-Gerechtigkeit, der Mühlen-Gerechtigkeit, der Jagd-Gerechtigkeit, dem Patronat-Rechte über die in den adelichen Dörfern belegenen Kirchen und Schulen, und bis zum J. 1783 auch im Strand-Rechte in ihren Gränzen, welches aber in gedachtem Jahre aufgehoben wurde (*).

Der lauenburg- und bütowsche Kreis gränzt gegen Norden an die Ost-See, gegen Osten und Süden an West-Preußen, und gegen Westen theils an den rummelsburgischen, theils an den stolpischen Kreis im Herzogthume Pommern. Der Flächen-Inhalt des lauenburgischen Districtes beträgt $21\frac{3}{4}$, und des bütowschen $8\frac{1}{8}$ Quadrat-Meilen. Der ganze Kreis enthält: 3 Städte, Lauenburg, Bütow und Leba; 2 königl. Domainen-Aemter, Lauenburg und Bütow, mit 56 Dörfern und Antheilen an solchen; 10 Amts-Vorwerke; 126 adeliche Dörfer und Antheile an solchen, auch 321 Vorwerke; desgl. 2 städtische Dörfer, und 4 dergleichen Vorwerke.

Die königl. Immediat-Stadt Lauenburg, in alten Urkunden Lebenburg, Lewenburg, oder Leuenburg, L. Leoburgum, liegt, unter der Länge von

schen und den lauenburg- und bütowschen Ständen geschlossenen, und zu Berlin am 15 May 1777 von Friedrich II. höchst eigenhändig bestätigten Recesse, findet man in Brüggemanns Topographie von Pommern, 2 Th. 2 B. S. 1031, fgg.

(*) Verordnung wegen Aufhebung des Strandrechts an der See-Küste von Preußisch-Pommern, d. d. Potsdam, d. 25 Jul. 1783, st. im Journ. von und für Deutschland, 1785, 9 St. S. 232, f.

von 35° 28′, und Breite von 54° 35′, 3 Meilen von Leba und der Oſt-See, 4 Meilen von Neuſtadt, 5 von Bütow, 6 von Stolpe, und 8 von Danzig, in einem Thale an dem Fluſſe Leba (*), welcher ſich durch das ſogenannte Mohr in den Leba-See, aus demſelben aber in die Oſt-See ergießt, und in welchem ſie, nach dem Privilegio v. 1 Jan. 1341, die freye Schifffahrt in und aus der Oſt-See und Fiſcherey hat. Sie ſoll um das J. 1285 erbauet worden ſeyn. Sie gehörte, bereits erwähnter Maßen, ehemahls zu Pommerellen, und ſtand mit dieſem Diſtricte in den älteſten Zeiten wechſelweiſe unter der Herrſchaft der Könige von Pohlen, der Herzoge von Pommern, der Kreuz-Herren, u. ſ. w. Sie hat 2 Thore, das danziger und das ſtolper Thor, und überdem die Koppel- und die Schloß-Pforte.

Lauenburg war in ältern Zeiten, nach damahliger Art, eine gute Feſtung, wovon noch jezt ihre hohe und ſtarke Ringmauer zeugt, worauf ſich im J. 1782, auſſer einem achteckigen Thurme, und 2 über den Stadt-Thoren erbaueten, noch 24 viereckige aus dem Grunde gemauerte Thürme befanden. Hier waren

im Jahr	Häuſer			Scheunen.
	mit Ziegel-Dächern.	mit Stroh-Dächern.	Summa.	
1782	236	2	238	38
1789	212	2	214	39
1791	229	2	231	39

Die Stadt ſtand im J. 1791, nach dem Feuer-Societäts-Cataſtro im Anſchlage mit 71,451 Rthlr.

(*) Von dem Fluſſe Leba, und der ehemahligen dortigen waldigen Gegend, hat die Stadt ohne Zweifel ihren Nahmen. Leba oder Leve heißt im Wendiſchen ein Wald.

In der Stadt waren, im J. 1791, 33 publike und Privat-Brunnen. An Feuer-Anstalten waren vorhanden: 2 metallene und 208 hölzerne Sprützen, 12 Leitern, 208 lederne Eimer, 8 Haken, und 8 Wasser-Kufen.

Die Anzahl der Einwohner vom Civil-Stande betrug:

	Summa aller Einwohner.	Darunter waren Juden.
im Jahr 1782 - - -	1380	30
— — 1784 - - -	1245	
— — 1786 - - -	1304	
— — 1789 - - -	1453	
— — 1791 - - -	1383	29

Vom Civil-Stande waren hier bey der lutherischen Gemeine

	Getraute	Geborne				Gestorb.		
im Jahre	Par	Söhne.	Töchter.	Summa	Darunter waren uneheliche Kinder beyderley Geschlechts.	Männliche	Weibliche	Summa
1790	7	21	21	42	8	37	19	56
1791	3	23	16	39	10	15	20	35

Bey den katholischen Gemeinen zu Lauenburg, Bütow und den dazu eingepfarrten Dörfern, waren: im J. 1783, Getraute 6 Par; Geborne 21; Gestorbene 20. Im J. 1784, Getraute 9 Par; Geborne 58; Gestorbene 24.

Die Garnison in Lauenburg besteht aus 1 Escadron Husaren. Die Stadt gehört zum Canton des zu Greifenberg in Garnison stehenden Dragoner-Regimentes.

Zu

Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören:

1. Das Schloß, ein altes und festes Gebäude, welches der Herzog Johann Friedrich soll haben neu erbauen lassen. Es war ehemahls der Sitz des Ober-Hauptmannes der Lande Lauenburg und Bütow, und des Amtes Lauenburg (*). Jezt werden in diesem Schlosse die Sitzungen des hiesigen kön. Land-Vogtey-Gerichtes gehalten, dessen Director auch auf demselben wohnt.

2. Drey Kirchen.

a) Die evangelisch-lutherische Kirche zu St. Salvator, welche fast mitten auf dem viereckigen Markte steht, und unter welcher das Rathhaus, die Stadt-Schule und die Stadt-Wage angebracht sind. An dieser Kirche stehen 2 Prediger, (wovon der erste, seit 1775, zugleich Inspector über die lutherischen Stadt- und Amts-Kirchen des lauenburgischen Kreises ist,) welche unter den königlichen Landes-Collegien zu Marienwerder stehen.

b) Die römisch-katholische Kirche zu St. Jacob, welche hier die größte ist, und welche die Lutheraner der hiesigen kleinen römisch-katholischen Gemeine abtreten mußten. Daran steht 1 Propst, welcher aber alles durch seine Diakonen sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, verrichten läßt.

c) Die reformirte Schloß-Kirche, an welcher ehemahls ein Schloß-Prediger stand. Jezt wird der reformirte Gottes-Dienst nur vierteljährig 2 Mahl von dem reformirten Prediger des 5 Meilen von hier entlegenen, westpreußischen Dorfes Krockow besorget, und zugleich das Abendmahl ausgetheilt. Die reformirte Gemeine gehörte ehemahls zur pommerischen, seit 1774 aber zur westpreußischen Inspection.

(*) Der Sitz des Amtes Lauenburg wurde nachher nach dem Vorwerke Neuendorf verlegt.

3. Die lateinische Stadt-Schule, welche 1 Rector und 1 Cantor hat; und zwey deutsche Schulen. Die Reformirten und die Römisch-katholischen haben keine Schulen, weder in der Stadt noch auf dem Lande, und müssen daher ihre Kinder in den lutherischen Schulen unterrichten lassen.

Stiftungen sind hier; das St. Georgen-Hospital, und ein Armen-Haus. Es ist hier auch noch ein königl. Accise- Zoll- und Post-Amt.

Die Einwohner werden in 4 Stände eingetheilt, und nähren sich theils von 50 pommerischen Hufen Land, vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, von 3 Kram- und Vieh-Märkten, und ihren Handwerken.

Der Magistrat, welchem das Wahl-Recht seiner Glieder zusteht, besteht aus 1 dirigirenden Bürgermeister, 1 Justiz-Bürgermeister, 1 Kämmerer, 2 Senatoren und 1 Secretarius; und hat die obere und niedere Gerichtbarkeit. Ausser dem Magistrate ist hier noch ein besonderes Stadt-Gericht vorhanden, welches aus 1 Stadt-Richter und 4 Gerichts-Schöppen besteht, welche die aussergerichtlichen Handlungen, als; die Aufnahme der Testamente, Inventarien, Auctionen ꝛc. versehen, und welche ebenfalls von dem Magistrate gewählet, und von der kön. Regierung bestätiget werden. Hiernächst werden auch von dem Magistrate 10 Bürger ernannt, welche die Stadt-Ordnung vorstellen, und in öffentlichen städtischen Angelegenheiten von dem Magistrate zugezogen werden. Die hohe und niedere Jagd kommt dem Magistrate zu.

Die Stadt steht in allen Justiz-, Kirchen- und Schul-Sachen unter der kön. westpreuß. Regierung zu Marienwerder; in Ansehung der Kammer-, Finanz- und Polizey-Sachen, so wie auch der Accise- und

und Zoll-Sachen, gehört die Stadt aber zu Pommern.

Das Wapen der Stadt, sind drey Thürme und ein aufgerichteter Löwe, welcher sich mit der einen Klaue an einen Thurm lehnt. Ausser der bey der Stadt liegenden kön. Schloß-Mühle, besitzt die Stadt noch eine Loh- und eine Walk-Mühle.

Die Lasten der Bürgerschaft bestehen in der kön. Accise, dem Zettel- und Plombage-Gelde, der Nachschuß- und Fabriken-Steuer nebst dem Servis und den übrigen gewöhnlichen Abgaben, welche jährlich gegen 8108 Rthlr. betragen.

Ausser den genannten Besitzungen, und der Stadt-Ziegeley, nebst einem Kalk-Ofen, gehören zum Eigenthum der Stadt: das Dorf Camelow, $\frac{1}{2}$ Meile von Lauenburg; 3 Vorwerke, Dzechen, Falken und Röpke; 2 kleine Pächtereyen; 17 Feuerstellen; 5 Bauern.

Das kön. Domainen-Amt Lauenburg begreift

a) 19 Dörfer und Antheile an solchen, worunter 2, seit 1740 angelegte Colonien sind; 4 Vorwerke, 2 kleine Pächt- und Holländereyen, 1 Amts-Ziegeley, und 10 Erb-Wassermühlen.

b) 321 Feuerstellen, 2 lutherische Mutter Kirchen; 1 Filial-Kirche.

c) 14 Frey-Schulzen, 143 Bauern; 2 lutherische Prediger, 8 lutherische Küster und Schul-Meister.

Die Waldungen betragen ungefähr 4000 Morgen.

Der kön. Beamte wohnt auf dem, $\frac{1}{4}$ Stunde von Lauenburg gelegenen, Vorwerke Neuendorf.

Lauenförde, ein kurbraunschweigisches Amt, an der Weser, mit einem Flecken gleiches Nahmens, wo ein Weser-Zoll entrichtet wird, im Fürstenthume Calenberg. Man findet daselbst große Waldungen.

Der Flecken hat vor Alters den Grafen v. Dassel zugehört. Zu der Pfarr-Kirche desselben halten sich auch die nächsten Lutheraner in dem benachbarten Bisthume Paderborn. Es hat dieses Amt vormahls einen Theil des Amtes Nienover ausgemacht, ist aber von demselben getrennet, und denen v. Spiegel verpfändet worden, nach der Wiedereinlösung aber ein besonderes Amt geblieben, doch ist die Registratur desselben zu Nienover, wo auch die lauenförd'schen Amts-Unterthanen gerichtet werden.

1. Lauenstein, vor Alters Löwenstein, ein Schloß, Marktflecken und Amt, im Fürstenthume Culmbach oder Bayreuth, an den vogtländischen Gränzen, hat in der Nähe einen Kupfer-Hammer. Diesen Ort haben die Grafen von Orlamünd nach Absterben der Herzoge von Meran besessen, und dem fürstl. Hause zu Lehn aufgetragen, 1430 in dieser Eigenschaft an die Grafen von Gleichen verkauft, von denen er 1438 an die Grafen von Schwarzenburg, und von diesen auf die Grafen von Mansfeld gebracht worden ist, die ihn denen v. Thün als ein After-Lehen verliehen, von denen er zurück an den Ober-Lehns-Herrn gekommen ist.

2. Lauenstein, vor Alters Lawenstein, Leonstein, Löwenstein, eine Herrschaft und ein Vasallen-Städtchen an der Müglitz, im erzgebirgischen Kreise, in Meißen, mit einem altschriftsäss'gen Ritter-Gute und Berg-Schlosse, unweit Geysing und Bärenstein, wo die Tiefebach und die Geysingsbach sich mit der Müglitz vereinigen. Es hat 69 Häuser; und im J. 1779 zählte man hier 96 Familien mit 226 Menschen über 10 Jahr. Zur Stadt gehören 2 Magazin-Hufen. Die Herrschaft Lauenstein fiel, bey der Landes-Theilung des Kurfürsten Friedrich II. mit seinem Bruder Wilhelm, auf des Ersten Portion, zu welcher Zeit sie Münzer aus Freyberg besaßen,

ßen, von denen 1490 Stephan Allepeck der Jüngere diese Herrschaft kaufte. Nach der Zeit kam sie an die v. Salhausen; 1515 nahm dieselbe Rudolph v. Bünau zu Tetschen in Böhmen in Besitz, und brachte sie dadurch an die Bünauische Familie. Sie umfaßt ausser diesem Städtchen und Neu-Geysing noch den Flecken Zinnwald und viele Dorfschaften. Die Herren v. Bünau sind hier unter andern mit dem Berg-Regale über Eisen und Zinn beliehen, daher sie auch ein eigenes Berg-Amt unterhalten. Ueber der Stadt liegt ein uraltes Berg-Schloß, und unweit derselben wurde ehemahls ein reichhaltiges Zinn- und Eisen-Bergwerk betrieben. Auch liegt hier ein Jaspiß-Bruch, wiewohl der Sprödigkeit des Gesteines wegen ungenutzt.

3. Lauenstein, ein Amt und Flecken im Fürstenthume Calenberg. Das Amt Lauenstein ist ungefähr 3 Meilen lang und 2 Meilen breit, und von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben. In einigen Gegenden ist der Boden gut und fruchtbar, in andern mittelmäßig, und in einigen schlecht. Die Waldungen sind ansehnlich, und sowohl in Ansehung des Holzes, als auch der Mast, beträchtlich. Zu Salz-Hemmendorf ist ein schönes Salzwerk, und am Osterwalde ein Steinkohlen-Bergwerk nebst einer Glas-Hütte, in welcher das schönste Glas vermittelst Steinkohlen verfertigt wird. Das steinerne Zeug, welches in Duingen verfertigt wird, ist von sehr guter Art. Es wird aus dem in diesem Amte gebaueten Flachse viel Garn gesponnen, und daraus Leinwand gewebet. Von dem daselbst angelegten Flachs-Magazin, wird im Art. Lein ein Mehreres vorkommen; und von einer Rußfabrikations-Anstalt daselbst, werde ich im Art. Ruß handeln. Die Saale, welche in diesem Amte fließt, entsteht bey Capellenhagen, bekommt aber ihren Nahmen erst bey Wallensen,

nimmt

nimmt unterschiedene Bäche auf, und tritt ¼ Stunde unter Elze, im Bisthume Hildesheim, in die Leine. Das Amt theilt sich in 2 Börden (Districtus); in die Nieder-Börde, welche 3 Flecken, 13 Dörfer, 1 landesherrschaftliches Vorwerk, und 2 besondere adeliche Güter begreift; und die Ober-Börde, welche 3 Flecken und 10 Dörfer enthält.

Der Haupt-Flecken dieses Amtes, Lauenstein, in Urkunden des 12 und 13ten Jahrh. Lewenste, liegt zwischen Bergen und Klippen, und zeigt über sich die Ueberbleibsel des verfallenen Schlosses der edlen Herren v. Homburg; in demselben sind das Amt-Haus und die Gerichts-Stube, das bürgerliche Rathhaus, ein landesherrschaftliches Vorwerk, und eine Pfarr-Kirche. Ueberhaupt hat er 83 Feuerstellen, und ist nach der großen Feuersbrunst, welche er 1730 erlitten hat, besser als vorhin gebauet worden. Vormahls hat er eine Ring-Mauer gehabt. Er hat zwar einen Magistrat, steht aber unter dem Amte. An den bürgerlichen Freyheiten desselben nehmen die Einwohner auf dem Damme, vor Lauenstein, kein Antheil; sie erwählen sich aber aus ihrem Mittel einen eigenen Bürgermeister. Es stehen hier 28 Häuser.

Es hat dieser Flecken vor Alters den edlen Herren v. Homburg gehört, welche auf dem hiesigen Schlosse ihre eigenen Burg-Männer hielten. Heinrich v. Homburg trug dieses Schloß 1247, an Herzog Otto das Kind zu Lehn auf, daher es nach Abgange der edlen Herren v. Homburg an das Haus Braunschweig und Lüneburg fiel. Nachher war das Schloß und Amt eine geraume Zeit an das Bisthum Hildesheim verpfändet, von welchem es wieder an die von Saldern versetzt wurde. Seit 1643 ist das Haus Braunschweig und Lüneburg im völligen und ruhigen Besitze desselben geblieben.

In

In dem an allerley Natur- und Kunst-Producten reichen Amte Lauenstein, befindet sich unter andern auch eine stark riechende Schwefel-Quelle. Sie ist nahe an dem Fuß-Wege der von Deilmissen nach Heinsen führt; nicht weit vom erstern Orte, an einem kleinen Bache, der nahe an der Quelle herfließt, und worin sie sich ergießt. Der gedachte Fuß-Weg geht über diesen Bach, und die Quelle ist vom Wege ab linker Hand nicht weit davon. In warmen Sommer-Tagen kann man sie bey dem Uebergange über den Bach stark riechen; zu andern Zeiten ist der Geruch nicht so stark zu empfinden. Die Quelle verdiente wohl eine nähere Untersuchung.

1. Lauer (der), Lauer-Wein, Laur, in den Wein-Ländern ein geringes Getränk für das Gesinde, Arbeiter und Tagelöhner, welches aus den schon ausgepreßten Weintrauben (Weintrabern, Trestern) durch Aufgießung frischen Wassers, und nochmahlige Stampfung oder Pressung, bereitet wird; Gesinde-Wein, Nach-Wein, Träber-Wein, Trester-Wein, Wasser-Most; im gem. Leben Glaur, Leir, Leur, Lorke, Lurke, (mit welchen leztern Nahmen man auch wohl ein jedes schlechtes unschmackhaftes und kraftloses Getränk im verächtlichen Verstande zu belegen pflegt.) Im Lat. und Ital. Lora; Fr. Demi-Vin, Depense, Ginguet, Piquette.

Ohne Zweifel von lau, unschmackhaft, flau; siehe oben, S. 598. Das Suffixum er bedeutet ein Subject, ein Ding, von welchem etwas gesagt wird.

Man pflegt gemeiniglich, wenn die Weintrauben 2 oder 3 Mahl getrottet oder gepreßt sind, die Hülsen oder Trester in etliche Fässer oder Bottiche zu schütten, und, je eher, je besser, gutes reines Brunnen-Wasser, so viel nöthig ist, (doch daß es nicht gar zu schlecht werde,) darauf zu gießen, und also die Nacht über stehen zu lassen, am folgenden Tage aber

solche Treſter nochmahls auszupreſſen; was alsdann davon herab läuft, iſt der Lauer oder die Lurke; wiewohl nicht aller Orten das Preſſen geſchieht, sondern das Waſſer nur auf den Treſtern eine Zeitlang ſtehen gelaſſen, und hernach in die Fäſſer davon abgezogen wird. Will man aber dem Geſinde zum Beſten einen guten Lauer machen, ſo kann man vorher überſchlagen und ausrechnen, wie viel etwa der 10te Theil des Weines betrage, welchen man den ganzen Tag über getrottet und gemacht hat; alsdann gießt man ſo viel als der 10te Theil ausmacht, friſches Brunnen-Waſſer über die Treſter, daraus man den Wein hat treten laſſen; dazu wird noch der Schaum oder Gäſcht von verjährtem Wein, nebſt den Druſen, die noch in der Butte geblieben ſind, gethan, und alſo läſſet man es, nachdem die Treſter vorher mit Stößeln von einander geſtampft worden ſind, die ganze Nacht durch einander beizen, und darauf am folgenden Tage, wenn alles noch wohl mit Füßen durch einander getreten worden iſt, endlich gar preſſen. Was alsdann heraus fließt, wird in Fäſſer gegoſſen, und wenn es gegohren hat, werden die Fäſſer verſpündet, und hernach in den Keller gebracht. Einige laſſen das Waſſer, welches ſie nach und nach über die Wein-Treſter gießen, 2 oder 3 Tage darauf ſtehen, bis es die Kraft und Farbe an ſich gezogen hat, nehmen hernach den Lauer heraus, und füllen ihn in die Gefäße, welcher oft bis wieder zur folgenden Wein-Leſe gut bleibt; ſodann gießen ſie auf eben dieſelben Treſter zum andern Mahl Waſſer, und machen es wieder ſo, wiederhohlen auch den Aufguß zuweilen zum dritten Mahl, wenn nähmlich die erſten beyden Aufgüſſe nicht zu ſtark geweſen ſind. Den zulezt gemachten Lauer muß man am erſten wegtrinken, weil er nicht ſo dauerhaft iſt, wie der erſte. Der Lauer wird auch mit guten ſaftigen Birnen und

Aepfeln, welche zerstoßen auf die Treſter geſchüttet und ausgepreſſet werden, noch beſſer und ſchmackhafter gemacht. Weil die Fäſſer und Botriche, oder ſo genannten Butten, durch die Treſter, wenn ſie lange darin bleiben, ſehr verdorben werden, und wohl gar bey künftiger Leſe den Moſt ſchlechter machen, ſo muß man gedachte Treſter, ſo bald der Lauer heraus iſt, aus den Butten heraus thun, und ſolche mit warmem Waſſer ausbrühen und auswaſchen, und, wenn ſie abgetrocknet ſind, an einem luftigen Orte aufbehalten. Am beſten iſt es, wenn man beſondere Butten und Gefäße hat, die man zu nichts als zu Lauermachen braucht; doch wollen auch dieſe reinlich gehalten ſeyn.

Auch aus den Aepfeln, wird, nach ausgepreßtem Aepfel-Moſte, ein ſolcher Lauer, oder Halb-Cider, auf ähnliche Art bereitet. Siehe Obſt-Wein.

2. Lauer, (der) eine lauernde Perſon; ſiehe Lauerer.

3. Lauer, (die) von dem Zeit-Worte lauern, die Handlung, der Zuſtand, da man lauert, im gem. Leben; am häufigſten mit dem Vor-Worte auf. Auf der Lauer ſtehen. Jemanden auf die Lauer ſtellen. Ich bin hier ſchon fünf Tage auf der Lauer. Im Niederſ. und Dän. Luur.

Bey den Jägern, heißt die Lauer oder Lauſche, Fr. Affût, ein heimlicher und verdeckter Ort, wo man ſich mit einer ſchußfertigen Flinte hinſtellt, und erwartet, bis das Wild den Weg kommt. Man ſagt: Es iſt heute ſchön Wetter, wir wollen auf die Lauer gehen. Wo ſcharfe Gränzen an die Gehäge oder ſonſt gute Wildbahnen ſtoßen, da pflegen die Angränzenden das Wildpret vorher mit Hafer, Kraut-Stauden, wildem Obſte, u. d. gl. anzukörnen; machen ſich alsdann Gruben in die Erde, welche oben verdeckt und mit einem Schieß-Loche verſehen ſind, ſetzen ſich des Nachts hinein, und lauern

so lange, bis das Wildpret an und zum Schuß kommt. Diese sogenannte Lauer-Gruben werden aber nicht überall gelitten, sondern als eine nichtweidmannische Sache für strafbar gehalten.

Auf Bergwerken heißt die Lauer stechen, Fr. gueter, wenn vorliegende Gewerke auf Forttrieb des Stoll-Ortes lauschen; ingleichen, wenn sie mit Abstattung der Stoll-Steuer (Zubuße) anhalten, und zusehen, ob die Zeche in bessere Umstände kommt, oder wenn sie mit Feist und Feder hauen säumig sind, welches jedoch nicht zuläßig ist.

Lauer-Grube, s. oben, auf dieser Seite.

Lauer-Wein, s. oben, S. 829, f.

Lauerer, (der) am häufigsten zusammen gezogen Laurer, eine Person, welche lauert; Fr. Espion, Gueteur, Mouchard. Und sie hielten auf ihn und sandten Laurer aus, Luc. 20, 20. Im gemeinen Leben, besonders einiger Mund-Arten, wird es häufig noch weiter in Laur zusammen gezogen, einen tückischen, boshaften Menschen zu bezeichnen, wo es oft auch überhaupt ein allgemeines Schimpf-Wort ist. Bauern sind Lauren. Du Laur, du bist ein untrewer wicht, Theuerd. Cap. 24.

Da Laurerinn im weiblichen Geschlechte das Gehör beleidigt, so braucht man der Laurer am häufigsten von beyden Geschlechtern.

Lauern, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben.

1. Scharf auf etwas sehen oder hören, um es zu Gesicht zu bekommen, oder mit dem Gehöre zu entdecken, und in weiterer Bedeutung, warten bis etwas geschehen ist. Auf etwas lauern, warten bis man es erblickt. An der Thür lauern, horchen. Auf eine bequeme Gelegenheit lauern, Fr. épier l'occasion. Gemeiniglich braucht man es auch in dieser allgemeinern Bedeutung nur im Scherze oder nachtheiligen Verstande.

Daher

Daher ablauern, durch Lauern erhalten. Die Gelegenheit, den Vortheil ablauern. Einem einen Kunstgriff ablauern, d. i. heimlich absehen. Nieders. afluuren. Siehe auch ablauschen, im Art. Lauschen.

Auflauern, auf etwas lauern. Einem auflauern, d. i. ihm heimlich nachstellen, im eigentlichsten Verstande. Daher die Auflauerung, und der Auflauerer.

Belauern. 1. Auf etwas lauern. Jemanden belauern, d. i. seine Worte und Handlungen heimlich bemerken. 2. Hinterlistig betriegen, im gem. L. Beyde Bedeutungen hat auch das Nieders. beluuren. Siehe Belauschen, im Art. Lauschen.

Erlauern, durch Lauern erhalten, durch Lauern zu seinem Zwecke gelangen. Jemanden erlauern, ihn belauern und erhaschen. Die Gelegenheit erlauern.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, im Verborgenen zu eines Andern Schaden oder Untergang lauern; warten, bis einem andern Dinge ein Uebel wiederfahre, oder um demselben selbst ein Uebel zu zufügen; Fr. épier, gueter. Die Katze lauert auf die Maus, Fr. le chat guete la souris; der Fuchs lauert auf die Hühner. Wenn jemand Haß trägt wider seinen Nächsten und lauert auf ihn, und macht sich über ihn her, u. s. f. 5 Mos. 19, 20. Die Philister lauerten auf Simson, Richt. 16, 2. Der Gottlose lauret (lauert) im Verborgenen wie ein Löwe in der Höhle, er lauret, daß er den Elenden erhasche, Ps. 10, 8. Jezt lauret sie (die Buhlerinn) an allen Ecken, Sprichw. 7, 12. Die Pharisäer lauerten auf Christum, und suchten, ob sie etwas erjagen könnten aus seinem Munde, daß sie eine Sache zu ihm hätten, Luc. 11, 54. Einem auf den Dienst lauern, im gem. Leben, ihm nachstellen, auf Gelegenheit lauern, ihm zu schaden.

Von dem Unterschiede der Wörter lauern, lauschen, laustern und horchen, s. im Art. Lauschen.

Im Nieders. luren, gluren, kukeluren, im Dän. lure, Schwed. lura, Engl. leer, Isländ. hlera. Es ist das Intensivum von dem noch in der Oberpfalz üblichen lauen, sehen, welches mit dem Oberd. lugen, sehen, genau verwandt ist. Es bedeutet also eigentlich, lange und scharf auf etwas sehen. Siehe Lugen. Es ist also zunächst von dem Sehen hergenommen, so wie das verwandte lauschen zunächst von dem Sinne des Gehöres entlehnt ist. Im Schwed. bedeutet Ljura, das Fenster, welches im Slavon. Djura heißt, woraus sich zugleich das Niedersächs. türen für lauern erklären lässet. Unser Lauern ist mit dem Nieders. luren, gluren, plieren, und Engl. leer und lowre, mit zusammen gedrückten Augen sehen, imgl. tückisch ansehen, genau verwandt, indem solche nur besondere Arten der scharfen Bemühung zu sehen sind.

Lauren, für lauern, ist ein Fehler harter Mundarten.

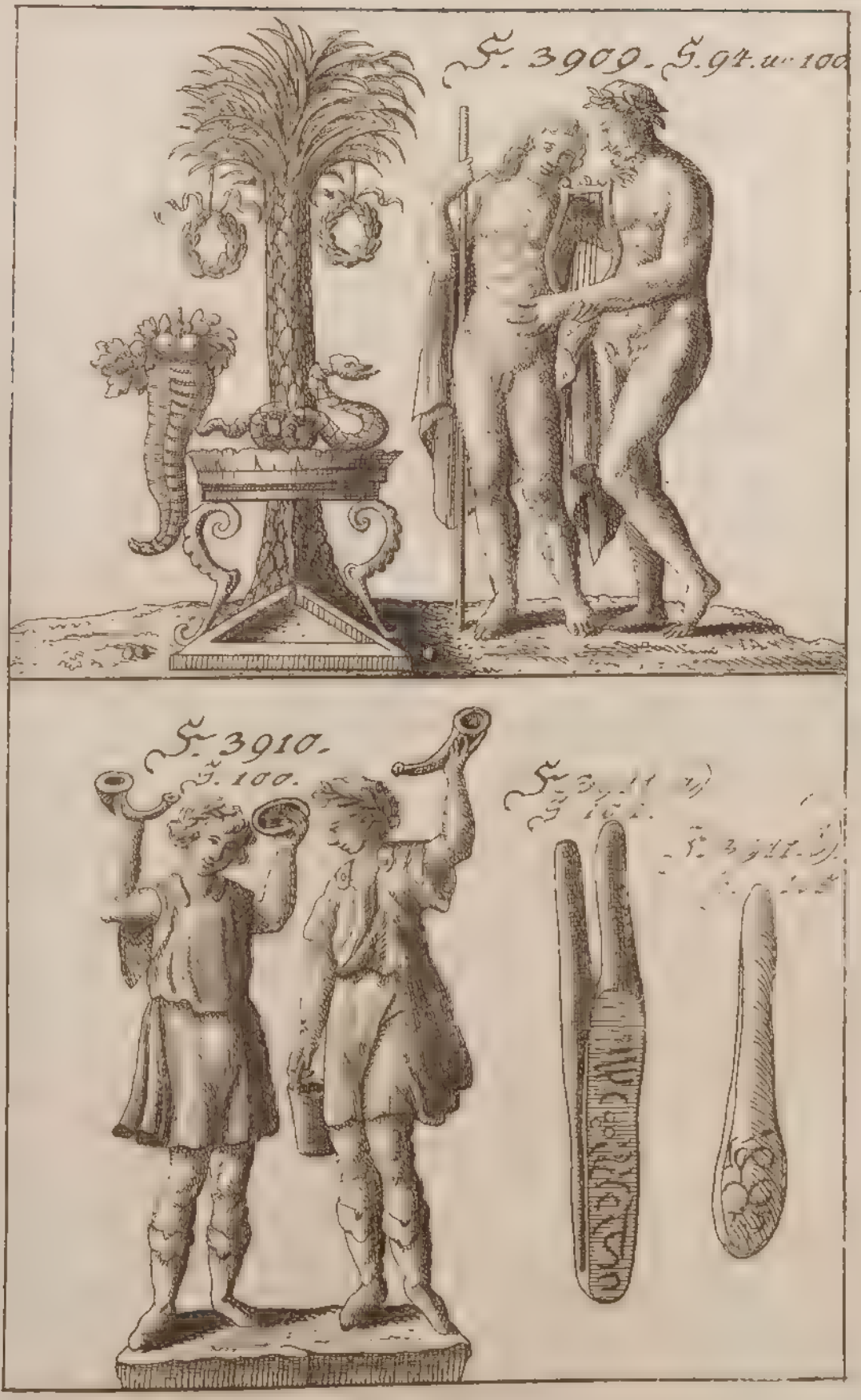
Das Nieders. luren hat noch zwey andere Bedeutungen, welche, allem Ansehen nach, von verschiedenen Stämmen sind. Es bedeutet auch 1. ankörnen, anlocken, und figürlich, mit falscher Hoffnung betriegen, wo es mit dem Franz. leurrer und Engl. lure, einerley ist. Hier ist es ohne Zweifel aus dem Hochdeutschen ludern zusammen gezogen, indem die Niedersachsen das d zwischen zwey Vocalen in tausend andern Fällen zu verbeißen pflegen. 2. Träge, unlustig seyn, Engl. lurk, wo es aus lau, faul, träge, entstanden zu seyn scheint. Im Schwed. ist Lurk, ein träger, fauler Mensch.

Lauerwigen, siehe **Laurwigen**.

Ende des fünf und sechzigsten Theiles.

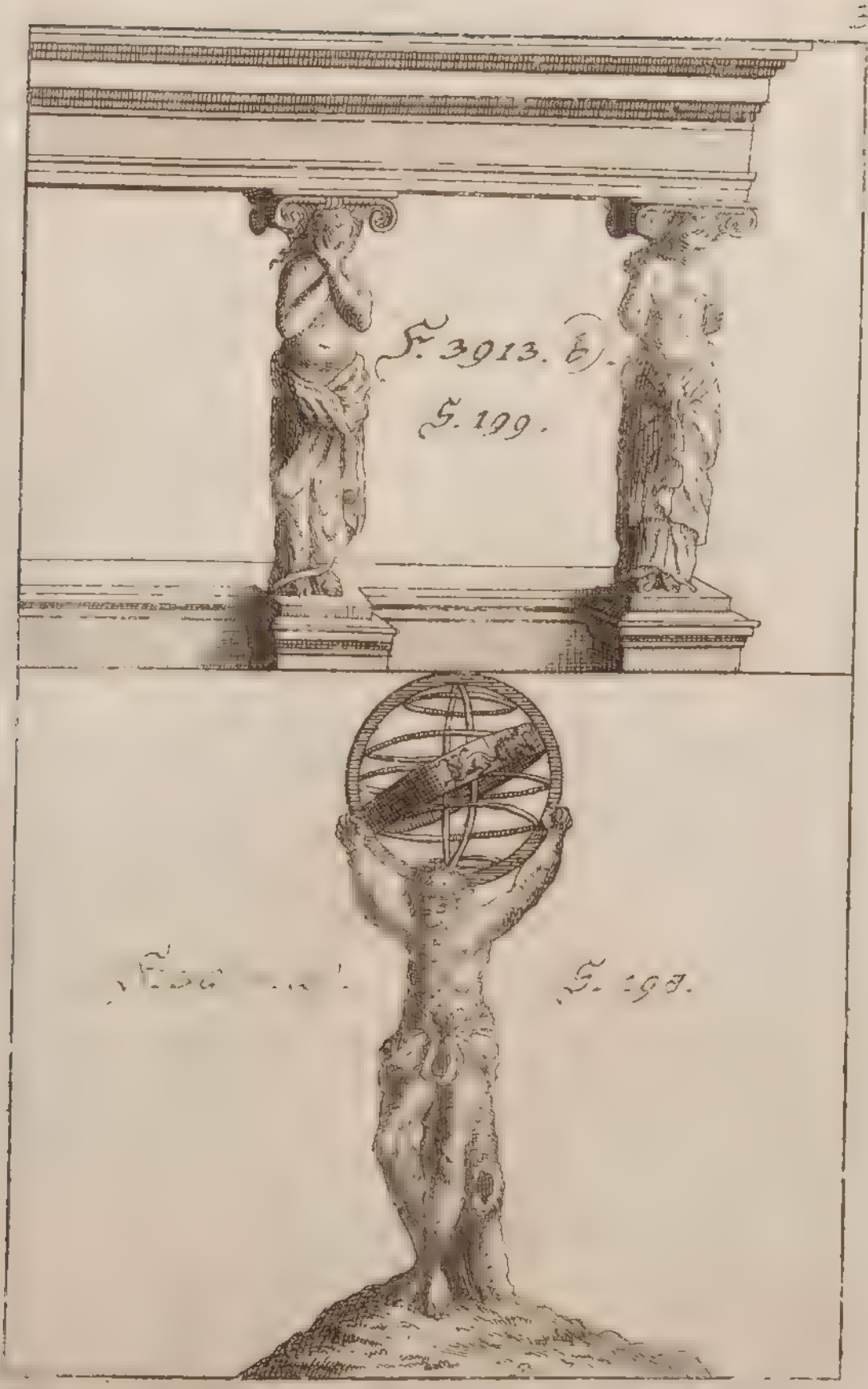
Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem herausgeschlagen werden können, angekleistert.



Oec. Enc. LXV Th.

Oec. Enc. LXV Th.



Enc. LXV. Th.

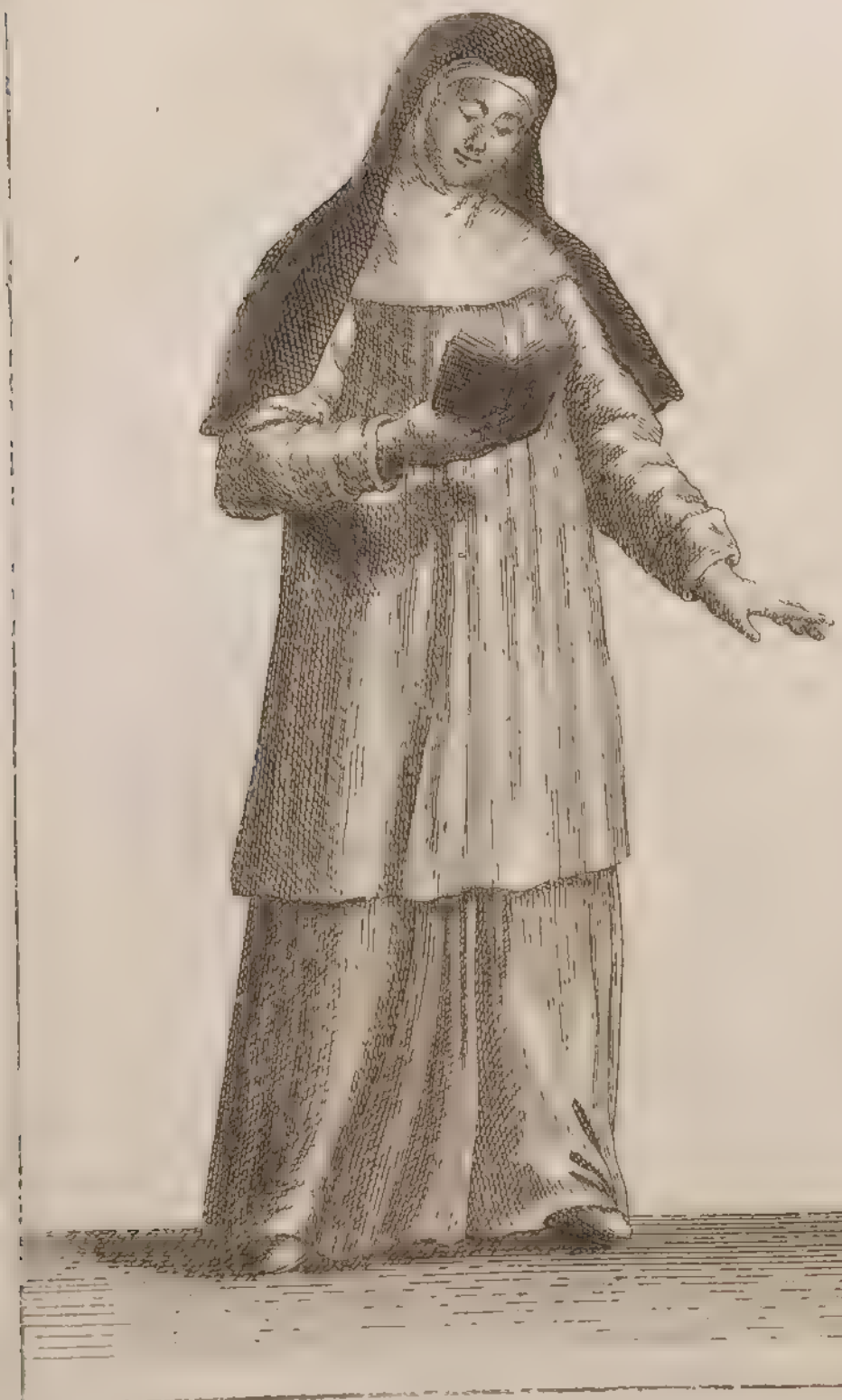
Oec. Enc. LXV Th.

Oec. Enc. LXV Th.

Oec. Enc. LXV Th.

Oec. Enc. LXV Th.

F. 3913. E. F. 349.

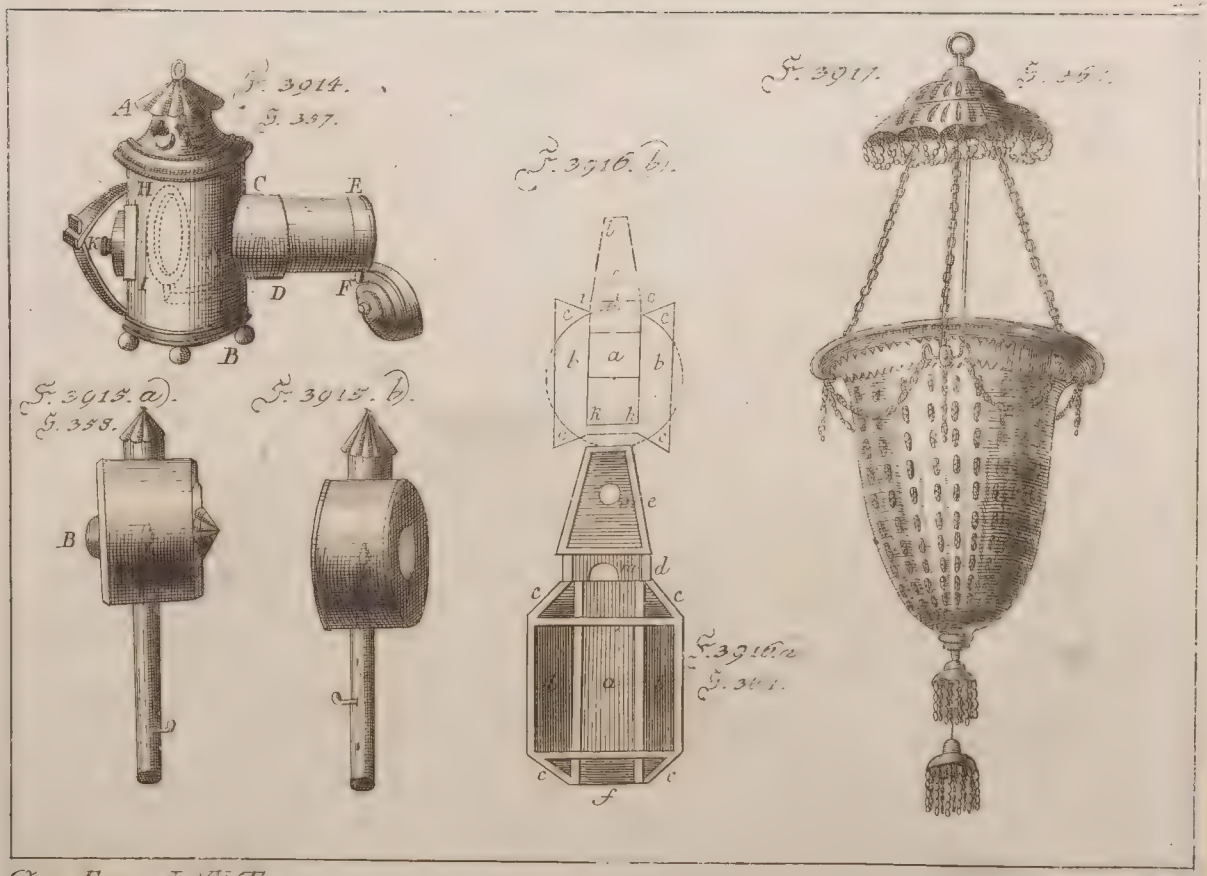


Dec. Enc. LXV Th.

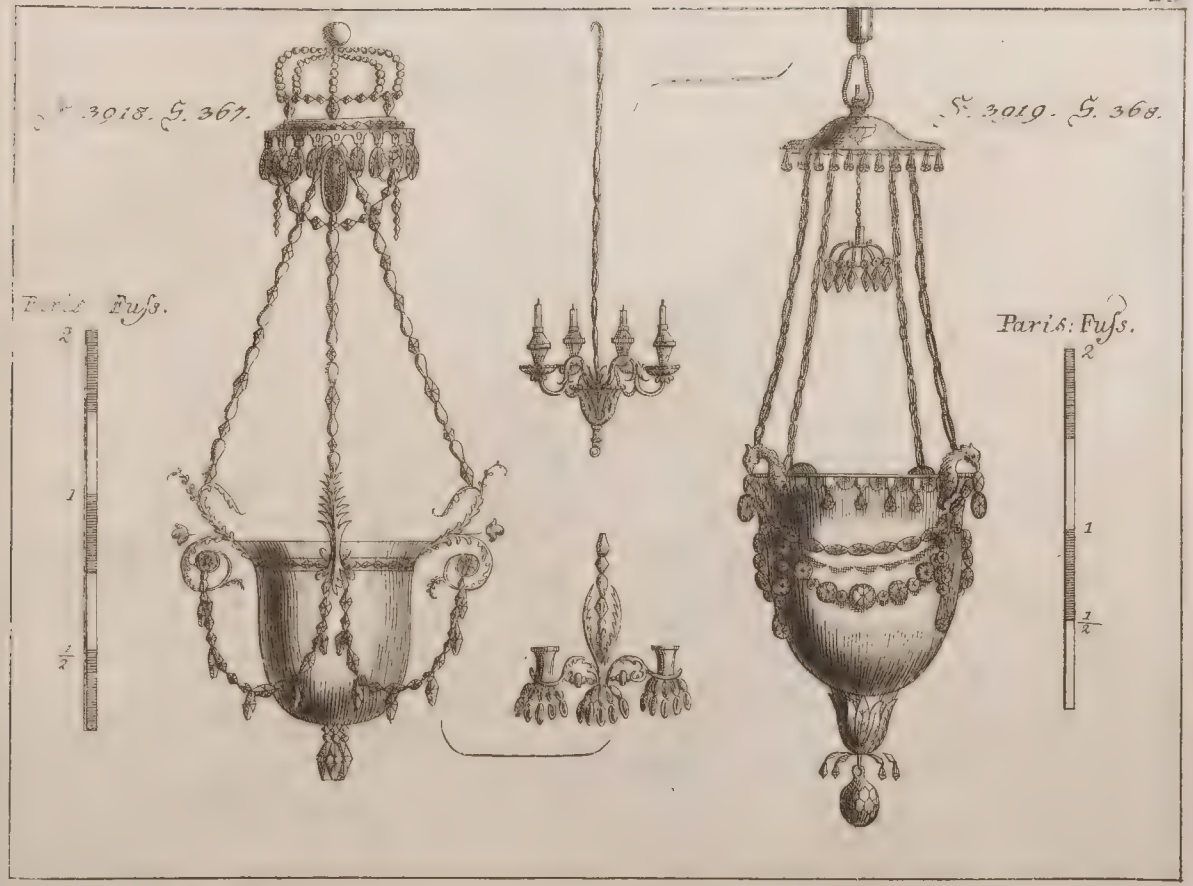
Oec. [illegible] LXV Th.

Oec. Enc. LXV Th.

Oec. Enc. T. XV Th.



Oec. Enc. I. XV Th.



Oec. Enc. I. XV Th.

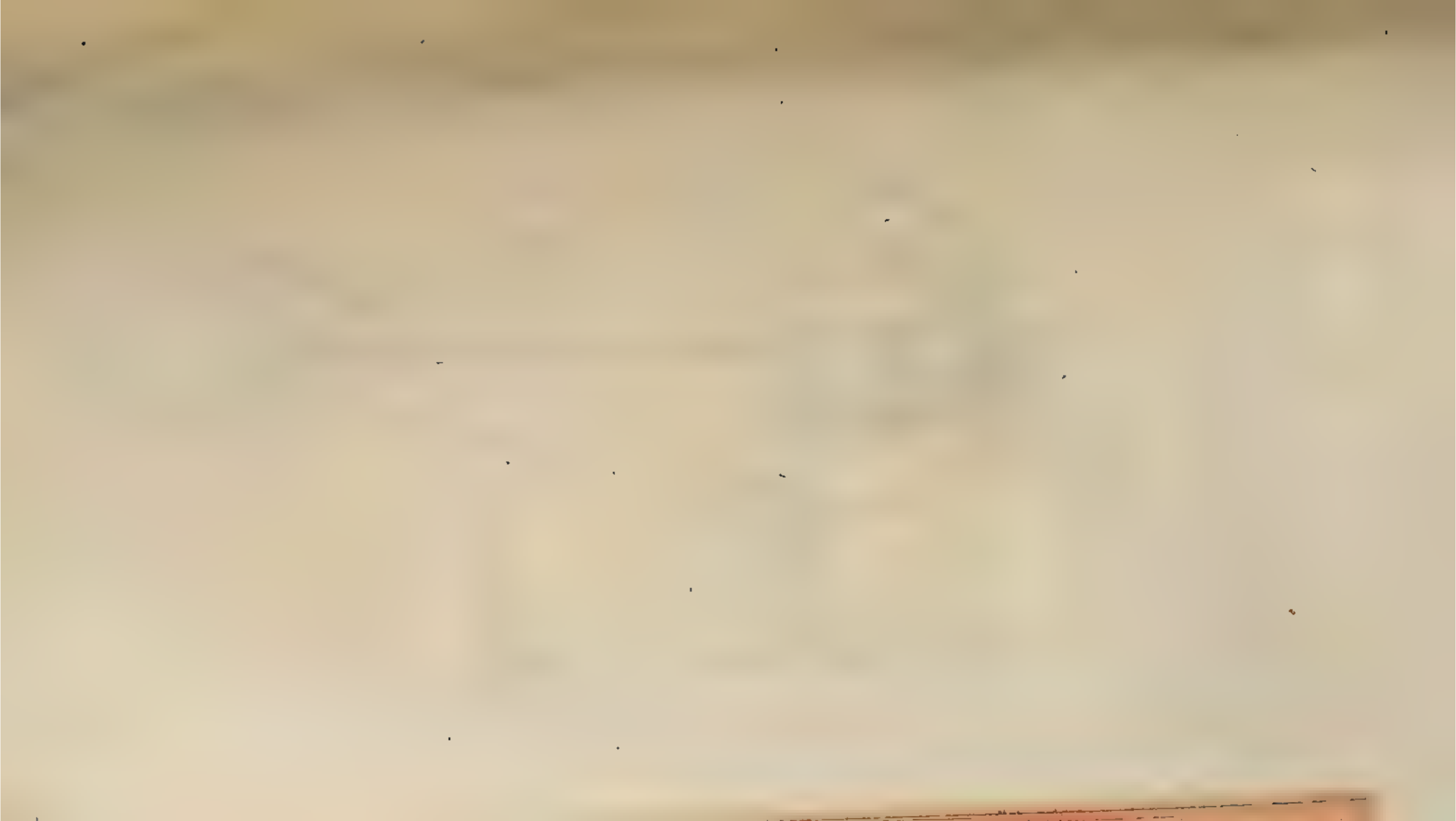
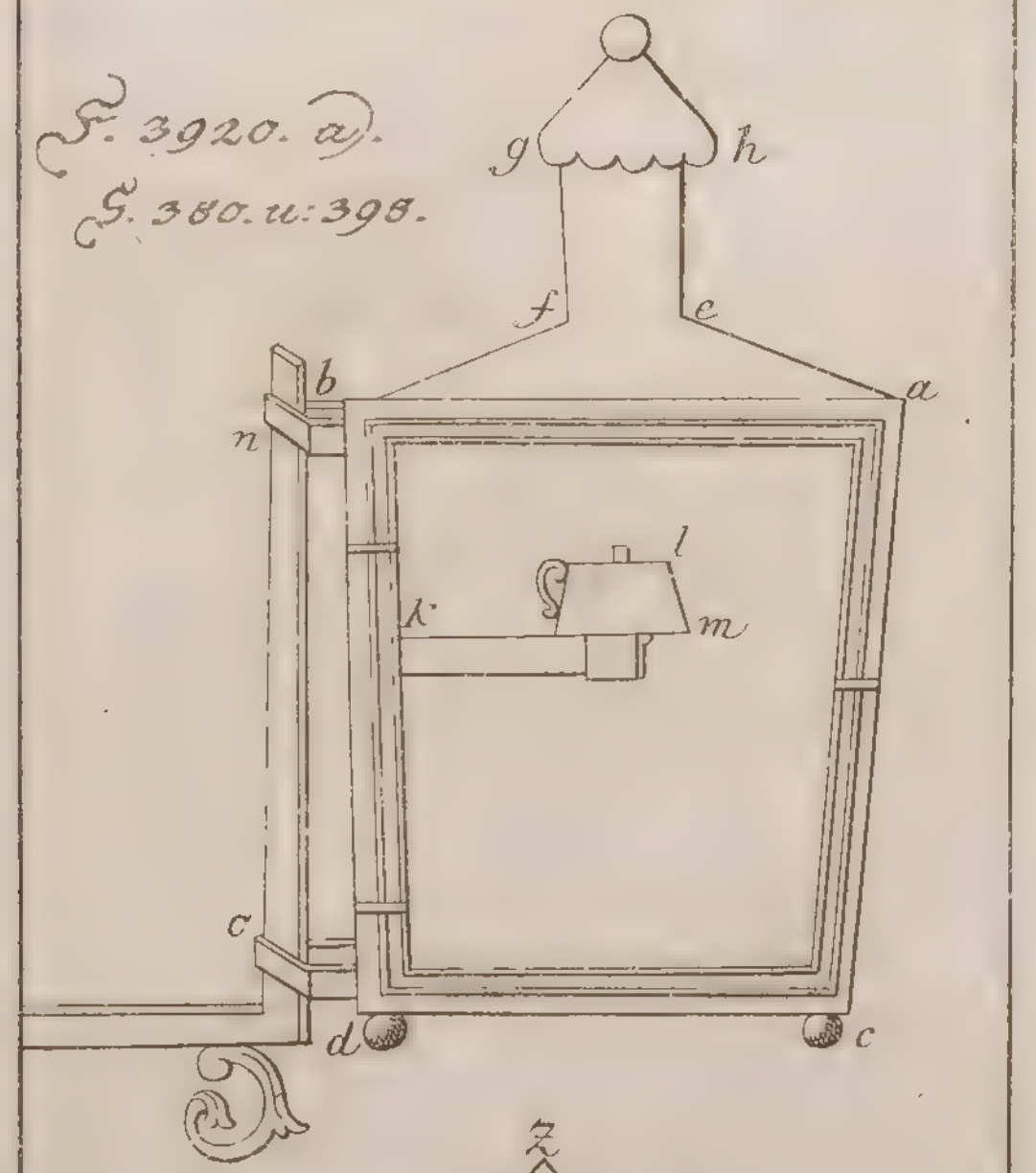


Fig. 3920. a.

Fig. 380. u. 398.



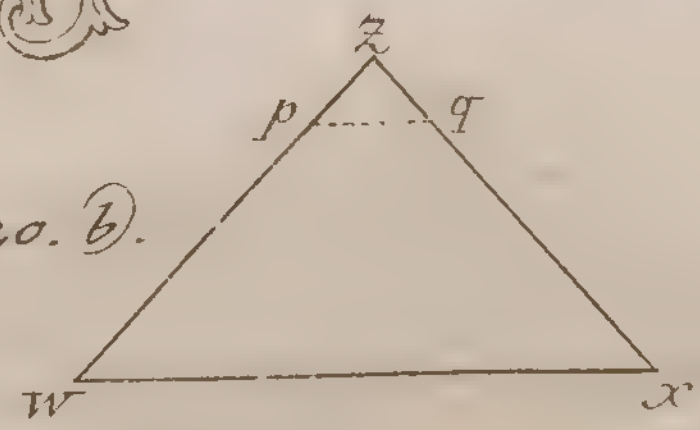


Fig. 3920. b.

Oec. Enc. LXV Th.

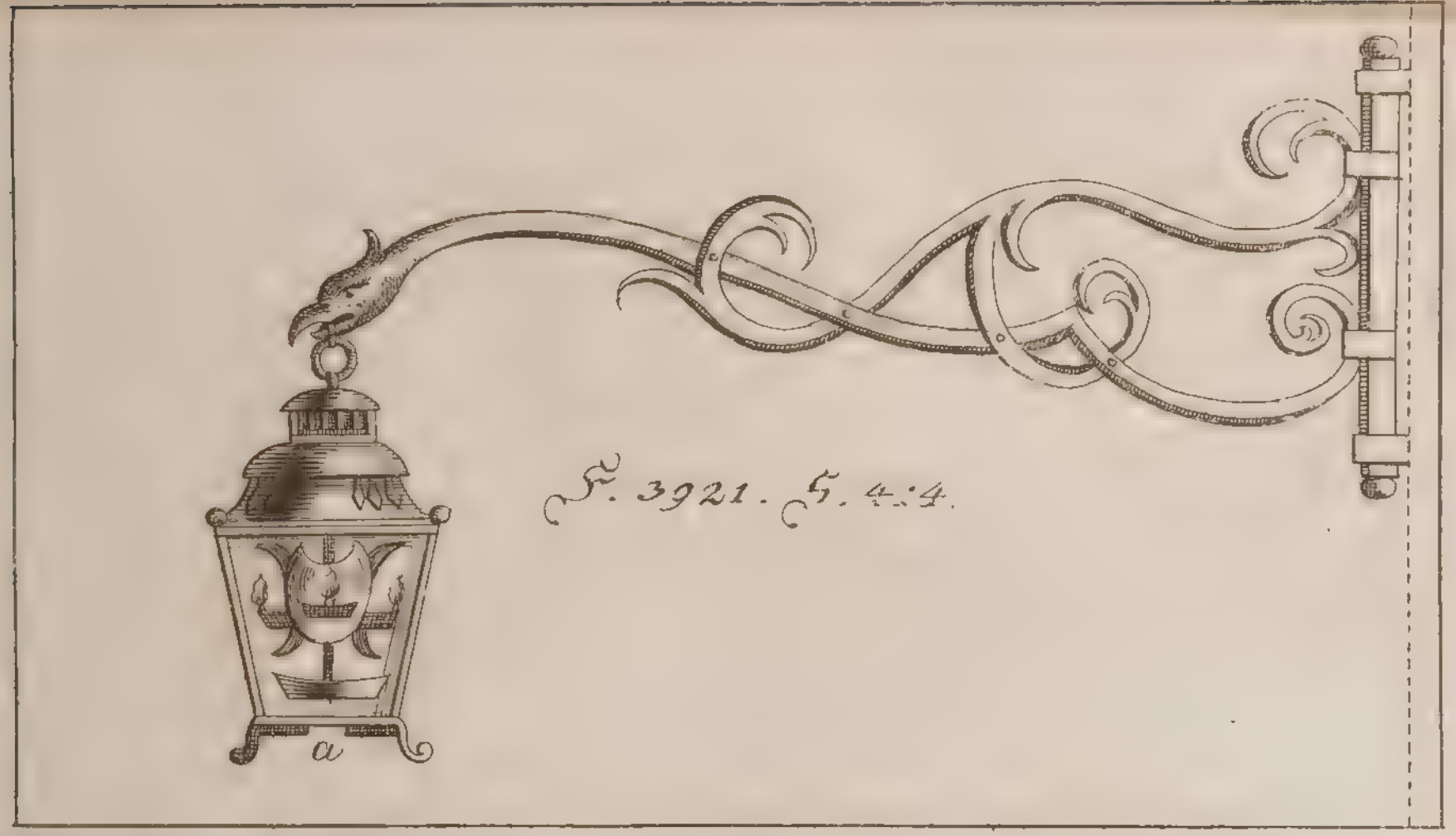
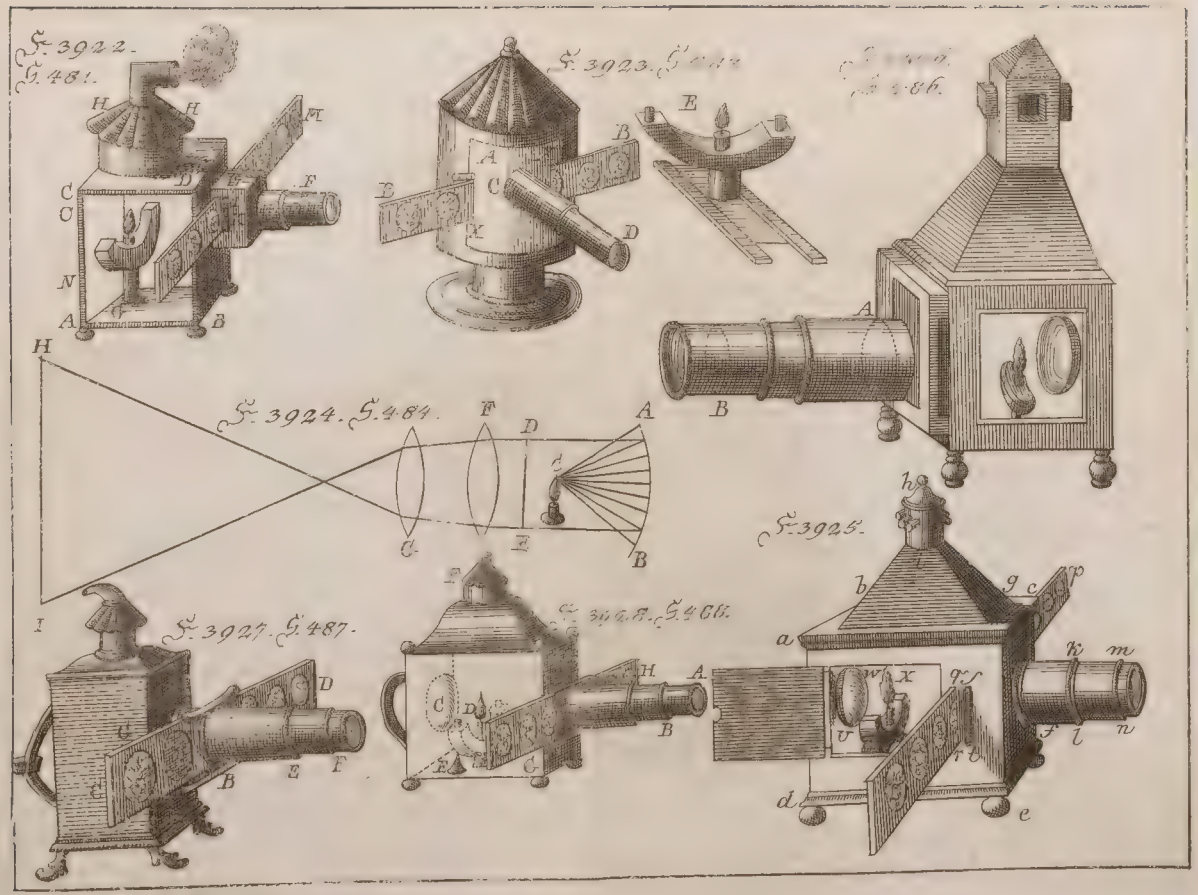
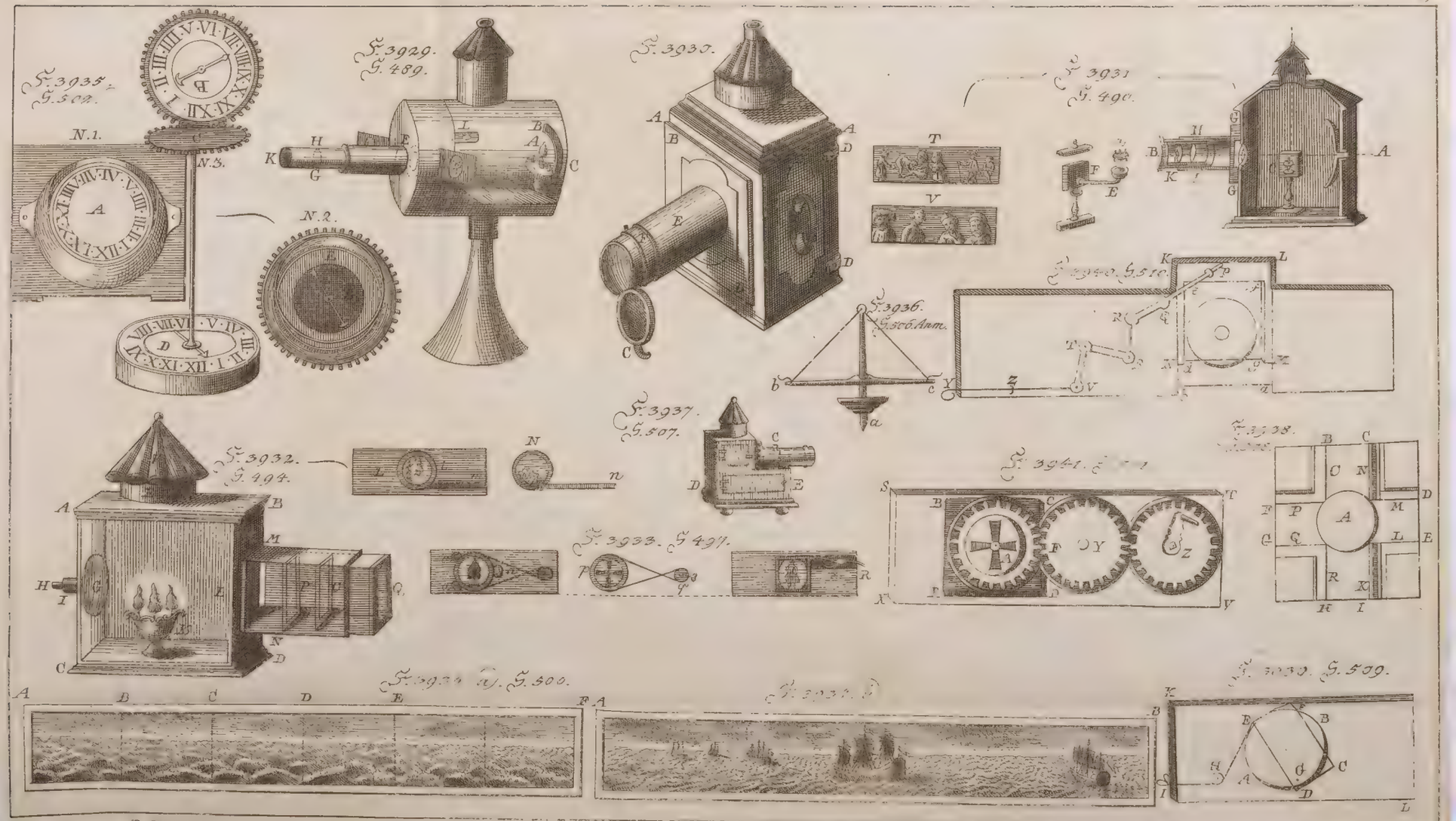


Fig. 3921. 5. 4:4.

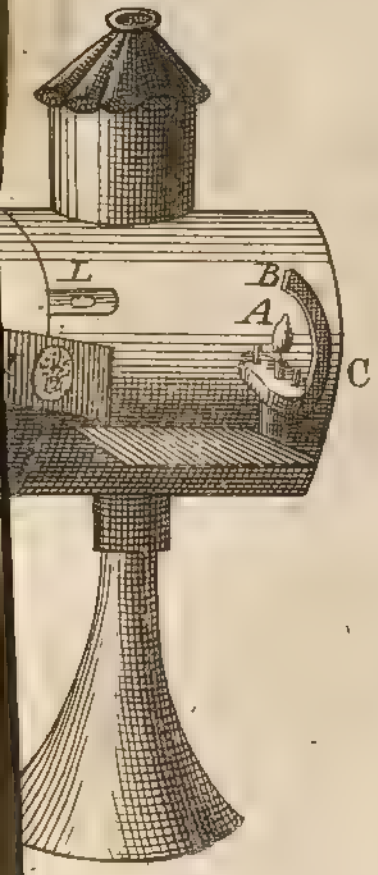
Oec. Enc. LXV Th.

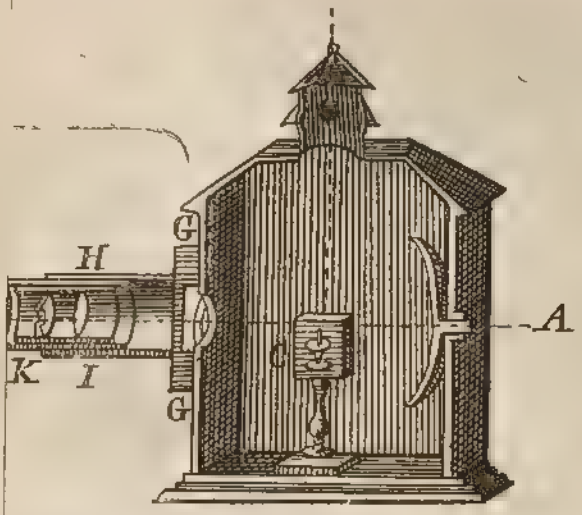


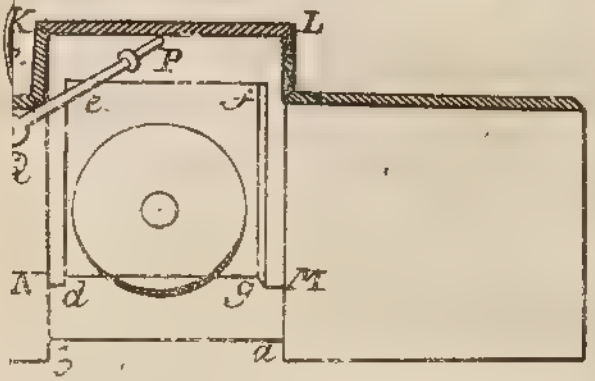
Cec. Enc. LXV Th.



Oec. Enc. I. XV Th.







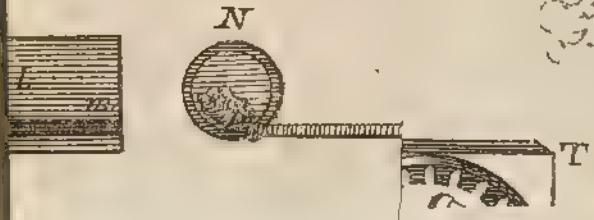
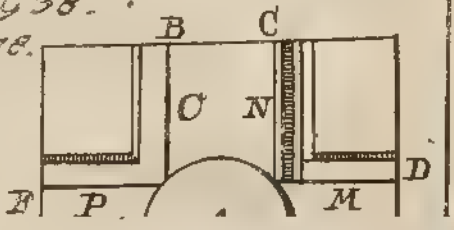
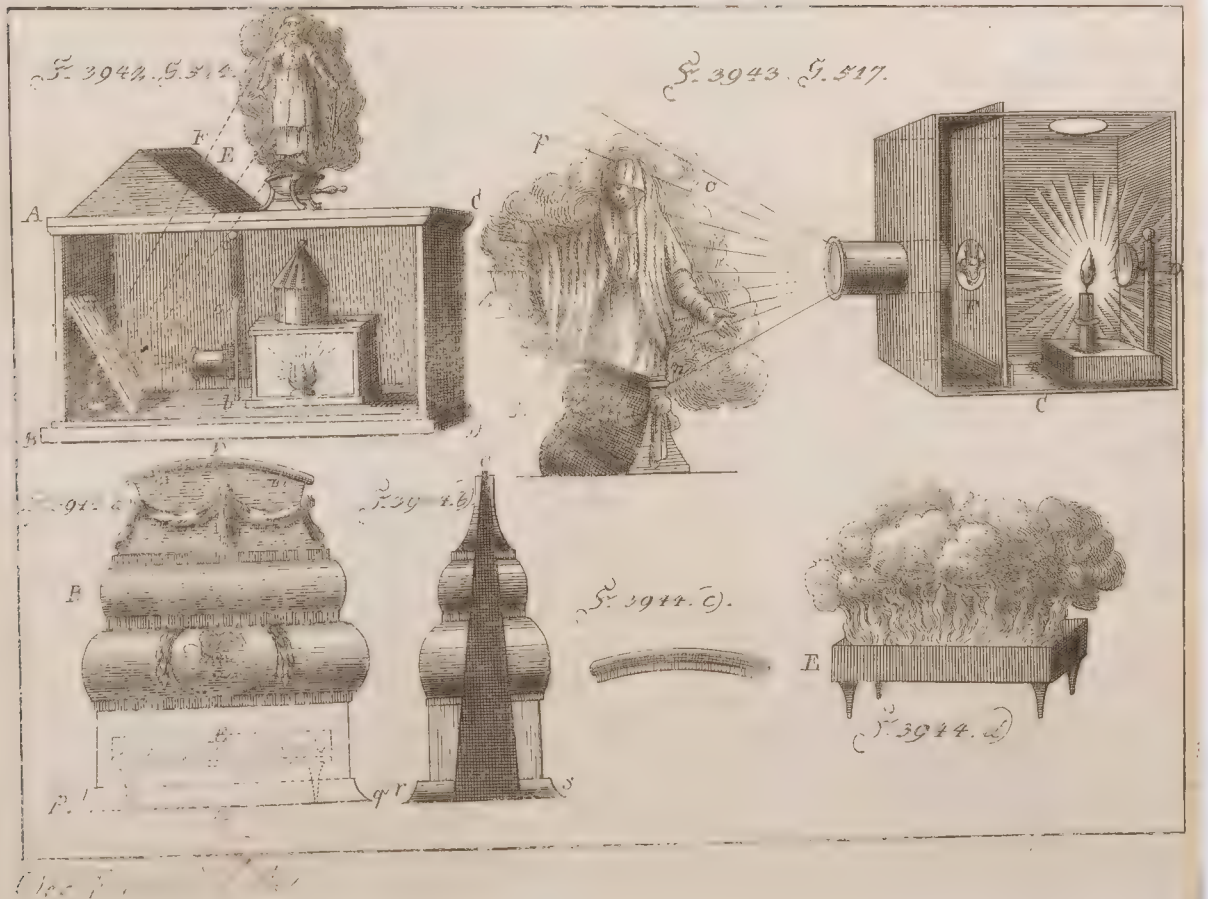
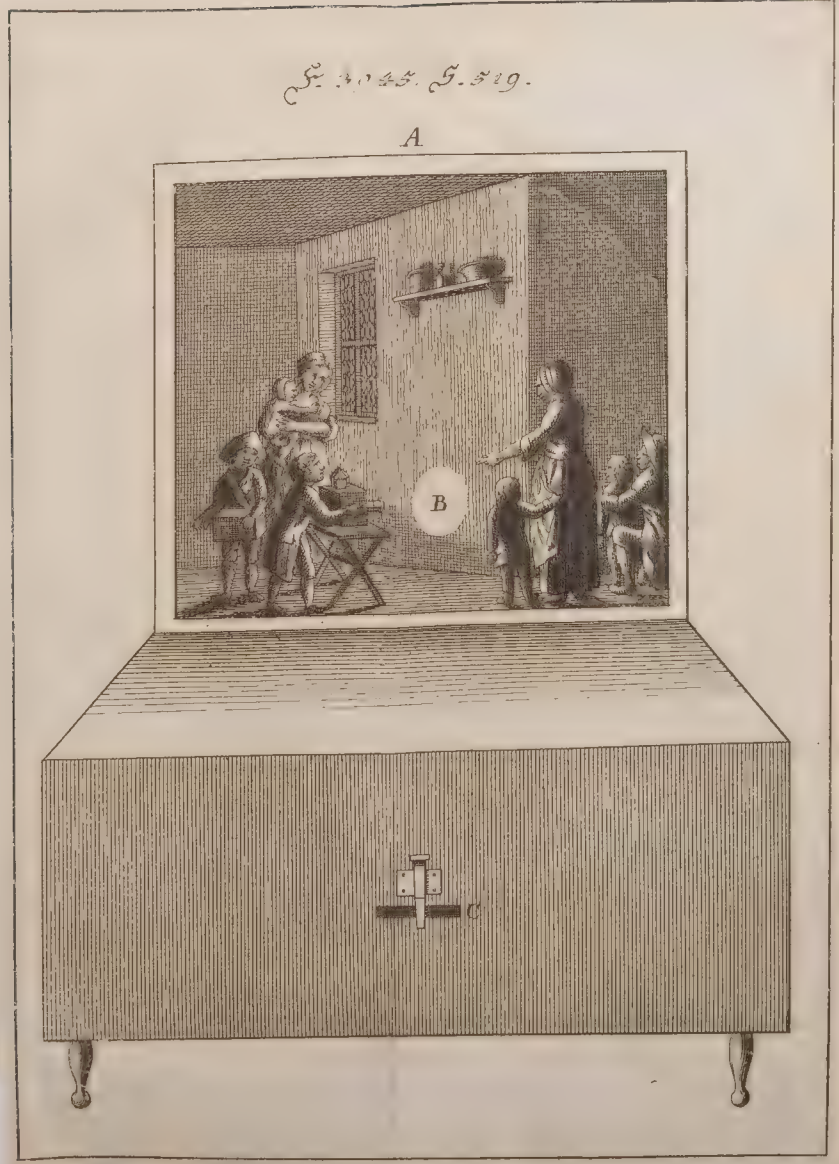


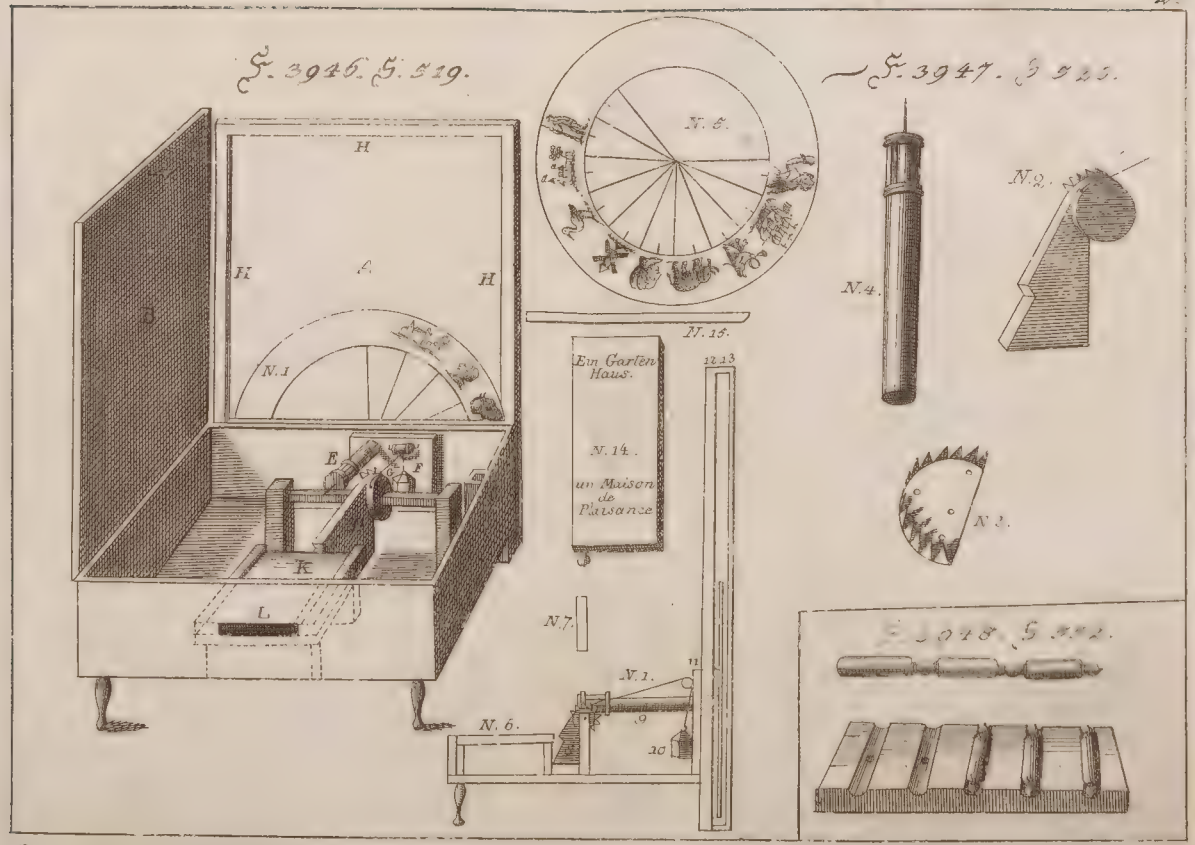
Fig. 3938.
3.508.



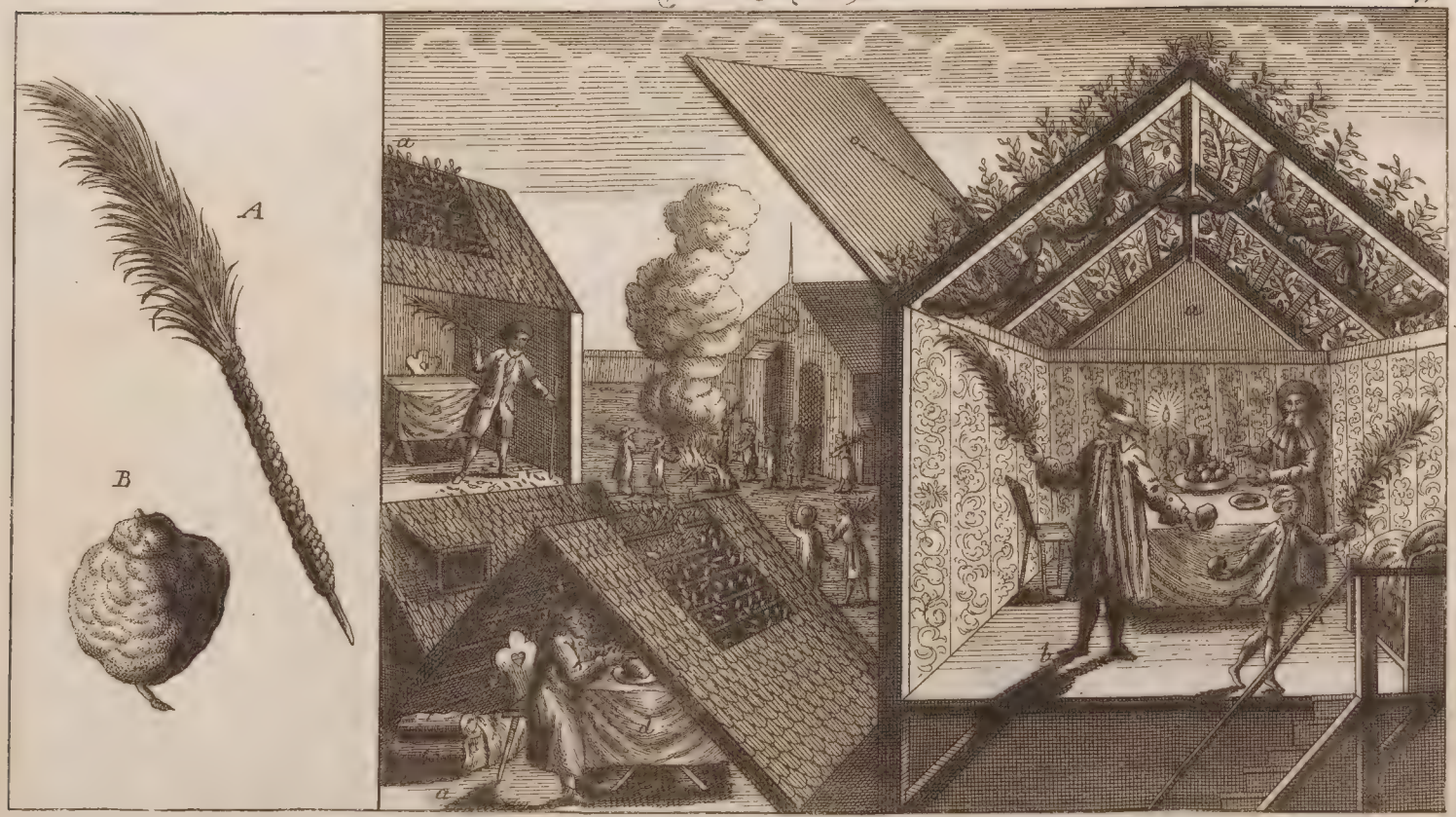

F. 3942. G. 514.
F. 3943. G. 517.
F. 3944. c).
F. 3944. d)



Oec Enc. LXV Th.



Oec. Enc. LXV. Th.



Oec. Enc. LXV Th.

S. 3950. a). S. 746.

Oec. Enc. LXV Th.

5. 3950. b. 5. 718.

Occ. Enc. LXV Th.